

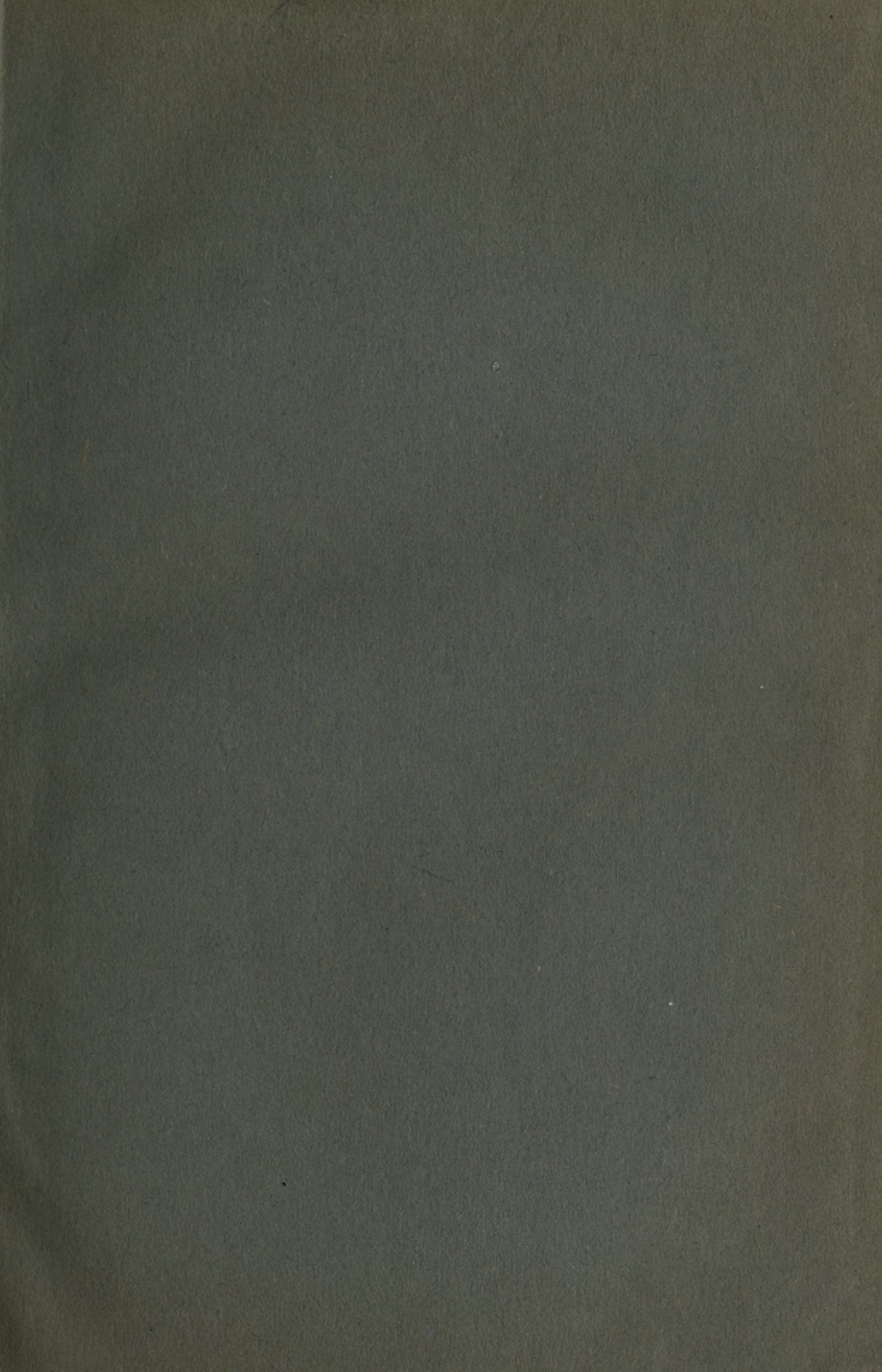
Handelsgeschichte

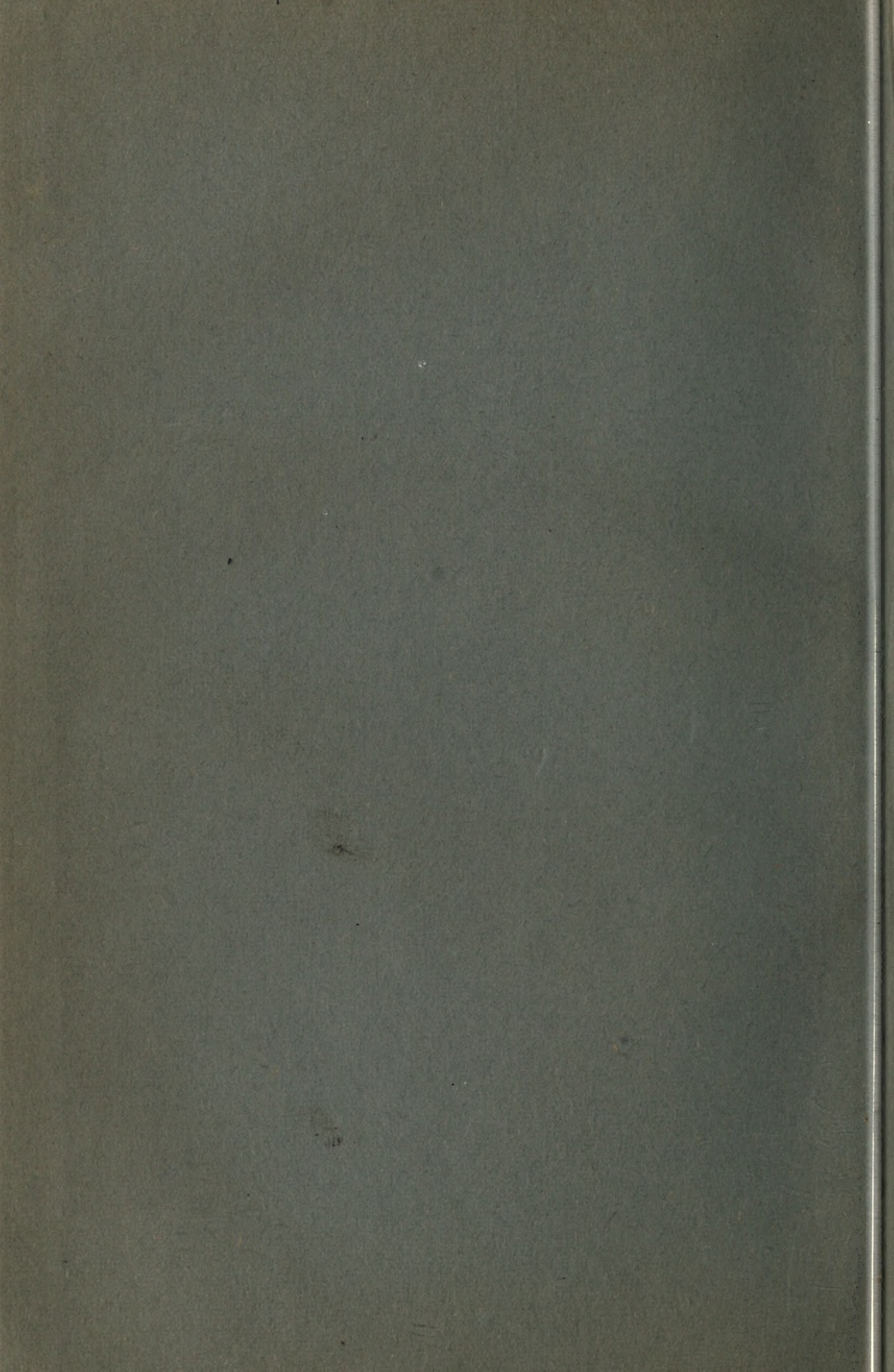
des

Altertums

von

E. Speck





Handelsgeschichte

des

Altertums

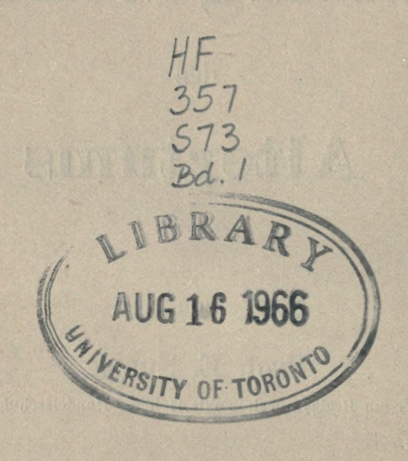
von

Prof. E. Speck,
Oberlehrer am Realgymnasium mit Höherer Handelsschule in Zittau.

Erster Band:

Die orientalischen Völker.

Leipzig.
Friedrich Brandstetter.
1900.



Typograph-Maschinensatz von Oscar Brandstetter in Leipzig.

Vorwort.

Eine Handelsgeschichte des Altertums giebt es nicht. Der Abschnitt in A. Beers Allgemeiner Geschichte des Welthandels (Wien 1860 ff.) über das Altertum umfasst 112 Seiten; der Stoff hat also nur sehr kurz zusammengefasst werden können. Dazu kommt, dass die Ergebnisse der Forschung der letzten Jahrzehnte das Bild der alten Völker wesentlich verändert, besonders das der orientalischen Völker reicher ausgeführt haben. Diese Ergebnisse sind aber in einer grossen Menge von Werken verstreut. Unter solchen Umständen steht der Lehrer der Handelsgeschichte vor einer äusserst schwierigen, kaum befriedigend zu lösenden Aufgabe. Der Verfasser hat dies persönlich zwei Jahrzehnte lang erfahren. Wesentlich deshalb hat er schliesslich gewagt, den Stoff zusammenfassend darzustellen. Dass sich an einem solchen Versuche Unvollkommenheiten genug finden werden, kann nicht zweifelhaft sein. Beloch sagt (Griechische Geschichte I, 199 Anm.): „Eine ‚griechische Wirtschaftsgeschichte‘ haben wir noch nicht; es ist bezeichnend, dass in unseren Handbüchern der sog. Altertümer und in den Litteraturberichten selbst eine Rubrik dafür fehlt.“ Wenn es so steht für die Geschichte der Griechen, über welche die jahraus jahrein erscheinende Litteratur am reichsten ist, um wieviel schlimmer muss es da noch mit der Wirtschaftsgeschichte der übrigen alten Völker bestellt sein? Es war ein unerfreuliches Zeugnis für die deutsche Wissenschaft, dass man im Jahre 1897, um geschichtliche Belehrung über die Notwendigkeit einer starken Flotte zu finden, allgemein zu dem Werke des nordamerikanischen Schiffskapitäns Mahan griff, das überdies lediglich das letzte Vierteljahrtausend umfasst.

Die Erkenntnis ist allgemein geworden, dass der auswärtige Handel ein Lebensinteresse des deutschen Volkes bildet, dass die staunenswerten Erfolge in demselben zu einem guten Teile der Tüchtigkeit, insbesondere der tüchtigen Schulbildung der deutschen Kaufleute zu danken sind, dass aber angesichts des drohenden Wettbewerbes anderer Völker der deutsche Handelsstand die höchsten Anstrengungen machen muss, um selbst auf der erreichten Höhe sich zu erhalten. Daraus folgert man mit Recht, dass einer der notwendigsten Schritte

die weitere Verbesserung des „kaufmännischen Unterrichtswesens“ ist, sowohl der Handelsschulen selbst als der Ausbildung ihrer Lehrer. Da jede geschichtliche Betrachtung auf eine höhere geistige Warte erhebt, die Kenntnis der Vergangenheit eine tiefere Erkenntnis der gegenwärtigen Zustände wesentlich erleichtert und zu treffenden Schlüssen über die in der Gegenwart nötigen Massregeln befähigt, so wird das Studium und der Unterricht der Handelsgeschichte fortan eine erhöhte Pflege gewinnen müssen. Insofern scheint der vorliegende Versuch zur rechten Zeit zu kommen. Der Verfasser hofft, durch ihn den Lehrern der Handelsgeschichte die Vorbereitung wesentlich zu erleichtern. Er hofft weiter, den Studierenden der Handelshochschulen, Kaufleuten und allen, welchen die Kenntnis des wirtschaftlichen Lebens des vielfach recht weit fortgeschrittenen Altertums erwünscht ist, diese Kenntnis in einer bei dem jetzigen Stande der Litteratur nicht möglichen bequemen Weise zu vermitteln. Er hofft ferner, der gebildeten deutschen Kaufmannschaft, den Sekretären und Mitgliedern der Handelskammern, den an der Regierung und Gesetzgebung beteiligten Kreisen ein Hilfsmittel zu bieten, bei ihren Beratungen und Massnahmen die Lehren der Geschichte zu verwerten.

Aber der Verfasser hat seine Darstellung keineswegs durch Rücksicht auf bestimmte Leserkreise, sondern allein durch den Stoff selbst bestimmen lassen. Da seiner Ansicht nach die Handelsgeschichte des Altertums namentlich wegen der sehr mangelhaften Ueberlieferung des Stoffes nur verständlich wird durch die Kenntnis der gesamten übrigen Kultur der Völker, so hat er deren Darstellung einen breiteren Raum, als manchem vielleicht zulässig erscheint, gegönnt. Ueberdies ist auch die Kenntnis so mancher Kapitel, z. B. der bodenwirtschaftlichen und gewerblichen Entwickelung, der sozialen Verhältnisse, des Eingreifens der Staatsverwaltung in Gewerbe und Handel, anziehend und für die Gegenwart lehrreich. Wird man doch beim Studium immer und immer wieder überrascht durch Erscheinungen und Entwickelungen, die man vorher für ganz moderne gehalten hat und gelangt schliesslich zu der Erkenntnis, dass die Babylonier, Aegypter, Griechen vor mehreren Jahrtausenden bereits in mancher Richtung der Gesittung zu einer Entwickelung gelangt sind, welche die neueren Kulturvölker teils vor noch nicht langer Zeit erst erreicht haben, teils eben erst erreichen.

Aus dem vorstehenden ergiebt sich, dass der Versuch keineswegs den Anspruch erhebt, die Forschung zu fördern, er will vielmehr nur deren Ergebnisse zusammenfassend darstellen. Er ruht, ausser auf manchen Abhandlungen in Zeitschriften, wie z. B. von Schweinfurth in Westermanns Monatsheften April 1895 (Ein altes Stauwerk aus der Pyramidenzeit) und Juni 1895 (Ein altes Heiligtum an den Ufern des Möris), von einem ungenannten Verfasser in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1895 Nr. 27—29 (Die Technik der Antike), von Fritz

Hommel ebendaselbst 1895, Nr. 197 (Zur ältesten Geschichte der Kulturpflanzen und Haustiere), hauptsächlich auf folgenden Werken:

Roscher, Nationalökonomik des Handels und Gewerbfleisses. 6. Aufl. Stuttgart 1892.
Hehn, Kulturpflanzen und Haustiere. 6. Auflage von O. Schrader. Berlin 1894.
O. Schrader, Handelsgeschichte und Warenkunde. Jena 1886.
Kiepert, Lehrbuch der alten Geographie. Berlin 1878.
Scobel, Geographisches Handbuch zu Andrees Handatlas. Bielefeld und Leipzig 1895.
Wappäus, Handbuch der Geographie und Statistik. 7. Aufl.
Blümner, Das Kunstgewerbe im Altertume. Leipzig und Prag 1885.
Heeren, Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt. 4. Aufl. Göttingen 1824—26.
Ed. Meyer, Die wirtschaftliche Entwickelung des Altertums. Jena 1895.
W. Richter, Handel und Verkehr der wichtigsten Völker des Mittelmeeres im Altertume. Leipzig 1886.
Götz, Die Verkehrswege im Dienste des Welthandels. Stuttgart 1888.
Lefmann, Geschichte des alten Indiens. 1890.
Lassen, Indische Altertumskunde. 4 Bände.
Richthofen, China. 1. Band.
Fabricius, Der Periplus des Erythräischen Meeres. Leipzig 1883.
Ed. Meyer, Geschichte des Altertums. 1. u. 2. Bd. Stuttgart 1884 u. 1893.
Hommel, Geschichte Babyloniens und Assyriens. 1885.
Winckler, Geschichte der Babylonier und Assyrer.
Meissner, Bruno, Beiträge zum altbabylonischen Privatrecht. Leipzig 1893.
Peiser, Skizze der Babylonischen Gesellschaft. Berlin 1896.
Ed. Meyer und Dümichen, Geschichte des alten Aegyptens. 1887.
Erman, Aegypten und ägyptisches Leben im Altertum. Tübingen 1885, 1887.
W. Max Müller, Asien und Europa nach ägyptischen Denkmälern. Leipzig 1893.
Lieblein, Handel und Schiffahrt auf dem Roten Meere. Christiania 1886.
Pietschmann, Geschichte der Phönizier. 1889.
Meltzer, Geschichte der Karthager. 2 Bände. Berlin 1879, 1896.
Sprenger, Die alte Geographie Arabiens. Bern 1875.
Beloch, Griechische Geschichte. 2 Bände. Strassburg 1893, 1897.
Holm, Griechische Geschichte. 4 Bände. Berlin 1886—1894.
Pöhlmann, Grundriss der griechischen Geschichte nebst Quellenkunde. München 1896.
Iwan von Müller, Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft, IV. Bd., I. u. II. Abt.
Hertzberg, Kurze Geschichte der altgriechischen Kolonisation. Gütersloh 1892.
Weber, Lothar, Die Lösung des Trierenrätsels. Danzig 1896.
Büchsenschütz, Besitz und Erwerb im griechischen Altertume. Halle 1869.
Billeter, Geschichte des Zinsfusses im griechisch-römischen Altertume. Leipzig 1898.

Zittau, im September 1900. **E. Speck.**

Inhalt.

Vorwort . . . . S. III—V.

Inhaltsverzeichnis . . . . S. VI—VIII.

I. Abschnitt. Übersicht . . . . S. 1—138.

Inhalt der Handelsgeschichte 1. Begriff und Aufgabe des Handels 2. Bedeutung des Handels für die Gesittung 3. Anfänge des Handels 4. Handelszweige 5. Handelsgebiet im Altertume 6—7. Landhandel 8. Seehandel 9. Schiffbau und Schiffahrt 10—20. Karawanenhandel 21—22. Verkehrswege 23. Verkehrsmittel: a. Lasttiere: Rind 24. Esel 25. Maultiere 26. Kamel 27. Elefant 28. Pferd 29—32. b. Wagen 33. — Waren 34. Getreide 35. Wein 36. Oel 37. Fische. Zucker 38. Wohlgerüche 39. Weihrauch 40. Andere Wohlgerüche 41. Gewürze: Salz 42. Pfeffer 43. Zimt 44. Andere Gewürze 45. Edelsteine 46. Diamant 47. Andere Edelsteine 48. Halbedelsteine 49. Bernstein 50. Perlen 51. Gold 52. Silber 53. Unedle Metalle 54. Kupfer 55. Bronze, Zinn 56. Andere Metalle 57. Elfenbein u. dgl. 58. Wolle 59. Baumwolle 60. Flachs und Leinen 61. Seide 62. Pelzwerk 63. Farbstoffe 64. Andere Waren 65. Murrhinische Gefässe 66. Pferde 67. Elefanten 68. Verschiedene Tiere 69. Werkhölzer 70. Sklaven 71. — Handelsmittelpunkte 72. Messen und Märkte 73. Wertmesser 74. Münzen 75. Wechsel 76. Geldhandel 77. Masse und Gewichte 78. Ansehen des Handels und der Kaufleute 79. Einfluss des Staates auf den Handel 80. Faktoreien, Kolonien 81.

II. Abschnitt. Indien und China . . . S. 139—209.

Indiens Stellung in der Handelsgeschichte 82. Weltlage 83. Physische Verhältnisse 84. Reichtum der Erzeugnisse 85. Eroberung der Arier 86. Politisches 87. Gesittung 88. Kasten 89. Die Kaufleute und ihr Ansehen 90. Gewerbe 91. Der Handel in vedischer und epischer Zeit 92. In geschichtlicher Zeit: Binnenhandel 93. Die Passivität der Inder im auswärtigen Handel 94. Der Landhandel nach Osten und Norden 95. Nach dem Westen und Nordwesten in früher Zeit 96—97. China 98. Geschichtliches 99. Chinas und Indiens Landhandel nach dem Westen bis Ende des 1. Jahrh. v. Chr. 100. Chinas Handelswege nach dem Westen 101. Chinas Handel nach dem Westen vom Anfange des 1. Jahrh. n. Chr. an 102. Der Handel von Baktrien nach dem Westen vom 2. Jahrh. v. Chr. an 103. Schiffbau und Schiffahrt der Inder 104. Die Häfen Indiens 105. Die Monsune des Indischen Ozeans 106. Der Seehandel zwischen Indien und dem Westen 107—108. Der Seehandel von Indien nach dem Osten 109. Die Waren 110. Handelsbetrieb 111. Chinas Binnenhandel 112. Verkehrswege 113 Verkehrsmittel 114. Seeschiffahrt 115.

III. Abschnitt. Babylonien und Assyrien. S. 210—275.

Physische Verhältnisse 116. Wasserbauten 117. Fruchtbarkeit und Bodenerzeugnisse 118. Baumaterial und Bauweise 119. Weltlage 120. Die Sumerier 121. Die Semiten, Kassiten, Chaldäer 122. Die Assyrer 123. Städte und Gebiet der Assyrer 124. Assyrien ein Militärstaat 125. Geschichtliche Bedeutung der Assyrer 126. Die Meder 127. Das Neubabylonische Reich 128. Die Stadt Babylon 129. Die babylonische Gesittung 130. Die geistige Kultur 131. Die Gesellschaft, der Staat, die Landwirtschaft 132. Die Gewerbe 133. Ursachen des Gedeihens des Handels 134. Handel in der sumerischen Zeit 135. Wirtschaftliche Verhältnisse während der 1. babylonischen Dynastie 136. Auswärtiger Handel von der Zeit der 1. babylonischen Dynastie bis zur Assyrerzeit 137. Die Chetiter und Aramäer 138. Der Handel im Assyrerreiche 139—140. Der Handel im Neubabylonischen Reiche 141.

IV. Abschnitt. Persien . . . . S. 276—302.

Die physischen Verhältnisse Irans 142. Bevölkerung Irans 143. Gesittung der Iranier vor Cyrus 144. Politisches 145. Ausdehnung und Macht des Reiches 146. Regierungssystem 147. Reichsstrassen und Reichspost 148. Staatliche Förderung des Handels 149. Kulturverhältnisse 150. Bodenerzeugnisse, Bodenkultur, Gewerbserzeugnisse 151. Luxus der Perser 152. Landhandel im Perserreiche 153. Seehandel des Perserreiches 154. Münzen und Gewichte 155.

V. Abschnitt. Aegypten . . . . S. 303—413.

Die physischen Verhältnisse 156. Ausdehnung und Namen des Landes, Name und Abstammung des Volkes 157. Die Gesittung der Aegypter 158. Alter und Selbständigkeit der Gesittung 159. Das Alte Reich 160. Das Mittlere Reich 161. Das Neue Reich 162—163. Die Fremdherrschaft, das Reich von Napata 164. Psammetich I. und seine Nachfolger 165. Die Wasserbauten 166. Die Landwirtschaft 167. Der Bergbau 168. Die Gewerbe 169—170. Die Kunst 171. Die Wissenschaft 172. Die Erblichkeit der Stände 173. Wohlleben des Volkes 174. Verbindungen mit dem Auslande 175. Passivität des Handels 176. Binnenhandel 177. Verkehrsmittel zu Lande 178. Schiffe 179. Nilschiffahrt 180. Seeschiffahrt 181. Der Handel mit Punt 182—184. Mit Nubien 185. Mit Syrien 186—87. Mit Kefto und Babylon 188. Sklaven 189. Handelsbetrieb 190. Der Handel unter Psammetich und seinen Nachfolgern 191. Der Handel in der Perserzeit 192.

VI. Abschnitt. Die Phönizier. . . . . S. 414—514.

Syrien 193. Phöniziens Grenzen und Ausdehnung 194. Bodenform und Klima 195. Bodenerzeugnisse 196. Wirkungen der Naturverhältnisse 197—198. Abstammung und Herkunft 199. Namen des Landes und Volkes 200. Geschichtliches aus der älteren Zeit 201. Innere Verhältnisse 202. Sidon 203. Tyrus 204. Tyrus als Vormacht 205. Friedliche Politik 206. Gesittung 207. Babylonische und ägyptische Einflüsse 208. Vorderasiatische Gesamtkultur 209. Gewerbe 210. Metallgewerbe 211. Schnitzerei, Edelsteinschneiderei und Glasbereitung 212. Weberei und Färberei 213—214. Bergbau 215. Fischfang 216. Seewesen 217. Kolonien 218. Ursachen der Gründung 219. Verhältnis zum Mutterlande 220. Nachteile 221. Ortsbeschaffenheit 222. Kolonien im Oriente

223. In Cypern 224. Im Aegäischen Meere 225. Im Westen 226. Handel mit den Euphratländern 227. Armenien 228. Syrien 229. Aegypten 230. Ophir 231—232. Arabien 233. Nach dem Aegäischen Meere 234. Italien 235. Gallien 236. Spanien und Britannien 237. West-Afrika 238. Nord-Afrika 239. Bedeutung des Handels 240. Waren 241. Sklavenhandel 242. Handelsbetrieb 243.

VII. Abschnitt. Arabien . . . . S. 515—570.

Physische Verhältnisse 244—45. Wasserbauten 246. Bodenerzeugnisse: Tiere, Pflanzen 247. Weihrauch 248—249. Myrrhen und andere Drogen 250. Metalle und Edelsteine 251. Verschiedene Erzeugnisse 252. Aethiopische und indische Waren 253. Die Wanderung der Araber nach dem Norden 254. Die nordarabischen Völker 255. Die mittelarabischen Völker 256. Die Sabäer 257. Die Kattabanen und Gebaniten 258. Die Himjaren 259. Die Nabatäer 260. Nationale Zersplitterung 261. Gesittung 262. Schiffahrt 263. Handel mit Ostafrika 264. Seehandel mit Aegypten 265. Seehandel mit Indien 266. Landhandel mit Syrien und Aegypten 267. Nach dem Euphrat 268. Dedan 269. Gerrha 270. Handelsbetrieb 271. Bedeutung des Handels 272.

VIII. Abschnitt. Die Israeliten . . . . S. 571—587.

Ausdehnung, physische Verhältnisse, Erzeugnisse des Landes 273. Die Israeliten bis zur Aufrichtung des Königtums 274. Israel unter den Königen 275. Landwirtschaft und Gewerbe 276. Handel 277—278.

IX. Abschnitt. Damaskus . . . . S. 588—591.

Lage und physische Verhältnisse 279. Geschichte und Handel 280.

Erster Abschnitt.

Uebersicht.

1. Inhalt der Handelsgeschichte. Die Handelsgeschichte berichtet über die Waren, deren Hervorbringen, die Handelsplätze, die Verkehrswege, die Verkehrsmittel, den Handelsbetrieb, die Förderung und Störung des Handels durch Eingreifen der Regierungen, Kriege, Land- und Seeraub.

2. Begriff und Aufgabe des Handels. Der Handel ist das gewerbsmässige Kaufen und Wiederverkaufen. Das Eintreten des Handels setzt einen gewissen Grad der Arbeitsteilung oder einen Verkehr verschiedenartiger Erzeugungsgebiete voraus. Auf den niederen Stufen der Arbeitsteilung und unter der Bedingung der räumlichen Nähe des Erzeugers und Verbrauchers können beide unmittelbar tauschen; werden weitere Stufen der Arbeitsteilung erreicht und bleiben die Erzeuger und Verbraucher begehrter Erzeugnisse einander fremd, so tritt der Kaufmann als gewerbsmässiger Vermittler ein. Der Landmann gewinnt einen Ueberschuss an Getreide, Gemüse, Obst, Schlachttieren, der Weber an Kleidungsstoffen, der Schneider, Kürschner, Hut- und Schuhmacher an Kleidungsstücken, der Schmied, Zimmermann, Tischler, Wagner an Hausgeräten, Werkzeugen u. s. w. Der Kaufmann erwirbt diese Ueberschüsse, um sie an Angehörige der verschiedenen Stände abzusetzen. Die Kaufleute des Altertums führten das Gold Arabiens, Ostafrikas und des Nigergebietes, das Silber Spaniens, das Zinn Spaniens und Britanniens, die Edelsteine Indiens, die Perlen des Busens von Manaar und der Bahreininseln, den Pfeffer, Zimt und die Kassia Indiens und Aethiopiens, den Weihrauch Arabiens, den Indigo Indiens, die Seide Chinas, die Purpurgewänder Phöniziens allen zu, die immer diese Kostbarkeiten begehrten und erwerben konnten. Der Kaufmann war und ist der Vermittler des gesamten Verkehrs; er ist das Organ, welches die einzelnen Teile der Volkswirt-

schaft zu einem Ganzen verbindet. Er forscht aus, wo Ueberfluss, wo Mangel herrscht, und bemüht sich beiden abzuhelfen. Dadurch setzt er den Landmann Sachsens in den Stand, den Ertrag seiner Arbeit und der Fruchtbarkeit seines Getreideackers gegen einen Anteil an der Kaffeeernte Brasiliens oder Ceylons, der Baumwollernte Nordamerikas und der Spinnerei Manchesters oder Chemnitz' und der Weberei der Lausitz, der Schafzucht Australiens und der Wollweberei Bischofswerdas oder Werdaus, der Gold-, Silber- und Eisengruben aller Erdteile umzusetzen.

Als Vermittler des Austausches, als Befriediger des Bedürfnisses regt der Kaufmann die Thätigkeit der Menschen an, stachelt sie zu vermehrter Leistung, weckt neue Zweige der Gewerbthätigkeit; er fördert so den wirtschaftlichen Fortschritt durch Anregung des Gebrauchs der physischen und geistigen Kräfte und Fähigkeiten und reisst die Völker aus ihrer Vereinzelung heraus. Schon Plato pries den Kaufmann als Wohlthäter. Für seine Leistung macht er sich selbst bezahlt durch höhere Preise. Das Recht seines Gewinnes liegt in dem Nutzen, welchen seine Thätigkeit der Gesamtheit bringt. Jeder rechte Kaufmann sollte also seinen Gewinn nach dem geleisteten Nutzen bemessen. In der Wirklichkeit geschieht dies wohl selten; „gemütliche Regungen haben auf dem Gebiete der politischen Berechnung so wenig Bürgerrecht als auf dem des Handels“, behauptete Fürst Bismarck; ja, er erklärte den Handel als „vorzugsweise egoistisch“. Thatsächlich ist zu allen Zeiten über die wucherische Ausbeutung der Kaufleute geklagt worden. Schon aus den Veden der Inder ergiebt sich, dass diese die Fremden als lieblose Geizhälse achteten, die in gleich grossem Masse Reichtümer besässen, als es ihnen an Glauben und Opferwilligkeit fehlte.

In der Erregung über die Empfindung des Unrechts verkennt man häufig den Nutzen der kaufmännischen Thätigkeit für die Gesamtheit. Die kaufmännische Vermittlung bedient infolge der umfassenderen Kenntnis des Ueberflusses und Mangels, der Bereitwilligkeit zum Wiederverkaufe, der Geneigtheit, mannigfaltige Waren zu tauschen, Erzeuger und Verbraucher wohlfeiler, als wenn dieselben unmittelbar miteinander verkehren. Der Wettbewerb vermindert die schädlichen Preisschwankungen und zugleich in wohlfeiler Zeit die Vergeudung, in teuerer Zeit die Not. „Der Kornhandel ist der Proviantmeister der Nationen.“ Der Kaufmann forscht nach neuen Absatzgebieten wie nach dem Vorkommen verwendbarer Erzeugnisse und schafft dadurch neue Gelegenheit zum Erwerbe. Die gewerbliche Thätigkeit Europas hat im 19. Jahrh. eine ausserordentliche Vermehrung er-

fahren allein durch die Zuführung neuer Gespinst-, Farb- und Gerbstoffe.

3. Bedeutung des Handels für die Gesittung. Zwar geht in der Regel die Spekulation des Kaufmanns nicht über das Gewinnen hinaus. Indes auch ohne seine Absicht bringt seine Thätigkeit weitgehende Wirkungen auf die durch ihn in Beziehung gebrachten Kreise hervor. Der Handel ist die stärkste Macht, die Kultur der Völker zu fördern. „Güter zu suchen geht er (der Kaufmann). Doch an sein Schiff knüpfet das Gute sich an."

Aus Indien und Persien, aus Armenien und Syrien stammen unsere Feld- und Baumfrüchte; daher stammen auch unsere Märchen und Sagen, unsere Religionssysteme, alle primitiven Erfindungen und grundlegenden technischen Künste. Griechenland und Italien führten uns die Nähr- und Nutzpflanzen zu, mit denen wir im mittleren und nördlichen Europa unsere Wohnstätten umgeben, und dieselben Länder lehrten uns auch edlere Sitte, tieferes Denken, ideale Kunst, humane Zwecke und die höheren Formen sozialer und politischer Gemeinschaft. Jedes Volk schreitet im Laufe seiner Geschichte durch eine Reihe der verschiedensten Kulturzustände; das Treibende bei dieser Entwickelung ist zumeist der Einfluss der Nachbarn.

Zunächst erfolgt durch den beginnenden Verkehr der Eintausch gewisser Bedürfnisse und Bequemlichkeiten des Lebens, oft selbst zu allererst nur glänzenden Schmuckes. An die Erzeugnisse der Natur reihen sich die des Handwerks, der Kunst, die technischen Erfindungen. Die Ausnutzung des Feuers, die Gewinnung und Verarbeitung der Metalle, die Drehscheibe sind wahrscheinlich nur an wenigen Punkten der Erde entdeckt oder erfunden und von einem Volke dem anderen gelehrt worden.

Austausch der Waren erzeugt Austausch der Ideen. In Babylonien und Aegypten waren hohe Kulturen entstanden. Mindestens seit dem 2. Jahrtausend v. Chr. wurden deren Errungenschaften in die dazwischen liegenden Gebiete Syriens und Kleinasiens verbreitet; der Phönizier Handel und Schiffahrt trugen sie weiter an alle Gestade des Mittelmeeres. Mit den Leinen, Gläsern, Dreifüssen Aegyptens, dem Goldschmuck, den Prachtgewändern Babyloniens verbreiteten sich die mathematischen, astronomischen, medizinischen Kenntnisse der Völker beider Länder, die Buchstabenschrift, selbst die Götter und Kulte.

Auf seinen Reisen erwirbt der Kaufmann mannigfaltige Kenntnis der Länder und Menschen und verbreitet solche durch mündliche Mitteilung. Roher Aberglaube wird ihm verächtlich, er verspottet ihn

fern von dessen Bekennern. Deren Gegenwart veranlasst ihn zur Duldsamkeit aus Rücksicht für sein Geschäft. Da dasselbe sein steter Richtpunkt bleibt, wird sie ihm zur Gewohnheit. Selbst die Regierungen, welche das Kommen fremder andersgläubiger Kaufleute mit Freuden begrüssen, gewähren denselben Duldung, wie Psammetich und Amasis in Aegypten, die Samorine in Kalikut, die Malayenfürsten in Singapur. Aus gleichen Gründen bewirkt der Handel die Milderung nationaler Verschiedenheit und Gegensätze. Ackerbau und Handwerk haften mit ihren Interessen an der Scholle, in ihrer Gemeinde; das Grossgewerbe verlangt den Schutz der Nation; der Grosshandel wünscht Freiheit, Beseitigung aller Hindernisse und Schranken selbst zwischen den Völkern, er ist kosmopolitisch, er erstrebt die Annäherung der Nationen zu einer grossen Einheit.

Dem Lichte fehlt der Schatten nicht. Mit der Möglichkeit der Erlangung von Genuss und Behaglichkeit wachsen die Ansprüche hinsichtlich der Lebenshaltung, die alte Einfachheit schwindet. Mochte in Sparta die regierende Bürgerschaft den Handels- und Gewerbebetrieb ausschliesslich den Periöken in den unterthänigen Küstenstädten überlassen, sie konnte doch nicht verhindern, dass die Berührung mit der kleinasiatischen Kultur die Lebensführung reicher gestaltete. Ja das Schlagwort: „Das Vermögen macht den Mann" wird einem Spartaner (Alcäus) oder Argiver (Pindar) in den Mund gelegt. — Die für das Gedeihen des Handels gepflegte Friedensliebe verführt Handelsvölker nur zu sehr zu unkriegerischer Weichlichkeit. Zeugen Phönizier wie Engländer. — Die religiöse Duldung artet leicht aus in Gleichgiltigkeit gegen die höchsten und heiligsten Interessen der Menschheit, wie der Kosmopolitismus in Vaterlandslosigkeit, der sich nicht scheut, dem Feinde seines Volkes Waffen zu liefern. „Wenn ich durch die Hölle fahren müsste, um im Handel zu gewinnen, so würde ich das Verbrennen meiner Segel riskieren," sagte ein holländischer Kaufmann, der dem von seinen Landsleuten belagerten Antwerpen Pulver zuführte. Die stete Richtung des Denkens auf das eine Ziel, zu gewinnen, „Geld zu machen", führt eben zum Mammonismus und Materialismus. — Das Familienleben wird ebenso gefährdet durch langdauernde Handelsreisen in die Fremde, wie die Sittenreinheit der Heimat durch starken Zusammenfluss von Fremden.

Aus diesen Wirkungen des Handels auf die Kultur der Völker erklären sich zwei Thatsachen, die eine, dass der Handel im Mittelalter jedes Volkes meist mit Geringschätzung oder Misstrauen betrachtet wird, die andere, dass bei vielen Völkern der grösste Handelsreichtum einer Zeit angehört, in welcher das Volksleben im übrigen bereits

im Niedergange begriffen ist oder demselben nahe steht. Luther wie Erasmus verwarfen zwar den Handel nicht schlechthin, hielten ihn aber für sittengefährlich. In den Ackerbaustaaten Griechenlands, wie Sparta und Thessalien, hielt man an dem Grundsatze der alten Zeit fest, dass Gewerbe den freien Mann entehre, betrachtete man Geldgeschäfte und Zinsnehmen als unsittlich. Für die zweite Thatsache genügt es zu erinnern an den Wohlstand Aegyptens unter Amasis, die Blüte des athenischen Handels noch im 4. Jahrh. v. Chr.

4. Anfänge des Handels. Die Pioniere hochkultivierter Völker, die Reisenden zu Lande und zur See suchen regelmässig ihren Verkehr mit wilden Völkern durch Geschenke einzuleiten. Bleibt die Unkenntnis der Sprache auf beiden Seiten erhalten, so entwickelt sich der stumme Handel. Schon Herodot schilderte solchen Handel in dem bekannten Berichte über den Verkehr der Karthager mit den Völkern West-Afrikas. Ueber den Verkehr von Aethiopien nach den südlichen Ländern berichtete Kosmas Indikopleustes (6. Jahrh. n. Chr.) folgendes. Dies Land Sasu ist sehr reich an Goldgruben. Ein Jahr ums andere schickt der König von Axum eigene Leute dahin des Goldhandels wegen. Mit ihnen vereinigen sich noch viele andere Kaufleute, sodass sie eine Karawane von 500 Mann und darüber bilden. Sie bringen dahin Ochsen, Salz und Eisen. Wenn sie nun an der Grenze des Landes angekommen sind, so nehmen sie da ihr Standlager und machen eine grössere Verschanzung von Dornen. Innerhalb derselben schlachten sie die Ochsen, zerlegen sie und legen sowohl diese Stücke als auch das Eisen und Salz auf die Dornen. Dann kommen die Eingebornen und legen ein oder mehrere Stückchen Gold auf die Waren und warten ausserhalb der Einfriedung. Die Eigentümer des Fleisches und der anderen Waren sehen dann zu, ob ihnen der Preis gefällt oder nicht. In dem ersteren Falle nehmen sie das Gold, jene die Waren; wo nicht, legt der Eingeborne noch mehr Geld hinzu oder nimmt sein Angebot ganz zurück. So ist der Handel dort, weil sie verschiedene Sprachen und keine Dolmetscher haben.

Aehnlich vollzog sich nach Theophrast selbst der Handel mit Weihrauch und Myrrhen bei den Sabäern in deren Tempeln, nach Plinius der Handel der Inder mit den Seren, nach Kaswini der Handel der Araber mit den Bewohnern der Molukken um die Gewürznelken, der Bulgaren mit den nördlichen Russen, nach anderen Berichten der Handel der Hansen mit den Liven, der Russen mit den Lappen, der Tschuktschen mit Völkern des nordöstlichen Sibiriens, der Mexikaner mit den Indianern am Rio del Norte. Kaswini teilt mit, dass die Bewohner der Molukken die Araber an der Abfahrt zu hindern suchten,

wenn dieselben die Gewürznelken **und** die angebotenen Waren fortnahmen. Derartige Versuche mögen Kaufleute civilisierter Völker sich oft haben zu Schulden kommen lassen. Rohere Völker haben offenen Raub nicht gescheut. Die Phönizier, Griechen, Etrusker, Goten, Franken, Sachsen, Araber, Normannen haben ihre Handelsthätigkeit mit keineswegs verachtetem Seeraube begonnen, wie Beduinen, Tuaregs und andere Nomaden noch heute den Karawanenraub oder räuberische Ueberfälle der Nachbarvölker ausführen, sobald sie Erfolg hoffen. Bei einigen Fortschritten in der Kultur lernen die Menschen indes bald einsehen, wie gross die Vorteile des Handels vor denen des Raubes sind; mit der Zunahme solcher Erkenntnis schwindet allmählich der Raub; an seine Stelle tritt der Handel.

Von den Anfängen des Handels der Völker in den Anfängen ihrer Kultur kann keine Kunde aufbewahrt sein. Voraussetzung der Entstehung ist das Vorhandensein verschiedener Erzeugnisse; Länder mit fast gleichen Erzeugnissen haben keinen Anlass zum Verkehr miteinander. Unter den Gliedern desselben Volkes entsteht Handel erst, wenn die Arbeitsteilung über den Kreis der Familie hinausschreitet, wenn der Landmann mehr als für eigenen Bedarf gewinnt. Zu ihm kommt der Hausierer, der Kleinhändler im kleinsten Massstabe, der seine Kunden, Gelegenheit zu Kauf und Verkauf persönlich aufsucht. Sein Vorrat an Waren ist gering; er trägt sein ganzes Vermögen auf seinem Rücken. Dass aller Handel mit Hausieren begonnen hat, deutet unsere Sprache an durch die uralte Verbindung von Handel und Wandel, von Kauf und Lauf.

Einer schnelleren, umfassenderen Entwickelung des Handels der untersten Stufe zwischen Hausierer und Landmann tritt der Umstand hindernd entgegen, dass es dem letzteren an geeigneten Gegengaben mangelt; selbst Felle, Wolle, Nutztiere kann der Hausierer überhaupt meist schwer und nicht leicht vorteilhaft verwerten, Getreide in der Regel gar nicht. Glücklicherweise hat fast jedes ausgedehntere Land von der Natur irgend eine hochgeschätzte Ware von geringem Umfange oder Gewichte bei hohem Werte empfangen, um seinen Handel mit den Nachbarn einleiten zu können. Schon in der Troglodytenzeit haben die Anwohner der Dordogne Muscheln, Bergkrystalle gehabt, die nur aus weiter Ferne zu ihnen gekommen sein können. Der Handel der Germanen begann mit Bernstein, Perlen, Pelzwerk, Gänsefedern, Pferden, Menschenhaar und Sklaven. Der afrikanische Handel begann mit Goldstaub, Elfenbein und Straussfedern, der spanische mit Silber, der englische mit Zinn, der isländische mit Eiderdunen und Edelfalken, der russische und skandinavische mit Pelzwerk. Der Skla-

venhandel findet sich fast bei jedem Volke in den Anfängen seines grösseren Verkehrs.

5. Handelszweige. Man unterscheidet Gross- und Kleinhandel nach dem Werte der verkauften Warenmenge, Eigen- und Kommissionshandel nach der Stellung des eigentlichen Unternehmers zu der Ausführung der Handelsgeschäfte, Tausch-, Kauf- und Geldhandel nach der Verwendung von Geld als Wertmesser oder Ware, Aus- und Einfuhrhandel, Binnenhandel, Zwischenhandel nach dem Verhältnisse des Kauf- und Verkaufgebietes zu dem Staatsgebiete, welchem der Kaufmann als Bürger angehört, Aktiv- und Passivhandel eines Volkes oder Platzes, je nachdem die Kaufleute die Erzeuger und Verbraucher der Waren aufsuchen oder die letzteren zu sich kommen lassen, entweder Waren zuzuführen oder abzuholen, direkten und indirekten Handel, je nachdem die erzeugenden und verbrauchenden Völker unmittelbar miteinander tauschen oder Kaufleute eines anderen Volkes als Zwischenhändler den Tausch vermitteln.

Der Kleinhändler verkauft in der Regel unmittelbar an die Verbraucher, der Grosshändler an Kaufleute. Der Kleinhandel im festen Laden bildet sich später aus als der Hausier- wie Grosshandel. Der volkswirtschaftliche Nutzen des Kleinhandels besteht darin, dass die Verbraucher ihren Bedarf bequem decken, durch Angebot grösserer Auswahl das besonders Geeignete erlangen und dass sie nicht genötigt werden, durch Anlegen grösserer Vorräte Kapital brach zu legen, wodurch sie ausserdem vielfach zu verschwenderischem Verbrauche verleitet werden. Der Nutzen des Grosshandels ist auffälliger. Er ermöglicht die Arbeitsteilung zwischen ganzen Völkern, verschafft ihnen aus dem Auslande gewisse Waren wohlfeiler, als sie dieselben im Inlande hervorbringen können, setzt sie in den Stand, vornehmlich diejenigen Erwerbszweige zu treiben, zu denen die Verhältnisse ihres Bodens und Klimas, ihre Anlagen und Neigungen sie vorzugsweise befähigen, spart endlich den Ueberfluss reicher Jahre auf für den Mangel armer.

Je roher der Handel, desto ausschliesslicher ist er Eigenhandel. Mit Völkern auf niederer Kulturstufe wird selbst der Grosshandel hausierähnlich betrieben. Wegen der Rechtsunsicherheit bei ihnen muss der Kaufmann seine Güter begleiten, um sie zu schützen und in vorteilhaftester Weise gegen andere zu vertauschen. Die Gefahren und Geschäftslagen sind so wenig im voraus zu berechnen, dass Vollmachten für Beauftragte sich gar nicht aufstellen lassen oder, wenn es doch versucht würde, den Beauftragten oft zum Schaden des Auftraggebers binden würden. Je geordneter die Rechtsverhältnisse der

durchreisten Gebiete, je häufiger die Handelsreisen in dasselbe Gebiet, desto eher konnte ein Kaufmann an seiner Statt einen bevollmächtigten Stellvertreter senden. Das kam schon in Athen zu Demosthenes' Zeit vor. Auch die Römer kannten nur Stellvertreter, nicht Kommissionäre. Ptolemäus teilt mit, dass der Vater des Kaufmanns Titianus oder Maës aus Macedonien die Reise nach Serika durch seine Handelsdiener hatte machen lassen. Bei den Hansen kamen im Jahre 1431 in London und Brügge Kommissionäre vor, die mittelst Provision bezahlt wurden zum Unterschiede von den blossen Faktoren oder „Liegern“, den Stellvertretern des Kaufmanns. Erst auf den höheren Stufen der Kultur bildet sich die Rechtssicherheit, Erleichterung des Verkehrs und durch Vermehrung der Geschäfte eine so umfassende Personenkenntnis aus, dass Kommissionshandel möglich wird. Er bildet aber einen höchst bedeutsamen Fortschritt, da erst durch ihn der Kaufmann seine Geschäfte über den Bereich seiner unmittelbaren persönlichen Bekanntschaft hinaus auszudehnen, also zu vervielfachen vermag. Vor Ausbildung der Briefpost kann er kaum bedeutend sein.

Auf der niedrigsten Kulturstufe werden nur Waren unmittelbaren Gebrauchs gegen ebensolche ausgetauscht. Sobald der Umsatz nach Menge und Art der Waren beträchtlich steigt, macht sich das Bedürfnis geltend, gegen die abgegebene Ware eine solche zu erhalten, die in weiteren Kreisen gern genommen wird und einen bekannten und anerkannten Wert besitzt, für die man daher auch beliebige Gebrauchsgegenstände bei Bedarf eintauschen kann. Die Vorteile solcher Wertmesser werden auch rohen Völkern bald klar. Man wählt als Wertmesser Gegenstände allgemeinen Gebrauchs, die man wegen des aus ihrer Verwendung entstehenden Nutzens schätzt. Bei vielen Völkern oder Stämmen Afrikas gelten noch heute als Wertmesser die verschiedensten Arten als Schmuck verwendeter Glas- oder Metallperlen, Kaurimuscheln, Kupfer- oder Messingdraht, Streifen baumwollener Gewebe, in Abessinien und dem Sudan Stücke Steinsalz, in Senegambien das Pfund Gummi, auf Inseln des Malayischen Archipels die Kokosnuss oder gewisse Mengen Reis, bei mongolischen Völkern der Ziegelthee, bei den Jägervölkern Sibiriens das Zobelfell, bei den Pelzjägern Nordamerikas das Biberfell. Die Azteken gebrauchten als Wertmesser Säcke, gefüllt mit einer bestimmten Anzahl Kakaobohnen, Zinnstückchen in T-Gestalt, mit Goldstaub gefüllte Federspulen, die Ranen auf der Insel Rügen noch im 12. Jahrh. die Leinwand. Bei den Germanen waren die Bussen in Rindern und Schafen festgesetzt, bei den Skandinaviern in Fuchs-, Marder- oder Zobelfellen. Viele dieser Wertmesser haben nur beschränkte Anerkennung gefunden, weil ihnen gewisse

Eigenschaften mangeln. Ein guter Wertmesser muss möglichst unveränderlich bleiben in Substanz und Wert, in die kleinsten Bruchteile zerlegbar sein, ohne an seinem Gesamtwerte einzubüssen, leicht beförderbar sein. Diese Eigenschaften besitzen zumeist die edlen Metalle Gold und Silber. Deshalb sind sie schon in frühen Zeiten, anfangs nur gewogen, später geprägt als Wertmesser von den civilisierten Völkern gebraucht worden. Die Phönizier trieben mit Barbaren Tausch-, mit Kulturvölkern überwiegend Kaufhandel. Bei den Germanen war der Binnenhandel Tausch-, der auswärtige Kaufhandel. — Die dem Tauschhandel entgegengesetzte Stufe der Entwickelung ist der Geldhandel: das Geld, d. h. die Münzen werden als Ware ge- und verkauft, ja nicht bloss die Münzsorten und Edelmetallbarren, sondern auch ihre Ersatzmittel: Zahlungsanweisungen, Schuldscheine, Aktien u. dergl. Er ist im wesentlichen ein Kind der Neuzeit, entstanden durch die Umbildung der Zahlungsanweisung zum Wechsel, die Aufnahme von Staatsanleihen, die Bildung von Aktienunternehmungen. In Deutschland soll es im 16. Jahrh. noch kein Handelshaus gegeben haben, das sich nur mit Geldgeschäften abgegeben hätte. In Italien lässt sich der Geldhandel Privater bis ins 12. Jahrh. zurück verfolgen; Staatsunternehmungen waren vorangegangen. Im Altertume ist der Geldhandel auf den Geldwechsel und das Leihgeschäft beschränkt geblieben. In den Weltstädten Athen, Rom, Alexandrien, auch in Jerusalem nötigte der massenhafte Zusammenfluss Fremder zum Umtausche der fremden Münzen gegen die heimischen nach der Ankunft und umgekehrt vor der Abreise.

Der Aussenhandel (Aus- und Einfuhrhandel) wird früher bedeutend als der Binnenhandel. Dagegen überwiegt weitaus der Binnenhandel den Aussenhandel in allen hochkultivierten Ländern von bedeutender Ausdehnung. Das Weinland Frankreich führte 1824 nur $^1/_{32}$ seiner Weinernte aus, das Kornland Russland 1816 $^1/_{53}$ seiner Kornernte, das Bierland Bayern 1856 noch nicht $^1/_{50}$ seiner Biererzeugung. Der Aussenhandel leidet mehr durch auswärtige Kriege, der Binnenhandel durch innere Kämpfe. — Zwischenhandel entsteht am leichtesten bei Völkern in günstiger Handelslage, wie den Phöniziern, Griechen, Karthagern. Die Sorge für starken eigenen Verbrauch nötigt zum Aufsuchen fremder Märkte; die gesteigerte Zufuhr führt zur Herabsetzung der Preise und ermöglicht leichteren Absatz an die Nachbarn. Daher lange Zeit Hollands hervorragende Stellung im Getreidehandel, Englands Stellung im Theehandel. Bei jedem eigentlichen Handelsvolke bildet der Zwischenhandel den Hauptzweig des Geschäftes. Die Erkenntnis der durch ihn erlangbaren Reichtümer führt freilich häufig zum Mitbewerbe anderer Völker.

Der Zwischenhandel wird fast ausnahmslos Aktivhandel sein. Der Passivhandel ist bequemer, gefahrloser, bedarf geringerer Handelskenntnisse und Kapitalien. Darum ziehen durch die Erzeugnisse ihres Landes reiche Völker oder sinkende Völker den Passivhandel vor, sofern nicht letzteren durch den Mitbewerb Fremder diese Rolle aufgedrängt wird. In Konstantinopel trieben je länger je mehr Italiener, Russen, Donauvölker den Handel anstatt der Griechen. Die reichen Inder sind zu allen Zeiten zur Passivität geneigt gewesen. Auch Völker auf niederer Kulturstufe sind naturgemäss zu Passivhandel geneigt, weil sie weder durch ihre unentwickelte Produktion zum Handel gedrängt werden, noch auch dessen Vorteile zu schätzen oder sich anzueignen wissen. Umgekehrt werden hochkultivierte Völker durch den lebhaften inneren Wettbewerb zum Aufsuchen neuer Handelsgebiete gezwungen.

Die gleichen Ursachen veranlassen derartig entwickelte Völker, etwa noch bestehenden indirekten Handel in direkten zu verwandeln. Man sucht die ausländische Vormundschaft abzuschütteln, deren Vermittlergewinn selbst einzustreichen und zugleich den Gewinn des Volkes durch vermehrte Beschäftigung der Reederei und anderer Gewerbe zu steigern. Schon lange vor Cromwells Navigationsakte bekämpften alle kräftigen Herrscher Englands die Vermittlung der Hanse, während die schwachen Könige aus finanziellen Gründen sie ertrugen. Prämien und Zwangsmittel der Regierungen vermögen dagegen ebenso wenig, den Handel eines noch nicht gereiften Volkes direkt zu machen wie die fremden Zwischenhändler dauernd zu entfernen.

6. Handelsgebiet. Das Handelsgebiet des Altertums ist die grösste Landmasse der Erde, die drei zusammenhängenden Erdteile Asien, Europa, Afrika. In ihr allein finden sich alte und hochentwickelte Kulturen.

Europa hängt in solcher Art und Ausdehnung mit Asien zusammen, dass man streng wissenschaftlich Europa als Halbinsel Asiens auffasst. Dagegen hängt mit diesem Erdteile Afrika nur durch die 115 km lange sandige Landenge von Suez zusammen. Afrika und Europa sind durch das Mittelmeer völlig geschieden. Aber auch dieses Meer hat die drei Erdteile nicht voneinander getrennt, vielmehr die anliegenden Länder miteinander in Verbindung gesetzt infolge seiner geringen Ausdehnung, der zahlreichen einander sich entgegenstreckenden Halbinseln, der den Verkehr ausserordentlich begünstigenden zahlreichen Inseln und gewisser ausgeprägter Meeresströmungen. Die gewaltige kulturfördernde Macht des Mittelmeeres wird fasslicher, wenn man

erwägt, welch ungeheures Verkehrshindernis in geringer Entfernung und gleichlaufend mit ihm die Sahara für die kulturfähigen Gebiete Nordafrikas und des Sudans bildet.

Ueber diese drei Erdteile und die zugehörigen Inseln reichte die Kenntnis der Alten nicht hinaus. Unter den Seefahrern der alten Welt sind die Phönizier und Karthager am weitesten vorgedrungen. An den Küsten vorwärts tastend, lernten die ersteren West-Europa bis Britannien kennen, und auch die allerdings noch angezweifelte Umschiffung Afrikas erscheint in Erwägung ihrer sonstigen Leistungen glaubhaft. In den ersten Jahrhunderten n. Chr. drangen Römer und Griechen zu Land und See bis China vor.

Ex oriente lux! d. h. nicht bloss die Sonne, sondern auch das Christentum, ja die gesamte Kultur. In geschichtlicher Zeit wenigstens fliesst der Strom der Kultur von Ost nach West. Es ist hier nicht zu erörtern, ob die Urheimat der Indogermanen das enger begrenzte Gebiet von Baktrien und Turan oder das Grenzgebiet der südrussischen Steppe und des nördlich sich anschliessenden Ackerlandes oder das ganze weite Steppengebiet von Süd-Russland bis Turan ist, da ein Handel der Indogermanen in ihren Ursitzen nicht angenommen werden kann. Ueberdies sind den Kulturen indogermanischer Völker hochentwickelte Kulturen anderer Völker zeitlich vorangegangen, und zwar in drei Gebieten, ganz oder wesentlich unabhängig voneinander: im Tieflande des Hoanghos, im Tieflande des Euphrats und Tigris', im Thale des Nils. Die östliche Kultur ist im wesentlichen auf China beschränkt geblieben; ihr scheint der Eroberungstrieb völlig abzugehen. Dagegen haben die Kulturen Babyloniens und Aegyptens mindestens seit dem 2. Jahrtausend v. Chr. erobernd nach Syrien und Kleinasien übergegriffen, hier zu einer vorderasiatischen Gesamtkultur sich entwickelt, die durch Handel und Schiffahrt an alle Küsten des Mittelmeeres weiter getragen worden ist. Da Nomadenleben keine Kultur aufkommen lässt, sogar oft die Kultur der Nachbarn erwürgt, so ist es kein Zufall, dass die ältesten Kulturen in den überaus fruchtbaren, zum Ackerbau verlockenden Fluren an den genannten Strömen entstanden ist. Der Erdteil Asien spendet in vielen Gebieten nicht bloss harter menschlicher Arbeit reichsten Lohn; oft vermag geringe Mühe vielbegehrte Erzeugnisse zu sammeln; denn dieser Erdteil übertrifft weitaus alle anderen an Menge und Mannigfaltigkeit seiner Naturerzeugnisse. Welche Verschiedenheit der Erscheinungen in den eisstarrenden Flächen und Tundren Nord-Sibiriens, den weiten Steppen der Mongolen, den blühenden Thälern von Kaschmir, den heissen Ebenen von Bengalen, den duftenden Hainen von Ceylon!

Die physischen Verhältnisse begünstigen Asien auffallend vor den anderen Erdteilen. Da als mittlerer Parallel 40° N. anzusehen ist, so ergiebt sich, dass die Hauptmasse der nördlichen gemässigten Zone angehört. Nur die drei grossen südlichen Halbinseln erstrecken sich tief in die heisse Zone, die östlichste bis nahe an den Aequator. Russisch-Asien reicht allerdings in die Breiten hinein, wo jede Bewohnbarkeit aufhört. Die reichsten und fruchtbarsten Länder liegen unter den Breitengraden, welche zwischen Europa und Afrika das Mittelmeer einnimmt. Infolge seiner nördlicheren Lage bietet Europa keine Naturerzeugnisse, welche Asien nicht auch aufweist. Von Afrika wiederum gehört $^4/_5$ der Landmasse der heissen, nur $^1/_5$ der wärmeren gemässigten Zone an.

Innerhalb des gewaltigen Rumpfes von Asien mit seinem Kontinentalklima übertreffen die Wüsten, Steppen und Hochgebirgseinöden bei weitem die fruchtbaren Ebenen und Thalsohlen. In den peripherischen Gliedern zeigen sich in Bezug auf Klima und Kultur die grössten Gegensätze. Der Norden ist in den Verkehr des Altertums nicht hineingezogen worden. Der Süden jedoch, das südliche, tropische Monsungebiet, d. h. Indien, Hinterindien, der Malayische Archipel, ist das Gebiet, welches zu allen Zeiten durch seine Naturerzeugnisse die weitreichendsten Kulturwirkungen auch in die grössten Fernen hervorgebracht hat. Er bringt bis auf wenige Ausnahmen alle Erzeugnisse des übrigen kultivierten Asiens hervor, ausserdem eine Menge ihm ausschliesslich, namentlich im Altertume ausschliesslich eigentümlicher Erzeugnisse, sodass die Natur hier als eine neue und schönere Schöpfung erscheint. Unter den Nährpflanzen steht voran der Reis, die vorherrschende tägliche Nahrung der Wohlhabenden; der grösste Teil der Bevölkerung lebt von Hirsearten und Weizen. Das fruchtbarste Reisland in Bengalen und Teilen Chinas liefert im Winter noch eine zweite Ernte an Weizen oder Gerste. Unter den Bäumen ragen durch die Nutzbarkeit besonders ihrer Früchte oder ihres Holzes hervor die Kokos-, Sago-, Arekapalme, der Mango, Brotfruchtbaum, der Tik-, Sal-, Ebenholzbaum, der Sandelholz- und Kampherbaum, der Rotang und das Bambusrohr; Gewürze liefern die in diesem Gebiete heimischen Gewächse: Pfeffer- und Betelrebe, Ingwerstaude, Zimt- und Kassialorbeer-, Muskatnuss- und Gewürznelkenbaum, das Zuckerrohr; heimisch sind die Farbstoffe liefernden Indigopflanze und Gummilackbaum; heimisch sind endlich mehrere Baumwollarten. Erwägt man noch, dass der Dekan und Ceylon reich an Edelsteinen, der Golf von Manaar die Hauptfundstätte der edlen Perlen war, so wird angesichts der Beschränkung des alten Handels auf Luxusgegenstände begreif-

lich, dass der Süden Asiens das Quellgebiet bildete, welches vorzugsweise die Handelsströme des Altertums speiste und, wenn auch durch immer schwächer werdende Rinnsale, auf die fernsten Gebiete kultivierend wirkte.

Grösstenteils der Peripherie gehört auch Vorderasien zu, die Länder westlich vom Indus und südlich vom Hindukuh, Kaspischen See, Kaukasus und Schwarzen Meere. In Klima und Erzeugnissen schliesst sich Vorderasien eng der Mittelmeerzone an. Dieses Gebiet ist die Heimat der meisten europäischen Feldfrüchte und Obstsorten oder hat wenigstens deren Anbau aus Indien her vermittelt. Besonders die Landschaften an der Südseite des Kaukasus gelten vielfach als Heimat der Weinrebe, des Walnussbaumes, der essbaren Kastanien und mehrerer anderer Obstsorten. Nur die höheren regenreicheren Gebirge tragen ausgedehntere Wälder; im ganzen ist Vorderasien ein waldarmes Gebiet mit Holzmangel. Unter den Nadelhölzern ragt in ihrer eigenartigen Schönheit und ihrem biblischen Ruhme die Ceder hervor; die Dattelpalme findet sich in allen wärmeren Gebieten. Eigen sind den trockenen Gebieten die Pflanzen mit flüchtigen Oelen und wohlriechenden Harzen. Arabiens Teilnahme am Handel beruhte wesentlich auf seinem Räucherwerke: Weihrauch und Myrrhen.

Das Hauptland der östlichen Peripherie, China, so schwer erreichbar zu Lande und zur See für das Altertum es auch war, hat durch seine Seide, die Königin aller Gespinststoffe, die westlichen Völker nie mehr losgelassen, sobald sie ihnen bekannt geworden war.

Nimmt man endlich noch hinzu, dass die an die Abhänge Central-Asiens im Westen und Norden anschliessenden Steppenländer die Heimat oder doch alte Zuchtgebiete der wichtigsten Haus- und Lasttiere, des Rindes, Schafes, der Ziege, des Esels, Kamels, Pferdes sind, so wird hinlänglich angedeutet sein, dass die Südhälfte Asiens, am meisten die südlichen Küstenländer, im Altertume um so mehr vor den beiden anderen Erdteilen begünstigt erscheint, als die Wanderung von Kulturpflanzen und Haustieren nach dem Westen nur erst zum Teil erfolgt war und die ältesten Kulturländer des Westens diesem Gebiete selbst angehörten oder doch nahe lagen.

Gerade sie konnten einen zweiten Vorzug Asiens am besten ausnutzen, die leichte Zugänglichkeit, besonders von Süden her. Der Indische Ozean drängt sich durch den Arabischen, Persischen und Bengalischen Busen ausserordentlich tief in die Landmasse hinein und verkürzt nicht nur die Entfernung nach dem Meere für die durch die genannten Busen gebildeten Halbinseln, sondern auch für weite binnenwärts gelegene Landschaften. In jene Busen, besonders auch in die

innersten Teile derselben, münden eine Anzahl schiffbarer Ströme von erheblicher Länge und lassen ausgedehnte Binnengebiete auf dem vorteilhaften Wasserwege erreichen. Solche wichtige Naturstrassen bilden schon die Ströme Hinterindiens; noch günstigere Fahrverhältnisse bieten Ganges und Indus; am allergünstigsten erscheinen Euphrat und Tigris, insofern die Hauptrichtung ihres Laufes in der Achse des Persischen Meerbusens liegt, sie also als Fortsetzung der Seestrasse erscheinen. Da ferner die westlichste Ausbiegung des Euphrats dem Mittelmeere schon recht nahe kommt, so war der Weg Persischer Busen-Euphratthal von der Natur zum Zwischenhandel von Indien nach dem Mittelmeere bestimmt. Für diesen Zwischenhandel erscheint der Weg durch den Arabischen Busen insofern günstiger, als die Landbeförderung auf die schmale Landenge von Suez abgekürzt ist. Schon Alexander von Humboldt hat darauf hingewiesen, dass zwischen Indien und Mittel-Europa die kürzesten Verbindungslinien der Persische oder Arabische Busen und das Adriatische Meer bilden. Zwar die Euphratthalbahn ist noch immer nicht gebaut; aber der Suez-Kanal wird seit drei Jahrzehnten benutzt und hat die tiefstgehenden Wirkungen auf den Welthandel ausgeübt. Schon im späteren Altertume sind der Persische und Arabische Busen Hauptlinien des Grosshandels geworden.

Den Verkehr zwischen den drei südlichen Halbinseln Asiens erleichterte die mässige Entfernung ihrer Küsten voneinander und die Regelmässigkeit der Monsune, welche die alten Schiffer schon ausnutzen lernten, obschon die Schiffahrt im übrigen den Charakter der Küstenschiffahrt bewahrte.

Es ist sonach die Ausstattung und die Zugänglichkeit, welche Süd- und Vorder-Asien zum Hauptgebiete des Grosshandels des Altertums machten.

7. Fortsetzung. Ein zweites Gebiet bildeten die Mittelmeerländer. Seine Bedeutung stand dem ersteren nach und wuchs nur allmählich, da seine Ausstattung ungleich geringer war. Die am meisten geschätzten Pflanzen und Tiere sind samt und sonders aus Asien und zum Teil ziemlich spät erst eingeführt worden. Aber der neuen Kulturen konnten sich die einzelnen Länder sämtlich bemächtigen, da ihre klimatischen und Anbau-Verhältnisse sehr ähnlich, vielfach völlig gleich sind. Ein Austausch zwischen ihnen wurde dadurch nicht sonderlich gefördert. Bei der Beurteilung der Bedeutung muss man erstens die Richtung des Grosshandels im Altertume auf Luxuswaren, zweitens die einfache Lebenshaltung der Mittelmeervölker im Auge behalten. Zur Befriedigung der gewöhnlichen Lebensbedürfnisse reichten die eigenen Erzeugnisse in der Regel aus. Zwar Athen und Rom bedurften

der Getreidezufuhr. Dem griechischen Kunst- und Gewerbfleisse gelang es wohl, die sämtlichen Mittelmeerküsten als Absatzgebiet zu erobern. Allein die Zeit der Blüte war beschränkt, und über die Küstenländer des Mittelmeeres drangen nur selten und spärlich die griechischen und etrurischen Erzeugnisse, kaum jemals nach dem Oriente. Das war ja Plinius' Klage, dass die Römer die Luxuswaren Indiens, Arabiens und Aethiopiens mit barem Gelde bezahlen mussten. Einzig und allein Spanien besass in seinen Metallen, namentlich dem Silber, eine Ware, welche stets und allerorten willige Abnehmer fand.

War sonach die Ausstattung dieses zweiten Handelsgebietes mässig, im früheren Altertume selbst dürftig, so musste die ausgezeichnete Zugänglichkeit kaufmännische Unternehmungslust im höchsten Grade reizen. In seiner ganzen Ausdehnung von der Strasse von Gibraltar bis zur Don-Mündung ins Asowsche Meer ist es mit so zahlreichen Inseln übersät, greifen so viele Halbinseln ins Meer hinaus und dringt das letztere in so vielen Buchten ins Festland hinein, dass geistig befähigtere Völker sich solchen Reizen gar nicht entziehen konnten. Selbst für die einfachen Schiffsverhältnisse des Altertums war das Wagnis der Seefahrt gering; man fuhr an den Küsten entlang, von Insel zu Insel; sogar die weiteste Ueberfahrt von Griechenland und Italien nach Aegypten wurde durch den Kurs Kreta-Cyrenaika noch recht verringert.

Die ungewöhnliche, fast nirgends auf der Erde in solchem Masse mehr vorkommende Gliederung der Mittelmeerländer und dadurch ihre äusserst erleichterte Zugänglichkeit ermöglichten trotz der bescheidenen Ausstattung einigen hervorragend befähigten Völkern, sie zum zweiten Handelsgebiete der alten Welt zu machen. Unterstützend wirkte in dieser Richtung die Zufuhr einiger Erzeugnisse aus Inner-Afrika.

Obwohl Aegypten eines der ältesten Kulturländer und die Nordküste Afrikas seit etwa drei Jahrtausenden in den Verkehr der Kulturvölker des Altertums hineingezogen worden ist, ist der Erdteil Afrika im ganzen der Kultur verschlossen geblieben. Natur und Bevölkerung wirken zu gleichem Ziele zusammen. Im Norden breiten sich ausgedehnte öde und wasserlose Landstrecken mehrfach bis an das Mittelmeer aus; die Küste ist hafenarm, ohne schiffbare Flüsse; die Erhitzung der Erdoberfläche erreicht die höchsten Grade. Im Westen und Osten wehren verderbliches Klima, die Katarakte der Ströme, die rohe Bevölkerung Kulturmenschen den Eingang. Der Süden lag dem alten Kulturleben völlig abgekehrt und erweist sich auch in den anderen Naturverhältnissen dem Eindringen der Kultur in gleicher

Weise feindlich. Die drei Südkontinente Süd-Amerika, Afrika und Australien sind auffallend vernachlässigt im Vergleich zu den Nordkontinenten. Grosse Ozeane trennen sie voneinander und erschweren den Verkehr unter sich wie mit dem Norden, besonders Europa; die horizontale und vertikale Gliederung sind der Kultur ebenfalls auffallend ungünstig. Am ungegliedertsten ist Afrika. Der Mangel äusserer Anregung, die Unwegsamkeit der grossen Binnenräume haben den Austausch von Erzeugnissen verhindert; die Bevölkerung hat sich als unfähig erwiesen, sich aus dem Naturzustande durch eigene Kraft emporzuarbeiten. Erst das 19. Jahrhundert hat durch Vereinigung des wissenschaftlichen und religiösen Eifers, humanitärer Bestrebungen, des Handelstriebes, der Eroberungslust grössere Erfolge in der Entschleierung des Innern erzielt. Die Kenntnis des Altertums ist auf den Nordost- und Nordrand beschränkt geblieben, indes für beide Gebiete bedeutend gewesen. Durch die Kriegszüge und den Handel der alten Aegypter nilaufwärts ist das Nilgebiet, der Osten bis zum Arabischen Busen und Indischen Ozeane so bekannt geworden, dass gerade die neuesten Forschungen im Nilquellgebiete die Beschreibung des Ptolemäus als im wesentlichen richtig erwiesen haben. Von der Kolonisation der Phönizier im Binnengebiete der Nordküste fehlt leider schriftliche Kunde nur zu sehr. Zahlreiche vom Sande verschüttete Ruinen alter Städte, von Rohlfs und anderen aufgefunden, sind indes unwiderlegbare Beweise höherer Kultur im Altertume. Der Massstab der heutigen, erst durch die türkische Wirtschaft seit dem 16. Jahrhunderte entstandenen Unkultur der Nordküste Afrikas darf überhaupt nicht für das Altertum und Mittelalter angelegt werden; der Anbau des Bodens kann wohl den zehnfachen Ertrag des heutigen geliefert haben.

Dem Eindringen in den Erdteil setzte freilich die nordafrikanische Wüstenregion die grössten Schwierigkeiten entgegen mit ihren Sandflächen und Sanddünen, Gebirgs- und Felsmassen, steinigen, wasserlosen Hochflächen (Hammadas und Sserir), da die Steppen und Weiden nur $^1/_6$, Oasen und Kulturland nur $^1/_{45}$ der Gesamtoberfläche betragen. Oestlich vom Meridiane von Tripoli überwiegt die absolut wasserlose Hammada, westlich die von Flussbetten durchschnittene kieselbedeckte Sserirfläche. Obschon die gesamte Sahara sich der Kultur als ein scheinbar unübersteigliches Hindernis entgegenstellt, bestehen doch eine Anzahl uralter Verkehrswege durch den westlichen Teil zwischen der Nordküste und dem westlichen Sudan. Denn es gab einige Gegenstände, die zu gewinnen auch den Strapazen und Gefahren der Sahara trotzen liess. Der Goldstaub des Nigergebietes, das Elfenbein, die Straussfedern und nicht zum mindesten die Sklaven des gesamten

Südens gehören zu den ältesten und stets begehrten Handelsartikeln der Mittelmeerländer. Die Salzlager der Wüste, namentlich des nördlicheren Teils bieten durch das Vorkommen des unentbehrlichsten aller Gewürze, das anderseits dem Sudan völlig abgeht, eine Ware, die das Erscheinen der nördlichen Händler der Sudanbevölkerung stets erwünscht erscheinen lässt.

Aehnlich beschränkt wie das afrikanische Handelsgebiet im Altertume war auch das europäische. Pyrenäen, Alpen, Karpathen, Balkan bildeten die Grenze des Grossverkehrs gegen Norden, über welche hinaus nur spärlicher Verkehr stattfinden konnte. Europa ermangelte eigenartiger Erzeugnisse; erst die Fortschritte des Anbaus, noch mehr des Gewerbes haben die Europäer in den Stand gesetzt, eigene Gegengaben zu bieten für die Schätze Asiens und Afrikas. Das Verlangen darnach ist nur allmählich erwacht, zum Teil erst im späteren Mittelalter. Die Völker des nördlichen Galliens, Germaniens, der Donauländer, des ganzen Nordens und Nordostens lebten wesentlich als Nomaden oder gar Jäger; sie konnten keine fremden Erzeugnisse erwerben, schon weil sie nichts zu bieten hatten. Denn sowie die Mittelmeerländer Europas ursprünglich nur in dem spanischen Silber einen begehrten Artikel besassen, so waren dem nördlichen Gebiete als solche nur eigen das Zinn Englands und der Bernstein des Weichselgebietes. Für diese Gaben sind etruskische Fabrikate bis in den Norden durchgesickert; allein wie schwach der Handel gewesen, das beweist doch der Umstand, dass merkbare Wirkungen auf die Kultur jener Völker nicht erfolgt sind.

Als Handelsgebiet des Altertums erscheint demnach erstens Süd- und Vorder-Asien, in den früheren Zeiten unter sich und allein handelsthätig, in den späteren Jahrhunderten mehr passiv als aktiv, zweitens die Mittelmeerländer, deren Völker erst später und allmählich in das Verkehrsleben des Orients eingreifen, in immer steigendem Masse durch ihre Arbeit und Willenskraft ihren Anteil an den Gütern der Welt sich erobern. Soweit der Handel über diese Gebiete hinausgreift, geschieht es, um besonders begehrte Waren aktiv von passiv beteiligten Völkern zu erwerben.

8. Landhandel. Schon Thucydides sagt, dass aller Handel in der ältesten Zeit Landverkehr war. Die Waren gehen von Hand zu Hand, von Stamm zu Stamm. So langsam diese Art des Verkehrs die Waren verbreitet, so sicher gelangen durch sie die Errungenschaften der Kultur über ganze Kontinente. Die etruskischen Fabrikate finden sich von Rumänien, den Alpenländern und dem Rhonethale bis Schweden, Dänemark, England und Irland. Als die an begehrten Erzeugnissen

reichsten Gebiete des Altertums haben sich Süd-, Vorder-Asien und der Sudan ergeben. Ausserhalb dieser Gebiete erfolgte der Hauptverbrauch in den Kulturländern am Euphrat und Nil, später den Mittelmeerländern. Teils war die Beförderung der Waren überhaupt nur zu Lande möglich, teils erfolgte sie in alter Gewohnheit von Stamm zu Stamm durch Vermittlung einer mehr oder minder grossen Zahl Zwischenhändler. Vom Euphrat erstreckte sich, einer ungeheuren Brücke vergleichbar, Kleinasien in das Aegäische Meer hinein, Europa entgegen, und ermöglichte die Vermittlung. Der Verkehr zwischen Babylonien und Phönizien einerseits, Aegypten und Phönizien anderseits erfolgte auch in späteren Zeiten fast nur zu Lande. Und selbst als das Mittelmeergebiet sich zu einem zweiten Handelsgebiete entwickelte, blieb auch in seinen Ländern der Landhandel die Hauptsache. Der beschränkte Umfang des Mittelmeeres, der Charakter der Schifffahrt als Küstenfahrt, höchstens kurzer Ueberfahrt, lässt den Seehandel nur als Ergänzung des Landhandels erscheinen. In der Neuzeit ist man freilich gewohnt, Fortschritte des Handels von Fortschritten der Schiffahrt unzertrennlich zu denken. Diese Verbindung besteht doch aber erst seit der Entdeckung Amerikas. So schwer es uns auch fällt, die Gedankenverbindung Grosshandel - Seehandel zu lösen, für Altertum und Mittelalter muss es immer wieder versucht werden. Noch Strabo bezeichnete die Lage am Ozeane als grosses Verkehrshindernis. Britanniens Lage erschien Catull und Vergil schrecklich, während wir darin eine der wertvollsten Begünstigungen der Engländer zu sehen gewohnt sind. Columbus berichtete von einer Vision, dass er zu den starken Fesseln, womit der Ozean bisher gebunden war, von Gott den Schlüssel erhalten habe. Die Westküste der Pyrenäenhalbinsel war in der That öde bis auf Prinz Heinrich den Seefahrer.

Der Austausch zwischen China und Indien erfolgte fast ausschliesslich über Baktra. Ueber diesen Mittelplatz gelangten auch mit der Seide Chinas die Erzeugnisse der Nomaden nach Babylon oder dem Schwarzen Meere. In Nordafrika konnten die Erzeugnisse aus dem Sudan fast nur zu Lande nach Norden gebracht werden. Von Aegypten gingen die Karawanen über die Oasen nach Nordafrika. Nur Aegypten hatte in seinem Nile eine ausgezeichnete Wasserstrasse, die günstigste Flussstrasse des Altertums.

9. Seehandel. Die Beschränkung des Seehandels erfolgte aus recht zwingenden Gründen. Der allernächste derselben war die Unvollkommenheit des Schiffbaues und der Schiffahrt. Der Bedeutung entsprechend, sollen diese beiden Punkte besonders (in § 10—20) behandelt werden. Ein anderer Grund war die Rechtlosigkeit der Frem-

den. Das Strandrecht ist ein Ausdruck dieser Anschauung. Selbst in den Kulturländern Europas hat das barbarische Strandrecht vielfach bis in die Neuzeit rechtliche Geltung besessen. Im Altertume galt meist Fremder und Feind als gleichbedeutend, gleichviel, ob er zu Lande oder zur See erschien. Oft genug führte in der That nur Raublust und Beutesucht kühne Männer auf fremdes Gebiet. Kein Wunder, wenn man Gewalt mit Gewalt begegnete. Ebenso wie heute die Wilden der Inseln des Grossen Ozeans landende Schiffer und Händler überfallen und berauben, sobald sie dieselben nur zu bewältigen hoffen; ebenso wie Araber, Afghanen, Tuaregs, die Nomaden allerorten, auch die sesshaften Stämme Inner-Afrikas jeden Fremden als gute Beute betrachten und ihn, wenn er mit geringer Begleitung reist, mehr oder minder offen überfallen, morden, um sich seiner Habe zu bemächtigen, oder ihn, wenn er in achtunggebietender Begleitung einherzieht, zu möglichst hohen Durchgangsabgaben zwingen: mindestens so verhielten sich auch die rohen Völker des Altertums, ehe sie die Vorteile friedlichen Tausches kennen lernten und um ihretwillen den Fremden gastfreundlich aufnahmen. So konnte zunächst auch nur wieder zwischen Nachbarstämmen und Nachbarstädten Seeverkehr, Seehandel entstehen. Daraus erklärt man, dass die äussersten Vorposten griechischer Kolonisation nach Südosten, in Cypern und Pamphylien, in der Kultur vielfach von ihrem Mutterlande abwichen.

Und doch waren damals die griechischen Gewässer längst befahren. So hoch man indes immer über phönizische, ja auch griechische und karthagische Schiffahrt denken mag, eine Beschränkung derselben muss man anerkennen: sie war Küstenschiffahrt, die gesamte Schiffahrt des Altertums war nie etwas anderes. Sie konnte nichts anderes sein vor der Entdeckung Amerikas; es fehlte ihr ein Ziel jenseits eines Ozeans. Der Grundunterschied der Küstenfahrt von der weiten Fahrt ist das Stecken kurzer Ziele. In dieser Richtung war der Seehandel dem Landhandel ganz ähnlich. Erst durch eine Menge von Zwischenhändlern gelangten die Waren eines Erzeugungsgebietes an ein entferntes Ziel. Wurden zur See doch Waren ohne Zwischenhandel an ein entferntes Ziel gebracht, so geschah dies nicht in direkter Fahrt, sondern mit Landen an vielen Zwischenpunkten und teilweisem Umsatze der Ladung. Zugestanden werden muss auch die Ausführung von Ueberfahrten auf beschränkten Meeren und nach mässig entfernten Zielen. Im Mittelmeere waren Fahrten zwischen Karthago und Sizilien oder Sardinien, von Sardinien nach den Balearen sehr häufig; der gewöhnliche Kurs der Griechen nach Aegypten ging nach der Westküste von Kreta und der Cyrenaika. Auch im Indischen Ozeane fuhr man,

wie der Periplus des Erythräischen Meeres ausdrücklich erwähnt, nur an den Küsten entlang, bis der Steuermann Hippalus nach langer Bekanntschaft mit dem Meere die Monsune zur Fahrt durch die hohe See benutzen lernte (1. Jahrh. n. Chr.). — Mit dieser einzigen Ausnahme ist die Seefahrt des Altertums nicht über die Küstenfahrt hinausgekommen. Selbst in der Zeit der Blüte des indisch-alexandrinischen Handels mag die Menge der zur See beförderten Waren der auf den Landwegen an das Mittelländische und Schwarze Meer gelangenden nachgestanden haben.

10. Schiffbau und Schiffahrt: Anfänge. Was die Menschen zuerst auf das „trügerische" Element des Wassers lockte, war die Absicht des Fischfangs. In diesem Sinne sagt Sprenger: „Die Fischer an der Meerenge von Ormuz haben den ersten Anlass zum Welthandel gegeben." Er fand das ganze Meer an der Küste von Oman reich an Fischen. In den schwer nahbaren Buchten am Kap Mosandam konnten Fischer nicht nur reichen Fanges, sondern auch völliger Unabhängigkeit sicher sein. Daher erblickte Ptolemäus in dem Labyrinthe von Buchten am Kap Mosandam die Hauptsitze der Ichthyophagen, obschon es solche an allen Küsten Arabiens gab. Auch an manch anderem Strande, z. B. bei dem nachherigen Sidon (d. h. „Fischfang"), mag der Fischfang die Küstenbewohner auf das Meer gelockt haben. Unwiderstehlich zieht aber auch die See ihre Uferbewohner an, wenn sie ihnen in mässigen Entfernungen von der Küste immer wieder Inseln als lockende nutzbare Ziele zeigt.

Als ältestes Fahrzeug ist das Floss zu vermuten; an der Küste, auf Seen, Flüssen schwimmende Baumstämme gaben dem beobachtenden Menschen einen Fingerzeig. Zu Anfang unserer Zeitrechnung noch fuhren die Anwohner von Bab el Mandeb auf Flössen zur gegenüberliegenden Küste. Die Stadt Rhapta (an der Rovuma-Mündung?) hatte ihren Namen von den Fahrzeugen der dortigen Küsten- und Inselgegend, die aus Balken und Baumstämmen roh zusammengebunden waren. Aehnliche Fahrzeuge fuhren von der persischen Küste nach Arabien und an der Westküste Indiens entlang. Für seichte und klippige Uferstrecken besitzt das Floss den Vorzug der Festigkeit und Biegsamkeit zugleich. Aber es ist unförmlich. Der einzelne ausgehöhlte Baumstamm, das Kanoe, ist leichter zu regieren. Grössere Sicherheit bietet das Kelek; in ihm ist das Floss in eine Art Rost aus dünnen Stämmen oder Aesten verändert, der von aufgeblasenen Schläuchen getragen wird. Die Ichthyophagen plätschern fast ihr ganzes Leben auf solchen Keleken, jedem Sturme trotzend, auf dem Meere herum. Die Araber breiteten Felle oder Häute über den Rost

und führten selbst den kostbaren Weihrauch auf solchen Fahrzeugen an der Küste entlang nach dem Hafen Kane. Aus Herodots (und Moltkes) Beschreibung ist ersichtlich, dass nur mit solchen Fahrzeugen die Fahrt aus Armenien nach Babylon auf den Euphrat-Katarakten möglich war. In den ruhiger fliessenden Stromstrecken des Euphrats, ebenso auf dem Tigris wurden nach assyrischen Bildwerken bereits am Beginn des 2. Jahrtausends v. Chr. korbförmig aus Flechtwerk gebaute, mit Häuten verkleidete Fahrzeuge benutzt. In solchen Booten, die freilich nur 3—5 Mann fassten, liess noch Sanherib die Babylonier verfolgen, als dieselben in die sumpfigen Ufer- und Küstengebiete des Euphrats flohen. Auch die Bewohner der Oestrymniden (Bruyos- oder Scilly-Inseln?) holten das Zinn vom nahen Festlande auf Fahrzeugen von Korbflechtwerk. Die Veneter (in der jetzigen Bretagne) bereiteten durch ihre schon recht vervollkommneten Schiffe Cäsar erhebliche Schwierigkeiten, als er sie angriff; allein sie gebrauchten auch runde, aus Korbgeflecht hergestellte und mit Leder überzogene Fahrzeuge, jedenfalls um mit verminderter Gefahr an den Küsten trotz Untiefen und Klippen operieren zu können. Von ähnlichem Bau sind auch die „ledernen Boote“ zu denken, mit denen die Sabäer durch die Meerenge nach Aethiopien fuhren. — Wie mannigfaltig auch das Floss nach Material und Verbindung gestaltet wurde, wie hoch auch die Sicherheit seiner Benutzung in wilden Stromschnellen wie seichten Küsten und Flüssen, deren Klippen keinen Tiefgang gestatten und dünne Holzbekleidung durchstossen, anzuschlagen ist, so lange die Grundform des Flosses bleibt, ist das Fahrzeug unförmlich, schwer zu bewegen, schwer zu lenken, weder zur Hochseefahrt noch zur Bergfahrt auf Flüssen zu verwenden. Daher bedeutete es auch nur einen mässigen Fortschritt, wenn die Babylonier nach den Abbildungen der Isdubar-Legende vorn und hinten stark emporgeschweifte Kähne bauten. Im wesentlichen dieselbe Form hatte auch das älteste bekannte phönizische Fahrzeug, das rundliche Frachtschiff, unter der griechischen Namensform „Gaulos“ bekannt. An sie erinnert wiederum das runde Fahrzeug der Kindheitszeit der Germanen, die Kocke.

Dagegen bedeuteten die Kielschiffe einen grundsätzlichen Fortschritt durch Erzielung zweier Vorteile. Dadurch, dass man die Querachse bedeutend kleiner nahm als die Längenachse, verminderte man den beim Durchschneiden der Fluten zu überwindenden Widerstand des Wassers beträchtlich; durch den schlankeren Bau des Schiffskörpers auf dem untergelegten Kiele verringerte sich die Menge des verdrängten Wassers. Beide Vorteile zusammen bewirkten ein wesentlich rascheres Vorwärtskommen bei Anwendung gleicher Kraft oder gleich

rasches Vorwärtskommen bei verminderter Kraft. Freilich nützte man die Erfindung des Kieles im Altertume nur sehr mässig aus; man baute die Schiffe kielschwach, nicht nur aus Rücksicht auf die durchaus festgehaltene Küstenfahrt, sondern auch auf die Gepflogenheit, die Schiffe bei Eintritt stürmischen Wetters, daher vor Beginn des Winters, regelmässig auch am Abende auf das Festland zu ziehen. In der älteren Zeit wurden die Fahrzeuge stets nach der Ankunft am Ziele auf das Land gezogen. So die Achäerflotte vor Troja. Einer Hafenbucht bedurfte man daher gar nicht. Die griechische Kolonie Cumä in Italien wurde in der Nähe der fruchtbaren campanischen Ebene, aber auf einer nach allen Seiten steil abfallenden Höhe gegründet; der flache sandige Strand am Fusse der Burg war vorzüglich geeignet, die Schiffe aufzunehmen. Auch von den Königsstädten der mycenischen Epoche lag keine einzige unmittelbar am Meere, aus Gründen der Sicherheit, aber alle in möglichster Nähe desselben auf einer von der Natur geschützten Anhöhe, um für Handel und Verkehr einen sicheren und bequem zu erreichenden Mittelpunkt zu schaffen. Noch Cäsar liess bei seiner Landung in Britannien die „langen Schiffe“ aufs Land ziehen, die Lastschiffe auf offener Reede Anker werfen.

Aus solchen Rücksichten hatten die Schiffe nur geringen Tiefgang, zumal die Kriegsschiffe, die vorherrschend und wesentlich das Ruder zur Fortbewegung benutzten. Die griechischen Kriegsschiffe tauchten nur einen Meter oder weniger ins Wasser; sie waren im allgemeinen sehr lang, schmal, niedrig, leicht gebaut, geeignet ebensowohl zum Gefechte bei ruhigem Wasser wie zu schleuniger Flucht vor dem Feinde oder dem Sturme. Da die Taktik der griechischen Kriegsschiffe das Anrennen der Gegner mit dem Widder oder Sporne oder das Durchrennen durch die feindliche Schiffsreihe mit Abknicken der Ruder war, so musste das Kriegsschiff möglichst verlängert werden, um mehr Ruderkraft an jeder Seite zu entwickeln. Hatten die Handelsschiffe gewöhnlich ein Verhältnis der Länge zur Breite wie 3 bis 4:1, so erhielten die Kriegsschiffe ein solches von 5 bis 8:1. Als Prototyp der Schnelligkeit galt immer das Seeräuberschiff, die Pentekontore, ein offenes, schmales, langes Boot mit 50 Mann Besatzung, die an jeder Seite 25 Ruder trieben. Dieses Schiff hatte kein Deck, um nicht von weitem gesehen zu werden. Infolge des Sieges, welchen Oktavians Feldherr Agrippa bei Aktium mit seinen nach dem Muster der schnellen liburnischen Schiffe gebauten niedrigen und schmäleren Fahrzeugen über Antonius' ägyptisch-phönizisch-griechische Flotte grosser Schiffe gewann, wurden die schmäleren und hohleren, daher schnelleren liburnischen Schiffe, Dieren und Trieren, die Kriegsfahrzeuge des Kaisertums.

Die Handelsschiffe hatten durchweg grösseren Tiefgang. Obwohl Phöniziern wie Griechen, Karthagern, Römern der Verbrauch der Zeit keineswegs gleichgiltig war, erstrebten sie beim Bau ihrer Handelsschiffe doch als Hauptziel nicht die Schnelligkeit, sondern die Sicherheit. Im Vergleiche zu den Kriegsschiffen waren daher die Handelsschiffe kürzer, breiter, bauchiger, ragten höher über die Wasserlinie empor und tauchten tiefer unter sie hinab. Da die phönizischen Handelsschiffe zumal regelmässig die Segel benützten, so brauchten sie mit der meist reichlich verfügbaren Kraft des Windes nicht zu geizen; ihre stärker belasteten Schiffe hatten daher grösseren Tiefgang.

11. Grösse der Schiffe. Im allgemeinen waren die Schiffe klein, die Menge musste die Grösse ersetzen, daher immer die ausserordentlich grossen Zahlen der Schiffsregister. So weit die Schiffe lediglich durch Ruder bewegt wurden, bestimmte man ihre Grösse nach der Anzahl der Ruder.

Bei den Phöniziern wird unter den kleineren Seefahrzeugen die Barke als ältestes Ruderschiff zu gelten haben. Man bedurfte ihrer ebensowohl für die zahllosen Landungsversuche bei den forschenden Küstenfahrten, wie für den Fang der Purpurschnecken in deren seichten Revieren und für die mannigfache Hafenthätigkeit. Die Tarschischfahrer (= Seeschiffe) hingegen waren hochragende stolze Fahrzeuge, welche zugleich Ruder und Segel verwendeten. Als Kriegsschiffe bedienten sich die Phönizier in früher Zeit der rasch hinsteuernden Pentekontoren. Zur Verwendung auf Kriegsschiffen, zur Ausrüstung von Eilfahrten für militärisch-politische Zwecke haben die Phönizier sich die Vermehrung und Ausbildung der Ruderthätigkeit angelegen sein lassen; allein sie behielten auch noch in späterer Zeit die altbewährten Pentekontoren teils als Last-, teils als untergeordnete Schlachtschiffe bei. Solche Pentekontoren konnten freilich recht grosse Fahrzeuge sein. Der Karthager Hanno beförderte auf 60 Pentekontoren nicht weniger als 30000 Männer und Frauen, also durchschnittlich 500 Köpfe. Die grösseren Handelsschiffe der Phönizier fuhren in der Regel mit Segeln, um den Raum wie die Kosten für die Ruderer zu sparen.

Bei den Griechen blieben die un- oder halbgedeckten, von fünfzig Rudern getriebenen Boote, wie sie bereits die Ilias kennt, bis auf die Perserkriege im allgemeinen Gebrauche. Die Notwendigkeit, die Schnelligkeit des Schiffes zu steigern, führte zur Einführung langer, von zwei und drei Mann getriebener, durch den längeren Hebelarm viel kräftiger wirkender Ruder. Damit war die Einführung von Dieren und Trieren gegeben. Korinth befleissigte sich besonders des vervoll-

kommneten Schiffbaues. Ameinokles von Korinth erbaute schon um 700 v. Chr. den Samiern vier Trieren. Herodot erwähnt, dass die Athener schon einige Jahre vor den Perserkriegen eine heilige Pentere (fünf Ruderer zu jedem Ruder) hatten. Die Sikelioten und Korcyräer hatten schon um 500 eine trierische Kriegsmacht, die Athener und Aeginäer meistens nur Pentekontoren. Erst Themistokles baute 100 grössere Fahrzeuge mit teilweisem Deck. So mannigfache Fortschritte man auch seit den homerischen Zeiten selbst gemacht oder den Phöniziern nachgeahmt hatte, die ansehnlichsten Kriegsfahrzeuge des 5. Jahrh., die Trieren (mit 3 Reihen Ruderern) waren doch nur grosse Kähne, deren Bau ein attisches Talent (= 5440 M) kostete, mit etwa 200 Matrosen und Soldaten, von geringem Tiefgange, die bei nur einigermassen bewegter See ihre Manövrierfähigkeit einbüssten und bei der Ankunft im Hafen auf den Strand gezogen wurden. Nach Lothar Weber war eine Kriegstriere 40 bis 45 m lang, 8 m breit, hatte einen Tiefgang von etwa 1 m und ein Deplacement von 50—60 Tonnen. Von den Handelsschiffen scheinen die grössten eine Tragfähigkeit von etwa 360 Tonnen gehabt zu haben. Zu Kriegszwecken wurden zuerst um 399 in Sizilien Penteren verwendet, um bis zum 1. Punischen Kriege allgemein zu werden. Erst Alexander und die Diadochen haben den Schiffbau zu neuer Entfaltung gebracht. Alexander hatte Penteren, soll sogar schon eine Dekere besessen haben. Die erste nachweisliche Hexere hatte Dionys II.; Pyrrhus von Epirus hatte eine Heptere, die den Karthagern in die Hände fiel, während des 1. Punischen Krieges den Römern. Das erste Riesenschiff erbaute Lysimachus, den „Löwenträger“, eine Oktere mit 1600 Ruderern (demnach an je 100 Rudern auf jeder Seite thätig) und 1200 Seesoldaten; es muss darnach mindestens 200 m lang gewesen sein. Ihn suchte der grosse Techniker Demetrius Poliorcetes zu übertreffen; er baute Fünfzehn- und Sechzehnruderer, die noch seetüchtig gewesen sein sollen. Die Admiralschiffe der Diadochenkriege waren gewöhnlich Dekeren (Zehn-Reihenschiffe), das macedonische Königsschiff ein Sechzehnreihenschiff. Ptolemäus Soter baute Zwölfreihenschiffe, Ptol. Philadelphus ein Zwanzig- und zwei Dreissigreihenschiffe, Ptol. Philopator, um den Römern gegenüber das ägyptische Ansehen im Schiffswesen zu wahren, das grösste aller Riesenschiffe, ein Vierzigreihenschiff. Es war 129,7 m lang und 17,6 m breit, wurde von 4000 Mann gerudert (je 40 Ruderer an 50 Rudern jeder Seite); die längsten „Thranitenruder“ waren 17,6 m lang, zur Herstellung einer Balance oberhalb des Ruderlagers mit Blei ausgegossen; ausser den 4000 Ruderern führte es noch 400 Seeleute im engeren Sinne und konnte noch 2850 Mann

als Besatzung aufnehmen, insgesamt 7250 Mann. Ein solches Schiff ist bis heute nicht wieder erreicht worden; aber Athenäus sagt auch: „es war schwer zu bewegen und ein blosses Schaustück“. Die Erfolge der Ptolemäer reizten Hiero II. von Syrakus, durch Archias von Korinth ein Handelsschiff mit zwanzig Rudern, ein Frachtschiff, erbauen zu lassen, das nach Lothar Webers Berechnung 2608 Tonnen Getreide, Salzfleisch u. a. führte und unter Hinzurechnung der Vorräte und des Eigengewichtes ein Deplacement von etwa 3300 cbm Wasser aufwies. Es übertraf damit die grössten Handelsschiffe zu Hadrians und Justinians Zeit, die sich auf etwa 2100 Tonnen Ladefähigkeit und etwa 2800 cbm Deplacement berechnen lassen. Lothar Weber macht wahrscheinlich, dass Hieros Schiff ein Dreissigreihenschiff war (30 Ruderer an jedem der 20 Ruder). Das Schiff konnte wegen zu grossen Tiefganges in die meisten Häfen nicht einlaufen; daher taufte es Hiero Alexandreias und schenkte es nach Alexandrien.

Bei den Römern herrscht bezüglich der Grösse der Schiffe bunte Mannigfaltigkeit. Für den Hafen- und Uferdienst waren mancherlei kleine Fahrzeuge im Gebrauche. Livius berichtet, dass den Senatoren verboten war, grössere Seeschiffe als von $10^1/_2$ Tonnen Tragkraft zu besitzen. Auch die grösseren Kähne zu Alexandria waren nur auf eine Ladung von 38 Tonnen eingerichtet. Selbst die Getreideschiffe, welche von Alexandria nach Rom fuhren, müssen meist von mässiger Grösse gewesen sein, da sie teilweise auch während der Winterstürme ihre Fahrt machen mussten. Anderseits erscheinen die gewöhnlichen Schiffe für die Güter- und zugleich Personenbeförderung, zumal für die Verbindung zwischen Italien und Aegypten, von recht beträchtlicher Grösse. Josephus berichtet, dass er auf einem Schiffe nach Rom fuhr, auf welchem sich 600 Menschen befanden. Das Schiff, auf dem Paulus gefangen nach Rom gebracht wurde, trug 276 Seeleute und bedeutende Lasten. Beide Schiffe mögen etwa 700—800 Tonnen Tragkraft besessen und den gewöhnlichen Typus der Orientschiffe dargestellt haben.

Noch weniger als bei den Handelsschiffen ist hervorragende Grösse bei den Kriegsschiffen durchgedrungen. Trotz der Vervielfältigung der Rudererreihen und der dadurch notwendig gewordenen Vergrösserung des Schiffskörpers blieb die römische Republik bei der Pentere als dem gewohnten Typus des Schlachtschiffes. Ja nach der Schlacht bei Aktium wurden sogar die kleineren, nach dem Muster der liburnischen gebauten Fahrzeuge der übliche Typus der kaiserlichen Marine (§ 10).

12. Ruder und Segel. Die Fortbewegung des Schiffes erfolgte

durch Menschenkraft mittelst des Ruders oder durch den Wind mittelst des Segels. Es gab keine schwierigere Arbeit als den Ruderdienst auf einem Kriegsschiffe; die Last der Anstrengung wurde vermehrt durch die oft heisse Luft und die äusserste Enge des Schiffsraumes; Seeschlachten und Schiffbrüche vernichteten grosse Massen solch unglücklicher Menschen, sodass meist nur Sklaven zu Ruderern Verwendung fanden. Trotzdem blieb der Gebrauch des Ruders auf den Kriegsschiffen vorherrschend bei allen Völkern mit Ausnahme der Veneter in der Bretagne. Aus zwei triftigen Gründen. Die zur Erzielung der gewünschten Schnelligkeit nötige Ruderkraft lässt sich genau bemessen und innerhalb ziemlich weiter Grenzen nach Bedürfnis vermehren oder vermindern. Beginn, Einstellen oder Mässigung der Bewegung des Schiffes, Abändern der Richtung, kurz das Manövrieren der Schiffe lässt sich mit ganz anderer Schnelligkeit ausführen mit Ruderarbeit als mittelst des Segels, sofern überhaupt die Kraft des Windes zur Verfügung steht. Daraus wird erklärlich, dass die Griechen selbst bei Handelsschiffen das Ruder nicht aufgaben; das Vollschiff hatte von den ältesten Zeiten an (Od. I, 28. II, 317. 355. IV, 669) bis zu Demosthenes' Zeit 20 Ruder. Ebenso verzichteten die Phönizier trotz der Bevorzugung der Segel nicht auf die Ruderarbeit. Nach Hesekiel 27 erscheinen die Tarschischfahrer mit Rudern unterstützt. Mindestens für die Einfahrt in den Hafen und vom Landungsplatze auf die offene See bedienten sie sich der Ruder, weiter auch dann, wenn die Luftströmung zu schwach war oder sie für einzelne Strecken ihrer Ungunst sich nicht unterziehen wollten.

Die homerischen Schiffe zählten 50 Ruderer; sie wurden nach dieser Zahl benannt (Pentekontoren). Eine Triere hatte rund 200 Mann Besatzung, davon waren im Perserkriege 18, später nur 12 Seesoldaten. Die römische Pentere der Punierkriege führte 300 Ruderer und 120 Seesoldaten. Die Mengen der auf den Riesenschiffen verwendeten Ruderer sind oben für einige Fälle angeführt.

Ein unabwendbarer Uebelstand war es, dass die auf ihren Bänken reihenweise sitzenden Ruderer den ganzen mittleren Schiffsraum in Anspruch nahmen. Dazu kamen die hohen Kosten für Verpflegung und Besoldung der Ruderer. Menschenkraft ist allenthalben die teuerste.

Beiden Nachteilen gegenüber empfahl sich die Naturkraft des Windes; Segel sind wohlfeiler als Ruderer und nehmen weniger Platz ein als Ruderbänke. Doch hat diese Naturkraft ihre Launen. Zwar Windstillen sind im Mittelmeere glücklicherweise selten; aber auch schwache Luftströmungen hemmen die Fahrt. Ueberdies hatten die Schiffer des Altertums diese Kraft zu wenig in ihrer Gewalt, als dass

sie sich ihr allenthalben ausschliesslich vertrauen konnten, zumal an gefährlichen Küsten, beim Landen und der Abfahrt. Gegen den Wind vorwärts zu kommen, hat man erst im späteren Mittelalter gelernt.

Die Griechen verwendeten mit Vorliebe nur ein Segel, also auch nur einen Mast; auch die leichteren liburnischen Schiffe und die nach ihnen gebauten Kriegsschiffe der römischen Kaiser bedurften nur eines Mastes, da sie doch hauptsächlich durch Ruderer bewegt wurden. Die Masten der homerischen Schiffe hatten nur die bescheidene Länge von 15—20 Fuss. Mit der zunehmenden Grösse der Schiffe mussten Länge und Stärke wachsen; bei der Triere musste er schon sehr kräftig sein, um das grosse Segel tragen zu können. Der Gebrauch zweier gleicher senkrechter Masten bei den Griechen ist zwar durch Münzen, Vasen und Wandbilder bezeugt; allein erst auf den grossen Schlachtschiffen des 4. Jahrh. v. Chr. oder auf solch mächtigen Bauten, wie die Vierzehn- und Sechzehnruderer des Demetrius Poliorcetes wird man zwei oder drei senkrechte Masten verwendet haben, da man mit der zunehmenden Grösse des Schiffes die Zahl der Ruder vermehrte. Schon früh führten die griechischen Kriegsschiffe vorn im Bug noch einen kleineren Mast, Dolon genannt; er war stark geneigt und trug unter seiner Spitze an einer Rahe ein kleines viereckiges Segel. Die nicht zentralen Maste der grossen Schiffe waren weit nach dem Vorder- oder Hinterschiffe gerückt und trugen grosse dreieckige, sogenannte Schrat- oder lateinische Segel, welche den Wind von der Seite her fingen und besonders zu Wendungen der Schiffe geeignet waren.

Reichere Verwendung der Segel fand auf den Handelsschiffen der römischen Kaiserzeit statt. Ueber der Grossmastrahe wurde ein dreieckiges Toppsegel angebracht. Die grösseren Orientfahrer von 7—800 Tonnen führten einen zweiten, etwas kleineren Mast im Vorschiffe mit einer Rahe, wie auch der Hauptmast nur eine einzige trug. Die kleineren Getreideschiffe, welche Rom den ägyptischen Ueberfluss zuführten, scheinen nur lateinische Segel, also geringe Segelfläche geführt zu haben. Jedenfalls benutzten die römischen Kauffahrer die billige Naturkraft ausgiebig, waren aber im Falle der Ungunst derselben auf den Gebrauch des Ruders eingerichtet.

Dagegen ist anzunehmen, dass die grösseren phönizischen Handelsschiffe nur mit Segel fuhren. Merkwürdig ist die frühe Verwendung des Segels in Aegypten. Bereits Dhutmes I. (16. Jahrh. v. Chr.) fuhr in reichgeschmücktem Schiffe mit Segeln aus kostbarem Byssus nach Nubien. Auf der Heimfahrt der Schiffe aus dem Puntlande unter Hatschepsut benutzte man abwechselnd Segel und Ruder. Es wird sich vielleicht nie ermitteln lassen, ob die Phönizier den Aegyptern den Ge-

brauch des Segels gelehrt haben. Dagegen haben sie Sanherib Schiffe mit einem Maste gebaut und damit das Segel in die Euphratschiffahrt eingeführt. Der Umstand, dass die Veneter in der Bretagne auf das Ruder verzichten gelernt hatten, nur das Segel gebrauchten, veranlasste Cäsar im Kampfe gegen sie zu der Angriffsweise, das Tauwerk zu vernichten und dann die Schiffe zu entern. Wurde hierdurch die Bewegung ganz unmöglich gemacht, so verzichteten Kriegsschiffe gewöhnlich von selbst während des Kampfes auf die Segel durch Reffen, um sich allein der leicht und schnell zu bestimmenden Ruderkraft zu bedienen.

13. Ausrüstung. Unter den Materialien zur Herstellung des Schiffskörpers und der Masten nebst Zubehör hat im Altertume das Cederholz durch die Phönizier den besten Ruf erlangt. Hommel teilt mit (Geschichte Babyloniens und Assyriens S. 325 ff.), dass Gudea, der Patesi von Sirpurla (um 3100 v. Chr., nach H. Winckler 2800 v. Chr.) aus verschiedenen Gebirgen des nördlichen Syriens Cedern-, Cypressen- und andere Hölzer holen liess, ferner, dass derselbe Herrscher ein Schiff nach Ghannaki, dem späteren Ninive, sandte. Wegen des Mangels an Bauholz im Euphrat- und Tigris-Tieflande werden wohl auch zu diesem Schiffe jene Hölzer verwendet worden sein. Dieselben Gebirge lieferten später auch Aegypten Holz. In den Tributlisten des Pharaos Dhutmes III. (1503—1449 v. Chr.) kommen als Tribute der syrischen Gebiete viele Holzarten vor, z. B. Meru-, Nib-, Pesga-, Zagu-Holz und Cedern. Die Phönizier benutzten als Kiel gewöhnlich einen Cederstamm, zum Schiffskörper Ceder- und Cypressenholz, zu Rudern Eichenholz. Den Kiel widerstandsfähiger zu machen, beschlugen sie ihn mit Kupfer. Auch die Schiffsnägel bildeten sie aus demselben Metall, das vom Seewasser weniger angegriffen wird als Eisen. In China stellte man nach dem Schiking die Fischerbarken gern aus Cypressenholz her. Aus Indien wurden im 1. Jahrh. n. Chr. nach Ommana an der persischen Küste „Balken vom Tikbaume, runde Pfosten des Maulbeerbaumes“ ausgeführt.

Die Segel wurden anfangs aus Baumrinde, Palmblättern, Schilf hergestellt, später bei den Mittelmeervölkern aus Leinwand, bei den Venetern aus Leder. Zu Tauen verwendete man Lederstreifen aus Rindshaut, Binsen, Esparto, Papyrus, Hanf.

Neben den vornehmsten Mitteln, die Bewegung des Schiffes zu beeinflussen, nämlich Ruder und Segel, benutzten die Schiffer des Altertums trotz aller Unvollkommenheit doch noch einige andere. Das Fahrzeug zu lenken, die Richtung nach einem bestimmten Ziele einzuschlagen, die verfolgte Richtung nach einem anderen Zielpunkte

abzuändern, dazu diente das Steuer. Der Steuermann hatte seinen Platz auf dem Hinterschiffe, dort lenkte er die Pinnen der an beiden Seiten ins Wasser tauchenden Steuerruder unmittelbar mit den Händen oder mittelst eines beide Ruder verbindenden Taues. Am meisten anerkannt waren die phönizischen Steuerleute ob der kundigen Sicherheit ihrer Fahrt.

Leicht beladene Fahrzeuge bei stärkerem Winde vor dem Kentern zu behüten, namentlich Kriegsfahrzeuge, füllte man in den Kielraum Ballast. Erzählte man sich doch, dass Bienen und kleine Zugvögel sich mit Sandkörnern und Kieseln beschwerten, um der Gewalt des Windes zu widerstehen. Schon von Diomedes wusste man, dass er Steine von den Mauern Trojas auf den Boden seiner Schiffe füllen liess, als er nach Griechenland heimkehrte.

Zur Prüfung der Wassertiefe und der Beschaffenheit des Grundes diente das Senkblei, in seichtem Wasser auch der Peilstock. Das Schiff an einer bestimmten Stelle im Wasser festzuhalten, gebrauchte man den Anker. Ursprünglich senkte man schwere Steine, Sandsäcke oder mit Steinen gefüllte Körbe an Tauen auf den Grund; dann verwendete man einen eisernen Haken, bis Anacharsis einen zweiten Haken beifügte. Das Wort „Anker" („der gekrümmte eiserne Anker") tritt zuerst bei Theognis (Zeit seiner Dichtung etwa 570—550 v. Chr.) auf. Auf Paulus' Schiff liess man vier Anker hinab, als die Prüfung mit dem Senkblei eine rasche Abnahme der Wassertiefe zeigte, ein Zeugnis der bedeutenden Grösse des Schiffes.

14. Schiffahrtkunst. Schiffbau, Schiffsausrüstung und Schiffahrtkunst blieben im Altertume so unvollkommen, dass Stürme und Nebel stets Schrecken erregten und die Schiffer veranlassten, schleunigst in irgend einen nahen Nothafen zu flüchten oder auf den Strand zu treiben. Traf widriges Wetter Schiffe auf offener See, so irrten sie im günstigsten Falle lange umher. So fuhr das Schiff Lucians von Alexandria nach Cypern in 7 Tagen, gelangte aber infolge von Stürmen erst am 70. Tage in den Piräus. Strabo berichtet, dass Posidonius zu seiner Rückfahrt von Iberien drei Monate brauchte, da er lange an den Balearen, an der sardinischen und libyschen Küste umhergetrieben wurde. Es fehlte eben den Schiffern des Altertums das wichtigste Instrument, der Kompass. Nur die Chinesen haben sich seit den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung der Magnetnadel zur Bestimmung der Schiffsrichtung bedient. Einen notdürftigen Ersatz des Kompasses benutzte übrigens das Altertum, der die Verirrten meist wenigstens zur nächsten Küste brachte. Man liess Vögel auffliegen und folgte der Richtung ihres Fluges. Plinius berichtet, dass im Indischen

Ozeane die Beobachtung des Vogelflugs ein gewöhnlicher Behelf der Seefahrer sei. Noah benutzte dieses nautische Hilfsmittel noch früher, als er seine Tauben fliegen liess.

Auch die Winde wurden beobachtet und ein wissenschaftliches System über sie aufgestellt. Man kannte Passatwinde und den Monsun des Indischen Ozeans. Besonders förderlich erwies sich die Beobachtung des Himmels, des Standes und der Bewegung der Gestirne. Es wurden die Ekliptiksterngruppen aufgefunden und darnach als Zeiteinheit das Jahr und dessen Einteilung in zwölf Monate bestimmt, desgleichen die Gradeinteilung des Kreises, die man dann später für Ortsangaben auf der Erdkugel verwendete, nachdem man sie auf die letztere vom Sternenhimmel übertragen hatte. Als festen und zuverlässigen Punkt für alle Ortsbestimmungen lernte man den Polarstern auffassen. Die Phönizier schon nahmen sich ihn zum Führer auf ihren Seefahrten, während die griechischen Seeleute sich nach dem grossen Bären richteten. Endlich scheinen gewisse Strömungen des Meeres die Seefahrt vielfach und dauernd beeinflusst zu haben, so zweifellos die nach Ost und dann nach Nord gerichtete Strömung an der Küste Aegyptens und Syriens, vermutlich auch die östliche Strömung an der Nordküste Spaniens wie die ungünstigen Strömungsverhältnisse in der Strasse von Moçambique.

Man mühte sich demnach in verschiedenen Richtungen um die Verbesserung der Schiffahrt, kam indes über die schwersten Mängel nicht hinweg. Denn ausser dem Kompasse fehlte es an Hilfsmitteln, ohne die sich die Neuzeit Schiffahrt gar nicht zu denken vermag, wie Seekarten, Bezeichnung des Fahrwassers, Leuchttürme. Ptolemäus, einer der bedeutendsten Geographen des Altertums, zeichnete die Umrisse des Arabischen Busens und Indischen Ozeans nach den Navigationsregeln zweier oder dreier ägyptischer Seehäfen; sie scheinen aber nicht mehr enthalten zu haben als die Entfernungen zwischen den Küstenplätzen in durchschnittlichen Tageskursen, die hervorragenden Landmarken und niedrigen Küstenstriche mit gefährlichen Sandbänken.

Ganz besondere Schwierigkeiten bereitete den Schiffern des Mittelmeeres Ebbe und Flut des Atlantischen Ozeans, wie z. B. die Angaben des Karthagers Himilko lehren. Da die Schiffer nicht wagten, sich von der Küste zu entfernen, so liefen sie stets Gefahr, zur Ebbezeit auf Klippen und Untiefen zu geraten, welche die Flutwelle dem Auge verbarg. Auch Cäsar kam durch die Ebbe in Verlegenheiten, aus denen ihn nur friesische Chauken retteten. Die an den Küsten des Atlantischen Ozeans wohnenden Schiffer Spaniens wie Galliens

hatten sich an manche Schwierigkeit gewöhnen müssen, welche den Schiffern des Mittelmeeres fremd blieben. Nach dem Buche Yükung scheinen selbst die Chinesen schon vor 2200 v. Chr. mit dem Ozeane und dessen Flut- und Ebbewirkungen bekannt gewesen zu sein, da sie von der Bevölkerung der Inseln südlich von der Mündung des Jangtsekiang Tribute einzogen.

Den allmählichen Fortschritt lässt die Anlage der Häfen erkennen. Wie bei der Anlage der Kolonie Cumä in Italien nicht sowohl eine Hafenbucht als wesentliches Erfordernis galt, vielmehr ein flacher Strand als genügend angesehen wurde, so haben die Epidaurier die unfruchtbare und hafenlose, von Klippen umgebene Insel Aegina allmählich in einen gebietenden Handelsstaat verwandelt. Da wurden auch von dem flachen Strande ins Meer hinaus Hafendämme gebaut. Die grossartigsten Hafenanlagen Griechenlands besassen die Athener im Piräus. Die Natur selbst hatte hier drei Häfen geschaffen durch ringförmige Einbuchtungen in den Felsenrand der Küste mit schmalen Einfahrten. Molen, an den Enden mit Ketten und Türmen zur Verteidigung versehen, wehrten feindlichen Schiffen den Eintritt in den Hafen und schützten zugleich vor Versandung; Lagerräume und andere Einrichtungen gehörten zur Ausstattung des Handelshafens, die Schiffshäuser und das Zeughaus zur Ausstattung des Kriegshafens, die Werft zu beiden (vgl. § 507). Rhodus, Korinth, Cyzikus, Syrakus besassen gleichfalls umfassende Hafenanlagen.

15. F a h r z e i t u n d K ü s t e n f a h r t. Am vollkommensten wird die Schiffahrt des Altertums charakterisiert durch ihre Scheu vor der Winterfahrt und ihre Neigung zur Küstenfahrt.

Die Furcht vor Seefahrten während der Stürme und Nebel des Winters ist bei allen Völkern des Altertums wahrnehmbar. Zumal die Mittelmeervölker waren verwöhnt durch die klare Luft, den regelmässigen Gang der Luftströmungen, den Sommerpassat wie den Wechsel von Land- und Seewind. Daher wagten sie längere Seereisen wenigstens nur in der guten Jahreszeit. Zu Hesiods Zeit (7. Jahrh.) wagten sich die Griechen nur bei ganz ruhigem Wetter auf das Meer hinaus. Hesiod meint in den „Werken und Tagen", die See sei eigentlich nur im Spätsommer fahrbar, etwa von Mitte oder Ende August ab, sobald auf dem Aegäischen Meere die Etesien aufhören, bis zu dem ersten Herbstregen; allenfalls möge man auch im Frühjahre, wenn das erste Grün in den Wipfeln sich zeige, ein Schiff besteigen; indes sei eine Fahrt zu dieser Zeit ein tollkühnes Wagnis. In den folgenden Jahrhunderten ist man etwas unternehmender geworden. Aber auch dann beschränkten sich die Seefahrten durchweg auf die Sommer-

monate vom April bis zum September, und selbst in dieser Zeit bereiteten die nördlichen und nordwestlichen Passatwinde, welche im Juli den Tag über zeitweise mit grosser Heftigkeit zu wehen beginnen, den Fahrten in nördlicher Richtung grosse Schwierigkeiten, während sie die Fahrten in südlicher Richtung begünstigten. Während des Winters ruhte regelmässig die Schiffahrt, sodass die Kolonien vom Mutterlande völlig abgeschnitten waren. Es war daher ein Zeichen höchster Energie, dass die Athener nach dem Seesiege über die Perser bei Mykale (479 v. Chr.), während die Peloponnesier heimkehrten, die Belagerung des festen Sestus bis tief in den Winter hinein fortsetzten und die Uebergabe erzwangen.

Bei den Römern war es nicht anders. Man fürchtete, durch die Winterstürme und die besonders im November und Februar häufigen Nebel mehr zu verlieren, als durch den Fortbetrieb der Schiffahrt zu gewinnen. Daher ruhte die Schiffahrt regelmässig vom November bis zum März. Auch Rom war zu dieser Zeit vielfach gänzlich von den Provinzen abgeschnitten, weil auch zu Lande im Winter nur ausnahmsweise Sendungen befördert wurden. So gingen amtliche Schriftstücke aus Spanien nach Rom nach dem Spätherbste nicht mehr zu Lande durch Gallien, sondern erst im Frühjahre nach Eröffnung der Schiffahrt auf dem Seewege. Hatten sich die aus Indien nach Aegypten heimkehrenden Schiffe verspätet, so zogen sie der Fortsetzung der Fahrt vor, im Hafen Moscha (in der Nähe des Kaps Fartak an der mittleren Südküste Arabiens) zu überwintern. Als Kaiser Claudius die Getreidezufuhr aus Aegypten nach Rom auch während der Winterszeit befahl, bestimmte er zugleich, dass den Schiffern der durch die Stürme zugefügte Schaden ersetzt werden sollte. Als Zeichen, wie hoch die Furcht vor den Seeräubern im Jahre 67 v. Chr. in Italien gestiegen war, wird angesehen, dass die Kaufleute nicht nur, sondern selbst Führer von Truppenabteilungen vorzogen, ihre Reisen nach dem Osten in der Winterszeit zu wagen.

Lange Zeit auch hatte man daran festgehalten, nur unter dem strahlenden Geleite der Sonne zu fahren. Noch Alexanders Admiral Nearch folgte ängstlich auf der ganzen Reise vom Indus bis in den Persischen Busen der Küste, um jedesmal mit Einbruch der Nacht zu ankern. Doch hatten damals schon längst die Phönizier sich der Führung des Polarsterns anvertraut und führten Ueberfahrten über Strecken des Mittelmeeres, z. B. von Kreta nach Aegypten, in ununterbrochener Tag- und Nachtfahrt aus; auch die Karthager fuhren in ununterbrochener Fahrt von Karthago nach den Säulen des Herkules. Herodot bestimmte Länge und Breite des Pontus nach einer Anzahl

Tag- und Nachtfahrten. Selbst an den Küsten entlang wagte man später die Nachtfahrt, wenn auch in etwas gemässigtem Tempo.

Es waren dieselben Ursachen, welche die Scheu vor der Winterfahrt und die Neigung zur Küstenfahrt bewirkten. Die Unvollkommenheit der Fahrzeuge hielt in der Urzeit unbedingt ab, sich von der Küste zu entfernen. Mit Flössen, Kanoes, Keleken kann man sich nicht der hohen See anvertrauen. Das auf Ogygia gezimmerte Floss des Odysseus wurde auf der hohen See zertrümmert, er selbst nur durch göttliche Hilfe gerettet. Nun hat man zwar im späteren Altertume grosse Schiffe bauen lernen; die den vielseitigen Bedürfnissen angepassten Schiffsmodelle der Karthager sind auch von den Römern nachgeahmt worden; die Griechen haben umgestaltend eingewirkt auf die primitiven Fahrzeuge Indiens, Ceylons, Arabiens. Allein grosse Schiffe waren doch Ausnahmen. Man baute die Schiffe kielschwach, um sie im Winter, bei Stürmen leicht auf den Strand ziehen zu können; die Bevorzugung der Ruder wirkte gleichfalls der Anwendung grösseren Tiefganges entgegen. Kenterten die flachen Fahrzeuge an oder in der Nähe der Küste, so konnten die Menschen durch Schwimmen sich retten, oft auch die Ladung geborgen werden; auf hoher See war Mann und Gut unrettbar verloren. Auch die Ausrüstung war bei ungünstigem Wetter auf hoher See ungenügend. Endlich nötigte die Enge des Schiffsraumes zum abendlichen Landen. Da die Ruderer auf einen Raum von 0,8 qm für den Mann zusammengepfercht waren, ergab sich die physische Notwendigkeit, sie schon nach kürzerem Zeitraume die Glieder strecken zu lassen.

Uebrigens hat man alle Ursache, sich vor Geringschätzung der Küstenfahrt zu hüten. Wie sie einerseits die geübtesten Seeleute fordert, ist sie anderseits die tüchtigste Schule zur Ausbildung solcher. Klippen, Untiefen, Sandbänke bedrohen ununterbrochen das Fahrzeug; jeder unerwartete Windstoss kann es zerschellen. Es ist z. B. die arabische Küste des Persischen Busens so seicht und so voller Klippen, dass sie eine sichere Strasse nur für Keleke und kleinere Fahrzeuge gewährt, mit grösseren Fahrzeugen nur ein Seemann daselbst fahren kann, der die genaueste Kenntnis des Fahrwassers sich erworben hat. Im Altertume musste ausserdem der Schiffer beständig bereit sein, mit feindlichen Küstenbewohnern oder Seeräubern um sein Leben zu kämpfen. Die thatsächlichen Leistungen in der Entdeckung neuer Länder sind geradezu staunenswert; das ganze Mittelalter ist nicht viel weiter vorgedrungen. Man tastete von einem Punkte zum andern vorwärts; es gab keinen Punkt, wo man gerade aufhören musste; Gewinnsucht und Entdeckungsgeist führten stets von dem Bekannten zum Unbe-

kannten. Phönizier und Karthager trieben Jahrhunderte hindurch ihre Schiffahrt ungestört; was sollte sie hindern, an entfernte Küsten vorzudringen? Eine Menge Periplen der Kaiserzeit beschreiben die Fahrten an den Küsten des Indischen Ozeans, Asiens wie Afrikas, ferner auf dem Pontus wie in der Ostsee.

Bisweilen veranlassten häufige Klippen, heftige Brandung, widrige Strömungen, sich von der Küste zu entfernen. Folgenreicher wurde der Anblick einer Insel vom Festlande aus, z. B. Cyperns. Unwiderstehlich musste er die Phönizier reizen, bis das Wagnis gelungen war. Als sie nun vollends die reichen Kupferschätze des Gebirgsstockes im Südwesten der Insel fanden, da wurde die Ueberfahrt oft wiederholt. Ueber Rhodus fuhren sie später, neue Küstenpunkte und Inseln als Ziel verfolgend, ins Aegäische Meer und den Pontus, von Rhodus über Kreta nach dem Westen des Mittelmeeres. In umgekehrter Richtung bildete auch später noch Kreta eine Hauptstation auf der Route Leptis-Tyrus. Von Kreta fuhren die Phönizier um Kap Malea, an der Westküste des Peloponneses entlang bis Korcyra (Korfu), von hier nach der bei klarer Luft sichtbaren Apulischen Halbinsel, durch den Golf von Tarent nach der Calabrischen Halbinsel, Sizilien und den weiter westwärts gelegenen Gebieten. Korinth kolonisierte Korcyra als Brückenpfeiler nach Italien. Nur 15 Meilen war Hydruntum (Otranto) entfernt, von der Kolonie Apollonia nur $12^1/_2$ Meilen. Die Fahrt zwischen Griechenland und Sizilien erfolgte regelmässig über Korcyra und durch den Busen von Tarent; selbst die wohlausgerüstete athenische Flotte wählte während des Peloponnesischen Krieges diesen Weg. Es war ganz ungewöhnlich, dass Dion 357 die Fahrt quer über das offene Jonische Meer nach Sizilien wagte, weil Dionysius bei Kaulonia mit einer Flotte Stellung genommen hatte und Philistus am Eingange des Adriatischen Meeres kreuzte. Nach der Landschaft von Cyrene gelangten die Griechen erst spät, nachdem sie seit Psammetich in Aegypten Kunde von derselben erlangt hatten. Die Fahrt von Aegypten nach Libyen hinderte die westöstliche Strömung. Gestützt auf die Kenntnis der Lage Libyens von Aegypten aus wagte man endlich die Fahrt von Kreta nach der Landschaft von Cyrene. Hier ist die schmalste Stelle des östlichen Mittelmeeres, etwa 300 km breit. Dieser Umstand veranlasste die Gründung einer Niederlassung auf der kleinen Insel Platea, dann Cyrenes. Wie die Griechen fuhren später die Römer stets an Kreta vorüber nach Cyrene und Aegypten, und umgekehrt verlief der Kurs auch zur Kaiserzeit über Kreta, Malta nach Sizilien und West-Italien. Seiner küstennahen Lage hatte Cypern seine Bedeutung im Altertume zu verdanken. Seit dem 4. Jahrh. v. Chr.

verlor es an Bedeutung, weil die direkten Handelslinien der hellenischen Zeit die Insel nicht mehr berührten. Von Rom nach Narbo fuhr man durch den Busen von Genua. Auch der Weg von Rom nach Tarraco in Spanien ging nach Livius durch den Ligurischen Busen und weiterhin längs der Küste; zur Kaiserzeit fuhr man indes durch die Strasse von Bonifacio nach dem Kap de la Nao. Massilias Schiffsverkehr erstreckte sich nur an den Küsten entlang bis Spanien und Italien. Der Periplus des Erythräischen Meeres (vor dem Jahre 77 n. Chr. verfasst) schildert die Schiffahrt an der Ostküste Afrikas von Myoshormus in Aegypten bis Rhapta, dann an der West- und Südküste Arabiens, der West- und Ostküste Vorderindiens. Seit des Steuermanns Hippalus (vgl. § 266) Benutzung des Monsuns lernte man Indien durch Fahrt über die hohe See erreichen. Nun führte der kürzeste Weg von Bab el Mandeb oder Kane nach Muziris (Mangalor) genau von Westen nach Osten. Allein die Schiffer verfolgten die arabische Südküste bis etwa in die Mitte, bis Kap Fartak, und schlugen erst dort den Weg über die hohe See ein. Auch auf dem Rückwege suchten sie dieses Kap auf, um dann an der Küste entlang nach Westen zu fahren. Die Fahrten in den Gewässern des Atlantischen Ozeans erfolgten gleichfalls den Küsten entlang.

Es ist demnach auch in der Zeit der römischen Kaiser die volle Beherrschung der See keineswegs gelungen. Es machte sich vielmehr allenthalben die Scheu geltend vor den Fahrten auf hoher See. Soweit man sich zu solchen Fahrten entschloss, so wich man doch vielfach von der kürzesten Linie ab, um eine vielleicht etwas abseits liegende Insel aufzusuchen und erst von dem äussersten Brückenpfeiler aus die unvermeidliche Fahrt auf hoher See einzuschlagen, durch solches Verfahren sie wenigstens möglichst zu kürzen. Ja, noch mehr. Es machte sich vielfach das Bestreben bemerklich, selbst die Küstenfahrt zu meiden durch Benutzung von Landwegen. Die grosse Ausdehnung der Küstenstrassen nicht bloss in Italien, sondern auch an der gallischen und spanischen Küste, die Bevorzugung des Landweges von Italien nach Byzanz über Otranto, Avlona oder Durazzo, die Bevorzugung des Weges von Italien nach Kleinasien durch den Busen und über die Landenge von Korinth, die Bevorzugung des Weges durch Kleinasien nach dem fernen Osten vor der Seefahrt nach Berytus oder Tyrus, das Einschlagen des längeren Wüstenweges vom Nile nach Berenice anstatt nach Myoshormus, um ein Stück der Seefahrt im Arabischen Busen zu sparen: das alles sind Zeugnisse dafür, dass die Scheu vor dem trügerischen Meere noch nicht überwunden war, dass man zu grossen Opfern geneigt war, um es überhaupt zu meiden, so-

weit dies aber unthunlich war, mit sehnsüchtigen Blicken nach der Küste dahinfuhr und nur kurze Ueberfahrt wagte. Der Festlandsverkehr herrschte vor im Welthandel.

Auch die Ausführung einiger grossartiger Bauten steht im Zusammenhange mit der Scheu vor der hohen See. Die Korinther durchstachen im 6. Jahrh. die Landenge, welche die Halbinsel Leukas mit dem Festlande verband, und verkürzten dadurch die Fahrt nach Korcyra und Italien. Xerxes liess den Hals der Halbinsel Athos durchstechen.

16. Schnelligkeit. Die Leistung der Schiffahrt findet nach einer wichtigen Richtung ihren Ausdruck in der Schnelligkeit der Fahrt. Ein hervorragendes Ergebnis hing im Altertume ab von der geschickten Benutzung günstigen Windes oder der Verwendung eines möglichst grossen Masses von Ruderkraft, ausserdem von der vorteilhaften Bauart des Schiffes. Gutgebaute Ruderfahrzeuge laufen im allgemeinen doppelt so schnell als Handelsschiffe.

Daher haben die Phönizier frühzeitig den Bau ihrer Schiffe dem ins Auge gefassten Zwecke angepasst, Schiffe für Küstenfahrten und Einlaufen in die Flüsse anders gebaut als Eilschiffe für militärisch-politische Zwecke. Die Ungunst der Schiffahrtsverhältnisse für die häufige Fahrt nach Aegypten, bestehend in der östlichen, dann nördlichen Strömung an der ägyptischen und syrischen Küste, ferner in den viel beklagten Stürmen an der Grenze Aegyptens gegen Asien, ebenso der gesteigerte griechische Wettbewerb nötigten die Phönizier zu Verbesserungen ihrer Schiffe, um durch grössere Schnelligkeit der Fahrt ihre Ueberlegenheit zu behaupten. Bestimmte Angaben fehlen fast völlig. Doch darf wohl angenommen werden, dass auch die Phönizier wie die Griechen (nach Odyssee XIV, 257) von Kreta nach der Nilmündung, d. i. ungefähr 80 Ml., in 5 Tagen fuhren, also täglich 16 Ml. oder $2^2/_3$ Knoten (1 Knoten = 1 Seemeile, 1 geogr. Meile = 4 Seemeilen, 16 g. Ml. = 64 Seemeilen dividiert durch 24 [Stunden] = $2^2/_3$ Seemeilen oder Knoten für 1 Stunde). Wenn Herodot die Griechen aber bereits die doppelte Leistung erzielen, für regelmässigen Betrieb auf längeren Seefahrten sie täglich 27—28 Ml. oder $4^1/_2$ bis $4^2/_3$ Knoten erreichen lässt, so wird das auch als Leistung der Phönizier angenommen werden dürfen, zumal Xenophon berichtet, dass ein phönizischer Seeräuber von Rhodus bis Tyrus nur 3 Tage und Nächte bedurfte, also etwa 33 Ml. an einem Tage oder $5^1/_2$ Knoten in der Stunde zurücklegte.

Obwohl die Griechen ihre Vorzüge zur Geltung zu bringen verstanden haben, ist doch kein Zeugnis vorhanden, dass sie sich den Phö-

niziern nautisch überlegen gefühlt haben; es rühmt sogar Xenophon die phönizischen Kauffahrer. Als regelmässige Leistung der Griechen, also für längere Reisen bei mässig günstiger Witterung und sicherem Fahrwasser wird 4—4,8 Knoten, bei mittlerer Geschwindigkeit 5,6 Knoten, in einem Ausnahmefall (eine Fahrt von Byzanz nach Heraklea) 7,2 Knoten angenommen. Selbst Nearch hat auf seiner äussert langsamen Küstenfahrt, auf der er durchschnittlich nur 25 Seemeilen täglich, bei Annahme von 12 Stunden Fahrzeit also nur reichlich 2 Knoten erreichte, doch an einem Tage 60, an einem anderen sogar 80 Seemeilen (also 5, bezw. $6^2/_3$ Knoten) geleistet.

Den Griechen waren die Karthager in Zweckmässigkeit des Baues der Schiffe und in der erzielten Schnelligkeit der Fahrt etwas überlegen. Doch fehlen auch über ihre Schnelligkeit genaue Angaben. Aus der Angabe, dass die Säulen des Herkules von Karthago aus nach einer Fahrt von 7 Tagen und 7 Nächten erreicht wurden, ergeben sich 5 Knoten.

Dagegen liegen über Fahrten der Römer eine grössere Zahl genauer Angaben vor. Darnach ist als gewöhnliche Tagfahrt eines tüchtigen Kauffahrers bei mässig günstigem Winde 22—24 Ml. (etwa 5 Knoten) anzusehen. Aus Strabos Angabe z. B., dass geschickt gebaute und geführte Schiffe bei günstigem Winde von Kreta nach Aegypten zuweilen nur 3 Tage brauchten, folgt eine Leistung von etwa $4^1/_2$ Knoten. Die höchsten Leistungen der Römer wurden in folgenden Eilfahrten erreicht: von Gades nach Ostia (210 Ml.) in 7 Tagen, vom tarraconensischen Spanien (130 Ml.) in 4 Tagen, von Karthago nach Rom (76 Ml.) in 2, von Puteoli nach Alexandria in 9, von Rhegium oder Messina (198—200 Ml.) in 7, einmal sogar in 6 Tagen. Als höchste Leistung wird etwa 6 Knoten zu gelten haben. — Alle die erwähnten hohen Leistungen wurden indes nicht mit Kauffahrern erreicht, sondern mit Eilschiffen für den Nachrichten- und Personendienst. Es waren leichter gebaute, schmälere Schnellsegler, auch von Ruderern bedient, die teils für einzelne Fälle zur Verfügung gehalten wurden, teils an den hauptsächlichsten Endpunkten der Staatspost, zu Ostia, Brundisium, Lilybäum, Gades, Gessoriacum (Boulogne) stationiert waren. Es war so viel erreicht, dass von Rom aus alle wichtigen Plätze des Mittelmeeres im Westen wie Osten in 10 bis 12 Tagen erreicht wurden. — Auf dem Indischen Ozeane erzielten die griechischen und römischen Schiffer mit Benutzung des Monsuns $3^2/_3$ bis 4 Knoten. Von Alexandria bis Koptus (148 Ml.) gelangte man bei günstigem Winde in 12 oder 10 Tagen; 12stündige Fahrt täglich angenommen, wären etwa 4 oder 5 Knoten erreicht worden.

17. Kriegsschiffe. Der Schutz der Handelsflotte, die Absicht der Verteidigung des Staates oder der Eroberung erfordert die Schaffung einer Kriegsflotte. Der Zweck, gesteigerte Schnelligkeit, die raschesten Wendungen, völlige Hemmung der Fahrt zu erzielen, hat die Alten immer veranlasst, während des Kampfes nur der Ruderkraft zu vertrauen, das Segel nur ausserhalb des Kampfes zu benutzen. Der Fünfzigruderer war das hauptsächlich verwendete Kriegsschiff der Phönizier, wie der Griechen in der homerischen Zeit. Trotz späterer Vervollkommnung blieb die Pentekontore bis zu den Perserkriegen im Gebrauch. Polykrates' Seemacht bestand aus Pentekontoren, und in der Schlacht bei Salamis verwendeten Griechen wie Perser und Phönizier solche, wenn auch nicht als führende Schlachtschiffe. Denn um diese Zeit begannen die Trieren sie zu verdrängen. Was ist eine Triere? Diese Frage hat Lothar Weber in seiner „Lösung des Trierenrätsels" dahin beantwortet: ein Schiff, in dem drei Männer ein Ruder treiben, wie Monere ein Schiff mit Einmannrudern, Diere ein Schiff mit zwei Reihen von Ruderern. Die Abbildungen und Schriftsteller des Altertums stimmen darin überein, dass niemals mehrere Reihen von Rudern gebraucht worden sind, die Ruderblätter des bewegten Schiffes immer nur eine Reihe bilden. Die Alten klassifizierten ihre Kriegsmarine nach der Zahl der Reihen von Ruderern, weil diese das Hauptkennzeichen ihrer Grösse waren, in Moneren, Dieren, Trieren, Tetreren, Ponteren u. s. w. Zwar unterschied man mindestens von 500 v. bis 150 v. Chr. drei Klassen von Ruderern, die Thalamiten, Zeugiten, Thraniten, nicht mehr: keine Tetreriten in den Tetreren, Penteriten in den Penteren u. s. w. Allein diese Klassen remten nicht je ein Ruder, angebracht in senkrecht übereinander liegenden Ruderpforten, sondern die sämtlichen Thalamiten remten in dem Vorderteile, die Zeugiten in der Mitte, die Thraniten in dem Hinterteile des Schiffes. Da das Ruderschiff vom Vorder- zum Hinterteile etwa 30—40 cm anstieg, so machte diese Ueberhöhung des Schiffskörpers eine Verlängerung der Ruder um etwa 2 m nötig. Dadurch wurden die Thranitenruder die längsten, hatten die Thraniten, um gleichen Ruderschlag zu halten, die schwerste, die Thalamiten die leichteste Arbeit. Die Triere hatte 50 Ruder, bei voller Rudermannschaft also 150 Ruderer nötig. Ihr Bau war so flach, dass sie nur einen Meter über die Wasserlinie emporragte, wie sie einen Meter darunter eintauchte; nach Xenophon wurden die Trieren sogar während der Schlacht, also ohne Vorbereitung und Maschinen, ans Land gezogen.

Da man die Schnelligkeit der Bewegung durchaus von der Ruderarbeit abhängig machte, so vermehrte man die Segelfläche, Masten und Takelage keineswegs im Verhältnis zur Ruderzahl; auf den Trieren

und Penteren der letzten Jahrhunderte v. Chr. war ein Mast die Regel. Sowie die Pentekontore von den Griechen zur Triere und zum Zehn- und Vierzigreihenschiff ausgebaut wurde, bauten auch die Römer die Liburne, die als Raubschiff ursprünglich Monere war, zur Diere, Triere, Tetrere und Pentere aus. Die alte Waffe der Kriegsschiffe, der Sporn mit metallener Spitze, bestimmt, durch Anrennen in das feindliche Schiff ein Leck zu reissen, war immer in Gebrauch geblieben. Cäsar musste die Erfahrung machen, dass die aus vorzüglich starken Eichenplanken gebauten Schiffe der Veneter dem Spornstosse widerstanden.

18. Verdienste verschiedener Völker. Es gilt allgemein als historische Wahrheit, dass die Phönizier zuerst die Herrschaft über das bewegliche, launenhafte Meer aufgerichtet, es als das weitaus nutzbarste Element für die kulturelle Annäherung der Völker ausbeuten gelernt haben. Die wesentlichsten Erfindungen und Verbesserungen des Schiffbaues schreibt man ihnen zu, man betrachtet sie als Lehrmeister aller Völker des Altertums im Seewesen. Stimmt man der Annahme zu, dass wenigstens unter den Mittelmeervölkern die Phönizier die ersten Seefahrer gewesen seien, so wird man auch zugestehen, dass sie zuerst die Stufe der Küstenfahrt überwunden haben durch die Ueberfahrt nach dem nahen Cypern. In allmählichem Weiterschreiten haben sie das Aegäische Meer, den Pontus, alle westlichen Teile des Mittelmeeres, die Westküste Afrikas wie Europas zum Teil befahren, sind durch den Arabischen Busen bis mindestens an die Strasse Bab el Mandeb vorgedrungen. Sie haben so ein Gebiet der Erde dem dauernden Verkehre der Menschheit erobert, wie niemals vor und nach ihnen ein anderes Volk. Frühzeitig haben sie gelernt, die Luftbewegung mittelst der Segel an Stelle der menschlichen Ruderkraft zu verwenden, mannigfache Formen der Schiffe gestaltet, dem Zwecke der Fahrt wie der Natur der Gewässer und der verwendeten Kraft angepasst. Durch Beobachtung der Gestirne und Festsetzung des Polarsternes im kleinen Bären als Nordpol haben sie die Nachtfahrt ermöglicht. Sie haben endlich durch stete Uebung, Geschick und Zähigkeit im Bemühen, ihren Nebenbuhlern überlegen zu bleiben, anerkannte Schnelligkeit und Sicherheit der Fahrt erreicht.

Mit vollem Rechte ist den Sumero-Akkadern die selbständige Erfindung der Schiffahrt zuzusprechen. Die Inschriften an den Statuen Gudeas, Patesis von Sirpurla, beweisen, dass zu dessen Zeit Schiffahrt auf dem unteren Euphrat und dem Tigris stattgefunden hat. Unabhängig von den Phöniziern kann die Schiffahrt auch um Bab el Mandeb erfunden worden sein; denn sie fand schon statt zur Zeit Sanchkares,

des letzten Pharaos der 11. Dynastie von Aegypten (um 2150 v. Chr.). Ungefähr um dieselbe Zeit (2200 v. Chr.) fand auch auf den Strömen Hoangho, Jangtsekiang und dem Küstengebiete vor der Mündung des letzteren Schiffahrt statt.

Die Griechen fanden mannigfachen Antrieb zur Verbesserung von Schiffbau und Schiffahrt in der Gliederung ihrer europäischen und kleinasiatischen Küste, in den zum Verkehre lockenden Inseln, dem schnellen Aufblühen ihrer Kolonien, der Notwendigkeit, den Handel zu schützen, die Angriffe anderer Nationen abzuwehren. Schon aus den Gesängen Homers tönt es wie Meeresrauschen, und in der althellenischen Litteratur spiegelt sich die Empfindung eines Seevolkes wieder. Zur Zeit Homers hatten die Griechen bereits eine reiche Terminologie der Nautik entwickelt, die durchaus der eigenen Sprache entnommen ist und keine Spur phönizischer Einwirkung verrät. Es gewinnt daher den Anschein, dass die Griechen schon vor ihrer Berührung mit den phönizischen Kaufleuten auf der See zu Hause waren und die Ausbildung ihrer Schiffahrt zunächst mehr zu Zwecken des Krieges und Seeraubes als des Handels erfolgt ist. In späterer Zeit hat der Bau der Schiffe durch sie die künstlichste Entfaltung erfahren. Die Fahrt des Pytheas von Massilia lässt nicht bloss auf einen hohen Grad nautischer Entwickelung schliessen, sondern erweiterte auch das Gebiet der bekannten Welt, da Pytheas Britannien umfuhr und wahrscheinlich bis nach Norwegen kam.

Die Karthager führten Schiffbau und Schiffahrt der Phönizier zur möglichsten Vervollkommnung im Wettkampfe nicht nur mit ihren Volksgenossen im Mutterlande, sondern auch mit den Griechen, Etruskern, Römern. Ihre Leistungen im zweckmässigen Bau der Schiffe und der Schnelligkeit der Fahrt waren höchst bedeutend. Sie wurden die Lehrer der Römer.

Diese Schüler machten sich indes ihren Lehrern wenigstens im Seekampfe bald so furchtbar, dass Hannibal 220 v. Chr. auf Verwendung der Kriegsflotte gegen sie verzichtete und dieses Vorgehen von der punischen Kriegsleitung gebilligt wurde. Als nach dem Verfall der übrigen Seemächte die Schiffahrt durch die Seeräuber zuletzt fast unmöglich gemacht wurde, da stellte Pompejus mit höchster Willenskraft die Ordnung her, die dann etwa drei Jahrhunderte gewahrt blieb. Der Verkehr erfuhr ausserordentliche Vermehrung; alle Teile des Mittelmeeres wurden oft und genau beschrieben; unter Augustus wurde die Ostsee befahren; griechisch-römische Schiffe gingen in Menge nach Indien, erreichten in einzelnen Fällen selbst die chinesische Küste. Erzielten auch die Kauffahrer keine grössere Schnelligkeit als ihre

Vorgänger, so haben wenigstens die Eilschiffe die höchste Schnelligkeit des Altertums erreicht.

19. Flussschiffahrt. An Schnelligkeit wird die Flussschiffahrt zwar der Seeschiffahrt immer nachstehen. Aber so lange künstliche Landwege mangelten, boten die Flüsse allein die Möglichkeit, grosse Lasten zu befördern; überdies stellt sich die Fracht der Flussbeförderung fast ausnahmslos billiger als die auf den Landwegen. Indes gilt es mit zwei Schwierigkeiten sich abzufinden, einmal der häufig vorkommenden Seichtigkeit des Fahrwassers, mitunter gar Felsdurchsetzungen des Strombettes, dann der Fahrt gegen die Strömung (Bergfahrt). In den Steppenländern Asiens gesellte sich dazu noch eine andere Schwierigkeit in dem Mangel an Holz, das zum Schiffbau geeignet war.

Die älteste Flussschiffahrt auf dem Euphrat und Tigris hatte offenbar mit dieser Schwierigkeit zu kämpfen; Gudea liess von den syrischen Gebirgen her Holz holen. Aehnliches ist später für die folgenden Zeiten zu berichten. Kraftvolle Herrscher, wie Sargon, Sanherib, benutzten die beiden Ströme zu ihren kriegerischen Unternehmungen. Bewundernswert ist ihre Ausnutzung und die Herstellung künstlicher Wasserwege durch den grossen Friedensfürsten Nebukadnezar. In ähnlichem Geiste begann Alexander Hindernisse zu beseitigen und neue Unternehmungen auszuführen. Bergfahrt wurde in der Assyrerzeit nur auf dem Euphrat zu militärischen Zwecken ausgeführt; die Abbildungen zeigen, dass Sklaven selbst bemannte Fahrzeuge vom Ufer aus schleppten. Die Bergfahrt mit Keleken lohnte sich kaum; es war vorteilhafter, das Holz des Fahrzeuges in den holzarmen Städten zu verkaufen. Zu Nebukadnezars Zeit ward aber selbst auf dem Tigris die Bergfahrt bis Opis ausgedehnt; die Gerrhäer erschienen daselbst mit ihren Schiffen.

In China fand der Verkehr um 2200 v. Chr. hauptsächlich auf den beiden Riesenströmen und ihren Nebenflüssen statt.

Die günstigste Wasserstrasse der Welt besitzt Aegypten in seinem Nile bis zu den Katarakten. Auf ihr sind die Aegypter frühzeitig nach Nubien vorgedrungen; zu Anfang der 6. Dynastie waren nubische Häuptlinge dem Pharao zur Heeresfolge und Leistung zu Frondiensten verpflichtet; der letztere liess an den damals noch bewaldeten Uferbergen Nubiens für seine Schiffe Holz schlagen. Es hindert nichts anzunehmen, sagt Ed. Meyer, dass dies Verhältnis schon unter und vor Snofru (2830 v. Chr.) bestanden hat. Eine Bestätigung dieser Ansicht liegt darin, dass in den Abbildungen der Zeit des Alten Reiches der Bau von Nilkähnen mehrfach zu erkennen ist. Dass die Nilschiff-

fahrt unterhalb der Katarakte wenigstens nie wieder unterbrochen worden ist, folgt aus der Natur des Landes. An Unternehmungen der allerjüngsten Zeit (die Ueberführung von zerlegbaren Schiffen nach dem Viktoria- und Njassa-See) erinnert es, wenn man Plinius' Mitteilung liest, dass zerlegbare Schiffe gebaut worden seien, welche an den Wasserfällen bei und oberhalb Elephantine über Land getragen wurden.

In den Ländern Europas war vor der römischen Eroberung Gallien das Land, in welchem die Eingebornen zumeist die Flüsse zum Verkehre benutzten. Durch die Römer ist der Verkehr auf den Flüssen des mittleren Europas wesentlich gefördert worden. Obschon der Rhein zum Teil Grenzlinie gegen die Germanen war, ist er wenigstens zu militärischen Unternehmungen benutzt worden; die Bataver mussten z. B. den Truppen auf 1000 Schiffen Getreide nachführen. Bei ihren Unternehmungen gegen Nordwestdeutschland drangen die Heerführer von Drusus bis Germanikus auf Ems, Weser und Elbe vor. Die Donau ward zu einer militärischen Operationslinie gemacht; ständige Flottenabteilungen auf derselben wurden von Bedeutung für die Beherrschung weiter Gebiete.

20. Seeraub. Der Krieg lässt den Handel nicht gedeihen, noch weniger der Seeraub. Und doch bildet der Seeraub bei vielen Völkern die Vorstufe friedlichen Tausches. Rohe Völker haben zu allen Zeiten ihre Nachbarn und Fremde zu berauben gesucht, zu Lande wie zur See. Man muss leider zugestehen, dass selbst die äussere Kultur nicht im stande ist, den Raub zu Lande wie zur See zu verhindern. Roscher sagt: „Noch heutzutage treiben europäische Kaufleute in der Südsee nebenher Seeraub gegen die schwachen Eingebornen.“

Die griechischen Gewässer mit ihren zahllosen versteckten Buchten und kleinen Inseln boten den Seeräubern die trefflichsten Schlupfwinkel. Daher wurde keine alte Stadt unmittelbar am Meere angelegt, wo sie den plötzlichen Ueberfällen der Piraten ausgesetzt gewesen wäre. Die Phönizier, Kreter, Griechen aller Stämme trieben Seeraub, zum Teil mit Handel verbunden, wie Homer und Herodot anschaulich schildern. Mit zunehmendem Handel bemühten sich die Seemächte, vor allen Korinth, den Seeraub zu unterdrücken. Doch war selbst die attische Seeherrschaft nicht im stande, das Uebel im Aegäischen Meere völlig auszurotten. Im westlichen Mittelmeere, namentlich an den Küsten Italiens und seiner Inseln stand der Seeraub in voller Blüte bis ins 5. Jahrhundert v. Chr. Der Kriegszustand zwischen Phöniziern, später Karthagern, Griechen, Etruskern liess jedes fremde Schiff als gute Prise ansehen und führte zu häufigen Beraubungen an den Küsten.

Die Griechen klagten über die „wilden Tyrrhener“; wären etruskische und karthagische Aufzeichnungen vorhanden, so würden die Griechen als nicht minder wild erscheinen. Als die karthagische, ägyptische, rhodische Seemacht verschwunden war, erlangte das gesetzlose Treiben im ganzen östlichen Mittelmeere bis einschliesslich Italien eine Entwickelung, dass jeder friedliche Verkehr gehemmt wurde, bis Rom nach verschiedenen fruchtlosen Versuchen eine gewaltige Macht rüstete und Pompejus mit der Vernichtung der organisierten Seeräuber beauftragte. Nach dessen gründlicher Lösung seiner Aufgabe herrschte im eigentlichen Mittelmeere Ordnung, bis vom 3. Jahrh. v. Chr. an germanische Seezüge vom Pontus aus die Welt in Schrecken setzten. Am Pontus war das alte Gewerbe scythischer Völker auch in dieser Zeit nicht eingestellt worden; Strabo berichtet, dass von Beginn der Schiffahrtszeit jedes Jahres an ein grosser Teil der Bevölkerung sich mit Seeraub beschäftige. Für den Arabischen Busen traf Augustus Massregeln, das dort ebenfalls an der arabischen Küste in alter Blüte stehende Seeräuberunwesen zu vernichten. Als freilich die römische Macht dahinzusiechen begann, offenbarte sich dies unter anderem auch in dem Wiederauftauchen von Seeräubern.

21. Karawanenhandel. In § 6 f. hat sich ergeben, dass die Haupthandelsgebiete des Altertums 1. Süd- und Vorder-Asien, 2. die Mittelmeerländer waren, dass ferner die Kaufleute dieser Gebiete zu den Steppen und Wüsten Central-Asiens, nach dem Sudan, West-Afrika und West-Europa vordrangen. Ferner haben § 8 f. erkennen lassen, dass der Handel vorzugsweise auf Landwegen betrieben wurde. Daher hat den Handelsbetrieb in besonders tiefgehender Weise der Umstand beeinflusst, dass durch das ganze Handelsgebiet jener gewaltige Wüstengürtel hindurchzieht, der am Atlantischen Ozeane in West-Afrika beginnt, nur durch das Nilthal, den Arabischen Busen, das Euphrat- und Tigris-Tiefland und den Persischen Busen, das Hochland von Pamir unterbrochen wird und erst am Chingan-Gebirge, also unfern dem Stillen Ozeane endet. Die einzelnen Teile dieser Wüstenregion sind: die Sahara, die syrisch-arabische Wüste, die persische Salzwüste, die Gobi.

Diese Gebiete sind gewaltige Verkehrshindernisse, einmal wegen ihrer physischen Verhältnisse an sich, dann wegen der ungeheuren Ausdehnung. Die Oberfläche der Sahara ist keineswegs eine tischebene Sandfläche; sie hat meist ein reichgegliedertes Bodenrelief, neben flachen Mulden weite Tafelländer, von Bergzügen, ja zum Teil beträchtlichen Gebirgen durchzogen. Darnach besteht die Oberfläche aus Gebirgs- und Felsmassen in grosser Ausdehnung und verschiedener

Erhebung mit bisweilen vorkommenden Weiden an ihren Abhängen, Flächen von losen Felsblöcken in schwierig passierbarem Gewirr (Charaschaf), nackten felsigen Hochflächen (Hammádas), mit Kiesel (von Linsen-, Erbsen-, Nussgrösse) besäeten Hochflächen (Ssérir), zwischen den letzteren beiden stehenden Inselbergen („Zeugen“), endlich Dünenlandschaften. Diese Dünenzüge gleichen einem vom Sturme gepeitschten, mit berghohen (bis 150 m Höhe), riesigen Wogen erfüllten Ozeane; sie bestehen aus Flugsand von solcher Beweglichkeit, dass Fussspuren von Menschen meist in wenigen Minuten verschwinden, trotzdem die Grundform ganzer Dünenberge und Dünenzüge erst in Menschenaltern sich verändert.

Die traurige Oede der Wüste wird nur unterbrochen durch die dürftig, in Einsenkungen vorkommenden Oasen. Um rieselnde Quellen oder durch Pumpwerke aus unterirdisch fliessenden Adern emporgehobenes Wasser labt frisches Grün, allermeist die Dattelpalme das sehnende Auge des Wüstenreisenden; er stillt seinen und seines treuen Tieres Durst, ruht sich aus, versieht sich mit Nahrungsmitteln, nach Befinden auch Wasser für die nächste Wegstrecke. Denn die Wüsten sind sehr gross; die Sahara (9159500 qkm) steht an Fläche dem Erdteile Europa wenig nach.

Neue Schwierigkeiten bereiten dem Reisenden die Nomaden, welche in jenen armseligen Steppen, im Innern oder an den Rändern der Wüsten ihr Leben durch Viehzucht fristen. Beutegierig erpressen sie hohe Durchzugsabgaben und berauben die Reisenden, wenn irgend ein Erfolg des Ueberfalles zu hoffen ist; das Leben des Reisenden gilt dem Karawanenräuber gar nichts.

Die Gefahr des Verirrens, dessen Folge rettungsloses Verschmachten, des Verdurstens, der Beraubung und Tötung ist so dringend, dass einzelne Reisende nie wagen, die Wüste zu durchqueren. Zahlreiche, mit Waffen wohlausgerüstete Gesellschaften können gute Karawanenführer werben, bewaffnetes Geleit bezahlen, die Herabsetzung der geforderten Durchgangsabgaben von übermässiger Höhe erzwingen, sich gegen räuberische Ueberfälle erfolgreich verteidigen, sich gegenseitig helfen und unterstützen mit Bedürfnissen allerlei Art. Solche Gesellschaften heissen Karawanen. Selbst kleine Karawanen vereinigen sich miteinander oder schliessen sich an grössere an, weil unter sonst gleichen Umständen der Zweck der Karawanen mit zunehmender Grösse leichter erreicht wird. Vorausgesetzt wird dabei freilich, dass die Karawane wohl organisiert ist. Eine wohlgeordnete Karawane gleicht einem marschierenden Heere, eine nicht einheitlich geleitete bildet meist einen losen Haufen. Es kommt häufig vor, dass räuberische

Nomaden für einen Teil der Reise sich zu Karawanen gesellen, deren Schwächen ausspähen, den Zusammenhalt durch Erregung von Zwiespalt noch mehr lockern, darauf verschwinden, um bald allein oder mit ihren Genossen die Karawane zu überfallen. Im Jahre 1674 wurde eine auf der Reise zwischen Persien und Indien befindliche Karawane geplündert, die aus 2000 Kaufleuten mit 500 Mann Geleit bestand und 11 Millionen Mark verlor. Die Karawane von Darfur zählte vor dem Mahdiaufstand durchschnittlich 2000 Kamele, die zwischen Fez und Timbuktu zählt 3—4000 Kamele und 800—1000 Mann. Am stärksten sind die alljährlich aus Damaskus und Kairo nach Mekka ziehenden Pilgerkarawanen.

Damit eine möglichst grosse Zahl von Reisenden, welche nach demselben Ziele streben, sich vereinigen können, ist eine dauernde Festsetzung der Ausgangspunkte und der Abgangszeiten nötig. Solche Festsetzung erfolgt nicht willkürlich. Man wählt als Ausgangs- und Zielpunkte Einbuchtungen kultivierter Länder in die Wüste, weil man hierdurch deren Durchquerung auf der kürzesten Linie erreicht. Abweichungen hiervon kann das Vorhandensein von Oasen veranlassen. Denn Oasen werden als Durchgangs- und Ruhestationen in jedem Falle aufgesucht, wenn sie nicht gar zu weit von der geraden Linie abliegen. Oasen bilden Abschnitte der Reise; sie zerlegen die eine grosse Wüstenreise in eine Anzahl solcher. In Ermangelung von Oasen bestimmen Brunnen, Wasserlöcher ebenso die Richtung. So wenig wandelbar die Verhältnisse der Wüste sind, so feststehend sind auch Ausgangs- und Zielpunkte wie Richtung der Karawanenwege. Der Hauptweg nach dem Sudan von Nordafrika geht noch heute wie zur Zeit der Phönizier über Fezzan, die Oase Kauar nach dem Tsad-See; ebenso erfolgt Chinas Verkehr zu Lande mit dem Westen hauptsächlich über Sutschou und die Oase Hamil in der Gobi.

Die Abgangszeit der Karawanen wird hauptsächlich durch klimatische Verhältnisse bestimmt. Witterungsextreme, wie grosse Hitze oder Kälte, starke Niederschläge sucht man für die Reisezeit zu meiden.

Da diese Naturverhältnisse der Wüsten und Steppen im wesentlichen unverändert geblieben sind, so hat auch der Karawanenhandel immer den Charakter grosser Stetigkeit bewahrt. Dazu kommt verstärkend die Beharrlichkeit der Wüstenvölker bezüglich der äusseren Einrichtungen und der Umstand, dass dieselben Wüstenvölker durch jede Aenderung ihre Vorteile bedroht sehen. Immerhin kann zeitweilige Unsicherheit eines Karawanenweges oder Zerstörung eines Ausgangs- oder Zielpunktes die Benutzung eines solchen Weges kürzere

oder längere Zeit hindern. Die Anlage von Wasserstationen oder Karawanserais kann Abweichungen von einer alten Hauptlinie im einzelnen herbeiführen. Zu beachten bleibt dabei, dass derartige Einwirkungen meist nur von kurzer Dauer sind, die Kraft der bestimmenden Naturverhältnisse früher oder später sieghaft alle künstlichen Schranken überwindet. Ob die grosse Karawanenstrasse von Kabul und Baktra über Babylon oder Seleucia, Ktesiphon, Bagdad führte und in Sidon, Tyrus oder auch einem der nordsyrischen Häfen mündete, blieb für den Karawanenverkehr zwischen Central-Asien und Indien mit dem Mittelmeergebiete von geringem Einflusse, ebenso, ob die Karawanenstrasse aus Aegypten nach dem mittleren Sudan von Theben, Memphis oder einer anderen Hauptstadt in Unterägypten ausging.

22. Fortsetzung. Den Hauptknotenpunkt der Karawanenwege im Osten bildete Baktra. Von diesem alten Kultursitze aus gingen Karawanen zu den Nomaden im Norden oder über die hohen Pässe des Pamirs und der nördlichen Gebirge nach den Oasen der Gobi, durch die Steppen und Wüsten von Turan nach dem Kaspischen und Schwarzen Meere, durch das nördliche Iran nach Kleinasien oder abbiegend nach Babylon, über den Hindukuh und Kabul nach Indien.

Den Hauptknotenpunkt in Vorderasien bildete Babylon. Hier schnitten sich die grossen Linien von Baktra oder Kabul nach Syrien, Arabien, Aegypten mit der Linie vom Persischen Busen bez. Indien nach Nord-Syrien, Kleinasien, Armenien und dem Schwarzen Meere.

Arabien ist das Land der Karawanen. Die fruchtbare Südwest- und Ostküste verkehrten miteinander durch Karawanen, besonders aber die erstere mit Syrien, Aegypten, zu Zeiten auch Babylonien, die letztere vielfach auch mit Nord-Arabien, Syrien, zumeist Babylonien.

Von Unter-Aegypten aus liefen Karawanenwege über die Landenge im Osten nach Asien, nach Westen über die Oasen Siuah, Audschila nach dem karthagischen Gebiete oder, südwestlich einbiegend, nach dem Tsad-See, von Ober-Aegypten durch das Arabische Wüstengebirge nach dem Arabischen Busen, südlich nach Nubien, von dort weiter nach Süden, doch auch nach Westen, nach dem Tsad-See.

Alle diese Hauptlinien bestehen noch heute trotz der ungeheuren politischen Umwälzungen im Laufe von Jahrtausenden.

Die Nomaden der von den Karawanen durchzogenen Gebiete ziehen auf verschiedene Weise Gewinn von denselben. Sie erheben Durchzugsabgaben; sie vermieten Lasttiere für sichere Gebiete, verkaufen solche für unsichere Wege; als Treiber und Pfleger der Lasttiere, als wegkundige Führer oder bewaffnete Begleiter finden eine Menge Leute willkommenen Erwerb; durch den Verkauf von Nahrungsmitteln,

Ausrüstungsstücken mancherlei Art erzielen sie weitere Einnahmen; unternehmende Leute beteiligen sich selbst am Karawanenhandel nach den nächsten Zielpunkten, werden selbst Händler.

Karawanenwege sind in der Regel ohne jede Nachhilfe durch menschliche Arbeit, allein durch den Tritt der Lasttiere oder Träger und Begleiter entstanden, in Sandwüsten oft genug nur durch die Gerippe der gefallenen Tiere erkennbar. Daher werden die Lasten nur durch die Träger oder, wo die billigere Kraft der Lasttiere zu erlangen ist, nur durch solche befördert. Von den letzteren wurden im Altertume besonders verwendet der Esel, das Rind, das Maultier, das Kamel.

Wenn auch durch die Verhältnisse eine Besserung der Karawanenwege durch die Regierungen fast völlig ausgeschlossen war, so haben die letzteren doch mannigfach fördernd in den Karawanenhandel eingegriffen. Es sind viele einzelne Fälle bekannt, dass die Pharaonen das Fortkommen durch die Wüstengebirge von Koptus nach dem Arabischen Busen erleichterten oder überhaupt erst ermöglichten, indem sie Brunnen oder Cisternen graben und Karawanserais anlegen liessen. An dem brunnenarmen Wege durch die Wüste zwischen Aegypten und Syrien wurden nach Herodots Bericht auf Anordnung von Memphis aus die von Griechenland her eingeführten Weinkrüge aufgestellt und jährlich zweimal mit Wasser gefüllt, um die zur bestimmten Zeit durchziehenden beiden grossen Karawanen mit Wasser zu versorgen. Auch arabische Fürsten liessen nicht bloss für kriegerische Zwecke, wie der nabatäische Fürst über das Gebiet östlich und südlich von Palästina für Kambyses' Durchzug nach Aegypten, sondern auch für den friedlichen Handelsverkehr Wasser in Schläuchen auf Kamelen an gefährliche Stellen ihres Gebietes bringen. Besonders bedacht waren die arabischen Fürsten, die Karawanenwege offen zu halten. Dies erreichten die minäischen Handelsfürsten von Mekka und anderen Messplätzen dadurch, dass sie während des Frühlingsfestes die halbwilden und wilden Beduinen freigebig bewirteten und ihnen Vergnügen bereiteten, wofür die letzteren sich zu einem allgemeinen Landfrieden während vier Monaten des Jahres bestimmen liessen. Während des Landfriedens konnten sich die Karawanen frei bewegen.

Fast ausschliesslich durch Fürsten wurden die Karawanserais angelegt. Das sind Einkehrstätten, in welchen der Reisende Unterkunft findet für seine Person, Waren, Lasttiere und Treiber, während ihm die Sorge für die Verpflegung völlig überlassen bleibt. Noch heute müssen sie im Oriente vielfach die Gasthäuser ersetzen.

Erwägt man den Betrieb des Karawanenhandels, so wird die er-

hebliche Verteuerung der Waren durch ihn begreiflich. Rohlfs konnte die aus Tripolis nach Kuka am Tsad-See mitgebrachten Waren mit 120—400 Prozent Gewinn verkaufen. Auf dem Markte von Kabul sollen die Kaufleute oft mit 3—400 Prozent Gewinn noch nicht einmal zufrieden sein. So war es im Altertume auch, vielfach noch schlimmer. Diese Verteuerung in Verbindung mit dem Umstande, dass selbst das geeignetste Lasttier der Wüste, das Kamel, auf längeren Reisen durchschnittlich etwa 200 kg trägt, schloss vom Karawanenhandel alle schweren Waren von geringerem Werte aus, beschränkte denselben auf kostbare Waren.

23. Verkehrswege. Die Herrscher grosser Reiche fanden in der Anlage von Wegen bald ein wichtiges Mittel, die errungene Herrschaft zu behaupten, die entfernten Völker unter dem Joche zu halten, dadurch dass sie ihren Beamten schleunigst Befehle erteilen wie Botschaften von ihnen erhalten, ganz besonders aber die Sendung von Truppen beschleunigen konnten. Da die grossen Reiche des Altertums meist in Asien bestanden, war auch dieser Erdteil mehr als Afrika mit Heerstrassen ausgestattet. Dem Handel waren die Heerstrassen nicht immer benutzbar; denn der Handel sucht immer Handelsplätze auf, die persische Reichsstrasse mied dieselben geflissentlich. Indes ist zweifellos, dass der erleichterte Verkehr vom Handel am stärksten ausgebeutet werden konnte.

Die Anlage ausgedehnter Heerstrassen fiel den uneingeschränkten Selbstherrschern der alten Reiche nicht schwerer als die Ausführung anderer Monumentalwerke. Uneingeengt von Volk und Ständen, niemandem Rechenschaft schuldig, waren jene Despoten gewohnt, die Kräfte ihrer Länder und Unterthanen lediglich nach ihrem eigenen Willen zu benutzen oder auch zu vergeuden. Wohl den Völkern, die unter solchen Umständen ihre Mitarbeit zu nützlichen Kulturzwecken verwenden durften, anstatt zur Errichtung eitler, wenn auch imposanter Monumente verschwenden zu müssen. Es ist nun freilich oft nicht klar, was in den Nachrichten der Alten unter Strassen zu verstehen ist. Wenn z. B. der „Königsweg" von Aegypten nach Syrien durch die Wüste, das Gebiet südlich und östlich des Toten Meeres, eine „gebahnte Strasse" genannt wird, so ist darunter schwerlich eine Strasse mit von Menschenhand hergestelltem festem Strassenkörper zu verstehen, sondern wahrscheinlich nur die Anlage von Wasserstellen, Karawanserais, vielleicht rohe Wegbezeichnungen durch Steinhaufen u. dergl. Kunstlose, nur durch den Tritt der Menschen und Tiere entstandene Pfade mögen auch für den Verkehr zwischen den Städten der Sumerier benutzt worden sein.

Wenn in China um 2200 v. Chr. die Kaiser ihre Inspektionsreisen fast ausschliesslich zu Wasser und nur auf wenigen, anscheinend abkürzenden, über Berge führenden Landstrecken ausführten, so ist hier wohl kaum an Strassen zu denken, während in den späteren Zeiten bis zum 3. Jahrh. v. Chr. die Strassen eine stattliche Breite und feste Oberfläche haben mussten, da sie nicht nur der Kaiser mit einem sehr grossen Wagen zur Pflugfeier benutzte, sondern auch Jagdwagen mit Pferden eilig auf denselben dahinfuhren. Vom Schlusse des 3. Jahrh. v. Chr. an gingen die Kaiser der Han-Dynastie energisch vor in Anlegung von Kunststrassen.

In Indien liess der König Açoka (259—222 v. Chr.) Strassen in so vortrefflicher Weise anlegen und ausstatten, dass sie damals nirgends, auch im Westen nicht, übertroffen wurden. Denn weder das Assyrische, noch Babylonische, noch Persische Reich haben Kunststrassen mit festem Strassenkörper angelegt. Die persischen Reichsstrassen waren durchaus für Regierungszwecke bestimmt. Ihr Hauptzweck war, dem Eilbotenverkehre des Königs zu dienen. Daher bildeten sie möglichst gerade Linien, mit widerstandsfähigem, für Pferde leicht benutzbarem Boden. In regelmässigen Abständen waren Stationen angelegt zum Wechsel der Pferde und Eilboten. Die Mauern der Städte wurden mehr gemieden als aufgesucht, da sie die Eilboten aufhalten mussten. In zweiter Linie waren die Strassen bestimmt, die Bewegung der Heere, besonders der Reiterei und der Streitwagen zu erleichtern und zu beschleunigen. Für diese Zwecke war ein künstlich hergestellter Strassenkörper nicht nötig; denn selbst zwei- und vierrädrige Karren und Wagen können auch bei viel geringerer Nachhilfe der Menschen fortbewegt werden. Daher sind auch nach der Auflösung des Reiches die Strassen so völlig verschwunden, selbst ohne auf die nachher entstandenen Wege bestimmend einzuwirken. Deutliche Spuren einer in den Felsen eingehauenen Strasse finden sich bei Holwan in der Nähe der Zagros-Pforte; auch die noch erhaltene grosse Brücke, welche den dem Kercha von Osten her zuströmenden Kaschaghan in einem Bogen überspannt, wird der Perserzeit zugerechnet. Aus dem Berichte, dass Bessus den König Darius bis Hekatomylus in einem verschlossenen Wagen mit sich führte und Alexander ihm mit grosser Schnelligkeit nachsetzen konnte, ist auf eine gewisse Herstellung der Wege zu schliessen, während weiter ostwärts jede Nachhilfe unterblieben zu sein scheint.

In Griechenland reicht zwar die Anlage von Strassen mit Steinunterbau und Wasserdurchlässen oder in den Felsen eingehauenen und eingemeisselten Geleisen in die mycenische Zeit zurück. Allein

über diese Stufen sind die Griechen kaum hinausgekommen. Die späteren „heiligen Strassen“ waren bestimmt, die grösseren Städte mit den hervorragenden Heiligtümern in bequeme Verbindung zu bringen. Handelsstrassen waren es nicht; die Warenbeförderung erfolgte durch Träger oder Saumtiere.

In der eroberten Stadt Karthago fanden die Römer feste Strassen vor, wahrscheinlich auch in der Umgebung. Die Ueberlieferung schrieb den Puniern die erste „Pflasterung“, vielleicht Mauerung der Strassen zu. Primi autem Poeni dicuntur lapidibus vias stravisse, postea Romani eas per omnem fere orbem disposuerunt (Isidorus Orig. I, 90). Jedenfalls haben die Römer mehr von den Etruskern als Griechen im Strassenbau gelernt; denn die etruskischen Strassen waren geradlinig und breit, durchweg gepflastert, mit tiefen Rinnsteinen und Steigen für die Fussgänger auf beiden Seiten versehen.

Die Römer haben in ihrem Strassenbau nicht nur alles früher Geleistete übertroffen, sondern sind auch später, bis in die Gegenwart, nicht übertroffen worden. Ihr Verkehrsnetz überspannte die halbe Welt, bedurfte zum vollen Ausbau sechs Jahrhunderte und musste dem Landverkehre der ganzen alten Welt anderthalb Jahrtausende genügen. Auch die römischen Heerstrassen waren bestimmt zur Ausübung der Herrschaft über das weite Reich; aber der Handel hat sie wohl nutzen können. Steinerne Mauern, auf die Seite gelegt, schienen einem Zeitgenossen die aus Quadern und Cement gefügten Wege zu sein. Strabo sagt: „Es pflasterten die Römer ihre Landstrassen, indem sie noch dazu Hügel abgruben und Hohlen ausfüllten, sodass Frachtwagen die Lasten der Handelsschiffe übernahmen.“ In jedem Falle strebten sie in gerader Linie, unbekümmert um jedes Hindernis, auf ihr Ziel los; der kürzeste Weg galt immer als der beste. Selbst durch Wüsten und über Hochgebirge führten die römischen Prokonsuln oder Prätoren chaussierte Strassen. Thalüberführungen, Bergeinschnitte, Tunnelbohrungen galten dem Römer gleichviel, wenn die Richtung seiner Strasse solche Bauten forderte.

Eingehendere Darstellung der Leistungen der einzelnen Völker muss für später vorbehalten bleiben, hier aber noch eine Uebersicht über die Ueberwindung der Wasserläufe als Hindernisse des Landverkehrs durch Brücken angefügt werden. Die älteste Form, Flüsse zu überschreiten, ist die Durchwatung von Furten. Die alte Bernstein- und Salz-Strasse von Linz über die Sazawa bei Brod, über die Oder bei Brieg oder Dyhernfurt, weiter nördlich über die Weichsel und zahlreiche kleinere Gewässer überschritt diese Hindernisse an seichten Stellen, Furten. Bei zunehmendem Verkehre lohnte es sich, dass

Fischer oder Fuhrleute gegen Entgelt Kähne, Flösse, Fähren zur Ueberfahrt für allgemeine Benutzung bereit hielten. Reissende Gewässer, breite Flüsse an Stellen starken Verkehrs forderten den Bau von Brücken. Die älteste bedeutende Brücke war die von Nebukadnezar erbaute Euphrat-Brücke, welche die beiden Hälften von Babylon verband. Auf einigen Hunderten von steinernen Pfeilern ruhte eine 9 m breite Holzbahn aus Palmstämmen; die Brücke war 900 m lang. Die Perser mieden den Brückenbau so viel als möglich; sie benutzten in der Regel Fahrzeuge zur Ueberfahrt. So gelangten die Eilboten auf der grossen Reichsstrasse von Susa nach Sardes durch Ueberfahrt bei dem heutigen Dschesireh über den Tigris und wahrscheinlich aufwärts von Samosata (bei Chores) über den Euphrat. Die Ueberschreitung dieses Stromes durch Fahrzeuge bezeugt Herodot. Dass die Perser diese Hauptstrasse nicht im Euphrat- und Tigris-Tieflande aufwärts führten, sondern an den Abdachungen des Zagros hin, erklärt sich mit daraus, dass sie hierdurch ebensowohl die Hitze wie die Ueberschwemmungen der Thallandschaft und den Bau grosser Brücken vermieden, im östlichen Gebirgslande nur leichter auszuführende Brückenbauten nötig hatten, wenn die Durchfurtung oder Ueberfahrt nicht rätlich erschien.

In Indien dagegen war für den Verkehr über die Ströme im späteren Altertume besser vorgesorgt als heute. Das Epos Râmâyana erwähnt wiederholt stehende Brücken wie auch den Einsturz solcher durch Hochwasser. Trümmer alter Brückenpfeiler bei Hydarabad, auf einer Insel des Kaveris, auf Ceylon bestätigen diese Angaben.

Die Römer haben im Brückenbau eine Vollkommenheit erreicht, die erst das letzte halbe Jahrhundert durch die Ausführung eiserner Brücken übertroffen hat. Sie bauten ebensowohl ständige Brücken über den Euphrat bei Zeugma (= Brücke), gegenüber dem späteren Apamea (h. Biredschik), und Samosata, wie über den Rhein bei Köln und den Neckar bei Heidelberg. Der bewundernswerteste Brückenbau der Römer, zugleich eine der erstaunlichsten technischen Grossthaten des Altertums, war die Donaubrücke Trajans bei dem heutigen Turn-Severin, erbaut in einem Jahre von seinem Baumeister Apollodorus. Auf 20 turmartigen Pfeilern, wegen der Höhe der Ufer 46 m hoch, mit einer massiven Dicke von 18 m, ruhte die Brückenbahn mit Spannungen von je 36 m, sodass die ganze Brücke mehr als 1000 m lang war. Der Baumeister hätte wohl auch die Pfeiler mit Steinbogen verbinden und die Bahn aus demselben Materiale herstellen können. Allein Trajan verlangte den leicht zerstörbaren Holzbelag aus Furcht vor feindlichen Einbrüchen. Noch heute sind bei niederem Wasser-

stande 14 Pfeilerstumpfe sichtbar, Zeugnisse der technischen Vollkommenheit. Pfahlroste, Kastengründungen, Betonfüllungen haben dabei fast dieselbe Rolle gespielt wie im 19. Jahrh. bei der Fundierung der meisten grossen Brücken.

24. Verkehrsmittel. a. Lasttiere: Rind. Bevor der Gebrauch des Wagens auf festem Strassenkörper die Beförderung der Lasten erleichterte, war der Mensch auf seine eigene Tragfähigkeit oder den Gebrauch von Lasttieren angewiesen. Noch gegenwärtig muss in manchen Gebieten der Erde, z. B. in fast ganz Inner-Afrika, der Mensch ausschliesslich die rohe Arbeit des Lastentragens leisten. Im früheren Altertume, auf den niederen Stufen der Kultur, musste sich der Mensch häufig dieser Arbeit unterziehen. In Aegypten wurden noch unter Ramses III. die Waren vom Arabischen Busen durch die Wüste nach Koptus von Eseln und Menschen getragen. In China wurde bis ins 1. Jahrtausend v. Chr. die menschliche Tragkraft überwiegend gebraucht.

Die Menschen sind die kostspieligsten Träger. Daher suchte man sie allerwärts durch geeignete Tiere zu ersetzen. Dazu mussten die wilden Tiere erst gezähmt, d. h. gezwungen werden, dem Willen des Menschen sich zu unterwerfen, ihm zu gehorchen. Durch weiter folgende Züchtung wurden die nutzbaren Eigenschaften der Tiere vollkommen entwickelt, im höchsten Grade in dem geistig hoch stehenden Elefanten und Pferde.

Das Altertum benutzte als Lasttiere das Rind, den Esel, das Maultier, das Kamel, den Elefanten, das Pferd. Ihr Vorkommen in den verschiedensten Ländern, ihre Verwendung zu den verschiedenartigsten Leistungen, der Ersatz des einen durch das andere, das Verhältnis des Menschen zu ihnen, das alles gehört zu den merkwürdigsten Teilen der Kulturgeschichte des Altertums.

Das Rind bildete nebst Ziege und Schaf den hauptsächlichsten Reichtum der Indogermanen, als die Scheidung in einzelne Stämme begann. Die sonstige Habe führten sie auf vierrädrigen Karren mit, die von Ochsen gezogen wurden, ganz so wie die Scythen und Germanen noch in historischer Zeit. Als die Cimbern die Schlacht gegen die Römer verloren sahen, warfen die Weiber ihre Kinder unter die Räder der Wagen und die Füsse der Zugochsen. Noch die merowingischen Könige fuhren mit Ochsen in die Volksversammlung. Auf der Antoninsäule erscheinen zwei gefangene germanische Fürstinnen auf einem mit Polstern belegten Wagen von einem Ochsen gezogen. Frauen und Kinder auf dem Ochsenwagen, die Männer zu Fuss: das war germanische Art. Selbst der Götter war das Rindergespann

würdig: die Göttin Nerthus fuhr in einem mit Kühen bespannten Wagen.

Bei Galliern, Römern und Griechen wurde der Ochsenwagen ebenfalls zu religiösen Festlichkeiten gebraucht; bei den letzteren beiden war der Ochse das allgemeine Zugtier. Ein griechisches Sprichwort sagte: Der Wagen zieht den Ochsen, d. h. das ist verkehrte Welt. Bei Hesiod finden sich die Verse: Leicht ist das Wort: Zwei Ochsen gewähr mir, Freund, und den Wagen; leicht ist die Weigerung auch: Die Ochsen sind eben in Arbeit. In den Homerischen Epen werden die Rinder dreimal als Zugtiere erwähnt, freilich die Maultiere dreiundzwanzigmal.

Bei den Indern beruht die Kultur, ja das gesamte Leben auf dem Rinde. Alexander wollte die vortrefflichen weissen indischen Büffel nach dem Westen verpflanzen. Sie waren so schnell, dass man Wettrennen mit ihnen veranstaltete. Nach Lassen können sie täglich 45 km zurücklegen. In China wurde das Rind vielleicht bis zum Beginn des 1. Jahrtausends v. Chr. ausschliesslich als Zugtier gebraucht.

In Aegypten dienten in der Zeit des Alten und Mittleren Reiches nur Rinder und Esel als Last- und Zugtiere. Es fand schon Einfuhr beider Arten von Nutztieren aus Nubien statt.

Im staatlichen Frachtdienste des Römischen Reiches fand der Ochse ausschliessliche Verwendung zum Ziehen der schweren, bis 500 kg beladenen rheda und gewöhnlich auch des anfangs zwei-, später vierräderigen, bis zu 300 kg beladenen carrus.

Die bedeutende Zugkraft veranlasste eben, dass man die Langsamkeit des „schwerwandelnden“ Rindes in Kauf nahm, sowohl bei der Feldarbeit wie Lastenbeförderung, obgleich es anspruchsvoller als andere Tiere ist, fetter Wiesen wie schattenspendender Gebüsche bedarf.

25. Esel. Ungleich anspruchsloser ist sein Genosse aus uralter Zeit, der Esel. Er nimmt vorlieb mit dem, was am Wege wächst oder das Hauswesen abwirft, mit Stroh, Stengeln, Disteln und Dornen, es mag noch so stachlicht, hart und klebrig sein. Daher ist er für steinige Gebiete, Wüsten dem Rinde überlegen. Dazu kommt seine Klugheit, Geduld, Arbeitsamkeit und Brauchbarkeit. Er besorgt die Geschäfte des Hauses, treibt die Mühle und den Brunnen, trägt die Erde auf die Anhöhen, die Waren zu Markte, ist ein brauchbares Reittier und zugleich das hauptsächlichste Lasttier des Handels in der ältesten Zeit; in Karamanien hat man ihn selbst im Kriege verwendet. Freilich ist seine Tragfähigkeit mässig; in Aegypten rechnet man drei Eselslasten gleich einer Kamellast.

Wegen dieser Eigentümlichkeiten und Leistungsfähigkeit haben

ihn die Indogermanen, Sumerier und ural-altaischen Völker zu ihrem Arbeitsgehilfen erkoren, als sie nahe bei einander hausten; ihre Sprachen haben ein gemeinsames Wort für den Esel. Daher findet er sich in der ältesten Zeit Babyloniens unter den Haustieren neben Rind, Schaf, Ziege und Hund; auch wird er unter der Kriegsbeute Tiglatpilesers I. (etwa 1100 v. Chr.) neben Rossen und Rindern aufgeführt.

In Aegypten und Arabien ist er bis zu der späteren Einführung und Verwendung von Kamelen und Pferden der zumeist verwendete Arbeitsgehilfe des Menschen gewesen und noch später als solcher beibehalten worden. Zahlreiche ägyptische Inschriften und Urkunden bezeugen dies. Insbesondere lassen die Bilder und Inschriften des Tempels zu Der el bahri in Oberägypten keinen Zweifel, dass auch in dem Lande Punt, d. i. den Ländern zu beiden Seiten des südlichen Roten Meeres oder nur der afrikanischen Seite, der Esel als Reit- wie Lasttier gebraucht wurde.

Die Verwendung im Haushalte der Israeliten lehrt der Dekalog: „Lass dich nicht gelüsten deines nächsten Weibes, ... noch seines Ochsen, noch seines Esels, noch alles, was dein Nächster hat.“ Josephs Brüder zogen mit Eseln nach Aegypten, um Getreide zu kaufen. Ebenso mussten sich die Phönizier bis in den Anfang des 1. Jahrtausends v. Chr. seiner als Träger ihrer Lasten in ihrem Landhandel nach Aegypten wie in Nordafrika bedienen.

In Griechenland ist der Esel zu Homers und Hesiods Zeit noch nicht als Haustier bekannt, was um so auffälliger ist, als das Maultier schon gezüchtet wurde; später fiel ihm in dem gebirgigen Lande mit dem letzteren zusammen die Arbeit der Lastbeförderung fast ausschliesslich zu.

Aehnlich, nur viel ausgedehnter, war sein Dienst in dem späteren Italien. Ausser Haus- und Feldarbeit fiel ihm ein wesentlicher Teil der Warenbeförderung nicht bloss in den gebirgigen Teilen der Halbinsel, sondern auch zwischen dem Binnenlande und den Seehäfen zu. Die Kaufleute hielten zu Varros Zeit (1. Jahrh. v. Chr.) zu diesem Zwecke eigene Herden. Seine Einwanderung in Italien erscheint selbst früher als in Griechenland erfolgt zu sein.

Mit der Wein- und Oelkultur verbreitete sich auch der Esel nach Norden, zumeist indes nur nach Gallien; Deutschland war ihm ebenso zu kalt wie das Land der Scythen.

Im Laufe des 1. Jahrtausends v. Chr. wurde sein Gebrauch als Lasttier in allen wärmeren trockneren Ländern mehr auf den örtlichen Verkehr eingeschränkt; für weite Entfernungen traten an seine Stelle das Maultier, noch häufiger das Kamel.

26. Maultier. Das Maultier ist fast ebenso genügsam bezüglich des Futters und der Pflege, geduldig und arbeitsam wie der Esel, übertrifft denselben aber in seiner Anpassung an das Klima, in Schnelligkeit und Tragfähigkeit. Es trägt 100—150 kg und marschiert ungefähr ebenso schnell wie das Kamel, etwa 35 km täglich. Seine Arbeitsleistung ist überdies noch mannigfaltiger; es verrichtet dieselben Dienste wie der Esel im Haushalte, trägt Lasten, lässt sich reiten und zieht überdies den Pflug und den Wagen. Die persischen Eilboten benutzten teilweise Maultiere statt der Pferde. Wenn trotz jener Vorzüge die Maultiere durch die Religionsvorschriften der Israeliten verächtlich gemacht wurden, so prägte sich darin die Abneigung gegen die Erzeugung der Tiere durch widernatürliche Mischung aus. Diese ist erdacht worden im pontischen Kleinasien und anscheinend auch im abessinischen Hochlande.

Die Verbreitung erfolgte etwa zu Beginn des 1. Jahrtausends v. Chr. Assurnasirpal von Assyrien (884—60 v. Chr.) empfing unter den Tributen der Völker westlich und nördlich vom Urmia-See auch Maultiere. Hesekiel berichtet (27, 14), dass den Phöniziern Thogarma, d. i. Armenien oder Kappadocien, die besten Maultiere lieferte. In Arabien mangelte es zu Strabos Zeit an Maultieren wie Pferden, und der Periplus m. E. (= des Erythräischen Meeres) berichtet die Einfuhr beider in Muza. Bei den Griechen Homers war das Maultier das eigentliche Arbeitstier, um so mehr als der Esel noch nicht eingebürgert war. Der Ithakesier Noemon besass im weidereichen Elis zwölf Stuten und ebenso viele dazu gehörige Maultierfüllen; das Holz zum Scheiterhaufen des Patroklus mussten Maultiere aus den Bergen herabschleppen; Nausikaa fuhr mit einem Maultiergespann zum Meere. Aus Griechenland kam das Maultier nach Italien und leistete dieselben Dienste. Zu Varros Zeit wurden die Wagen auf den Landstrassen von Maultieren gezogen, die neben der Kraft und Stärke auch durch Schönheit gefallen mussten. Auf den Strassen von dem römischen Karthago ins Binnenland Nordafrikas hinein übertraf das Maultier an Schnelligkeit das Kamel.

27. Kamel. Das „Schiff der Wüste“ gehörte zum Urbesitze der Semiten. Wahrscheinlich haben sie es aus ihrer Urheimat, den Steppen Central-Asiens, mitgebracht und durch Zähmung und Züchtung so umgeschaffen, dass mit ihm und der Dattelpalme die weiten Wüstengebiete Vorderasiens und Nordafrikas bewohnbar geworden sind. In Arabien selbst mögen die Nomaden es erst der Natur des Landes angepasst und die Schnelligkeit, Genügsamkeit und Tragfähigkeit gesteigert haben, zu der das Tier die Anlage besass. (Am meisten

sollen jetzt die im nördlichen Sudan gezüchteten Tiere Hunger und Durst ertragen können; sie vermögen 3 Tage ohne Futter, 4—5 Tage ohne Wasser auszuhalten. Petermanns Mitteilungen [1889, S. 49] berichten, dass bei einer Reise im Somalilande „die Kamele die ganze 346 km lange Strecke, volle 13 Tage, ohne zu trinken, marschierten".) So erklärt es sich, dass erst verhältnismässig spät das wichtige Tier erwähnt wird.

Wie das arabische Kamel sich der Hitze und Trockenheit seiner neuen Heimat angepasst hat, ist das Dromedar, zweihöckerige oder baktrische Kamel, fähig, ziemlich hohe Kältegrade zu ertragen und dadurch die Reisen durch die weiten Steppen und Wüsten Turans, durch die Gobi und die Eis- und Schneewüsten der Gebirge Centralasiens zu ermöglichen. Im übrigen steht das Dromedar dem arabischen Kamele nicht nach, wobei indes zu beachten bleibt, dass durch lange sorgfältige Zucht die Leistungsfähigkeit beider Arten in den verschiedenen Ländern ausserordentlich verschieden geworden ist. Es giebt auch ein schlankes, feingliederiges, kleinhöckeriges Dromedar, das im Kriege und im Eildienste durch Schnelligkeit und Ausdauer Unglaubliches leistet und den berühmten Reitkamelen von Omán, insbesondere von Maskat nicht nachstehen dürfte.

Ueber die Leistungen des Kamels (beider Arten) im Altertume sind erst für die späteren Jahrhunderte genauere Angaben vorhanden, indes mehr für die Länge eines Tagesmarsches und die Schnelligkeit, nicht für die Tragfähigkeit. In Arabien rechnet man jetzt als Karawanen-Kamellast durchschnittlich 200 kg für längere Reisen; man bürdet jedoch auf kurzen, wasserreichen Strecken einem Tiere bis 700 kg auf. In Mesopotamien belastet man das einheimische Kamel mit 200, das arabische mit 250 kg. Die Turkmenen beladen das einhöckerige Kamel mit 225—350, das Dromedar mit 350—500 kg. In der Mongolei wird eine Last Thee auf 216 kg bemessen, eine Last Silber auf nur 125 kg, weil eine schwerere Last dieser Ware leicht Druckwunden erzeugt.

Bezüglich der Schnelligkeit ist zu unterscheiden zwischen Last- und Reitkamelen. Sprenger sagt: „Eine Karawane braucht beinahe zwei Zeitstunden, um eine Wegstunde zurückzulegen. In geographischen Forschungen kann man annehmen, eine Karawane mache in 3 Tagen oder 33—36 Zeitstunden einen Grad des Aequators" (= 15 geographische oder deutsche Meilen zu 7,42 km). Hiernach beträgt der Tagesmarsch 5 Meilen oder 37 km. An einer andern Stelle erklärt Sprenger einen Tagesmarsch von 6¾ Meilen als „sehr viel". Die Pilgerkarawane legt den 50 Meilen langen Weg zwischen Mekka

und Medina in 11—12 Tagen zurück. In Aegypten schwankt der Tagesmarsch der Karawane zwischen 3 und 7 Meilen (22 und 52 km). Dümichen legte den Weg durch die Wüste zwischen Kenne (in der Nähe des alten Koptus) und dem Hafen Kossêr am Arabischen Busen einmal in 4, ein anderes Mal in 5 Tagen zurück und schätzte ihn nach den zurückgelegten Kamelstunden auf 23 Meilen. Das ergiebt als Tagesmarsch etwa 5 Meilen. Sprenger nimmt nach Ptolemäus' Angaben für dieselbe Strecke 5 Tagemärsche an. Die Strecke von Koptus nach Berenice legten in der römischen Kaiserzeit die Karawanen in 12 Tagen zurück, also täglich $4^1/_2$ Meilen. In der Gobi beträgt der Tagesmarsch 30—40 Werst = 32—43 km, also im Mittel auch 37 km = 5 Meilen. Götz kommt in vielen einzelnen Ermittlungen für Aegypten, Nordafrika, Arabien, Syrien, Babylonien immer wieder zu dem Ergebnisse, dass in der späteren Zeit des Altertums der Tagesmarsch des Karawanenkamels etwa $4^1/_2$—5 Meilen betrug; er sagt (S. 310): „Bei mässiger Belastung der Tiere wurden auf einigermassen profiliertem Boden und nicht drückender Temperatur, sowie bei beschleunigtem Betriebe täglich $4^1/_2$—5 Meilen zurückgelegt."

Darnach ist die Tagesmarschleistung des Karawanenkamels innerhalb der letzten zwei Jahrtausende ungefähr dieselbe geblieben. Die Schritte des Kamels erfolgen so gleichmässig, dass Führer und Reisende ihre Zahl als ein sicheres Mass der Zeitdauer wie der Länge des Marsches gebrauchen. Daher stimmt auch die Marschleistung in einer Zeitstunde für verschiedene Gebiete ziemlich überein. Im heutigen Aegypten beträgt sie $3^3/_4$—5 km, in Omán $4^1/_2$—5 km; Heinrich Barth beobachtete als grösste Schnelligkeit einer Karawanenreise $4^5/_8$ km. Der preussische Gesandte v. Thielmann kam zwischen Bagdad und Damaskus zu Kamel in 12 Stunden, ohne einen Augenblick anzuhalten, 60 km weit. — Die Beduinen von Omán sollen auf ihren Privatreisen die Stundenleistung auf $11^1/_2$—15 km treiben in einer Dauer von 20—24 Stunden. Hierbei muss an Reitkamele gedacht werden. Schon Herodot stellte die Kamele an Schnelligkeit den Pferden gleich, und Aristoteles rühmte den Dromedaren Hyrkaniens nach, dass sie an Schnelligkeit die nisäischen, die geschwindesten aller Pferde überträfen.

Daher verwendeten die Araber sie bis ins spätere Altertum ausschliesslich als Kavallerie, und andere Völker folgten ihnen darin nach. Zu der grossen Verbindung syrischer Fürsten gegen Salmanassar II. im Jahre 854 v. Chr. stellte der Araberfürst Gindibu 1000 bis 705 v. Chr.) war die Zahl der erbeuteten Kamele so gross, dass Kamelreiter. Nach einer Niederlage der Araber unter Sargon (722

das Stück am Thore von Ninive für $^1/_2$ Schekel verkauft wurde. Nach Jesaias (21,7) zogen Elamiter und Meder gegen Assyrer in den Kampf als Reiter auf Rossen, Eseln und Kamelen. Als Assarhaddon von Assyrien 671 v. Chr. gegen Aegypten zog, stellte der „Fürst der Wüstenaraber“ Kamele, und so wurde der beschwerliche Marsch von Raphia (an der süd-syrischen Küste) nach Pelusium zurückgelegt. Cyrus brachte in der Schlacht bei Sardes gegen Krösus die lydische Reiterei durch persische Kamelreiter in Verwirrung und schlug sie nach tapferer Gegenwehr. Auch in Xerxes' Heer ritten die Araber auf Kamelen; Herodot sagt: „Die Araber ritten alle auf Kamelen, die den Pferden an Schnelligkeit nichts nachgaben.“ Noch Strabo sagt von Arabien: „Pferde sind in dem Lande keine, deren Stelle in der Dienstleistung vertreten die Kamele.“

Der Verwendung des Kamels zur Kriegführung muss ein langer Zeitraum vorangegangen sein, in welchem die Araber das Kamel so züchteten, dass es nicht bloss zu dem erwähnten Zwecke brauchbar erschien, sondern auch zu den edelsten Erzeugnissen Arabiens gezählt und vielfach zu Tributen und königlichen Geschenken würdig erachtet werden konnte. Als Tiglat-Pileser III. (745—27 v. Chr.) mit den syrischen Fürsten die Araberkönigin Samsie besiegt hatte, musste diese grosse Herden von Kamelen und Rindern liefern. Um mit der gewaltigen Grossmacht auf gutem Fusse zu stehen, schickten auch entferntere Araberstämme, selbst die Sabäer, Kamele neben Gold und Silber und anderen Gaben an den Assyrerkönig. Ebenso schickte nach Sargons Sieg (715) über mehrere Araberfürsten Jathaamar von Saba Geschenke an Weihrauch und Kamelen. Zu dieser Zeit musste die Menge der Kamele schon sehr angewachsen sein. Als die Araber Kambyses' Zug durch die Wüste der Landenge von Suez nach Aegypten durch Zufuhr von Wasser in Schläuchen vermittelst ihrer Kamele ermöglichten, glaubten die Perser, dass das Wasser aus einem Flusse mittelst lederner Riemen der Heerstrasse entlang geleitet werde.

An eine Verbreitung von Arabien aus muss gedacht werden, wenn aus Aethiopien im 14. und 13. Jahrhundert Kamele nach Aegypten eingeführt worden sind. Auffällig ist, dass weder eine Erwähnung noch eine Abbildung des wichtigen Tieres in Aegypten vor der griechischen Zeit nachweisbar ist. Es können indes religiöse wie künstlerische Gründe die Ursache davon sein. Immerhin mögen fremde Händler und ägyptische Unternehmer auch im Nilthale sich des wertvollen Tieres bedient haben, nur mit der Vorsicht, dass sie Araber, Nubier, Neger zu ihrer Wartung und Führung verwendeten. In der

östlichen Sahara soll nach H. Barth das Kamel erst unter den Ptolemäern, in Nordafrika erst im 3. Jahrhundert n. Chr. eingeführt worden sein. Gegen die letztere Behauptung spricht die Angabe, dass den Phöniziern nach dem Alten Testamente mindestens im 6. Jahrhundert das Kamel als Lasttier der Wüste bekannt war. — Die assyrischen Monumente gedenken der Kamele auch erst im 9. Jahrhundert. Ein Jagdbericht auf dem „zerbrochenen Obelisken", auf dem Assurnasirpal (884—60) von verschiedenen Bauten erzählt, enthält viele Angaben über Tiere und erwähnt auch, dass Kamele gefangen, gezähmt und gezüchtet wurden. Hommel hat darauf aufmerksam gemacht, dass die von dem Araberfürsten Gindibu gestellten Kamele mit dem arabischen Worte (gammalu) genannt sind, während die aus den Ländern nördlich und westlich vom Urmia-See an Assurnasirpal und Salmanassar II. als Beute oder Tribute nach Assyrien geführten zweihöckerigen Kamele mit dem Worte udrâti bezeichnet sind. Das spricht für Einführung des Kamels von Arabien, des Dromedars von Norden her. — Die Israeliten hielten das Kamel wie verschiedene andere Nutztiere für verunreinigend (3. Mose 11, 4). Die Brüder Josephs kamen nur mit Eseln nach Aegypten. Dagegen zog Elieser als Brautwerber im Auftrage des reichen Abrahams mit Kamelen nach Mesopotamien, wie auch die midianitischen Kaufleute, an welche Joseph verkauft wurde, mit Kamelen nach Aegypten reisten. — In den hellenistischen Staaten Vorderasiens blieb natürlich das nützliche Tier in Gebrauch. Antigonus liess als siegreicher Feldherr eine Last von 25000 Talenten von Susa nach Babylon teils auf Wagen, teils auf Kamelen befördern. Dem griechischen Mutterlande ist das Kamel zu allen Zeiten fremd geblieben. — Im indischen Epos Mahâbhârata werden die Kamele mehrfach erwähnt. In den von den Königen organisierten grossen Karawanen trugen Pferde, Kamele, besonders Elefanten die Waren. — In China fehlte das Kamel wie der Elefant ganz.

28. Elefant. Der intelligente Dickhäuter kommt heute in Afrika und Indien vor. Im Altertume war er in weit ausgedehnteren Gebieten Afrikas, selbst in den Atlasländern zu finden. Ohne Zweifel sind die Aegypter eher mit dem Elefanten und Elfenbein bekannt gewesen als die Inder. Auch in Asien ist der Elefant nicht bloss in Indien vorgekommen. Dhutmes III. von Aegypten erlegte nach Eroberung des Gebietes an dem westlichen Euphratbogen (im Gebiete der Stadt Ni) 120 Elefanten. Nach den Gemälden im Grabmale Rechmaras, des Feldhauptmanns Dhutmes' III., brachten die Völker desselben Gebietes unter ihren Tributen auch einen Elefanten. Tiglat-Pileser I. und noch Assurnasirpal jagten Elefanten im Gebiete von

Charran und am Chaboras. Salmanassar II. erhielt aus den Ländern am Urmia-See als Tribut auch eine Reihe merkwürdiger Tiere: zweihöckerige Kamele, Affen, ein Rhinoceros, einen Elefanten, einen Jak. Ob und welche von diesen Tieren durch den Handel dahin gekommen sein mögen, lässt sich nicht sagen. Es wird selbst behauptet, dass die von Dhutmes und Tiglat-Pileser gejagten Tiere nur verwilderte Abkömmlinge indischer über Kabul hereingekommener Elefanten gewesen seien.

Dass er in Indien heimisch ist, hat noch niemand bezweifelt. In der altvedischen Zeit war er noch nicht gezähmt; der Rigveda nennt ihn einmal das „wälderverzehrende“ Rüsseltier, erwähnt ihn ausserdem nur noch einmal. Dagegen hat der Inder seit der altepischen Zeit gelernt, die geistigen Anlagen des klugen Tieres zu verwerten. Der „König der Tiere, Hausgenosse der Menschen und den Göttern befreundet, das Geschöpf mit Riesengestalt, Klugheit und Stärke, das Tier mit der Hand“ dient jetzt wie früher in erster Linie als Luxustier an Fürstenhöfen und wird dort zu Paraden, Jagden, auch kleineren Reisen gebraucht. Bereits in der altepischen Zeit verwendete man ihn im Kriege; ein Teil der „viergliederigen“ Heerordnung waren grössere Elefantenscharen, als schwere Reiterei dienend, bestimmt die feindlichen Massen niederzustampfen, demnach die Aufgabe der späteren Artillerie lösend. Ferner benutzte man ihn im Altertume als Tragtier der Karawanen. Die fliehende Damajanta schloss sich einer Handelskarawane an, deren zahme Elefanten in der Nacht von ihren wilden Brüdern überfallen und zerstreut wurden.

Am hervorragendsten blieb im Altertume die Verwendung im Kriege. Als der Mauryafürst Tschandragupta Indien erobernd durchzog, hatte er ausser den „60 Myriaden“ seiner Heeresmacht 30000 Reiter und 9000 Elefanten. Seinem Schwiegervater Seleukus Nikator schenkte er 500 Elefanten, die wesentlich zum Siege bei Ipsus (301) beigetragen haben. Nach dem ältesten glaubhaften Berichte gebrauchte man Kriegselefanten in Vorderasien zum ersten Male in der Schlacht von Arbela (331), in welcher indische Truppen 15 solcher Tiere mit sich führten. Nach Seleukus' Beispiel hat die Verwendung der Kriegselefanten in den Diadochenkämpfen vielfache Nachahmung gefunden. Pyrrhus führte 50 Stück mit sich, als er im Jahre 281 v. Chr. Italien angriff.

Zu dieser Zeit hat auch der afrikanische Elefant gleiche Verwendung gefunden. Ptolemäus II. von Aegypten rühmt auf einer Inschrift zu Adulis, dass er äthiopische Elefanten gezähmt und im Kriege gebraucht habe. Derselbe Herrscher gründete des Bauholzes

und der Elefantenjagd wegen die Stadt Ptolemais Epitherion beim heutigen Tokar, südlich von Suakin. Von dort aus veranstaltete er Jagden in das Gebiet des Astaboras. Auch Agatharchides, der unbekannte Verfasser des Periplus m. E., Plinius und andere Schriftsteller erwähnen, dass teils des Fleisches, teils der Zähne wegen Elefantenjagden im Innern Afrikas stattfanden, jedoch nicht, dass man die Tiere selbst habe fangen wollen, um sie als Arbeitstiere zu verwenden. Das steht fest, dass das wertvolle Tier ausserhalb Indiens nach Westen im Altertume nicht als Tragtier verwendet worden ist, in Indien selbst diese Verwendung auch nur in letzter Linie stattgefunden hat, im wesentlichen vor der Zeit des Strassenbaues.

Seiner allgemeinen Verwendung als Lasttier stehen entgegen der hohe Anschaffungspreis und die kostspielige Unterhaltung. Nur wo, wie in Hinterindien, beide Grössen sich niedrig stellen, kann er als Arbeitstier verwendet werden. Denn der Elefant ist bei weitem nicht so bescheiden hinsichtlich der Ernährung wie der Esel und das Kamel. In der Freiheit zwar nährt er sich von Gräsern, Baumblättern. Soll er arbeiten, so muss er wie unsere Pferde Kraftfutter bekommen. Sein Appetit ist aber so ungeheuer, dass nur grosse Mengen von Reis oder anderem Körnerfutter, Brot, vielleicht auch Knollengewächse ihn bei Kräften erhalten können, seine Ernährung die Benutzung also beträchtlich erschwert.

Seine Tragfähigkeit in Indien beträgt durchschnittlich 500 kg bei längeren Reisen, auf schwierigen Wegen nur 350 kg. Die Marschleistung eines mit 500 kg belasteten Tieres soll täglich 50 km betragen. Staudinger (Deutsche Kolonialzeitung 1895, S. 139) will nur 30 km zugeben.

29. Pferd. Dem Pferde ist die letzte Stelle vorbehalten wegen seiner mannigfaltigsten Verwendung, seiner grössten Verbreitung. Ueber die Frage der Heimat und den Weg der Verbreitung herrscht keine übereinstimmende Ansicht. Weit verbreitet ist die Annahme, die Heimat des Pferdes sei die turanische Steppe; von hier aus sei es zu den Iraniern, dann zu den Semiten der Euphratländer, dann nach Vorderasien und Aegypten gekommen. Dieser Ansicht gegenüber wird neuerdings behauptet, dass nach der Sprachvergleichung die Bekanntschaft der Semiten mit dem Pferde bis in deren Urzeit zurückgehe, dass die Indogermanen das Pferd entweder in halbgezähmtem oder gezähmtem Zustande auf ihren Wanderungen mit sich führten, oder dass das Wanderungsgebiet der europäischen Indogermanen in das Verbreitungsgebiet des wilden Pferdes fiel, oder endlich, dass die Indogermanen erst in ihren historischen Wohnsitzen die Zähmung des

einheimischen Pferdes begannen. Die Naturforscher und Paläontologen halten für unbedingt erwiesen, dass Europa mit zu den ursprünglichen Gebieten des wilden Pferdes gehöre, und dass die Zähmung des wilden mitteleuropäischen Diluvialpferdes sehr früh begonnen habe.

Die Dichter aller Völker, die sich des Besitzes des edlen Tieres erfreuen, rühmen es in den höchsten Tönen. Die Veda nennen es Renner, Läufer, Gefährten (der Menschen), rasch, mutig, munter, hurtig, feurig, schillernd, schimmernd. Homer entwirft ein prächtiges Bild von ihm (Ilias VI, 506—511), ebenso Hiob (39, 19—25); der Koran und die Reste vorislamitischer Poesie preisen es in Schilderungen und Vergleichen mit zärtlicher Vorliebe. Hehn nennt es „das glänzende, stolze, aristokratische, rhythmisch sich bewegende, schaudernde, nervöse Tier". Zur Bezeichnung seiner Eigentümlichkeiten ist zusammenfassend hinzuzufügen, dass es ein flüchtiges Steppentier ist, als solches fähig ist, die weiten dürren Flächen in langen Tagereisen mit unglaublicher Ausdauer zu durcheilen, weiter Räume, ebener Wege zu voller Entfaltung seiner Fähigkeiten bedarf, als Steppentier zu seiner Nahrung des Grases, „grünen Futters" (Rigveda), fetter Wiesen, im gezähmten Zustande der Futterkräuter benötigt.

Bei den Ariern war das Ross weit teurer als das Rind; es war nur ein Besitz des Reichen, des Kriegers, der auf dem Streitwagen ins Feld zog; Mythus und Dichtung sind voll seines Preises. Bei den Indern ziehen Kriegshelden, Fürsten und Könige auf einem Wagen mit Rossen bespannt einher; das Ross ist der Träger königlicher Herrschaft, der ungehemmte Führer zu Sieg und Ehren; die Götter selbst fahren mit Rossen, Indra mit Falben, Agni mit Flammenhengsten, Brandfüchsen, die Uschas und die Açvin (d. h. Rosselenker) mit ähnlichen roten; das Sonnenross ist scheckig, schimmernd; Savitars, des Abendgottes, Gespann ist braun mit weissen Füssen. Das Rossopfer galt als das grösste, die Kleinvieh- und Somaopfer überragende; wegen des Aufwandes konnten nur Fürsten und Könige es bringen.

Ebenso sahen die Iranier die Rosse als königliche, als Göttertiere an; die weissen insbesondere hielten sie dem Lichtgotte geweiht. Spuren solcher iranischen Anschauung und entsprechenden Kultus' sind bei den Persern, Griechen, Römern, Germanen, Slaven nachzuweisen.

Mehr noch als die Indogermanen und Semiten haben die Reitervölker Central-Asiens, die Turko-Tataren, den Wert des edlen Tieres erkannt. Noch jetzt ist ihr Dasein an das des Pferdes gebunden; es ist ihr treuester Gefährte, der Gegenstand ihrer zärtlichsten Sorge; sie lernen eher auf dem Rücken des Tieres sitzen als auf festem

Boden gehen, sie leben, essen und trinken, wachen und schlafen auf ihm. Aehnlich ist es bei den Kirgisen und Turkmenen.

30. Fortsetzung. Die hervorragendste Eigenschaft des Pferdes ist seine Schnelligkeit. Die Wurzel ak, von welcher die Namen des Pferdes in den indogermanischen Sprachen abgeleitet sind, heisst eilen, streben. Cyrus empfahl seinen Persern, auch das Ross zu besteigen, um sich gleichsam beflügelt dem Feinde entgegenzuschwingen. Nach Plutarchs Erzählung über die Anschauung der Aegypter über den Gebrauch des Pferdes sagte Horus: Das Pferd dient, den fliehenden Feind zu zerstreuen und aufzureiben. In Dichtung und Mythus herrscht die Vorstellung des Rosses als des flüchtigen, geschwinden Tieres. Wegen des schnellen Dahineilens am Himmel opferten die Perser und Massageten der Sonne das Pferd als schnellstes Tier. Das Ross verchmilzt in der Anschauung mit dem Sturme. Die Rosse des Rhesus glichen im Laufe den Winden, die des Achilles waren Söhne Zephyrs und der Harpyie Podarge, d. h. der Schnellfüssigen; Aeolus, der Herrscher der Winde, selbst war der Sohn des Hippotes oder des Reiters. Den nordischen Odin, den Gott des wehenden Elementes, trug sein graues, achtfüssiges Ross Sleipnir. Der Wotan der deutschen Sage, der auf weissem Rosse mit der wilden Jagd einherbraust, ist nur der nächtliche Sturm, in Ross und Reiter verwandelt.

Diese Schnelligkeit hat das Altertum fast ausschliesslich ausgenutzt. Die Bildwerke der Aegypter, Babylonier, Assyrer, Inder sind stumm über die Verwendung des Pferdes zu häuslichen und ländlichen Arbeiten. Zum Ziehen des schweren Karrens benutzte man das Rind, da es dabei auf die Kraft der Muskeln, den starken Nacken ankam, nicht auf die Geschwindigkeit. Erst die Römer haben auch das Pferd zum Ziehen des Lastwagens herangezogen. Jedenfalls wurde das Ross bis ins späte Altertum fast ausschliesslich zu Kriegszwecken gehalten.

Die Einführung des Pferdes in das Kriegswesen hat eine vollständige Umgestaltung desselben herbeigeführt, eine ähnliche Revolution hervorgerufen wie die Erfindung des Pulvers und die Ausbildung der Artillerie. Indem die besten Krieger zu Wagen in den Krieg zogen, bewahrten sie ihre volle Kraft bis zum entscheidenden Augenblicke; die Schnelligkeit der Rosse liess sie rasch, unvermutet an den gefährdeten Stellen des Kampfes eingreifen und durch ihren Anprall die Macht der Feinde brechen; ihr Einzelkampf entschied die Schlacht. Indes Kriegsrosse halten, kostbare Waffen anschaffen, sich ständig für den Kampf üben kann nur ein reicher Adel oder gut besoldeter Kriegerstand; Grossgrundbesitz, Ritterkampf und Adelsherrschaft be-

dingen und fördern sich gegenseitig. Die gleiche Art der Kriegführung, die gleichen sozialen Folgen derselben sind in ganz Vorderasien und den angrenzenden Gebieten Afrikas und Europas wahrzunehmen; bei den Assyrern, Syrern, Aegyptern, den Griechen der mycenischen Zeit, nach Homer noch später kämpfte der Adel, die Vornehmen zu Wagen. Bei den Indern des altvedischen und epischen Zeitalters war es nicht anders. Die Heere hatten die „viergliederige" Heerordnung, d. h. sie bestanden aus Wagenkämpfern, Elefanten, Reitern und Fussvolk.

Der Gebrauch des Kriegswagens und das Ziehen desselben durch das Pferd ist von den Assyrern ausgegangen. Bereits im Nimrodepos kommt das Pferd in solcher Weise verwendet vor. Die assyrischen Könige werden, ausser bei Belagerungen, immer auf dem Kriegswagen dargestellt, nicht zu Fuss, nicht reitend. Diese Sitte des mächtigen Kriegsvolkes ahmten die syrischen Völker nach; von ihnen verbreitete sie sich zu den Aegyptern; über Kleinasien drang sie zu den Griechen vor. Da auch der indische Streitwagen der vedischen Zeit dem assyrischen wie homerischen genau gleicht, so ist auch die Wanderung der Sitte ins Pendschâb anzunehmen. Ninivitische Skulpturen zeigen einen Reiter mit Pfeil und Bogen im Kampfe, dessen Pferd ein anderer hält und lenkt; kämpft der Reiter mit der Lanze, so fehlt der Nebenreiter. Statt des letzteren verfiel man auf den leichteren, zweiräderigen, mit zwei Pferden bespannten Wagen.

Als in Griechenland die Fortschritte der Metallbearbeitung auch dem Mittelstande die Anschaffung der Metallrüstung gestatteten, da führte das wiederum eine vollständige Umwälzung in der Kampfweise herbei: Hunderte und Tausende erzgepanzerter Krieger schlossen sich zu taktischen Körpern zusammen, deren festgeschlossene Reihen weder Kriegswagen noch Reiter in sich eindringen liessen und ihrerseits mit der ganzen Wucht ihrer Masse auf den Feind drückten. Damit wurde die Stellung des Adels an der Wurzel getroffen; der Kriegswagen wurde in die Rumpelkammer geworfen, die adelige Reiterei ging ein, an ihre Stelle trat die Phalanx der Hopliten, das geschlossene Bürgerheer. Nur noch zum Spiele des Wettrennens fanden die Wagen Verwendung, wie auch bei den Ostiraniern des Avestas Wagenrennen gebräuchlich waren.

Die Wagen wurden sehr sorgfältig gearbeitet und reich verziert; unter der Beute und den Tributen Dhutmes' III. werden besonders häufig mit Gold und Silber beschlagene Wagen aufgezählt. Im Westen scheint die Kunst des Wagenbaues namentlich in Syrien betrieben worden zu sein. Aufs genaueste sind wir über den Wagenbau der Inder

unterrichtet; kein Handwerker oder Künstler wird mehr gerühmt als der Wagenbauer. Alle Teile des Wagens von der Nabe des Rades bis zum Korbe und der Deichselstange werden nach Stoff und zu befriedigender Anforderung genau bezeichnet.

Wie die Steppenvölker Turans und Süd-Russlands, die Parther, Massageten, Daher, Chorasmier, Sarmaten, Scythen, insgesamt Saken genannt, auf und mit ihren Rossen lebten, auf ihnen die weitesten Strecken flüchtig zurücklegten, im Dahinfliegen ihre Pfeile versandten, das haben die Alten oft geschildert. Und doch war ausser jenen Reitervölkern der Steppen das Reiten wenig im Gebrauch. In dem ganzen Gebiete der ägyptisch-vorderasiatischen Kultur, vom Nile und Aegäischen Meere bis an den Indus, ist das Pferd zuerst dazu verwendet worden, den Kriegswagen zu ziehen, nicht den Reiter in die Schlacht zu tragen. Das Reiten war nicht etwa unbekannt. Bei den Aegyptern wurde das Pferd zum Reiten benutzt, ebenso bei den syrischen Völkern; bei den Chetitern erschien sogar deren Kriegsgöttin zu Pferde; bei den Ostiraniern wurde nach dem Avesta die Reitkunst geübt, ebenso bei den Indern der vedischen Zeit. Allein das Streitross war in der älteren Zeit nirgends im Gebrauche. In Persien war es vor Cyrus nicht üblich, Pferde zu halten oder zu reiten; bald wurde die Reiterei die beste Waffe der Perser. Allerdings verwendete man besonders Saken. Die persischen Pferde zeigten sich in dem von Xerxes in Thessalien veranstalteten Wettkampfe den berühmten thessalischen weit überlegen. Mardonius zog sich im Jahre 479 aus dem gebirgigen Attika nach Platää zurück, weil er fürchtete, dort seine beste Waffe nicht verwenden zu können.

Nach Homers Schilderungen stürmten die Helden Griechenlands auf dem Streitwagen gegen die Feinde, obgleich in Wirklichkeit die Reiterei damals vielleicht schon im Gebrauche war. Unter den Spielen nach Patroklus' Bestattung kommt Wettrennen zu Wagen, nicht zu Pferde vor. Noch auf der Lade des Kypselus fehlt unter den Spielen das Pferderennen. Mit der grossen sozialen Umgestaltung trat an die Stelle der Wagenkämpfer die Reiterei, die freilich auf der gebirgigen griechischen Halbinsel nur sehr beschränkt verwendet werden konnte, in älterer Zeit nur in Thessalien, Böotien, Euböa, während das peloponnesische Argos noch im 5. Jahrhundert keine Reiterei besass. In Chalcis und Eretria auf Euböa, in vielen Städten Kleinasiens erlangten alle diejenigen das Bürgerrecht, welche auf eigene Kosten ein Streitross halten konnten. In Thessalien sollen mehr als 6000 Männer im stande gewesen sein, auf eigene Kosten zu Pferde zu dienen. Böotien stellte etwa 1000 Reiter. In Athen bildete nach der

Solonischen Ordnung, vielleicht noch unter Pisistratus die Reiterei den Kern des Heeres; später trat sie völlig in den Hintergrund, sodass den Persern keine Kavallerie entgegengestellt werden konnte. Im Laufe des 5. Jahrhunderts stellte Athen wieder ein Reiterkorps auf, das zu Anfang des Peloponnesischen Krieges 1200 Reiter zählte. Der Wegfall der Reiterei war eingetreten, als sie trotz aller Tapferkeit von der Phalanx der Hopliten überwunden worden war. Seitdem war die Zucht edler Rosse nur noch Sache der Vornehmen, sie diente dem Sport.

Die Gallier, die Germanen, die Slaven verliessen sich auf ihre Reiterei nicht allein, sondern unterstützten dieselbe gern durch kräftiges Fussvolk, die Reiterei war eine untergeordnete Hilfswaffe, während die Iberer und Römer derselben mehr vertrauten, mehr Gebrauch von ihr machten.

31. Fortsetzung. Ueber das Vorkommen und den Gebrauch des Pferdes bei den einzelnen Völkern sei noch folgendes angeführt. Die als Saken zusammengefassten Steppenvölker hatten meist Pferde kleiner, unansehnlicher Gestalt, aber von grosser Ausdauer. Die Pferde der Sigynnen östlich vom Kaspischen Meere trugen fünf Zoll lange Haare, waren stumpfnasig und so klein, dass sie keinen Reiter tragen konnten, vor Wagen gespannt aber sehr geschwind einherliefen. Kaiser Probus erhielt aus der Beute von den Alanen oder einem benachbarten Volke ein unansehnliches Pferd, das täglich 20 Meilen (150 km) laufen und diese Leistung acht bis zehn Tage ohne Rasttag wiederholen konnte. Es muss aber auch schönere Schläge gegeben haben, da Philipp von Macedonien 20000 von den Scythen an der Istermündung erbeutete Stuten edel genug fand, um sie in der Heimat zur Zucht zu verwenden.

Bei den Ostiraniern war das Pferd nur im Besitze des Reichen. Durch seine Lage an der Grenze gegen die turanischen Steppen und durch seine Bodenbeschaffenheit, nämlich das Vorkommen ausgedehnter, zu Weideländern geeigneter Ebenen mit dem besten Futter, dem Klee, ist Medien Heimat- und Ausgangsgebiet des Pferdes für ganz Vorderasien geworden. Polybius sagt: Medien zeichnet sich durch die Vorzüge seiner Menschen wie seiner Pferde aus; durch die letzteren steht es ganz Asien voran, daher auch die königlichen Gestüte in dieses Land verlegt waren. Strabo rühmt mit Medien auch das angrenzende Armenien wegen der Rossezucht; er sagt: „Beide Länder, Medien wie Armenien, sind ausnehmend reich an Pferden; auch giebt es dort eine Gegend Hippobotus, durch welche die Reisenden hindurchkommen, die von Persis und Babylon zu dem Kaspischen Meere wollen;

in dieser sollen zur persischen Zeit 50000 Stuten geweidet, die Herden aber dem Könige gehört haben.“ In Medien war es auch, wo die im Altertume so viel gerühmten nisäischen oder nesäischen Pferde gezüchtet wurden. Sie zeichneten sich durch die Höhe ihres Wuchses (offenbar gegenüber dem turanischen Steppenpferde), durch den Glanz und die Farbe ihres Haares, durch die Schönheit ihres Gliederbaues, durch die Sicherheit und Schnelligkeit ihres Laufes in dem Masse aus, dass sie einer der gesuchtesten Luxusgegenstände wurden. Der Name Niçaya kam im alten Iran häufig und an verschiedenen Orten vor, von Armenien bis Baktrien, dem Uebergangslande von Turan nach den südlichen Kulturländern. Strabo berichtet auch, dass die Perser von den Medern die Reitkunst überkommen hätten. Xenophon lässt Cyrus bei seinem Grossvater Astyages von Medien das Ross tummeln lernen. Kein vornehmer Perser wollte freiwillig zu Fusse gehen. Der Satrap von Babylon, Tritantächmes, hatte ohne die Streitrosse 800 Hengste und 16000 Stuten. Die Reiterei zum Hauptteil des persischen Heeres zu machen, liess offenbar die weite Ausdehnung des Reiches ratsam erscheinen.

Indien ist weder durch Klima noch Futterpflanzen für Pferde recht geeignet. Daher ist es nicht im stande, Pferde selbst zu züchten; es hat zu allen Zeiten beträchtliche Einfuhr gehabt. Lassen führt an, dass nach buddhistischen Schriften ein Kaufmann 500 Pferde auf einmal einführte.

In China soll ein Kaiser Hoang-ti gelehrt haben, das Pferd zu besteigen, und Tsching-tang soll 1760 v. Chr. das Lenken der Pferde besonders verstanden haben. Die stattliche Breite der Strassen in späterer Zeit lud gewiss zu raschem Dahineilen im Wagen mit Pferden ein; auch die Dichter erkennen die Vorzüge der Pferde an. Allein es ist doch die Vorliebe der Chinesen für den Wasserverkehr, das Befördern der Lasten durch Träger und den mit Rindern bespannten Wagen und endlich in Betracht zu ziehen, dass das Fettsein der Pferde so oft gerühmt wird, dass dieses und nicht die Schnelligkeit als erstrebte und geschätzte Eigenschaft erscheint.

Von Iran nach dem Westen haben die Semiten das Pferd verbreitet. Die Sumerier bezeichneten es als ein ziemlich fremdes Tier „Bergesel“, „Esel des Ostens“; in einer sumerischen Schwurformel heisst es: „wie ein Pferd (wörtlich Bergesel) auf dem Gebirge wuchsen sie auf“. Daraus geht hervor, dass das Pferd in der sumerischen Zeit östlich vom Tigris, im elamitischen Berglande vorkam. Die Semiten brachten es ins Land; bereits das altbabylonische Nimrod-Epos (in den letzten Jahrhunderten des 3. Jahrtausends verfasst) erwähnt es

als Zugtier des Kriegswagens. Als Assyrien ein selbständiges Reich wurde (etwa 1600 v. Chr.), war das Pferd auch in diesem Gebiete heimisch. Es ist bekannt, wie häufig auf den Wänden der Palast-Ruinen assyrischer Königssitze der Kriegswagen, von edelgeformten, reichgeschirrten Rossen gezogen, erscheint.

Nach den älteren Teilen der alttestamentlichen Schriften fehlte den Patriarchen des Volkes Israel das Pferd als Haus- und Herdetier; es nahm nicht teil an den Wanderungen und Kämpfen des Volkes, wohl aber wird es erwähnt als das Kriegstier der Nachbarn oder Feinde vor dem Streitwagen oder unter dem Reiter; als solches feiert es auch Hiob. Die im 6. Jahrhundert geschriebene Erzählung (1. Kön. 10, 28 f.) von dem Handel Salomos mit Pferden aus Aegypten scheint darzuthun, dass seit längerer Zeit Pferdeeinfuhr aus Aegypten nach Palästina und Syrien überhaupt erfolgte. Dafür spricht auch, dass ihm nach 1. Kön. 10, 26 1400 Wagen und 12000 Reiter zugeschrieben werden. Vielleicht liess Salomo jene Pferdeeinfuhr als Teilhaber an einem phönizischen Unternehmen wie den Ophirhandel betreiben; in diesem Falle wären unter „Kaufleuten des Königs" (1. Kön. 10, 28) Phönizier zu verstehen.

Dass letztere bei ihren alten engen Handelsbeziehungen zu Aegypten nach Aufblühen der Pferdezucht in diesem Lande das vielbegehrte Kriegsmaterial handelnd verbreiteten, ist ebenso wenig zweifelhaft, wie Hesekiel für spätere Zeit ausdrücklich erwähnt, dass Armenien den Phöniziern Maultiere und Pferde lieferte.

Beachtenswert ist, dass bei jenem Handel nicht Arabien, sondern nur Aegypten genannt wird. Nach dem Alten Testamente erscheinen die arabischen Beduinen immer nur mit Eseln und Kamelen als Lasttieren; wo sie kriegerisch auftreten, reiten sie auf Kamelen. Strabo, der als Begleiter des Feldherrn Aelius Gallus wohlunterrichtet sein konnte, sagt: „Pferde sind nicht in dem Lande; deren Stelle in der Dienstleistung vertreten die Kamele." Nicht im Widerspruche steht die Angabe des Periplus m. E. (§ 24): „Dem Könige (des Hafens Muza) aber und seinen Vasallen werden Pferde gegeben und Maulesel zum Tragen der Lasten." Erst im 4. Jahrhundert n. Chr. wird (bei Ammianus Marcellinus) der schnellen Pferde und schlanken Kamele der Saracenen im nördlichen Arabien gedacht. Auch der Kaiser Valens besass saracenische Reiterei. Vielleicht infolge der Anregung des Welthandels in der römischen Kaiserzeit ist also das arabische Pferd erst in den letzten Jahrhunderten des Altertums das herrliche Tier geworden, das seitdem alle Welt bewundert, wie früher das medische am meisten gerühmt wurde.

In Aegypten ist das Pferd zur Zeit des Alten und Mittleren Reiches nicht vorgekommen. Erst nach der Hyksoszeit (1830 bis 1580 v. Chr.) wird es häufig erwähnt (in Inschriften zuerst unter Aahmes I. [seit 1580], in Abbildungen zuerst zur Zeit Amenhoteps I.). Wie bei allen Völkern diente es zunächst nicht zum Reiten, sondern zum Fahren. Da die Namen des Kriegswagens (merkobt) und des Lastwagens (agolt) syrisch sind, so ist es möglich, dass erst durch die Eroberungszüge der ägyptischen Könige nach Syrien die Bekanntschaft mit dem Pferde erfolgt ist. Nachdem schon Dhutmes I. in Syrien Rosse und Wagen erbeutet hatte, gewann Dhutmes III. durch die Kapitulation von Megiddo „924 Kriegswagen und 2041 Stuten". Die Phönizier huldigten diesem Herrscher unter Darbringung von Weihrauch, Pferden, einem Wagen u. a. Erwähnenswert ist, dass Hatschepsut nach den Bildern zu Der el bahri unter verschiedenen Erzeugnissen aus Nubien und Aethiopien auch ein Pferd übergeben wird (Lieblein S. 31).

Ob nach Griechenland das Pferd über Kleinasien oder auf dem Seewege durch phönizische Kaufleute gekommen ist, ist noch nicht bekannt. Die Zucht ward nur in den grösseren Ebenen von Thessalien, Elis, Argos und Kleinasien geübt. Nur Wohlhabende waren im Besitze des Tieres. Der Natur ihres Landes entsprechend, haben die Griechen Siziliens die Reiterei weit mehr benutzt. Hippokrates von Gela (seit 498 v. Chr.) errang seine kriegerischen Erfolge besonders durch seine starke Reiterei.

Dagegen übte die vorwiegend gebirgige Natur der eigentlichen Halbinsel Italiens auf die Pferdezucht zunächst dieselbe Wirkung aus wie in Griechenland. Die italischen Bauern züchteten vornehmlich das Rind; zu Kriegszwecken begehrte man das Pferd zunächst auch da nicht, da das Fussvolk der Legionäre die ruhmreichsten Erfolge errungen hatte. Die Not zwang zur Aenderung. Zur Bekämpfung der Karthager, Numidier, Gallier, Briten, besonders die Parther mussten die Römer die eigene Reiterei verbessern. Der Luxus der Cirkusspiele wirkte in gleicher Richtung. Man stellte strengere Anforderungen an Gestalt und Leistungen der Tiere. Da sich in Afrika, besonders in Spanien eine bessere Zucht fand, die Wohlhabenheit grössere Mittel zur Verwendung bot, so fand nicht bloss verstärkte Einfuhr in Italien, sondern auch Veredlung der inländischen Zucht statt. Durch zahlreichere und tüchtigere Pferde wurde endlich die Güter- und Personenbeförderung zu Wagen vermehrt und beschleunigt. Dieser Fortschritt liess im Verein mit den grossartigen Strassenanlagen des Römischen Reiches die höchst wirksame Einrichtung der römischen Staatspost

entstehen, dazu auch einen wesentlich beschleunigten und vermehrten Güterumsatz, ja selbst bereits Vergnügungsreisen.

32. Fortsetzung. Die Schnelligkeit der Pferde wurde am höchsten gesteigert für die Zwecke der Nachrichtenbeförderung durch Reiter. Die Griechen wussten die Einrichtungen der persischen Staatspost, Beförderung von Botschaften von Station zu Station mit jedesmal eintretendem Wechsel von Reiter und Pferd, gar nicht genug zu rühmen. „Es giebt nichts auf dieser Welt, was schneller geht als diese Boten“, sagt Herodot. Von Susa nach Sardes gelangten königliche Botschaften auf der Reichspoststrasse in 10 Tagen, d. i. täglich 32,6 Meilen oder 242 km weit, von Susa nach Babylon auf der Reichspoststrasse gar in $1^1/_2$ Tagen, d. i. täglich 40 Meilen oder 297 km weit.

Die letztere Strecke legte Alexander d. Gr. mit seinem Heere in 20 Tagemärschen zurück, womit er das übliche Zeitmass einhielt. Doch nützte er auch die persischen Reichsstrassen für Eilmärsche aus, wenn das Bedürfnis vorlag. Bei Bessus' Verfolgung legte er die erste Strecke von Ekbatana nach Ragä von 45 Meilen mit gemischten Truppen in 11 Tagen zurück, also täglich reichlich 4 Meilen (30 km), von Ragä bis zu der Kaspischen Pforte mit Reiterei und auf Pferden befördertem Fussvolke täglich $7^1/_2$ Meilen (56 km), weiter östlich bis zu Bessus' Einholung täglich 9 Meilen (67 km). Als Alexander vom Jaxartes nach Samarkand in 3 Tagen zurückkehrte, musste er täglich mehr als 10 Meilen (74 km) reiten.

Die Leistungen der persischen Eilboten wurden durch Eumenes übertroffen, der im Jahre 317 v. Chr. durch aufgestellte Posten einen militärischen Befehl vom Pasitigris nach Persepolis fast 50 Meilen weit in einem Tage befördern lassen konnte. Antigonus marschierte mit seinen Truppen (320 v. Chr.) auf der Strasse von Kappadocien über Ikonium in 7 Tagen, teilweise Nächten 60 Meilen weit. Als sein Sohn, Demetrius Poliorcetes, (313) von Cilicien nach Cölesyrien und rasch wieder zurückeilte, hatte er mindestens 8 Meilen täglich zurückzulegen; es wird aber auch berichtet, dass die meisten Pferde ganz dienstuntauglich und viele Mannschaften umgekommen waren.

Ein reitender Bote, welcher den Tod des Maximinus Thrax (238 n. Chr.) von Aquileja nach Rom melden sollte, kam „am 4. Tage“ bereits am Ziele an. Da die Strecke 84 Meilen lang ist, so legte er, 4 Tage angenommen, täglich 21 Meilen (156 km), $3^1/_2$ Tage angenommen, täglich 24 Meilen (178 km) zurück.

Solche Beispiele beschleunigter Beförderung von Nachrichten durch reitende Boten oder von Eilmärschen von Reiterei auf festen Strassen oder auf kunstlosen Wegen oder gar lockerem Boden sind zwar zur Güterbeförderung nicht befolgt worden. Allein sie ge-

währten doch Anregungen und Erfahrungen für beschleunigte Beförderung auch von Nachrichten, Personen und Gütern, die unter der Herrschaft der Römer zu bedeutenden Fortschritten führten.

Der Verwendung des Pferdes als Last- oder Tragtier haben zu allen Zeiten sein hoher Preis, seine hohen Ansprüche an Nahrung und Unterkunft hindernd im Wege gestanden. Esel, Maultier, Kamel, Rind übertreffen das Pferd als Tragtier in der einen oder andern der erwähnten Richtungen. Dazu kommt, dass es nur etwa die Hälfte einer Kamellast zu tragen vermag, wogegen die Mehrleistung von 1—2 Wegstunden täglich etwas ausgleichend wirkt. Die Verwendung zum Lasttragen kann in der Regel die vorzüglichste Eigenschaft des Pferdes, die Schnelligkeit, nicht oder nicht genügend ausnutzen. Wo indes die klimatischen Verhältnisse den Gebrauch der anderen Tragtiere einschränkten, also namentlich in Europa, oder die Schnelligkeit in Frage kam, fand das Packpferd Verwendung, so schon in der persischen Reichspost. In völlig geeigneter Weise verwendete man die Kraft und Schnelligkeit des Tieres erst, als man die Lasten nicht mehr seinem Rücken aufbürdete, sondern auf Wagen legte und diese auf festen Strassen dahinrollen liess. Diese Vereinigung von Fortschritten ist erst im Römerreiche erfolgt, damit der Höhepunkt der Güterbeförderung des Altertums zu Lande erreicht worden.

33. b. Der Wagen. Als die Indogermanen ihre Wanderungen ausführten, trieben sie ihre Rinder-, Schaf- und Ziegenherden dahin, die „fahrende Habe“ aber nebst Weib und Kind führten sie auf vierräderigen Karren fort, die mit Ochsen bespannt waren. In derselben Weise wanderten die Scythen, Sarmaten, Cimbern in historischer Zeit. Der Wagen diente nicht bloss als Mittel zur Beförderung, sondern geradezu als Wohnung, die nur bei längerem Aufenthalte durch Zelte oder Hütten aus Holz oder Lehm ersetzt wurde. Selbst die Reitervölker führten ihre Umzüge mit dem Ochsenwagen aus; nur die Männer ritten auf Pferden.

Der Wagen, diese einfache Maschine, war ganz aus Holz zusammengefügt; Holzpflöcke vertraten die Stelle der späteren eisernen Nägel. Hesiod und Hippokrates schildern die Wagen der Scythen und Sarmaten. Die kleinsten waren vierräderig, die grösseren sechsräderig, in zwei oder drei Abteilungen geschieden, von binsengeflochtenem Korbe und Fellen oder Filz überdeckt, sodass sie gegen Wind, Regen, Schnee schützten, in der That bewegliche Häuser. Das Gespann bildeten allezeit Ochsen, die „schwerwandelnden“, mit vollständiger Verachtung der Zeit langsam wie die Viehherden einherschreitenden.

Auf Schnelligkeit der Bewegung kam es jedoch gar nicht an, desto mehr auf gewaltige Kraft, da in den weglosen Flächen die

Räder in dem sandigen, noch mehr in dem während der nassen Jahreszeit durchweichten lockeren Boden tief einschnitten. Der Mangel an Strassen ist der hauptsächlichste Grund, dass der Wagen erst so spät zur Güterbeförderung verwendet worden ist.

Gewiss viel später als der rohe, schwerfällige Lastwagen ist der leichte, zierliche, mit viel Metall gearbeitete zweiräderige Kriegswagen der Assyrer erfunden worden. Neben ihm finden sich in denselben Zeiträumen zwei andere Formen, der Jagdwagen der assyrischen Könige und das Ehrenfahrzeug für Fürsten, Fürstinnen und die höchsten Beamten. Die assyrischen Könige vergnügten sich gern und häufig mit der Jagd, teils zu Fuss, teils zu Wagen; Inschriften berichten von den Jagderfolgen Tiglat-Pilesers I. und Assurnasirpals. Auf der sechsten Tafel der Isdubar-Legende ist ein luxuriös ausgestatteter Wagen abgebildet; nach dem Texte verspricht die Göttin Istar, den Heros Isdubar auf einem Wagen von Gold und Edelsteinen fahren und dadurch besonders ehren zu lassen. Auch in Aegypten waren solche Ehrenwagen im Gebrauche. Doch mögen sie und die Jagdwagen nur zweiräderig gewesen sein wie die Kriegswagen. Bei den Germanen dagegen fuhren auch hohe Frauen, die Fürsten selbst, ja die Götter auf dem vierrädrigen Ochsenwagen.

Wenn nun die Ochsenlastwagen weit bekannt, die Kriegs-, Jagd- und Ehrenwagen in Vorderasien und am östlichen Mittelmeere überall nicht nur verbreitet, sondern auch, zumal die ersteren, mit grosser Leichtigkeit und Zierlichkeit hergestellt wurden, so erscheint es als höchst wahrscheinlich, dass auch für friedliche Waren- und Personenbeförderung Wagen gebaut und gebraucht wurden. Allein es ist zunächst für Assyrien die Thatsache festzustellen, dass auf den Denkmälern der Lastwagen, und zwar der vier- wie zweiräderige, noch nicht entdeckt ist. Aehnlich wie im Euphrat- und Tigris-Tieflande, wo die Wasserwege ihn zum Teil überflüssig, die nahen Wüsten seinen Gebrauch unmöglich machten, war es auch in Aegypten. Der ägyptische Name des Lastwagens ist semitisch wie der des Kriegswagens. Um 1580 v. Chr. war der erstere wahrscheinlich noch nicht bekannt. Denn als Aahmes I. wieder in dem Gebirge östlich von Memphis Bausteine brechen liess, da wurde nach einer Inschrift das Gestein gezogen von Rindern, welche man den Fenchu (= Fremden) übergeben hatte; nach dem zugehörigen Bilde wurde ein Steinblock von sechs Rinderpaaren auf einem schlittenartigen Untersatze gezogen.

Bei den Indern war bereits in der altvedischen Zeit der Bau der Streitwagen zu hoher Kunst entwickelt. Von dem Kriegswagen (ratha, lat. rota) wurde aber durch ein besonderes Wort der Lastwagen oder

Karren unterschieden; eine dritte Bezeichnung (vahana) entspricht unserem Wagen. Als in der altepischen Zeit der Kriegsadel entstanden war und die Heere durch die Bildung berittener Scharen und grössere Elefantenzüge wesentlich an Grösse gewonnen hatten, da wurden auch Vorratswagen mit Lebensmitteln und Kriegsgerät mitgeführt. Später wurden Strassen und Brücken gebaut in Hindostan wie im Dekan. Aus Paithana, 20 Tage südöstlich von Barygaza, und dem noch 10 Tage östlicher gelegenen Tagara wurden die Güter vermittelst Wagen nach Barygaza geführt (1. Jahrhundert n. Chr.).

In China waren Wagen zur Güter- und Personenbeförderung vielleicht schon am Anfange des 2. Jahrtausends im Gebrauche, wenn auch selten und als Luxusgegenstände; die Kaiser gaben nämlich Wagen als Ehrengeschenke an hohe Beamte. Im 1. Jahrtausend v. Chr. müssen nach der Beschaffenheit der Landstrassen Wagen schon häufiger benutzt worden sein. Es fand sich aller 10 li (= $5^1/_2$ km) an den Landstrassen ein Wirtshaus, in dem der Reisende Speise und Trank, aller 30 li eine grössere Herberge, in der er auch Nachtlager erhalten konnte. Das Pferd wurde mit Vorliebe als Zugtier der Wagen benutzt. Ein Fürst von Thsi besass einhundert Viergespanne (um 547 v. Chr.); Jagdwagen wurden häufig eilig von Pferden dahingeführt. Immerhin scheinen die Strassen mit festem Strassenkörper mehr nur zwischen den bedeutendsten Seestädten und dem nahen Binnenlande bestanden zu haben; allgemein blieben die Wasserwege bevorzugt. Aber selbst auf den Landwegen scheint der vierräderige Lastwagen nicht im Gebrauche gewesen zu sein, da noch heute Tragtiere, Träger und zweiräderige Karren üblich sind.

Durch die Perser wurde die Hauptbedingung des Gebrauches von Lastwagen, die Herstellung von Strassen, zwar nicht genügend verwirklicht, immerhin in dieser Richtung so viel geschaffen, dass Wagen zu Güter- und Personenbeförderung häufiger in Gebrauch traten. Herodot hebt ausdrücklich hervor, dass die Perser sich vierräderiger Wagen bedienten, die in seiner Heimat noch wenig üblich waren. Und doch machten die Griechen schon durch Xerxes' Kriegszug Bekanntschaft mit diesem Wagen. Antigonus führte die Schätze von Susa zum Teil auf Kamelen, zum Teil auf Wagen nach Babylon. Die Strasse vom Busen von Issus nach Kleinasien wurde besonders deshalb gerühmt, weil sogar der Uebergang über den Taurus bei Tarsus für zwei- und vierräderige Wagen geeignet war. Bessus entführte den König Darius in einem verschlossenen Wagen auf der wenigstens bis Hekatompylus wohlgebahnten Strasse.

Die geringe Ausdehnung fester Strassen in Griechenland hat

auch den Wagen nicht zur Geltung kommen lassen. Zwar erwähnt Homer (Od. III, 486), dass Telemachus von Pylus nach Sparta in einem Wagen mit Korbaufsatz, von Rossen gezogen, gefahren sei. Daraus kann geschlossen werden, dass es, wenn auch nicht über den Taygetus, doch in anderen Teilen Griechenlands und im westlichen Kleinasien für Wagen fahrbare Strassen gegeben habe. Immerhin mag bis zur Perser-, bez. bis zu Herodots Zeit der zweiräderige Wagen bei den Griechen die Regel gewesen sein. Dann fand der vierräderige Wagen, die Harmamaxa, Eingang. Themistokles wurde in einer Harmamaxa zu Xerxes gebracht. Herodot erwähnt, dass eine Griechin aus Kos, eine Haremsgefangene eines persischen Führers, in einem solchen Wagen sich zu Pausanias rettete. Demosthenes berichtet, dass eine vornehme Athenerin mit vier Pferden in einer Harmamaxa auszufahren pflegte. Homer lässt Priamus in einem vierräderigen Wagen, Arpene genannt, zu Achilles fahren. Dieser Wagen scheint in der Regel mit Maultieren bespannt, mehr Lastwagen gewesen zu sein. Auch Nausikaa fuhr in einem solchen Wagen mit ihrer Wäsche zum Strande.

So ist bis zum 3. Jahrhundert v. Chr. wohl vom Mittelmeere bis zum Stillen Ozeane der zwei- und vierräderige Wagen für den Personenverkehr bekannt gewesen, für den Güterverkehr aber nur selten gebraucht worden. Das Verkehrsmittel des Landhandels war allgemein das Lasttier geblieben. Erst als die Römer ihre fast unverwüstlichen Strassenkörper bauten und ein leichtes Dahinrollen der belasteten Räder ermöglichten, da war die wesentlichste Bedingung der Verwendung des Wagens erfüllt.

Im Wagenbau sind den Römern die Gallier Lehrer gewesen. Die letzteren müssen wenigstens streckenweise feste Strassenkörper hergestellt haben, sodass sie mit ihren vierräderigen Wagen grössere Entfernungen mit einer gewohnheitsmässigen Schnelligkeit zurücklegten; denn sie besassen bereits ein eigenes Wegemass, die Leuga (lieue der Franzosen, 1 Leuga = 2,22 km oder $1^1/_2$ röm. Meile), nach welcher die Entfernungen im Lande dermassen bestimmt waren, dass verschiedene römische Itinerarien einfach die Angaben in Leuga übernommen haben. Eine Anzahl Wagenformen haben die Römer den Galliern nachgebildet, so die esseda, das petorritum, pilentum, die carruca, das cisium und die rheda. In dem Bestreben, die Beherrschung und Verwaltung ihres weiten Reiches durch ein verknüpfendes Strassensystem zu sichern und zu erleichtern, mussten die Römer sich bemühen, die fortlaufenden festen Strassen auf die vorteilhafteste Weise auszunützen. Es wurde neben Personen- auch Güterbeförderung auf grössere Entfernungen und in beschleunigtem Tempo erstrebt. Schon

Varro bemerkt, dass man von den Maultieren, welche die Fuhrwerke auf den Strassen zogen, verlangte, dass sie ausser durch Kraft und Stärke auch durch Schönheit sich auszeichneten. Im Laufe der Zeit fanden die Vorzüge des Pferdes umfassendere Anerkennung, sodass es allmählich im Römischen Reiche das regelmässig benutzte Zugtier wurde.

Die Wagenformen waren höchst mannigfaltig. Das plaustrum war ein zweiräderiger Wagen mit fester Achse, anstatt eines Wagenkorbes nur mit einer aufgenagelten flachen Tafel versehen; es war der gewöhnliche Bauerwagen. Andere zweiräderige Wagen waren die birota und der carrus. Nach den späteren Postgesetzen durfte die von 2 Pferden oder 3 Maultieren gezogene birota nur Lasten bis zu 100 kg, der gewöhnlich von Ochsen gezogene, später mit vier Rädern gebaute carrus Lasten bis zu 300 kg führen. Zu rascherer Paket- oder Personenbeförderung diente der dem britischen Streitwagen nachgebildete bovinus, während die gallische esseda bei den Landleuten Eingang fand, von diesen zum Reisen auch das auf zwei Tellerrädern gehende, mit hohen Seiten- und Rückenlehnen ausgestattete sarracum benutzt wurde. Zur Beförderung einer grösseren Anzahl Personen der dienenden Klasse gebrauchte man das vierräderige petorritum, während das pilentum und die carruca von den Galliern entlehnte Luxusfahrzeuge waren. Zu ausgedehnteren Reisen anspruchsvollerer Personen, welche rasch zum Ziele strebten, diente das leichte zweiräderige cisium, das nur Raum für einen Reisenden und den Kutscher bot. Weitaus die stärkste Verwendung, sowohl im staatlichen wie im ausseramtlichen Reiseverkehr, erlangte die rheda; sie ging auf vier Rädern, bot mehreren Personen samt ihrem Gepäck Raum, war auch für weitere Entfernungen eingerichtet und wurde je nach Belastung und Bedürfnis mit zwei bis vier Pferden bespannt. Cäsar benutzte sie selbst zu seinen eiligen Reisen; anderseits diente sie auch dem staatlichen Frachtdienste; sie muss also in der Stärke ihres Baues sehr verschieden gewesen sein.

Infolge der Bedeutung Galliens und des Rheingebietes für den römischen Staat bemühte sich dieser auch über die Alpen hinweg den Verkehr für Packpferde und sogar für zweiräderige Wagen zu ermöglichen. Freilich sagt Strabo: „So eng ist stellenweise der Weg, dass Fussgänger und Lasttiere, die nicht daran gewöhnt sind, vom Schwindel erfasst werden.“ Wenigstens etliche Passübergänge waren für Fuhrwerk benutzbar, so die Strasse über den Mont Genèvre. Wo immer im weiten Römischen Reiche die Zwecke der Staatsverwaltung es forderten, rollten die Wagen und beförderten ausser den im amtlichen

Auftrage oder mit amtlicher Vollmacht reisenden Personen auch Kaufleute und deren Güter. Die leichtere, weil billigere und schnellere Beförderung gestattete nunmehr auch den Handel mit manchen solcher Güter, welche früher durch zu hohe Fracht für ihr Gewicht bei verhältnismässig geringem Handelswerte gänzlich ausgeschlossen waren.

Die Wagen- oder Karrenfahrten der persischen Reichspost erfolgten mit einer Schnelligkeit von täglich 6 Meilen oder 45 km. Die römische Staatspost wie der ausseramtliche Personen- und Frachtverkehr legten durchschnittlich 6—8 Meilen (45—60 km) zurück, über Alpenpässe hinweg nur 4—5 Meilen, in ebenen Gebieten bei gutem Wetter auch 9 und mehr Meilen.

34. Waren. Die allergrösste Schwierigkeit, gegen Ende des 19. Jahrhunderts sich den Welthandel der früheren Zeiten vorzustellen, liegt in dem Massenumsatze der Gegenwart und in der Beschränktheit des Handels nach Zahl und Menge der Güter früherer Zeiten. Die in Ein- und Ausfuhr umgesetzten Güter des Welthandels schätzte Kolb für das Jahr 1860 auf ungefähr 30000 Millionen Mark, berechnete Neumann-Spallart für 1876 auf 55807, v. Juraschek für 1893 auf 70015 Millionen Mark. Von der Summe des Jahres 1876 entfielen allein auf Brotfrüchte 4758, für die auf den Liverpooler Markt gebrachte Baumwolle 1400 Millionen Mark. Getreide und Baumwolle liefert in den grössten Mengen Amerika, aber erst im 19. Jahrhundert, ebenso Fleisch, Petroleum, Holz. Zwei Jahrhunderte lang lieferte dieser Erdteil in erster Linie Gold und Silber, Gewürze, Farbstoffe, Zierhölzer, Pelzwerk. Erst die Massen-Ausfuhr von Zucker, Kakao, Tabak, Kaffee aus Amerika hat den Welthandel umgestaltet, sodass Peschel sagte, bis gegen Ende des 17. Jahrhunderts hätten die orientalischen Luxuswaren den Welthandel beherrscht. So war es im Mittelalter, so war es im Altertume.

Für das letztere lassen sich die Waren des Welthandels in drei Gruppen zusammenfassen: 1. Wohlgerüche und Gewürze; 2. die kostbaren Rohstoffe: Edelsteine, Perlen, Gold und Silber, Elfenbein, Bernstein oder daraus gefertigter Schmuck; 3. wertvolle Gewebe, hauptsächlich Kleidung aus Wolle, Baumwolle, Leinen, Seide; Pelzwerk.

Die Zahl der Handelsartikel war ausserordentlich klein. Thee, Kaffee, Zucker, Kartoffeln, Butter, Bier, Spirituosen waren den Alten unbekannt. Brot, Fleisch, Fische, Gemüse, Milch, Käse, Oel, Wein, Honig bildeten fast den gesamten Bestand ihrer Kost, und diese Nahrungs- und Genussmittel brachte jedes bewohnte Gebiet selbst hervor. Die Einfuhrlisten von Athen oder Rom nennen Metalle und Edelsteine, Gewürze, Räucherwerk und Spezereien, gewebte Stoffe

aus Baumwolle und Wolle feinster Qualität, Seide, Pelzwerk, Elfenbein, Leckerbissen der Tafel, Sklaven, wilde Tiere für den Cirkus, Kunstwerke aus Erz und Stein. Alle diese Gegenstände dienten dem Wohlleben, dem Luxus, waren nur den Reichen und Vornehmen zugänglich. Dagegen fehlten wiederum die Massen der Rohstoffe, wie wir sie die ungeheuer mannigfaltigen Gewerbe aus überseeischen Ländern zu ihrer Verarbeitung heranziehen sehen.

Der Kreis derer, welche sich Luxusausgaben gestatten konnten, war wiederum sehr beschränkt. Die ungeheuren Massen von Sklaven lebten in den armseligsten Verhältnissen; ihre Bedürfnisse waren auf das bescheidenste Mass eingeschränkt, zu deren Befriedigung der Handel kaum anderes als Getreide herbeizuschaffen hatte. Ein eigentlicher Mittelstand fehlte, damit aber die grosse Masse kaufkräftiger Abnehmer, deren Anwachsen erst dem späteren Mittelalter und der Neuzeit angehört. Somit blieben als Käufer jener Luxuswaren nur übrig die geringe Anzahl Glieder der regierenden Klassen, soweit sie zugleich des Besitzes erheblicher Vermögen oder grosser Einnahmen sich erfreuten. Selbst der vielberufene römische Luxus muss bei näherer Betrachtung nach jeder Richtung hin stark eingeschränkt werden; er hat den Welthandel nur vorübergehend kräftiger angeregt.

In besonderem Masse wird die Beschränktheit des Handels verständlich, wenn man sich der Erörterungen der vorigen Abschnitte über die Beförderung der Waren erinnert. Die untergeordnete Stellung der Seeschiffahrt, welche allein grosse Massen von Waren für billige Fracht befördern kann, die weiten Entfernungen der Erzeugungs- und Verbrauchsgebiete voneinander und die Uebermittlung der Waren durch den kostspieligen Karawanenbetrieb, die verhältnismässig geringe Tragfähigkeit und Marschleistung der Träger und Tragtiere im Verein mit den hohen Kosten für deren Anwerbung oder Ankauf und Unterhalt, die späte und nur teilweise Einführung der beschleunigte und billigere Beförderung herbeiführenden Wagen mit Pferden als Zugtieren: alle diese thatsächlichen Verhältnisse des Verkehrswesens zusammen schlossen alle schweren oder viel Raum einnehmenden Waren von geringem Handelswerte ohne weiteres vom Welthandel aus. Nur ganz besondere Umstände konnten den Absatz solcher Waren ins Ausland veranlassen, wie des Getreides infolge von Misswachs und dadurch entstandener Hungersnot. In den Niederlassungen an den Küsten fremder Länder konnten Phönizier, Karthager, Griechen auch Wolle, Häute, Holz, wilden Honig, Rinder und Schafe, kräftige Jünglinge und schöne Mädchen als Sklaven und Sklavinnen eintauschen gegen Tand aller Art, wie er Wilde lockt, Figuren und Büchsen von Bronze

und Glas, metallene Werkzeuge, Messer und Waffen, fertige Kleider und andere billige Erzeugnisse verschiedener Gewerbe. Die billige Schiffsfracht gestattete den Handel auch mit solchen Waren, zumal der Tausch mit den Unerfahrenen hohe, bisweilen der Raub die höchsten Gewinne abwarf. Indes überwog doch der Landhandel bei weitem, und daher bildeten in der Regel nur leichte, wenig Raum einnehmende, oder, wenn schwere, doch zugleich teure Waren die Handelsgegenstände des Altertums, die sich eben zusammenfassen lassen in die drei genannten Gruppen der Wohlgerüche und Gewürze, der Edelmetalle und Edelsteine und der kostbaren Kleidungsstoffe.

35. Getreide. Ausgeschlossen vom Welthandel war in der Regel die notwendigste aller Waren, das Getreide. Man kannte z. B. den Reis Indiens wie seinen Zucker; aber erst im späteren Mittelalter kamen kleine Mengen beider Waren nach dem Mittelmeere. Es liess sich Getreide im Notfalle, wie Josephs Brüder zur Zeit der Teuerung in Palästina solches aus Aegypten holten, in kleineren Mengen auf mässige Entfernungen verhandeln, besonders wenn es aus irgend einem Grunde auf die Höhe des Preises nicht ankam, aber in grossen Mengen konnte es nicht Gegenstand des Landhandels werden. Der Massen-Getreidehandel ist an die Schiffahrt geknüpft. Daher beschränkte er sich im Altertume auf die Länder am Mittelmeere und an den westlichen Teilen des Indischen Ozeans.

Infolge der teilweisen Unfruchtbarkeit des Bodens und der Zunahme der Bevölkerung war Griechenland, voran der athenische Staat schon zur Zeit der Perserkriege genötigt, Nahrungsstoffe aus dem Auslande einführen zu müssen. Zwar hatte keine zweite griechische Stadt einen so hohen Bedarf als Athen; immerhin wird die Gesamteinfuhr der Häfen des Aegäischen Meeres 1—2 Millionen Hektoliter betragen haben. Etwa die Hälfte dieser Einfuhr kam aus Aegypten und Sizilien, die andere Hälfte vom Schwarzen Meere.

Aehnlich lagen die Verhältnisse später in Italien, insbesondere in Rom, als dasselbe zur „Millionenstadt“ heranwuchs. Die Bevölkerungszunahme, die Minderung des Getreidebaues veranlassten in steigendem Masse die Versorgung Italiens mit Getreide aus Sizilien, Sardinien, Nordafrika, Aegypten. Allein ein ganz freier Handel war das nicht, noch weniger als früher in Athen. Der Staat beaufsichtigte denselben, beteiligte sich zu Zeiten selbst an der Einfuhr und griff durch zahlreiche Gesetze in das Geschäft ein.

Noch weniger als Griechenland und Italien war die Halbinsel Arabien im stande, genügend Getreide hervorzubringen. Die andauernden Bemühungen um die Herstellung eines Kanals vom Nile zum

Arabischen Busen lassen sich am leichtesten aus der Absicht erklären, die Getreideausfuhr aus Aegypten nach Arabien zu erleichtern. Der Periplus m. E. berichtet auch, dass die aus Indien kommenden Schiffe dem südlichen Hafen Moscha und der Insel Sokotora Reis und Getreide ausser anderen Waren zuführten. Am Schlusse der Einfuhrliste der Häfen Muziris und Nelcynda (in Malabar) macht der Periplus den beachtenswerten Zusatz: „Getreide so viel, als für die Matrosen genügt, weil es die Kaufleute nicht gebrauchen."

36. Wein. Noch mehr Schwierigkeiten als bei der Landbeförderung des Getreides entstehen bei der des Weines, der wie alle flüssigen Waren nicht leicht auf Lasttieren, sondern nur auf Wagen befördert werden kann. Im früheren Altertume fehlte der Wein im Handel fast allerwärts. So weit die Völker Wein verbrauchten, war es eigenes Gewächs. So an den Königshöfen von Mycenä, Tiryns. Denn die Weinkultur hat sich wahrscheinlich schon sehr früh von einem indogermanischen Volke der kaukasischen Länder sowohl zu ihren Stammesgenossen nach Europa in zwei Richtungen, nämlich 1. über Kleinasien und die Inseln des Aegäischen Meeres nach Griechenland und 2. nach dem Norden der Balkanhalbinsel (Thracien) und von beiden Gebieten weiter nach dem Westen, als auch zu den Semiten verbreitet. Vielleicht haben die Phönizier zuerst Handel mit syrischem Weine nach Aegypten getrieben. Assurnasirpal erhielt aus Gurrur (westlich vom Urmia-See) als Tribut: Pferde, Maultiere, Rinder, Kleinvieh, Wein und Bronzegefässe. Assarhaddon sagt in seiner Inschrift über den Wiederaufbau Babylons: „Mit gutem Oele, Honig, Butter, Wein und Most" versah ich sie (die Arbeiter) reichlich. Nach Hesekiel (27, 18) brachte Damaskus Tyrus Wein aus Chelbon (Helbon, nördlich von Damaskus). Dieser Wein aus Chelbon wurde zur Perser-Zeit für den besten in Asien gehalten; er war der einzige, der auf die Tafel der persischen Könige kam. Später wird erwähnt, dass um Laodicea in Syrien ein ausgezeichneter Wein wuchs, der vorzüglich nach Alexandrien und von da weiter verführt wurde, natürlich zu Schiffe. Der Periplus m. E. enthält eine Menge Angaben über Wein-Ein- und Ausfuhr in den Häfen Arabiens bis Indiens. Nach Muza in Südarabien wurde eingeführt „Wein aber und Getreide nicht viel; denn das Land selbst bringt auch ein mässiges Quantum Weizen und ein grösseres an Wein hervor". Weiter gedenkt er der Weinausfuhr aus den Plätzen Apologus und Ommana in Persien, der starken Weingewinnung in Gedrosien, der Einfuhr in Barbarikon im Indusdelta, Barygaza, Muziris und Nelcynda. Von Barygaza heisst es: „Eingeführt wird in den Handelsplatz Wein, vorherrschend italienischer, laodicenischer und arabischer." Es war eben die Zeit, wo der

Wein ein Hauptausfuhrartikel Italiens geworden war, die Länder des westlichen Mittelmeeres befriedigte, wie früher der griechische Wein im Osten geherrscht hatte. Die Seebeförderung erleichterte diesen Handel.

37. Oel. Vielleicht war das Oel als Handelsgegenstand wichtiger als der Wein; denn es war als Genussmittel und als Speisezusatz, da der Süden die Butter kaum kennt, im allgemeinen Gebrauche und verträgt die Landbeförderung besser als manche Weinarten. Es ist noch ungewiss, wo die Kultur der Olive ihren Ausgang genommen hat, vielleicht in demselben Gebiete wie die des Weinstockes. Sie ist dann verbreitet worden nach Syrien, Aegypten (während der 19. Dynastie), Kleinasien, Griechenland, Italien, den Provinzen des Römischen Reiches, ähnlich wie die des Weines. Es ist wahrscheinlich, dass die kleinasiatischen Griechen in Homers Zeitalter das Olivenöl bereits selbst gewonnen, aber auch von den Phöniziern wohlriechendes Salböl als einen kostspieligen Einfuhrartikel erhielten. In den Ruinen von Mycenä gefundene Olivenkerne und ein in Thera gefundenes Instrument, das eine Oelpresse zu sein scheint, lassen die Oelgewinnung der Griechen schon in der mycenischen Zeit als wahrscheinlich erscheinen. Unter-Italien und Sizilien versorgten auch mit Olivenöl die Länder des westlichen Mittelmeeres, besonders Gallien und Nordafrika. In Aegypten war ausserdem das im Lande gewonnene Sesamöl im Gebrauche. Von Barygaza wurde den südarabischen Häfen Moscha und Omana, ebenso den afrikanischen Häfen am Busen von Aden, ausser Baumwolle und Getreide auch Sesamöl gegen Weihrauch in Tausch gegeben.

38. Fische. Zucker. Von anderen Nahrungsmitteln kommen noch Fische in Frage. Die Phönizier tauschten in Spanien Fische, die Karthager an der Westküste Nord-Afrikas, wohl vielfach als Nahrung für ihre Rückreise. Doch zählt Strabo den Handel mit eingesalzenen Fischen unter die ältesten Handelszweige Spaniens. Viel bedeutender war der Fischfang der Griechen im Schwarzen Meere und den Verbindungsgewässern mit dem Mittelmeere. Hier hatte der Fischfang ähnliche Bedeutung wie im Mittelalter der Heringsfang in der Ostsee, in der Neuzeit der Kabeljaufang bei Neufundland, der Walfischfang bei Spitzbergen.

Das Zuckerrohr wurde aus seiner Heimat Indien den ostafrikanischen Häfen zugeführt. Indes kommt nirgends eine Spur vom Raffinieren des Zuckers vor. Auch in Indien wurde der Saft unmittelbar aus dem Rohre genossen oder in Gefässen aufbewahrt oder starkes, berauschendes Getränk daraus bereitet.

39. Wohlgerüche. Die höchste Bedeutung unter den Waren des Altertums hatten die Wohlgerüche und Gewürze. Sprenger sagt: „Die Artikel des alten Welthandels waren in erster Linie Rauchwerke und Spezereien, in zweiter Linie Kostbarkeiten und andere Luxusartikel, wie Edelsteine, Perlen, Elfenbein u. dergl. m. ... Den ersten Rang unter den Rauchwerken nahm lange Zeit der Weihrauch ein, und wir kommen daher zum Schluss: die Weihrauchregion ist das Herz des alten Welthandels." Die Liebe für Wohlgerüche und Räucherwerke als feine Betäubungsmittel sind so innig mit der Natur des Arabers und der Luft und dem Boden, in welchem er lebt, verwachsen, dass Arabien als ihr Heimatland angesehen werden muss. Muhamed, welcher in seinen Bedürfnissen nicht von ausländischen Sitten angekränkelt war, liess seine Kleider häufig räuchern und erklärte: Mein einziges Vergnügen sind Weiber und Wohlgerüche. In allen heissen Ländern entstehen durch das äusserst schnelle Verwesen vieler Dinge so üble Gerüche, dass deren Verscheuchen nicht bloss eine Wohlthat, sondern ein Bedürfnis zur Erhaltung der Gesundheit und Anregung der überreizten Nerven ist.

Daher war in Indien der Gebrauch des Räucherwerkes, besonders des Weihrauches, von alter Zeit her nicht bloss bei den Opfern, sondern auch im Privatleben, vor allem bei feierlichen Gelegenheiten unentbehrlich. In der Schilderung von Bhurutas Einzug in die Stadt seines Grossvaters im Râmâyana heisst es: „Die Einwohner hatten die Strassen gewässert, mit Sand bestreut, mit wohl geordneten Gefässen mit blühenden Stauden besetzt. Die Stadt war geschmückt mit Blumenketten und duftete von Weihrauch und süss riechendem Räucherwerk." Daher spendete man auch den Göttern als beste Gabe Räucherwerk als Opfer. Bei keinem auch nur halb civilisierten Volke wurde ein Opfer ohne Weihrauch dargebracht. Bedenkt man nun, welche Mengen von Räucherwerk tagaus tagein auf den Altären so vieler Städte und Völker verbrannt wurden, so wird man leicht begreifen, dass der Handel mit Räucherwerk der ausgebreitetste des Altertums war. Allein in dem grossen Baltempel zu Babylon wurden jährlich 1000 Talente (29000 kg) Weihrauch verbraucht. Die von Zoroasters Schülern beobachteten heiligen Gebräuche und Opfer begünstigten gleichfalls den Handel ausserordentlich; es kommen Beispiele von einem fast unglaublichen Aufwande vor, der bei feierlichen Gelegenheiten, bei Festen, Begräbnissen, mit Räucherwerk getrieben wurde. Datis, der eine Führer der persischen Flotte, opferte im Jahre 490 auf dem Altar Appollos in Delus 300 Talente Weihrauch.

40. Weihrauch. Den echten Weihrauch (Boswellia neglecta)

fand Hildebrandt bei Berbera an der Somaliküste. Von ihm gewinnt man das wohlriechendste Harz. Von Malao und anderen Häfen derselben Küste wurden auch schon im Altertume Weihrauch, Myrrhe und andere Wohlgerüche ausgeführt. Alte Karten nennen die Küstenstrecke Afrikas südlich von Bab el Mandeb die myrrhetragende und lassen ihr südwärts die weihrauch- und zimttragende folgen. Indes scheint der Weihrauch Arabiens nicht nur der vorzüglichere gewesen zu sein, Arabien brachte auch solche Massen hervor, dass es als das eigentliche Erzeugungsland im Altertume anzusehen ist. Das Weihrauchgebiet Arabiens lag östlich der Landschaft Hadramaut, nach dessen Hauptstadt Sabbatha der gesamte Weihrauch nach Plinius' Zeugnis gebracht wurde.

So weit der Weihrauch zur See dem Auslande zugeführt wurde, ging er über die Häfen von Muza bis Omana, am meisten über Kane und Moscha am mittleren Teile der Südküste. Die weitaus grössere Menge der Ausfuhr trugen jedoch Kamele auf der „Weihrauchstrasse" nach dem Norden zu den Mittelmeervölkern, bis gegen Ende der vorchristlichen Zeit griechische und römische Kaufleute die Ausfuhr von den südlichen Häfen über Aegypten begannen und dadurch die Weihrauchstrasse verödete.

Nach Aegypten gelangte der Weihrauch mit anderen Waren bereits im 3. Jahrtausend v. Chr. Um 2150 v. Chr., unter dem Pharao Sanchkare, ging eine Expedition von Koptus durch das Hammamat-Thal nach dem Arabischen Busen und holte von dort auf Schiffen unter Hannus Führung aus dem Lande Punt wohlriechende Spezereien. Schon früher mochten durch den Zwischenhandel die Spezereien aus Punt nach dem Nilthale gelangt sein; seit Hannus Expedition ist jedenfalls die Einfuhr des Räucherwerkes aus Punt auf dem genannten Wege nach Aegypten nicht mehr unterblieben. Von ganz besonderer Bedeutung war die Handelsexpedition nach Punt unter Hatschepsut (seit 1503 regierend). Nach den Bildern und Inschriften des Tempels zu Der el bahri führte nämlich diese Expedition ausser den Waren auch 31 Weihrauchbäume in Kübeln zu Schiffe aus Punt weg und pflanzte dieselben (nach dem 6. Bilde) in Aegypten in die Erde: „wohl der älteste Versuch der Akklimatisierung, den die Geschichte kennt". Vielleicht lernten die Phönizier den Weihrauch zuerst in Aegypten kennen; jedenfalls haben sie lange den Vertrieb des vielbegehrten Räucherwerkes zu den Völkern Vorderasiens, bald auch den Mittelmeervölkern Europas inne gehabt.

41. Andere Wohlgerüche. In denselben Ländern wie der Weihrauch, in Südarabien und der Somalihalbinsel, heimisch ist der

Myrrhenbaum, Balsamodendron Myrrha, dessen Gummiharz als tonisch-erregendes Mittel, namentlich zur Bereitung der Myrrhen-Tinktur, von den Alten auch zur Herstellung wohlriechenden Salböls gebraucht wurde. Die Ausfuhr aus den Häfen der Somaliküste: Aualites, Malao, Mosyllon bezeugt der Periplus m. E. mit dem Zusatze, dass die von dem ersteren Hafen sich vor der übrigen auszeichne. Derselbe Periplus erwähnt aber auch, dass in dem arabischen Hafen Muza ausgezeichnete Myrrhe, auch in Tropfenform, die sogenannte abeiräische und minäische, ausgeführt wurden; beide Bezeichnungen weisen auf die Ostgrenze Hadramauts als Ursprungsgebiet hin.

Der Storax oder Styrax, ein Harz von feinstem Geruche, von dem in Syrien heimischen Storaxbaume, wurde von den Phöniziern zu Herodots Zeit den Griechen vermittelt, später von Aegypten aus in Südarabien und Indien eingeführt.

Das arabische Ladanum, ein wohlriechendes Harz aus Cistus-Arten, riecht storaxartig und wird zu Räucherungen und Parfümerien verwendet.

Eine Reihe von Wohlgerüchen kam von Indien aus in den Handel. Das Mahâbhârata erwähnt, dass die nördlichen Inder von den Bewohnern Malabars Sandelholz und Sandelöl, letzteres in goldenen Krügen, erhielten. Das gelbe und weisse Sandelholz enthält einen, besonders beim Zerkleinern und Verbrennen hervortretenden ambraähnlichen Geruch.

Das Adler-, Aloe-, Aguruholz erhielten die nördlichen Inder der altepischen Zeit aus dem Lande östlich der Ganges- und Brahmaputra-Mündungen. Auch später kam es öfter von Hinterindien und dem Malayischen Archipel, insbesondere Java, nach Westen. Bei der Eroberung Dastagards, der Residenz des Khosru Parviz, im Jahre 627 n. Chr. durch den byzantinischen Kaiser Heraklius fand man unter dem Schatze kostbarer Waren achtzehn Pfund schwere Blöcke des wohlriechenden Adlerholzes.

Die echte indische Narde war in den Ländern am oberen und mittleren Indus, in Kaschmir, am Hindukuh und in Kabulistan zu finden. Im Römischen Reiche wurde das Nardenöl schon vor der Kaiserzeit eine der begehrtesten Waren. Man würzte den Wein damit, verwendete es am meisten zur Herstellung der ersten der Salben, ein Pfund 100 Denare (57 M) kostend. Wegen dieses hohen Preises wurde die Nardensalbe vielfach verfälscht, indem nicht nur an Stelle der indischen gallische, keltische, syrische oder andere Arten von Narden verwendet, sondern auch Mischungen aus Oliven- oder Weinbeerensaft, Balsam,

6*

Binsen, Kostus, Narde, Amomum, Myrrhe und Kastanien hergestellt und als Nardensalbe verkauft wurden.

Gleichfalls aus Kaschmir und Kabul kam der Kostus, aus der duftreichen Wurzel von Costus speciosus bereitet. Die Römer erhielten ihn auch aus Syrien und Arabien. Sie gebrauchten ihn zur Bereitung von Oelen, Salben, bei Opfern, als Würze des Weins, als Heilmittel. Ein Pfund kostete sechs Denare.

Ein sehr beliebtes Räucherwerk fertigte man aus dem Harze Bdellium, im Periplus Bdella, sonst auch Bolchon, Bronchon, Maldachon, Malacham, Madelion genannt. Alle diese Formen sind aus dem arabischen Worte Moql entstanden. Die Palmenart, welche das Harz erzeugt, heisst im Arabischen Daum und auch Nachl (d. i. Palme) almoqli. In Arabien kommt die Daum- oder Bdelliumpalme an verschiedenen Orten vor, so in Hadramaut, nach Dioskorides auch bei Madyan oder Madiana (östlich vom Atlantischen Busen). An der Küste Gedrosiens wuchs nach dem Periplus nichts als diese Palmenart. Das aus dem indischen Barbarikon und Barygaza ausgeführte Bdellium ist das indische des Dioskorides, das baktrische des Plinius.

Ueber den Handelsplatz Gange im Gebiete der Ganges-Mündungen kam das Malabathrum, die Blätter einer in den Ländern des östlichen Himalayas wachsenden Cassia, Tamalapatra genannt, mit dem eigentümlichen Aroma der Gewürznelken. Man unterschied drei Sorten, eine aus den grössten, vielleicht ölhaltigsten Blättern, eine aus den Blättern mittlerer Grösse, eine aus den kleinsten Blättern. Das Malabathrum-Oel kostete bei den Römern 60 Denare das Pfund, während der Preis des Pfundes Blätter nach Lassen zwischen 1—300 Denare schwankte. Es wurde auch zur Würze des Weins und zu Heilmitteln verwendet.

Der Moschus kam wahrscheinlich im Altertume noch nicht in den Handel, da erst Kosmas des Moschustieres als eines indischen Tieres gedenkt.

Aus Arabien, Ostafrika und Indien stammten demnach die im Handel, da erst Kosmas des Moschustieres als eines indischen Tieres gingen im 1. Jahrhundert n. Chr. nach dem Osten zurück. Der Periplus bemerkt, dass in Muza „ein mässiges Quantum wohlriechender Salben", in Barygaza „nicht sehr wertvolle, noch auch viel wohlriechende Salbe" eingeführt, dem Könige des letzteren Gebietes aber „ausgezeichnete Salben" geliefert wurden.

Schon einige der genannten Wohlgerüche wurden auch als Heilmittel verwendet. Nur als solches gebraucht kam über Barbarikon und Barygaza das Lycium in den Handel, der Saft aus den Zweigen und

Wurzeln eines Dornstrauches, nach Lassen der Mimosa catechu. Das indische Lycium war besser als das aus Lycien ausgeführte.

Von der Insel Sokotora und aus Hadramaut wurde die Aloe, der eingedampfte bittere Saft der Aloe socotrina ausgeführt, ein geschätztes Arznei-, namentlich Purgiermittel.

42. Gewürze: Salz. Die zweite grosse Gruppe der Drogen oder Spezereien bildeten die Gewürze. Je mehr die Menschen früherer Zeiten vom Fleische als Hauptnahrungsmittel lebten, desto mehr bedurften sie der Gewürze als Verdauungsmittel. Nur auf der untersten Kulturstufe, da die Menschen das rohe Fleisch mit dem Blute der Tiere, wie die wilden Tiere auch thun, verzehren, können sie die Gewürze, selbst das Salz entbehren. Denn der tierische Körper enthält Salz, besonders im Blute, woraus sich die Blutgier der wilden Tiere erklärt; der Genuss des Blutes ist ihnen Bedürfnis. Der menschliche Körper soll etwa 200 g Salz enthalten und täglich etwa 10 g ausscheiden. Das muss wieder ersetzt werden. Da durch das Wässern und den Kochprozess bei der Zubereitung der vegetabilischen und animalischen Nahrungsmittel deren Salzgehalt zum guten Teil ausgeschieden wird, so muss Salz wieder zugesetzt werden, um die Speisen geniessbar zu machen. Daher ist dem Menschen das Salz so unentbehrlich wie das Brot. Die grösseren Fettmassen der fast ausschliesslichen Fleischspeisen verdaulich zu machen, waren noch im Mittelalter bei den Germanen die Gewürzbrühen, besonders aus Pfeffer, so beliebt. In kühleren Ländern können, falls Salz genug vorhanden ist, die vegetabilischen Gewürze allenfalls entbehrt werden; sie sind Luxusgegenstände. In dem heissfeuchten Klima der tropischen Zone sind die letzteren ein Bedürfnis, die Fäulnis zu hindern oder wenigstens aufzuhalten.

Um dem Salzbedürfnisse der Menschen höherer Kulturstufen zu genügen, ist glücklicherweise das Vorkommen dieses Gewürzes nicht so beschränkt wie das des Pfeffers, Ingwers, Zimtes u. s. w. In allen Zonen der Erde finden sich Salzlager, aus denen das Salz als Stein oder in Sole aufgelöst gewonnen wird. Und doch sind einige Gebiete grösserer Ausdehnung vorhanden, welche vollständigen Mangel an Salz leiden. Nach diesen Gebieten hat Salzhandel stattgefunden, soweit die Kunde über sie reicht. Das wichtigste dieser salzlosen Gebiete ist der Sudan in seiner ganzen Ausdehnung vom Atlantischen Ozeane bis zum Nile. Dafür besitzt merkwürdigerweise die Sahara zahlreiche Salzlager in Hügeln oder Seen. Dieses Geschenk der Natur hat zu allen Zeiten den Handel zwischen dem Sudan und der sonst so gern gemiedenen Sahara genährt, vielleicht entstehen lassen. Auch in den grossen Oasen der Libyschen Wüste: Siuah, Audschila, Sebcha

(am Wege nach Murzuk) gab es Salz zum Eintauschen, das die Bedeutung der Stationen in dem Karawanenhandel zwischen Aegypten einerseits, dem mittleren Nordafrika und den Ländern am Tsad-See anderseits begründet hat.

Ein anderes wichtiges Ausfuhrgebiet war das Hallstätter Salzrevier. Die frühesten Funde von Hallstatt setzt Naue um 700 v. Chr. an. Diesen Zeitpunkt wird man demnach auch mindestens als Beginn des Salzhandels nach Norden, über die Donau bei Linz, durch Böhmen und Mähren in das Oder- und Weichselgebiet anzunehmen haben. Das Salzbedürfnis des Weichsel- und Pregelgebietes in Verbindung mit dem Vorkommen des Bernsteins hat auch frühzeitig einen Warentausch mit der Küste des Pontus veranlasst, sodass Herodot schon merkwürdig viel von den Gebieten zwischen beiden Endpunkten zu berichten weiss, in Olbia durch Handelsleute belehrt.

43. Pfeffer. Der Pfeffer ist die Beere, und zwar der schwarze die unreife und getrocknete, der weisse der Kern der reifen Beere des rankenden Pfefferstrauches, dessen Heimat Vorderindien, Ceylon, Sumatra, Java und Malakka ist. Mit dem Gewürze ist auch sein Name, wahrscheinlich über Persien, nach dem Abendlande gewandert. Im Altertume wurde er besonders in Malabar angebaut, auf dessen feuchtheissen Küstenebenen die Sonnenglut die scharfen Stoffe der Beere, ein Harz, ein ätherisches Oel und einen eigentümlichen, auch medizinisch verwendeten Stoff, das Piperin, auskochen kann. Die beiden bedeutendsten Häfen von Malabar, Muziris und Nelcynda, wurden vorzugsweise wegen der Güte und Menge des dort vorhandenen Pfeffers besucht. „Nach diesen Handelsplätzen segeln grosse Schiffe wegen des Umfanges und der Menge des Pfeffers und des Malabathrums.“ Der Geschmack am Pfeffer hatte bei den Römern zu Plinius' Zeit eine unglaubliche Höhe erreicht. Ein Pfund weissen Pfeffers kostete damals 7 Denare oder 4 Mark.

44. Zimt. So gesucht und geschätzt auch im Altertume das Gewürz war, welches man Zimt, Cinnamomum, nannte, so ist es kaum zweifelhaft, dass die Alten den echten ceylonischen Zimt nicht kannten. Nach Lassen rührt die erste deutliche Beschreibung des letzteren von Ibn Batuta aus dem 14. Jahrhundert n. Chr. her. Wahrscheinlich haben die Alten nur das Gewürz des Kassialorbeerbaumes, der Zimtkassie oder Kassia (Laurus Cassia, Cinnamomum aromaticum) gekannt. Das Gewürz, Zimt wie Kassia, ist die untere, dem Holze nächste Rindenmit der Bastschicht der jungen Zweige. Da das feinste Gewürz die jungen, fingerdicken Triebe liefern, so köpft man die Bäume, um recht viel junge Triebe zu erhalten. Wie über alle besonders wert-

vollen Waren hatten die Kaufleute des Altertums auch über die Herkunft der Kassia Märchen verbreitet. Eine grosse Art Vögel trügen das Cinnamomum in ihre Nester und liessen es sich nur durch einen Kunstgriff abgewinnen; nach einer andern Ueberlieferung machten Schlangen das Einsammeln gefährlich. Herodot, Diodor, Strabo nennen das Gewürz arabisches Erzeugnis. Doch weisen Nachrichten bei Herodot und Jeremias darauf hin, dass die Kassia aus Indien kam; Nearchus bezeugt dasselbe. Aber auch Aethiopien lieferte Kassia. Der Periplus m. E. sagt von Mosyllon (an der Somaliküste): „Ausgeführt wird aus diesen Gegenden eine grosse Masse Zimt; deshalb bedarf auch dieser Handelsplatz grösserer Fahrzeuge.“ Von Malao und anderen Häfen der Somali-Halbinsel nennt er eine ganze Anzahl verschiedener Sorten der Kassia. Ein Teil des Gebietes hiess die Regio cinnamomifera. Der Preis war sehr schwankend, doch auch sehr verschieden nach den Qualitäten, für ein Pfund der geringsten Sorte 5, ein Pfund der besten Sorte 50 Denare.

45. Andere Gewürze. Weniger im Gebrauche waren die übrigen Gewürze Indiens und des Malayischen Archipels: Ingwer, Kalmus, Kardamomen, Gewürznelken, Muskatnüsse. Der Ingwer und Kalmus wurden als Heilmittel gebraucht. Die beste Sorte des ersteren kam aus Aethiopien; ein Pfund derselben kostete in Rom 4 Denare. Von den Kardamomen kostete ein Pfund der vorzüglichsten Sorte 10 Denare. Lassen führt an, dass die von den Molukken kommenden Gewürznelken besonders des Geruches wegen geschätzt worden seien.

Als Gewürz von höchstem Werte schätzten die Griechen das Silphium. Die Nachfrage war so stark, dass der Anbau der Pflanze in weiten Gebieten der Cyrenaika wesentlich zum Gedeihen dieser Kolonie beitrug. Heeren hielt das Silphium der Alten für die Asa foetida, den eingetrockneten Milchsaft der in Persien wild wachsenden Ferula Asa foetida. Die Asa foetida wurde in Rom als Heilmittel gebraucht; in Indien dient sie noch jetzt als würzender, den Appetit fördernder Speisezusatz.

46. Edelsteine. Die zweite Hauptgruppe der Waren des Altertums bildeten die kostbaren Rohstoffe, voran die Edelsteine. Als solche bezeichnet man alle Mineralien, welche sich durch Härte, Glanz, Schönheit der Farbe oder Farblosigkeit, sowie in den meisten Fällen durch Durchsichtigkeit und grössere Seltenheit auszeichnen. Für die Verkehrsverhältnisse des Altertums eigneten sich die Edelsteine als sehr wenig Raum einnehmende und doch hochwertige Waren im höchsten Grade. Die Freude am Besitze kostbarer Steine war in den reichen Ländern Süd-Asiens ebenso allgemein verbreitet wie die Be-

gierde nach Schmuck aus edlen Metallen und Perlen. Man trug sie als Putz an Kleidern, verzierte köstliche Gerätschaften damit, verwendete geschnittene Steine als Siegelringe, trug sie auch als Amulette.

Die ältesten Bildwerke der Inder zeigen die Fürsten und Frauen mit Edelsteinen geschmückt. Manus Gesetzbuch empfiehlt Edelsteine, Korallen und Gewebe als die besten Handelsgegenstände. Später verstanden es die römischen Kaufleute, in Indien die Chrysolithe und Sardonyxe so in die Mode zu bringen, dass selbst das gemeine Volk sie am Halse trug. Bei den Babyloniern reicht die Verwendung der Edelsteine in frühe Zeiten hinauf. Als der Kossäerfürst Agu-kak-rime (etwa 1600 v. Chr.) Babylonien erobert hatte, verwendete er auf die Herstellung des alten Heiligtums I-Sagilla wie auf die Erneuerung der Bilder selber die grösste Pracht; in der ausführlichen Schilderung dieser Arbeiten und der dazu verwendeten Materialien ist besonders bemerkenswert die Menge der Edelsteine. Von den Babyloniern sagt noch Herodot: „Ein jeder trägt einen Siegelring." Der Gebrauch erklärt sich nicht bloss aus der Neigung zum Putz, sondern auch daraus, dass man an Stelle der Namensunterschrift durch Petschaft oder Siegelring den Namenszug oder eigentümlichen Bilderschmuck, Wappen aufdrückte. Den Römern gefielen als Siegelringe besonders die Sardonyxe, weil sie kein Wachs festhielten. Die Perser und Meder besetzten mit Edelsteinen die Griffe der Dolche und Säbel, die Armbänder und Ketten, die Kleider, selbst das Geschirr der Pferde. Bekannt ist der wertvolle Edelsteinschmuck der jüdischen Hohenpriester. Die griechisch-römische Welt trieb in dem letzten Jahrhunderte der Republik und dem ersten des Kaiserreiches sehr verbreiteten Luxus mit kostbaren Steinen. Plinius zeugt schon durch seine umfassende Kenntnis der Edelsteine für den allgemeinen Gebrauch. Nachgebildete Edelsteine aus unedlem Materiale drangen in die untersten Volksschichten. Die genaue Bekanntschaft des Plinius mit solchen Fälschungen macht es beinahe gewiss, dass diese damals einen bedeutenden Handelsartikel bildeten. So berichtet Plinius, dass am Pontus Inder sich einfanden, welche gefärbte Kristalle, namentlich Berylle, als echte Edelsteine verkauften.

Die Heimat der geschätztesten Edelsteine ist Ostindien, überhaupt die heisse Zone. In späterer Zeit hat sich die Insel Ceylon besonders reich an Arten wie an Menge erwiesen; im früheren Altertume sind bekannter gewesen die Schätze des Dekans und der Länder um das Hochland Pamir. Schon in der altepischen Zeit erhielten die nördlichen Inder Edelsteine aus dem Dekan. Im 1. Jahrhundert n. Chr. bildeten Edelsteine in den Häfen Malabars, in Barygaza, Barbarikon

einen wertvollen Teil der Ausfuhr. Nach den letzteren Häfen kamen die Funde aus Ferghana, Khotan, besonders Badakhschan, das reich an Rubinen, Amethysten, Türkisen und Lapis lazuli war; Khotans Yü-Stein ging vorzugsweise nach China. Aegypten erhielt Edelsteine vorzugsweise aus Punt und Aethiopien. In den Abbildungen zu Der el bahri findet sich eine Wage mit 31 grossen Goldringen in der einen Wagschale, Gewichten in der anderen Wagschale dargestellt, und dazu die Inschrift: „Eine wohljustierte Wage des Gottes Thot, von dem Pharao für seinen Vater Amon, den Herrn der Throne der beiden Welten gemacht, um Silber, Gold, Lapis lazuli, Smaragd und alle kostbaren Steine angesichts Ihrer Majestät zu wägen.“ Unter den Tributen, welche Dhutmes III. und die assyrischen Eroberer von den unterworfenen oder bedrohten Völkern empfingen, finden sich meist auch Edelsteine oder mit Edelsteinen besetzter Schmuck.

47. Diamant. Der kostbarste, geschätzteste Edelstein ist der Diamant. Er ist der härteste aller bekannten Stoffe, in der Regel farblos, wasserhell, von hohem Glanze und besitzt im höchsten Masse die Eigenschaft der „Farbenzerstreuung“. Farbige Diamanten (blass und zwar rot, gelb, grün, blau, braun, indes auch völlig undurchsichtig schwarz erscheinend) sind weniger geschätzt. Der rohe Diamant hat eine rauhe, unansehnliche, häufig undurchsichtige, höckerige Rinde von bleigrauer Farbe. Bauer (Edelsteinkunde S. 271) sagt: „Wie weit man im Altertume schon verstand, Diamanten zu schleifen oder doch vorhandene Kristallflächen durch Politur zu verbessern, ist nicht mit Sicherheit bekannt. Aus den überlieferten Berichten geht aber mit Sicherheit hervor, dass diese Kunst den Alten wohl nicht ganz unbekannt war. In Indien, dem alten Heimatlande des Diamants, verstand man schon in den ältesten Zeiten Diamantflächen zu polieren, und später hat man auch dort gelernt, Facetten auszuschleifen.“ 1665 n. Chr. wurden jedenfalls Diamanten in dieser Weise bearbeitet. Im Abendlande wurde im Mittelalter der Diamant noch ganz roh oder oberflächlich poliert oder auch in den in Indien üblichen einfachen Formen von Spitz-, Dick- und Tafelsteinen u. s. w. benutzt. Von Diamantschleiferei in Europa ist so gut wie gar nichts bekannt, bis am Anfange des 15. Jahrhunderts ein geschickter Künstler, Namens Hermann, in Paris auftrat, wo sich nunmehr die Diamantschleiferei entwickelte. Noch im Laufe des 15. Jahrhunderts machte diese Kunst einen ihrer grössten Fortschritte. Ludwig van Berquem verbesserte wahrscheinlich das schon längst bekannte Verfahren, Diamanten mit ihrem eigenen Pulver („Bort“) zu schleifen, und erfand 1476 eine streng regelmässige Anordnung der Facetten, wodurch das Farben-

spiel, das an den von früheren Diamantschleifern hergestellten Spitz- und Tafelsteinen beinahe gleich Null war, sehr wesentlich gesteigert wurde. Dadurch wurde ein gewaltiger Aufschwung in den Edelsteinhandel gebracht.

Im Altertume galt nach Plinius der Diamant als das kostbarste aller irdischen Dinge. In der älteren Zeit war es nur Königen, und auch unter diesen nur wenigen vergönnt, Diamanten zu besitzen. Denn es gab bis zum Jahre 1727, in welchem die ersten Diamanten in Brasilien gefunden wurden, ausschliesslich in Vorderindien, auf dem Dekan, Fundstätten. Noch jetzt finden sich die Diamanten daselbst in dem mittleren östlichen Teile, besonders in der Nähe der mittleren und unteren Kistna und nahe dem unteren Pennarflusse. Die nordwestlich von diesen Gebieten gelegene Stadt Golkonda war vor einigen Jahrhunderten das berühmte Depot.

48. Andere Edelsteine. Der Name des Saphirs kommt bei den Alten wohl vor; doch ist wahrscheinlich damit der Halbedelstein Lapislazuli bezeichnet worden. Bestimmt aber kam eine Reihe gleich edler Arten derselben Gattung (Korund) vor. Der je nach der Tiefe seiner Färbung geschätzte Rubin wurde namentlich in Badakhschan gefunden, dessen Hauptstadt Faizabad seit frühester Zeit als Stapelplatz für Rubine und Lapislazuli berühmt ist. Ausserdem lieferte Hadramaut Rubine. Der grüne Chrysolith, welchen römische Kaufleute in Indien einführten, scheint äthiopischen oder oberägyptischen Ursprunges gewesen zu sein, wahrscheinlich in minder schönfarbigen Stücken, da ihn die Inder wenig schätzten. Der gelbe Topas ist schon weniger wertvoll. Sprenger nimmt an, dass die Araber auf einer kleinen Insel an der Westküste (23° 36′ n. Br.), welche Juba Topazon genannt habe, den Topas gewonnen haben.

Die Smaragde sind von smaragd-, gras- bis apfelgrüner Farbe, mitunter noch heller. Die alten Aegypter erhielten sie aus Punt und von dem „Smaragdberge" an der Ostküste Aegyptens, nach Ptolemäus unter 25° n. Br., nach Juba nur drei Tage, nach Yaqut sechs Tage von Koptus entfernt. Der letztere Schriftsteller behauptete, dort lägen „die einzigen Smaragdminen auf Gottes Erdboden", und die Perser sollen die besten Smaragde noch ägyptische nennen. Nur durch die Farbe, nicht durch die Bestandteile, weicht vom Smaragd der Beryll ab, von dem die Inder nach den Farben sieben Arten unterschieden. Gerade die Berylle schätzten die Inder ausserordentlich hoch; sie trugen sie zum Teil in Cylinderform in Ringen oder durchbohrt an den Sätteln der Elefanten.

Der gelb und rot gefärbte Hyacinth wurde nach dem Periplus m. E. aus den malabarischen Häfen ausgeführt wie auch Perlen und andere Edelsteine, war aber wahrscheinlich in Ceylon gefunden worden, wo auch jetzt noch sein Verwandter, der grün, weiss oder farblos erscheinende Zirkon in losen Kristallen im Sande sich findet.

Der edle Opal, so genannt zum Unterschiede von anderen nicht zu den Edelsteinen zweiten Ranges zählenden Opalarten, ist ein halb durchsichtiges, milchig trübes bis undurchsichtiges Mineral von gelblich- oder bläulich-weisser Farbe, in welchem, namentlich wenn der Stein bewegt wird, einzelne in den schönsten Regenbogenfarben, besonders hellblau, grün und rot spielende, gleichsam leuchtende Stellen zum Vorschein kommen. Dieser edle Opal findet sich heute nur in Ungarn, in den trachytischen Bergen Simonka und Libanka zwischen Kaschau und Eperies. Nach Plinius kam er im Altertume allein in Indien vor und besass den höchsten Wert nächst dem Smaragde. Als Beispiel des ausserordentlichen Wertes der Opale nach der Schätzung der Römer führt Plinius folgende Thatsache an: Der Triumvir Antonius proskribierte wegen eines Opals den Senator Nonius, den Sohn des Struma Nonius. Derselbe nahm aber aus seinen vielen Schätzen auf seiner Flucht den Opal-Ring mit, der einen Wert von 2600000 Sesterzen hatte. Die Inder verstanden die Opale am besten zu fälschen.

Der himmelblaue echte oder orientalische Türkis kommt heute zum Teil aus Chorasan im östlichen Persien; nach Plinius kam er im Altertume aus Badakhschan und Ferghana. Aus Badakhschan kam auch der Amethyst, der violettfarbige Bergkristall, dessen dunkle Färbung die Purpurfärber als höchsten Triumph ihrer Kunst erstrebten. Im Altertume, wo man so vielen Edelsteinen besondere geheime Kräfte zuschrieb, war der Glaube verbreitet, der Amethyst schütze seinen Träger vor Trunkenheit. Zahlreiche geschnittene Exemplare der Sammlungen aus der Griechen- und Römerzeit beweisen die Beliebtheit des Steines.

Von den vielen Arten edlen Quarzes, die sich durch Härte, schöne Farbe und Glanz auszeichnen, kamen im Altertume besonders vor: Chalcedon, Karneol, Jaspis, Achat. Den am häufigsten vorkommenden Chalcedon holten nach Heeren die Karthager aus dem Sudan. Er ist milchweiss, grau, gelb, braun, grünlich u. s. w., häufig mit bandartigen Streifen, Wolken, Flecken. Wechseln helle und dunkle durch die ganze Masse des Gesteins durchgehende Lagen regelmässig miteinander ab, so wird der Chalcedon Chalcedonyx genannt. Karneol ist der blut-

rote, ins Braune und Gelbe übergehende edle Quarz. Der braunrote heisst Sarder. Wechseln in dem Steine blutrote und weisse oder braune und weisse Schichten miteinander ab, so nennt man ihn Sardonyx oder Karneolonyx. Des Gebrauches zu Siegelringen bei den Römern und seiner besonderen Beliebtheit als Schmuckstein bei den Indern ist schon gedacht worden.

Der Jaspis ist undurchsichtig, höchstens durchscheinend, durch Eisenverbindungen sehr verschieden, vorherrschend gelbbraun, schmutzigrot oder hellgrün, doch nicht lebhaft gefärbt; je nachdem die Farben gleichförmig oder in verschiedenen Zeichnungen vorkommen, nennt man den Stein gemeinen oder Kugel- oder Band-Jaspis. Die Römer erhielten aus Indien zwei Arten Jaspis; die eine hatte Aehnlichkeit mit Smaragden, die andere mit dunkelrotem Purpur. Wegen der Billigkeit des Steines und wegen der schönen Politur wurden aus ihm Siegelsteine, Stockknöpfe, Dosen, Platten, Einzelteile von Mosaikarbeiten gefertigt; viele solche Arbeiten des Altertums sind noch erhalten.

Gleicher Beliebtheit wie der Jaspis erfreute sich der Achat. Er ist ein Gemenge verschiedener Quarze. Die Grundmasse ist meist Chalcedon oder Karneol; in dieser liegen Adern oder Punkte von Bergkristall, Amethyst, Jaspis u. s. w. Nach der verschiedenen Zeichnung unterscheidet man Trümmer-, Band-, Landschafts-, Moos-Achat u. s. w. Achate mit abwechselnden Lagen von hell und dunkel gefärbter Masse nennt man Onyxe. Um diese zu Kameen zu verwenden, schleift man sie derart, dass man auf einem dunkleren Grunde eine hellere, wo möglich weisse Schicht erhält, sodass das in letztere eingeschnittene erhabene Bildwerk sich geschmackvoll abhebt. Der Onyx wurde in Mengen aus Indien über Barygaza ausgeführt; nach diesem Handelsplatze aber kam er aus dem nördlich gelegenen Ozene; ebenso kamen aus dem südöstlich gelegenen Paithana „sehr viele Onyxe". Nach Lassen wurden die vorzüglichsten in Karamanien gefunden; nach Heeren kamen sie auch in Hadramaut vor.

49. Halbedelsteine. Ein im Altertume vielgenannter Halbedelstein ist der Lapislazuli oder Lasurstein, ein schön blaues, undurchsichtiges oder höchstens durchscheinendes Mineral, häufig von Quarzadern durchzogen oder von Schwefelkieskörnern durchsetzt. Wegen der schönen Farbe wurde er als Schmuckstein an Bauwerken, selbst zu Säulen verwendet. In der Jesuitenkirche zu Rom finden sich zwei Lapislazuli-Säulen. Heeren vermutet, dass auch die von Herodot (II, 44) und Theophrast (Op. p. 394) erwähnte, im Tempel des Herakles zu Tyrus befindliche Säule von Smaragd nichts anderes als Lapislazuli

gewesen sei. Badakhschan war die Haupt-, wenn nicht die einzige Fundstätte des Lapislazulis. „Baktrischer“ konnte er genannt werden, wie er früher „Blaustein von Babel“ genannt worden ist; Baktra und Babylon waren die Bezugsorte des begehrten Schmucksteines. W. Max Müller (Asien und Europa S. 277) hält allerdings den „Blaustein von Babel“ nicht für „von dort exportierten Lapislazuli, sondern nur eine bestimmte Sorte, die feinste Imitation, welche im Handel diesen Namen führte“. Als „Blaustein“ erhielt ihn Dhutmes III. Nach der Kapitulation von Megiddo schickte der Herrscher Assyriens kostbare Gaben, nämlich drei grosse Blöcke echten Blausteins (lapis lazuli, äg. chesbed) und drei Stücke der Sorte „Blaustein von Babel“. Von Dhuti, der unter Dhutmes III. an der Spitze der gesamten Verwaltung der asiatischen Provinzen stand, heisst es, dass er „die Magazine mit Blaustein, Silber und Gold anfüllt“. Wenn selbst der König von Sangar (= Singara in Mesopotamien, östlich vom Chaboras) reiche Massen von Blaustein schickte, so ist das kein eigentlicher Tribut gewesen, sondern Handelsware, wie auch z. B. die als Tribute der Rutennu-Fürsten (in Syrien und Mesopotamien) bezeichneten Sendungen an Silber, Weissgold und Gold, Sklaven, Rossen, Rindern, Kleinvieh, Getreide, Oel, Wein, Bauholz, Elfenbein, Kupfer, Eisen und andere Metalle, merkwürdige Tiere wie Bären und Elefanten, ferner Wagen, Rüstungen und Hausrat, namentlich kostbare Krüge, die alljährlich geliefert wurden, gewiss nicht Tribute, sondern Handelsgegenstände waren. Nannten doch auch die Aegypter die Gaben des Königs von Assyrien „Tribut“. Der „Blaustein“ war in Aegypten besonders beliebt. Der „grosse Balkon“ des königlichen Palastes bestand aus „gutem Golde, Lapislazuli und Malachit“. Und diese Vorliebe hat sich weiter verbreitet, sodass in den Griechenstädten der mycenischen Zeit die Verkleidung mit Alabasterplatten erfolgt ist, deren Skulpturen — ein aus Rosetten und Halbkreisen gebildeter Fries — mit blauem Glasflusse, dem „unechten Blausteine der Aegypter“, ausgelegt waren.

Ob die Aegypter in ihren Bergwerken der Sinaihalbinsel Blaustein (Lapislazuli) gewonnen haben, scheint mehr als zweifelhaft. Nach Ed. Meyer, Gesch. d. Alt. I, 317, Gesch. d. alt. Aegypt. S. 320, 136, 102, 50, Dümichen, Gesch. d. alt. Aeg. S. 173 scheint auf der Sinaihalbinsel nicht Blaustein (den Meyer I 263 selbst chesbed nennt), sondern Malachit (mafkt) gewesen zu sein. Auf den Besitz der Sinaibergwerke legten die Aegypter stets sehr hohen Wert, sowohl wegen des dort gefundenen Kupfers als des Mafeks (mafkt). Ist dieses Mineral aber der auch jetzt wegen seiner schönen Farbe und Politurfähigkeit zu Platten, Thüren, Kamingesimsen, Fournieren, Vasen, per-

sönlichem Schmucke verwendete Malachit, so ist derselbe auch bei den Aegyptern viel verwendet worden. Dann kann auch jene Säule aus „Smaragd“ in Tyrus aus Malachit gewesen sein.

Ein Halbedelstein fünften Ranges wie der Malachit ist der Yü-Stein. Damit bezeichnet man in China Abarten des Nephrits (Jade). Er wurde in solchen Mengen aus Khotan nach China gebracht, dass der Haupteingang aus der Gobi ins Tiefland von China (zwischen Sutschou und Lan-tschou) Yü-mönn d. i. der Yü-Pass genannt wurde.

50. Bernstein. Der Bernstein ist ein fossiles Harz. Die Griechen nannten es Elektron, das Sonnenfarbige, den Sonnenstein. Sophokles erwähnt im Meleagros, das Elektron fliesse jenseit Indien aus den Thränen der den Tod Meleagers beweinenden Vögel dieses Namens (der Perlhühner). Nach einer andern Sage sollten die Meleagriden (die Perlhühner) auf den elektrischen Inseln am Ausflusse des Eridanus leben, da wo Phaeton herabgestürzt war und von den Pappeln, in die seine Schwestern, die Heliaden, verwandelt waren, das kostbare goldgelbe Harz niederträufelte.

Die Hauptfundstätte des Bernsteins war die „Bernsteininsel“ zwischen Pregel und Deime, Frischem und Kurischem Haff, das heutige Samland, wo jetzt jährlich 155000 kg gewonnen werden. Eine andere Fundstätte war bei Danzig, eine weitere in Litthauen und endlich eine am Narew westlich von Ostrolenka, vielleicht auch an der Nordsee. Welchen Ursprung der Bernstein gehabt hat, den der König Archelaus von Kappadocien unter Kaiser Tiberius aus Indien bezog, ist nicht festgestellt.

Bereits in Gräbern von Mycenä hat man den Bernstein in solchen Mengen gefunden (bei den Resten zweier Leichen je etwa 400 Kugeln), dass der Artikel zur Zeit der Verwendung nicht mehr selten sein konnte. Aus der Menge dieses Vorkommens und der technischen Bearbeitung schliesst man, dass die Phönizier den Bernstein damals von Gades aus selbst an der Nordsee geholt oder durch Zwischenhandel dorther bezogen haben. Aus einer Inschrift Tiglat-Pilesers III. ergiebt sich, dass die Phönizier den Bernstein wirklich in der Nordsee holten. Ob dort grössere Mengen gefunden oder von der Ostsee dahin durch Zwischenhandel gekommen sind, ist nicht aufgeklärt. Nur dass die Phönizer oder Griechen Bernstein in der Ostsee geholt haben, gilt als ausgeschlossen. Dieses Binnenmeer ist erst unter Augustus von Römern als ersten fremden Schiffern erreicht worden; selbst Pytheas ist nicht hineingekommen. Sehr früh, vielleicht etwa von 800 v. Chr. an, haben auch die Griechen begonnen, Bernstein aus dem

Narewrevier vom Pontus aus zu holen. Nicht lange darnach müssen sie in das Weichselrevier vorgedrungen sein. Dafür spricht die Kenntnis des Flusses Eridanus im Bernsteinlande, der irgend einer der baltischen Flüsse zwischen Weichsel und Düna ist, und dessen Namensübertragung auf den Po durch den Uebergang des Bernsteinhandels an die nordöstliche Adria erfolgt ist. Dafür sprechen aber auch Münz- und andere Funde, auch Herodots und Aristoteles' Kenntnisse der geographischen Verhältnisse der Zwischengebiete. Das Salzbedürfnis an der unteren Weichsel und dem Pregel, welches die Griechen durch das aus den Limanen des Pontus gewonnene Salz befriedigen konnten, erleichterte den Bernsteinhandel der Griechen. In der früheren Zeit scheint der Bernsteinweg mehr durch die Naturfurchen des Dnjestr und Sereth aufwärts nach Lemberg über den San, die Wisloka nach Kalisch, dann über Konin und über die Gonsawka bei Schnin, später östlicher, von Olbia den Dnjepr nach dem Pripet und dann zum Njemen und zur Küste gegangen zu sein.

Als die Phocäer vom 7. Jahrhundert an ihrem Handel neue Verbindungen suchten, drangen sie auch nach Spina und Hatria vor, deren Handelsverbindungen bereits bis über die Alpen sich erstreckten und den Bernstein an die Küsten des Mittelmeeres brachten, sodass die Griechen in dem Flusse von Spina (dem Po) den Eridanus, den Bernsteinfluss der Phaeton- und Argonautensage erkannten. Als auch Massalia einer der Endpunkte des Bernsteinhandels geworden war, hielt man ebenso die Rhone wie den Po für den Eridanus. Es war damals Nordseebernstein, der über die Alpen wie nach Massalia kam. Aus dem Küstenlande östlich von den Rheinmündungen ging der Nordseebernstein durch das Pariser Becken, an der Yonne aufwärts, südlich der Cote d'or zur Saone und Rhone. Gleichzeitig ging der Nordseebernstein das Rheinthal aufwärts nach den Ufern des Neuenburger und Genfer Sees und über den Kleinen Bernhard nach Italien. Der Nordseebernstein war im 6. und 5. Jahrhundert v. Chr. auf der Rheinstrasse einer der wichtigsten Tauschartikel gegen italische, besonders etruskische Erzeugnisse.

Mindestens vom 4. Jahrhundert, vielleicht schon vom 7. Jahrhundert an, erhielten die Etrusker den Weichselbernstein auf dem Wege über das Hallstätter Salzrevier, Linz, Deutsch-Brod, Glatz, Brieg oder Dyhernfurt, Kalisch, Kolo, irgend einen Küstenpunkt. Wahrscheinlich wurden durch die etruskischen und griechischen Handelsverbindungen nach dem Weichselgebiete die Massalioten veranlasst, Pytheas nach dem wichtigen Bernsteingebiete auszusenden, nachdem sie Zinn und Bernstein schon lange zu Lande durch Gallien bezogen

hatten. Indes erreichte Pytheas das Ziel nicht; wahrscheinlich fuhr er an der Westküste Jütlands bis zur Elbmündung, wo ihn die Teutonen über die Bernsteininsel und die Herkunft des Fossils aus dem Meere unterrichteten. Als Carnuntum der grosse Waffenplatz des Kaiserreiches geworden war, überschritt auch der Bernsteinweg von der Weichsel her daselbst die Donau. Wahrscheinlich um genauere Erkundigungen über Heimat, Förderung und Preis der edlen Ware in den Fundgebieten einzuziehen, unternahm unter Kaiser Nero ein Glied des Ritterstandes, jener römischen Grosshändlerklasse, eine Reise nach den Weichselküsten, von welcher er 13000 Pfund Bernstein, ein einzelnes Stück 13 Pfund schwer, zurückbrachte.

51. Perlen. Die echten Perlen sind aus kohlensaurem Kalke bestehende rundliche Gebilde, die in einigen Muscheln, besonders der Perlenmuschel durch eine Absonderung des Muscheltieres um einen fremden Körper entstehen. Dadurch dass die Perle aus einer Menge überaus feiner concentrisch gelagerter, aber dicht verwachsener Lamellen besteht, wird das Farbenspiel erzeugt. Ihre Farbe ist mattweiss, ins Graue, Blaue, Grüne, Rote spielend; der Glanz ist mild. Die Wertschätzung hängt ab von der Grösse, der Regelmässigkeit der Form, der Weisse, dem Glanze.

Die besten Perlen fand man im Altertume im Busen von Manaar, bei den Bahreininseln im Persischen Busen, weniger gute in den britischen Gewässern und am Bosporus. Im Persischen Busen fanden sie sich an vielen einzelnen Inseln, die Hauptbank war an der Insel Bahrein (Tylus). Schon Nearch erwähnt die Perlenfischereien daselbst, und der Periplus m. E. bemerkt, dass sich sehr viele Taucherstellen für die Perlenmuscheln daselbst befänden. Von dem Busen von Manaar fügt die letztere Quelle an, dass der Fang von Verurteilten bewerkstelligt werde.

Den Orientalen, besonders den Inder, hat der bescheidene Glanz, die anspruchslose Schönheit, die regelmässige Form mehr gefesselt als Edelsteine. Hiob sagt: Die Weisheit ist höher zu würdigen denn Perlen. Schon in der altepischen Zeit empfingen die nördlichen Inder Perlen von den Sinhalas. Eine Perlenschnur von Perlen erster Grösse um den Hals getragen war ein Lieblingsschmuck orientalischer Herrscher. Alexanders Gefährten bezeugten, dass die Perser, Meder und die übrigen vorderasiatischen Völker Perlen höher schätzten als Goldschmuck. Als die römischen Feldherren im 1. Jahrhundert v. Chr. Kleinasien und Syrien eroberten, verbreitete sich der Perlenluxus nach Rom. Plinius schreibt den Perlen den höchsten Wert nach den Diamanten zu und berichtet nicht bloss Beispiele unglaublicher Ver-

schwendung für den Besitz schöner Perlen durch die Reichen, sondern auch, dass die Frauen der untersten Klassen den Vornehmen durch den Gebrauch von Perlen gleichen wollten. Die vornehmen Römerinnen gingen in ihrer Prachtliebe so weit, dass sie selbst die Riemen ihrer Sandalen mit Perlen schmückten, ihre Schuhe ganz damit bedeckten; sie mochten nicht öffentlich erscheinen, ohne sich durch das Klirren der Perlen an ihren Füssen bemerklich zu machen. Des Kaisers Claudius Gemahlin Lolla zeigte sich nicht nur bei grossen Festen, sondern selbst bei Verlobungen unbedeutender Leute wie ganz mit Smaragden und Perlen bedeckt, da solche an den Haarflechten, den Ohren, dem Halse, dem Halsbande, an den Fingern glänzten; sie bewies durch vorgelegte Rechnungen, dass dieselben 40 Millionen Sesterzien kosteten. Bekannt ist das Vorgehen Kleopatras, der Königin von Aegypten, die infolge einer Wette mit Antonius über Entfaltung der grössten Pracht, eine Perle im Werte von 10 Millionen Sesterzien in starkem Essig auflöste und schlürfte. Sie hatte zwei solche Perlen, die sie als Ohrgehänge trug und die früher berühmt gewesen waren als Besitzstücke morgenländischer Monarchen. Der römische Schwelger Clodius gab jedem seiner Gäste eine in Essig aufgelöste Perle zu trinken.

Ebenso hoch wie seine Landsleute die Perlen, schätzten nach Plinius die Inder die Korallen. Vielleicht wurden ihnen solche aus dem Arabischen und Persischen Busen zugeführt, wahrscheinlich nicht die Edelkoralle, die besonders an der nordafrikanischen Küste vorkommt.

52. Gold. Unter den Metallen erlangte die höchste Bedeutung das Gold, nicht wegen seiner Verwendung zu Münzen, sondern als Schmuck. Die beliebtesten Zieraten und Geräte jeder Art wurden aus Gold hergestellt: die Throne der Fürsten, selbst Säulen und Thüren, der grösste Teil ihres Hausgerätes, namentlich alles Tafelgerät waren aus gediegenem Golde, Waffen wurden damit ausgelegt, Kleider und Teppiche mit Goldfäden durchwebt und bestickt. Von den Massageten sagt Herodot: Sie bedienen sich durchweg des Erzes und Goldes; ihre Lanzen und Kolben sind von Erz, ihr Helm und Gürtel ist mit Gold geschmückt; auf dieselbe Weise sind auch ihre Pferde mit ehernen Brustharnischen versehen, das Gebiss aber und der Schmuck ist von Gold; Eisen und Silber kennen sie nicht, denn es findet sich nicht in ihrem Lande, Gold aber in unermesslicher Menge. Unter den Midianitern war Gold so reichlich, dass sie nicht bloss selbst Schmuck an Spangen, Stirn- und Armbändern, Ohren und Fingerringen trugen, sondern auch ihren Kamelen Halsbänder daraus verfertigten. Von

den Sabäern berichtete Agatharchides: Sie übertreffen nicht bloss die benachbarten Barbaren, sondern alle Völker an Reichtum und Pracht. Man sieht dort künstliche Gold- und Silberarbeiten von mancherlei Art; goldene Trinkgeschirre, Sessel und Dreifüsse mit silbernen Gestellen, überhaupt kostbares Gerät in unglaublicher Menge. Die Säulengänge und Säulen sind reich an Gold und haben Kapitäle mit silbernem Schnitzwerke; die Giebel und Thüren sind reich an goldenen Verzierungen und mit kostbaren Steinen besetzt; in der Ausschmückung der Gebäude herrscht überhaupt eine ausserordentliche Pracht, wozu Gold und Silber, Edelsteine und Elfenbein, kurz alles Kostbare, was man kennt, verwendet wird. Von der indischen Stadt Ajodhja giebt das Râmâyana folgende Schilderung: Sie war voll von Kaufleuten und Künstlern jeder Art; man fand Ueberfluss an Gold, Edelsteinen und Kostbarkeiten; jeder trug hier köstliche Kleider, Arm- und Halsbänder. Als Hochzeitsgeschenk erhielt Sita ein ganzes Mass voll Goldstücke und viel unverarbeitetes Gold. Goldene Wagen, goldene Geschirre von Elefanten und Pferden, goldene Glöckchen daran waren bei den Indern häufig Gegenstände der Pracht.

Der Gebrauch des Goldes war nicht bloss ein persönlicher Vorzug der arabischen, persischen, indischen Fürsten, sodass sie etwa alles Gold zusammengerafft hätten, um allein in vollem Glanze zu erscheinen; er verbreitete sich stufenweise abwärts. Die persischen Satrapen entfalteten verhältnismässig ebensolchen Luxus wie ihre Gebieter, und so wieder die Beamten abwärts; auch fehlt es nicht an Beispielen erstaunlicher Reichtümer bei Privatpersonen, wie schon die Angaben über die Massageten, Midianiter und Sabäer erkennen lassen.

Die Fürsten bemühten sich stets Gold durch Handel, Tribute und Abgaben zu erlangen. Die ägyptischen Inschriften zeigen, dass Gold sowohl von Arabien, wie von den Negerländern häufig und in grossen Mengen in Aegypten eingeführt wurde; es wurde in Ringen und Beuteln, auch in Ziegel- oder Stangenform, dann auch in Vasen und besonders kunstreichen Arbeiten, teils als Kriegsbeute, teils als Tribut den Pharaonen dargebracht. Die gleiche Rolle spielte das Gold in den Beute-, Tribut- und Abgabenaufzählungen der assyrischen und persischen Könige. Darius legte Indien eine jährliche Abgabe von 360 Talenten Gold (= 25310880 M) auf. Wie das Gold gewöhnlich in Barren einkam, so wurde es von den persischen Königen in Barren aufbewahrt; Strabo bemerkt, dass die Perser mehr auf goldenes Gerät als auf Münzen gehalten hätten.

Woher kam das Gold? Wie für jede wertvolle Ware hüllten die Kaufleute die Herkunft des Goldes in den Schleier des Geheimnisses

und suchten durch Märchen Mitbewerber abzuschrecken. Herodot erzählte die Märchen von den goldgrabenden Ameisen, den Arimaspen oder einäugigen Männern, Ktesias das von den goldhütenden Greifen. Alle diese Fabeln weisen hin auf die Fundstätten des Goldes in Centralasien. Die grossen Ströme, wie Oxus und Jaxartes, aber auch die kleinen Bäche enthielten in ihrem Schwemmsande Goldkörner. Nach Herodots Zeugnis wurde Gold aber auch gegraben; im Altai haben sich Spuren von Bergbau im persischen Zeitalter gefunden. Den Indern brachten das Gold die Darada, welche das goldreiche Land am oberen Indus bewohnten. Anderseits führten die Darada, um Gold zu erlangen, Tauschartikel zu den Issedonern im südwestlichen Tarim-Becken, welche nach den entferntesten Ländern zogen. Zur gesamten Hin- und Rückreise von den nördlichen Indern bis zu den entferntesten Goldländern wurden drei bis vier Jahre gebraucht; in die gesamte Karawanenreise teilten sich jedoch die einzelnen Völker. Von diesem Karawanenhandel hatte Herodot am Pontus Kunde erhalten, ohne dass die Issedoner dahin kamen; die Griechen erhielten die Waren von dem ihnen zunächst wohnenden Volke.

Aus Centralasien stammte ein erheblicher Teil des indischen Goldreichtums in alter Zeit, das übrige wurde Indien für seine begehrten Erzeugnisse aus anderen Gebieten zugeführt. Der Name des Goldlandes Chryse (Halbinsel Malakka) deutet Goldausfuhr an. Sobald Seeverbindung zwischen Indien und Arabien und Ostafrika hergestellt war, musste dem ersteren Lande ein Teil der Goldausbeute der letzteren abgegeben werden. Arabiens Goldreichtum war im Altertume und Mittelalter sprichwörtlich. Der arabische Geograph Hamdany führte im Nedschd fünf Goldminen mit Namen an, einige andere ohne Angabe des Metalles; Sprenger konnte für die betreffende Zeit, das Ende des Mittelalters, noch eine Reihe anderer aus anderen Quellen hinzufügen, desgleichen den Goldbergbau in Jemen nachweisen. Wenn auch in der Neuzeit Goldbergbau in Arabien nicht mehr getrieben wird, so darf doch den vielfachen Versicherungen der Alten gegenüber nicht gezweifelt werden, dass Arabien einst ein goldergiebiges Land gewesen sei. Dazu kommt, dass nach den Abbildungen und Inschriften zu Der el bahri und auf dem Grabe Rechmaras Goldeinfuhr Aegyptens aus Punt wiederholt bezeugt wird. Ob das Ophirgold aus Arabien oder Ostafrika stamme, muss dahingestellt bleiben, da die Lage von Ophir nicht nachweisbar ist. Soweit mag Sprenger recht haben, dass Ophir ursprünglich das Goldland, das Kalifornien des Altertums ist.

Ostafrika hat sich reich an Gold erwiesen, von Ober-Aegypten bis ans Kapland. Wie in neuester Zeit in Witwatersrand in Trans-

vaal, im späteren Mittelalter in dem Gebiete landeinwärts von Sofala, so ist im Altertume in Ober-Aegypten und den nilaufwärts gelegenen Ländern Gold gewonnen und in grossen Mengen in Aegypten eingeführt worden. Herodot erzählte von den langlebenden Aethiopiern, dass dort die Ketten eines jeden Gefangenen von Gold waren. Der Bericht des Kosmas Indikopleustes über den stummen Handel der Axumiten im Lande Sasu zur Erlangung des Goldes ist in § 4 mitgeteilt worden. Nach der überraschenden Kenntnis, welche die Karten des Ptolemäus über die Gebiete westwärts des alten Meroe bis zum Tsad-See und selbst nach dem Nigergebiete verraten, ist selbst zu vermuten, dass das leicht beförderbare Gold aus dem zuletzt genannten Gebiete von Volk zu Volk nach dem Nil-Sudan gelangt ist, wo es allezeit begehrt wurde. Zu manchen Zeiten holten die Phönizier das Gold des Nigergebietes in der Form von „Goldstaub“ (Goldkörnern aus dem Flusssande zum Unterschiede von Golderz) an dem nördlichsten Teile der Westküste Afrikas, während die Hannoexpedition der Karthager vielleicht mit zur Förderung des Goldhandels dienen sollte, den die Karthager ausserdem durch die Sahara nach dem Tsad-See oder dem Niger unmittelbar betrieben. Einiges Gold gewannen die Phönizier auch in Spanien, auf Thasus, wo die Griechen sie ablösten, die auch aus dem Phasis am Pontus, wie die Lyder aus dem Mäander und Paktolus Gold wuschen. Der letztere Fluss enthielt das sogenannte Weissgold (Elektron); Aegypten bezog aus Aethiopien gleichfalls Weissgold (asem).

53. Silber. Nicht so zahlreich waren die Fundstätten des Silbers; um so mehr setzen die vorhandenen Mengen des edlen weissen Metalls in Erstaunen. Schon die Inschrift zu der Wage in den Abbildungen zu Der el bahri nennt die Wage bestimmt, „um Silber, Gold“ u. s. w. zu wägen, obgleich unter den Erzeugnissen Punts und Aethiopiens vorher Silber nicht genannt wird. Dagegen wird unter den Tributen, welche Dhutmes III. aus Syrien erhielt, Silber in erster Linie genannt, und Dhuti, Dhutmes' III. Gouverneur der asiatischen Provinzen, als der bezeichnet, welcher die Magazine mit Blaustein, Silber und Gold anfüllt. Die assyrischen Eroberer, besonders Assurnasirpal, Salmanassar II., Ramman-nirari III. (812—783) erhielten aus den nördlichen Ländern, namentlich aber aus Syrien unter der Beute und den Tributen stets Silber. In einem Berichte des letzteren heisst es: „Mari'i, den König des Esellandes, schloss ich in seiner Residenzstadt Damaskus ein; die Furcht vor dem Glanze Assurs, meines Herrn, warf ihn nieder; er umfasste meine Füsse und unterwarf sich; 2300 Talente Silbers, 20 Talente Goldes, 3000 Talente Bronze (oder Kupfer), 5000 Talente Eisen, buntfarbige Gewänder, Mäntel, Ruhebetten von Elfen-

bein, einen Schirm (Baldachin?) mit elfenbeinerner Einfassung und Edelsteinbesatz, sein Geld und Gut ohne Zahl nahm ich in Damaskus, seiner Residenz, im Innern seines Palastes entgegen.“ Die persischen Könige erhielten nach Herodots Angabe die Tribute sämtlicher Völker mit einziger Ausnahme der Inder alljährlich in Silber gezahlt. Die Ablieferung erfolgte regelmässig in Barren.

Wie Gold wurde auch Silber zu Schmuck, Verzierungen und Geräten verwendet. Bei den Römern scheint später von Reichen nicht selten ein Teil des Vermögens in Silber angelegt; selbst in den mittleren und unteren Volksschichten verbreitete sich der Gebrauch des Silbers; Soldaten hatten Silberbeschlag an Schwertgriffen und Gürteln, silberne Kettchen an den Schwertscheiden, Frauen aus dem Volke trugen silberne Spangen an den Füssen, selbst Sklavinnen besassen silberne Handspiegel.

Mit der Ausscheidung des Silbers aus den Erzen, besonders aus dem Bleierze waren die Phönizier früh vertraut. Hesekiels (22, 18. 20. 22) und Hiobs (28, 1—9) Kenntnisse des Bergbaus und der Bearbeitung der Erze und Metalle beruhen jedenfalls auf phönizischer Mitteilung.

Wenn man die Massen des vorhandenen Silbers bedenkt, muss man geneigt sein, die sonst kaum glaublichen Mitteilungen über den ausserordentlichen Silberreichtum Spaniens wenigstens nicht für stark übertrieben zu halten; denn Spanien war zweifellos das silberreichste Land des Altertums und die Fundstätten weit weniger zahlreich als die des Goldes. Die Tartessier erfreuten sich des Besitzes der Silbergebiete; ihnen gehörten die unerschöpflichen Silber- und Kupfergruben der Sierra Morena, ihnen der Bätis, der nach der Meinung der Griechen unmittelbar aus dem Silberberge hervorbrach und die edlen Metalle mit sich führte. Von ihnen, die den Wert gering schätzten, erwarben die Phönizier das Silber durch Tausch und führten es nach dem Osten. Auf dem Mittelmeere floss der Silberstrom nach Vorderasien, wie in der Neuzeit aus Mexico und Peru über Spanien und Portugal nach Indien und China.

Asien selbst hatte im Altertume zwei wichtigere Fundstätten. Im westlichen Teile des Kaukasus lag das Land der Chalyber, von dem schon Homer sang (Ilias II, 857): „Fern aus Alybe her, wo des Silbers Geburt ist.“ Ferner waren in Baktrien Silbergruben im Betriebe, von denen Ktesias sagte, sie seien tiefer als die in Indien. Von Silbervorkommen im letzteren Lande ist ebenso wenig etwas erwiesen wie von dem des Goldes, wie häufig auch, noch in jüngster Zeit, die Auffindung von Gold gemeldet worden ist. Dagegen hat man wirklich

in dem Gebiete von Chiwa, in der Nähe des Oxus, sehr tiefe Gruben gefunden, die im Altertume auf Gold- und Silbererze bearbeitet worden sein sollen.

Dass in den späteren Bibelstellen über den Ophirhandel Silber genannt wird, macht die Stellen bedenklich; denn weder in den Zufuhren aus Punt nach Aegypten noch unter den Tributen Sargons aus Arabien wird Silber genannt. Nach einer Stelle des Agatharchides behauptet man, dass in Arabien der Preis des Silbers zehnfach so hoch als der des Goldes gewesen sei, wogegen Sprenger freilich die Stelle so versteht, dass Agatharchides habe sagen wollen, die Ausfuhrartikel der Sabäer seien sehr wertvoll gewesen, und man habe im Tausche dafür viel bieten müssen, besonders wenn man dafür Silber gebe. Auch Sprenger kann nur eine Fundstätte, „die einst sehr ergiebige Silbermine von Radhradh“, ein oder zwei Tage östlich von Sana, nachweisen. Richtig ist gewiss, dass Arabien viel ergiebiger an Gold als an Silber gewesen ist. Daher galt noch zur Zeit Muhameds, als die Goldminen grösstenteils erschöpft waren, das Verhältnis von Gold zu Silber 1 : 7½; in alter Zeit mag das Verhältnis für das Silber in Arabien noch günstiger gewesen sein, obgleich es in anderen Ländern ein ganz anderes war (vgl. § 511. 512).

54. Unedle Metalle. Den Hirtenvölkern war der wertvollste Besitz die Herde. Mit der Sesshaftigkeit wurden die Metalle ein noch kostbarerer Besitz. Infolge ihrer anfänglichen Seltenheit wurden sie für den Besitzer das Mittel, Freunde zu gewinnen, Macht und Einfluss zu erlangen, tapfere Krieger zu werben, die Herrschaft zu erringen und zu behaupten. Daher spielt in der deutschen wie in der griechischen Heldensage der Schatz des Fürsten, der Königshort, eine grosse Rolle. Nicht mit Unrecht werden die alten Königsstädte wegen ihres Goldreichtums besonders gerühmt; die Schätze, welche den Ruinen von Troja und Mycenä jüngst entnommen worden sind, haben die Tradition des Epos bestätigt.

Gleichzeitig, zum Teil schon früher, erfolgte eine andere Entwickelung, die Einführung des Gebrauches der unedlen Metalle. An die Stellen der Waffen und Geräte aus Holz und Stein traten solche aus Metall. Die „trojanische Kultur“ (d. i. die der „zweiten Stadt“ Troja) zeigt den Uebergang; Geräte und Waffen sind in weitem Umfange noch aus Stein, der übrige Teil fast ausschliesslich aus Kupfer, nur vereinzelt kommt eine zuerst schwache, dann stärkere Legierung mit Zinn, die Bronze, vor. Dagegen kommen in den Griechenstädten der mycenischen Kultur Funde der Steinzeitkultur nur noch vereinzelt vor, die Metallindustrie ist das führende Handwerk, dessen Formen

auch die Thonarbeiten und alle Ornamentik annehmen. In den Gräbern der Burg von Mycenä haben sich Pfeilspitzen aus Obsidian gefunden, aber sonst sind die Waffen und Werkzeuge durchweg aus Bronze; reines Kupfer wird nur noch zu Geräten verwendet, während Eisen erst in den jüngeren Schichten dieser Kulturperiode, und auch da nur ganz vereinzelt, vorkommt.

Wie bei den Griechen, ist eine gleiche Kulturentwickelung auch bei anderen Völkern erfolgt. Es sind daher von den unedlen Metallen besonders das Kupfer, das Zinn, die Bronze, das Eisen zu behandeln.

55. Kupfer. Wie das Kupfer in der „zweiten Stadt" Troja fast ausschliesslich zu Waffen und Geräten verwendet wurde, so, wo möglich noch ausschliesslicher, wurde es nach Herodot (vgl. § 52) von den Massageten benutzt.

Aegypten erhielt sein Kupfer in der alten Zeit aus der Sinaihalbinsel, deren Kupferbergwerke von Snofru an (2830 v. Chr.) von ihnen ausgebeutet wurden. Als Aegypten sich Syrien unterworfen hatte, musste auch der König von Asiy (Cypern) ihm Tribut zahlen, vor allem grosse Mengen Kupfers. Cypern verdankte seine Bedeutung im Altertume ebensowohl seiner Lage zur Küste Phöniziens und Kleinasiens wie seinen bedeutenden Kupferschätzen in dem südwestlichen Gebirgsstocke der Insel. Die Phönizier erwarben einen Teil der cyprischen Ausbeute; ausserdem tauschten sie Kupfer von „Thubal und Meschech", den Tibarenern und Moschern zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meere oder auch in Kappadocien. Aus den Ländern westlich vom Urmia-See empfingen die assyrischen Herrscher Tribute an Kupfer oder Bronze, und Hommel führt nach Layard an, dass die Tijari-Berge nahe bei Ninive Eisen, Kupfer und Blei in Ueberfluss enthielten. Die Griechen gewannen Kupfer zu Chalcis und Aedepsus auf Euböa, die spanischen Tartessier in der Sierra Morena.

56. Bronze. Zinn. Die Weichheit des Kupfers schränkte seinen Gebrauch ein, als man entdeckt hatte, dass eine Mischung mit Zinn, die Bronze, den Vorzug grösserer Härte besass und sich daher vor allem zur Herstellung von Waffen und Werkzeugen weit mehr eignete als das geschmeidige Kupfer. Bronze und Bronzegefässe finden sich daher auch häufig unter den Tributen. Zur Bereitung der Bronze bedurfte man des Zinns, eines Metalles, über dessen Herkunft im Altertume noch viel Unsicherheit besteht.

Woher war das Zinn zu den Bronzewerkzeugen der „zweiten Stadt" Troja, da doch Zinn dem Bereiche des Aegäischen Meeres vollkommen fremd ist und die gesamte Kultur des damaligen Troja nur geringe Spuren orientalischen Einflusses aufweist? Gab es überhaupt eine

orientalische Bezugsquelle des Zinns? Noch keine Bejahung dieser Frage ist unbeanstandet geblieben. So gewichtige Stimmen sich für den indischen Ursprung ausgesprochen haben, so findet die Ansicht kaum noch Verteidiger, obschon namentlich die Herkunft des in Aegypten zur Bronze verwendeten Zinns auf eine noch unbekannte orientalische, vielleicht richtiger: afrikanische Quelle hinweist, da es sich schon in den Pyramidengräbern findet.

Die grossen Zinnlager der Küsten von Siam, Malakka, besonders der Inseln Bangka, Billiton und Borneo waren in den frühen Zeiten des Altertums für den Verkehr mit den westlichen Ländern noch nicht eröffnet. Das Sanskritwort kastîra (= kassíteros) für Zinn findet sich auch im Aramäischen und Arabischen und kann ebenso gut mit dem Metalle nach Indien gekommen sein. Ueberdies sagt Plinius, dass Indien weder Kupfer noch Zinn habe und beides mit seinen Edelsteinen und Perlen eintausche.

Doch hat man andere Fundstätten in Vorderasien angenommen. Nach Strabo fand sich in Drangiana, dem südlichen Chorasan, Zinn. Der russische Reisende Ogorodnikow erfuhr kürzlich in Mesched, dass sowohl in der Nähe dieser Stadt als auch in verschiedenen Teilen Chorasans Zinngruben wären. Hommel, der dies anführt, glaubt, dass auch in den Gebirgen östlich von Assyrien irgendwo Zinn gewonnen wurde. Assurnasirpal und seine Nachfolger erhielten wiederholt Zinn, Bronze und Bronzegefässe als Tribute der Völker am Urmia-See. Trotz alledem kann der Bezug von Zinn aus orientalischen Quellen nicht erwiesen gelten.

Weiter hat man neuerdings erfahren, dass auf der Wasserscheide zwischen dem Tsad-See und dem Niger ergiebige Zinnwerke sich befinden und daraus gefolgert, dass das Zinn auf dem west-östlichen Wege durch den Sudan nach Aegypten gelangt sein könne. Das wäre möglich, ist aber gar nicht bezeugt.

Damit bleiben als zweifellose Erzeugungsgebiete nur übrig die Pyrenäenhalbinsel und Britannien. Aber auch hier bestehen noch Meinungsverschiedenheiten über die genaue Ortsbestimmung des Zinngebietes und die Vermittler der Ausfuhr nach dem Mittelmeere. Posidonius berichtet im Anfange des 1. Jahrhunderts v. Chr. das Vorkommen von Zinn im Norden Lusitaniens, und zwar, dass die Barbaren das Zinn nach den Zinninseln von dem nahen Festlande holten. Von dieser Heimstätte des Metalles unterscheidet er als zweite Britannien, von welchem das Metall nach Massilia gebracht wurde. In ähnlicher Weise spricht Pomponius Mela von den Zinninseln, Plinius versetzt sie an die Westküste, Strabo an die Nordostküste Galiziens. Aus diesen

Angaben und anderen Gründen folgert Unger, dass die Zinninseln die Bruyos-Inseln südöstlich vom Cap Finisterre und die Inseln der Hierner die Gruppe östlich vom Cap Ortegal seien, deren grösste Conejera ist.

Anderer Ansicht ist Ed. Meyer. Er geht davon aus, dass die ältesten Griechen Tartessus selbst als Heimat des Zinns ansahen, glaubten, der Bätis führe Zinn wie Silber. Die Tartessier, deren Stadt Tartessus in den Mündungsarmen des Bätis gelegen habe, hätten sich früh gewöhnt, den Ozean zu befahren. Das nächste Ziel ihrer Fahrten seien die Zinn- und Silbergruben des nordwestlichen Spaniens gewesen, von da seien sie durch den Biscayischen Busen bis an die Bretagne und den Eingang des Kanals vorgedrungen. Die grossen Inseln Albion und Hierne seien am Ende des 5. Jahrhunderts den griechischen Geographen bekannt gewesen, offenbar aber nur selten von Kauffahrern besucht worden. Das gewöhnliche Endziel der Kauffahrer sei die kleine Gruppe der Scillyinseln gewesen. Diese hätten die Alten für die „Zinninseln" (Kassiteriden, Avien Oestrymniden, wie Nordspanien ursprünglich Oestrymnis = Zinnland) gehalten, obschon sie selbst gar kein Zinn enthielten. Aus dem Leugnen der Zinninseln seitens Herodots folge eben die Bekanntschaft der jonischen Griechen mit denselben. Auf diesen Scilly-Inseln hätten die unternehmenden Eingebornen jahrhundertelang einen regen Zwischenhandel getrieben, an die Fremden ihr Leder und das aus dem nahen Cornwall mit ihren Lederkähnen geholte Zinn und Blei gegen Salz, Thon- und Metallwaren verhandelt. Später hätten auch die Phönizier von Gades aus die Zinninseln aufgesucht, aber die Tartessier hätten den Hauptteil des englischen Zinns und Bleis ausgeführt, da auch nach den Angaben des Karthagers Himilko den Phöniziern die Fahrt auf dem Ozeane durch Ebbe und Flut immer grosse Schwierigkeiten bereiteten. — Diese Erklärung Meyers hat eine Reihe Vorzüge, besonders den, dass sie das Hauptzinnland, Britannien, zur See erreichen, die Tartessier in ihrer Bedeutung hervortreten lässt und doch auch die Phönizier, beziehentlich Karthager nicht ausschliesst oder auf den Landweg verweist, da doch die Zeugnisse phönizischer Kultusstätten zu deutlich für ihre Anwesenheit in Britannien sprechen und da die karthagische Handelspolitik, indem sie den Griechen, insbesondere den Massalioten den Zutritt ins südliche Spanien versagte, selbst bedacht sein musste, das vielbegehrte Zinn auf dem Seewege als dem natürlichen zu beziehen.

57. Andere Metalle. Nachdem es gelungen war, die Schwierigkeit des Schmelzens der Eisenerze und die Bearbeitung des gewonnenen Metalls zu überwinden, fand dieses Metall wegen seiner Härte und Billigkeit eine Kupfer und Bronze stark einschränkende Verbreitung.

Den Griechen war noch im homerischen Zeitalter das Eisen fast, den Massageten zur Zeit Herodots noch gänzlich unbekannt. Dagegen erbeutete Ramman-nirari III. in Damaskus 5000 Talente Eisen. Schon die Aufführung unter den Kostbarkeiten der Beute (§ 53) beweist den hohen Wert des Eisens zur damaligen Zeit. Nach Hesekiels Zeugnis bezogen die Phönizier aus dem metallreichen Spanien ausser Silber und Zinn auch Eisen und Blei. Der von den Chalybern aus dem Eisen bereitete Stahl erlangte bereits hohen Ruf, noch mehr der indische Stahl, Wudz genannt.

Die Ausfuhr von Blei aus Spanien und Britannien ist schon vorher gelegentlich mit erwähnt worden.

Bereits im 16. Jahrhundert v. Chr. erhielt Aegypten aus Punt Stibium oder Spiessglanz, und zwar in Beuteln und Krügen. Die Frauen des Orients gebrauchten in alter und neuer Zeit dieses Metall, um damit die Augenlider und Augenbrauen tief schwarz zu färben. Ob die von Lieblein in der Uebersetzung der Inschrift des vierten Bildes zu Der el bahri genannte „Augen-Schminke", ferner die in der Zusammenstellung der Punt-Waren (S. 35) genannte Mestem-Schminke aus Spiessglanz bereitet worden ist? In der römischen Kaiserzeit wurde aus Aegypten Spiessglanz (Stimmi) in Indien eingeführt.

58. Elfenbein. Zu den „Kostbarkeiten" gehörte das Elfenbein. In Indien reicht die künstliche Verarbeitung zum Putze in hohe Zeiten hinauf. Ohrgehänge und Halsketten von Elfenbein sind der gewöhnliche Schmuck der Götterbilder auf Elefante. Namentlich die Kunst der Verarbeitung zu Ketten muss weit getrieben gewesen sein, da dieselben wie aus einem Stücke geschnitten erscheinen. In Assyrien und Babylonien wurden Tempel, Throne, Hausgerät, Wagen, Zaumzeug mit Elfenbein verziert, ähnlich in Damaskus (§ 53). In Rom fand so grosse Verschwendung statt, dass man auch die Knochen des Elefanten benutzte, um dem Mangel an wirklichem Elfenbein abzuhelfen.

Wie noch heute die Hauptmasse und das beste Elfenbein aus Ostafrika zur Ausfuhr gelangt (im Jahre 1894/5 143000 kg), so war es auch im Altertume. In Indien war der Elefant stets weit weniger zahlreich als in den weiten Gebieten des Sudans und der Aequatorialländer Afrikas; doch fand nach dem Periplus m. E. Elfenbeinausfuhr aus Barygaza statt. Aegypten verwendete nach Schweinfurth schon in der Steinzeit Elfenbein; im 16. Jahrhundert v. Chr. erhielt es solches aus Punt, Nubien und Aethiopien. Nach zahlreichen Mitteilungen des Periplus m. E. wurde aus allen Häfen Aethiopiens, der Somalihalbinsel, der Ostküste bis zum jetzigen Deutsch-Ostafrika nach Süden Elfenbein ausgeführt. Wegen des zunehmenden Bedarfes liess Ptole-

mäus Philadelphus südöstlich vom jetzigen Suakin eine Stadt anlegen: Ptolemais Epitherion, das „Ptolemais der Jagden, von wo unter den Ptolemäern die Jäger der Könige nach dem Innern vordrangen“.

Zu ähnlichen Arbeiten wie aus Elfenbein benutzte das Altertum auch schon Schildkrot und die Zähne und das Horn des Nashorns. Der feste Panzer der Schildkröte wurde in Scheiben zersägt und zum Belegen von Ruhebetten, Tischplatten, metallener Gegenstände verwendet. Dieselben Gegenden Ostafrikas von Aethiopien bis Rhapta brachten beide Materialien zur Ausfuhr; die Insel Sokotora hatte „die echte und die Landschildkröte, wie auch die weisse, und diese in sehr grosser Anzahl und ausgezeichnet durch grössere Schalen, ebenso eine übergrosse Gebirgsschildkröte, welche die dickste Schale hat“.

59. Wolle. Die dritte Gruppe von Waren bilden die Gewebe zu Kleidung und Zelten, ferner Teppiche, Decken, Pelzwerk. Kleiderstoffe oder Kleider gehörten unter die hauptsächlichsten Handelsgegenstände des Altertums, weil der Orient die Heimat der vorzüglichsten Rohstoffe und die Weberei, die vervollkommnete Flechterei, das älteste Gewerbe ist. Baumwolle und Seide gehören Asien ursprünglich allein an; ausserdem erzeugte es an Gespinststoff Schafwolle, Kamelhaar, die Wolle der Kaschmir- und Angoraziege, Hasenhaare, Flachs und Hanf.

Der verbreitetste und meist verwendete dieser Gespinststoffe ist die Tierwolle. Selbst aus Hasenhaaren wurden im späteren Altertume schon Kleider hergestellt. Aus Kamelhaaren verfertigte man Gewänder, Teppiche, Decken zu mancherlei Zwecken, besonders zu Zelten. Am allermeisten verbrauchte man die Wolle des Schafes. Schafe waren und sind der Hauptreichtum der Nomaden; mögen diese auch Rinder, Kamele, Pferde züchten, immer überragt die Menge ihrer Schafe weit die der anderen Zuchttiere; ist doch das Schaf am leichtesten zu ernähren und spendet durch sein Fleisch und seine Wolle reichen Ertrag. Daher lieferten die ungeheuren Flächen Syriens und Arabiens massenhaften Rohstoff für die babylonischen und phönizischen Webereien; doch auch das innere Iran, Turan, die Steppen und Wüsten Centralasiens lieferten grosse Mengen teils von den Nomaden selbst verarbeiteter, teils namentlich in den feinen Qualitäten verkaufter Schafwolle. Als in Italien sich später Getreidebau nicht mehr lohnte, wurde die Schafzucht vermehrt und Schafwolle der dritte bedeutendere Ausfuhrartikel der Halbinsel. Auch in Nordafrika spendete die Schafzucht Ueberfluss an Wolle. Spaniens feine Wolle war schon so berühmt, dass nach Strabo ein spanischer Zucht-Widder mit einem Talente (= 5440,5 M) bezahlt wurde. Diese Thatsache unterstützt die

Meinung, dass das feinwollige spanische Schaf im Lande heimisch, nicht durch Veredlung mit dem berberischen gezüchtet worden ist.

Auf die feine Wolle kam es im Handel der alten Welt besonders an, da die gröbere Wolle die hohe Fracht der Karawanenbeförderung nicht tragen konnte und daher vielfach von den Nomaden selbst verwebt wurde. Als die feinste Schafwolle galt die der syrisch-arabischen Nomaden. Das heisse Klima, der beständige Aufenthalt, die Sorgfalt, welche die Beduinen auf ihre Herden verwenden, die fast ihre einzige Arbeit beanspruchen, alles trägt dazu bei, die Wolle zu veredeln.

„Damaskus handelte mit dir", redete Hesekiel Tyrus an (27, 18), „wegen deines Reichtums und deiner grossen Geschäfte, brachte dir Wein aus Chalybon und Wolle aus der Wüste". Herodot kannte auch die beiden Varietäten des arabischen Schafes, das sich durch seinen Fettschwanz von dem europäischen unterscheidet. Medien hatte solche Mengen von Schafen, dass es den persischen Königen jährlich ausser anderen Gaben beinahe 100000 Schafe als Abgabe lieferte. In Kleinasien blühte die Schafzucht besonders um die Hauptstadt Celänä; die Wolle zeichnete sich durch ihre Schwärze und Feinheit aus; sie sei der Farbe der Raben gleich und so fein wie die milesische gewesen, sagt Strabo. Die den Griechen als feinste geltende milesische Wolle mag vielfach fernen Ursprungs gewesen sein. Karamanien umfasste schon einen Teil der persischen Wüste, deren Salzgehalt die Schafzucht begünstigte; die Wolle stand an Feinheit der Kaschmirwolle wenig nach; auch jetzt kommen die in der Stadt Kerman gewebten Shawls den Kaschmir-Shawls an Güte beinahe gleich, sie sollen so fein, aber nicht so warm und zart sein. Die feinste Wolle war und ist die Kaschmirwolle. Sie ist nicht die Wolle eines Schafes, das in Kaschmir gedeiht, sondern einer Ziege in Tibet, der Tibet- oder Kaschmir-Ziege, und zwar die feine Dune unter dem Haare. Neben dieser gezähmten Ziege findet sich noch der wilde tibetanische Steinbock mit noch feinerer Dune, Tjus-Wolle genannt, welche zu den allerfeinsten Shawls verwendet wird. Es werden aus der Kaschmir-Wolle Zelte, Teppiche, Duschala (Shawls), Tücher, Turbanzeuge, Zeuge für Kleider, Strümpfe, Kappen, Handschuhe gewebt. Die feinsten Erzeugnisse sind die Shawls. Der feinste Shawl mit doppelten Palmen und drei Bordüren wird in fünfzehn Stücken gewebt; an einem Paar der besten Shawls arbeiten 24 Weber auf 11 Webstühlen zusammen ein halbes bis ein ganzes Jahr. Noch kann sich kein anderer Shawl an Schönheit mit dem von Kaschmir messen; er ist selbst in fürstlichen Ausstattungen selten. Vielleicht waren die „wollenen Tücher" in Sitas Ausstattung Kaschmir-Shawls.

Eine andere berühmte Wolle lieferte die Angoraziege, die noch jetzt im Umkreise von 8—10 Tagereisen um Angora westlich vom Kisil Irmak vorkommt. Die Wolle ist blendend weiss, lang, fein, weich, seidenartig gelockt. Schon Aristoteles wusste, dass die Angoraziegen gleich den Schafen geschoren würden.

Keiner der Gespinststoffe fand im Altertume so allgemeine Verwendung wie die Schafwolle, selbst die Römer trugen noch vorwiegend wollene Kleidung. Suchte man Schutz gegen die Extreme der Temperatur, nicht nur gegen grössere Kühle, sondern auch gegen bedeutendere Wärme, so trug man wärmere Kleidung.

Der Gebrauch der anderen Gespinststoffe hat namentlich abgehangen von deren Gewinnung im eigenen Lande. Der Inder gebrauchte Baumwolle, der Chinese Seide, der Aegypter Leinen, der Germane Leinen und Tierfelle.

60. Baumwolle. Die Baumwolle ist in Indien heimisch. Ihre Verwebung reicht dort in die ältesten Zeiten hinauf; nicht einmal die Sage nennt den Erfinder des Webstuhls. Herodot sagt von Indien: „Die wilden Bäume tragen dort Wolle, die an Schönheit und Güte die der Schafe übertrifft; die Inder bedienen sich dieser Wolle zur Kleidung.“ Aber die baum- oder krautartige Baumwollpflanze ist entweder auch in Arabien oder Persien (nicht auch in Palästina oder Syrien) heimisch gewesen oder bis zu Alexanders Zeit dahin verbreitet worden. Denn Theophrast meldete, dass auf der Insel Tylus (Bahrein) im Persischen Busen und in Arabien sich grosse Pflanzungen des Baumwollbaumes fänden, aus denen man Sindones genannte Kleider von sehr verschiedenem Werte, teils kostbare, teils wohlfeile, verfertige, was nicht nur in Indien, sondern auch in Arabien (Babylonien eingeschlossen) geschähe. Plinius beschreibt in seiner Naturgeschichte den Baumwollenstrauch auf Tylus. Ob in Aegypten selbst zu Plinius' Zeit die Baumwolle schon angepflanzt war, erscheint mindestens zweifelhaft. Für die früheren Zeiten machen weder ägyptische noch ältere griechische Quellen das Vorhandensein der Baumwolle in Aegypten wahrscheinlich.

In Indien dienten baumwollene Stoffe nicht bloss als Werktags-, sondern auch als Festkleider, nicht bloss als Kleider der niederen, sondern auch der höheren Stände, wie Herodot, Arrian, Strabo und Plinius mannigfach erwähnen. Als Alexander in Indien erschien, waren feine baumwollene Gewänder die allgemeine Tracht der Vornehmen. Die Weberei Indiens lieferte die mannigfaltigsten Stoffe, gröbere, mittlere und feine bis zu den feinsten bengalischen Musselinen; einfarbige, bunte und gestreifte, letztere namentlich zu Gürteln und

Shawls gebraucht. Der Periplus m. E. nennt Sindones und Othonia, als Unterarten der letzteren die Molochinen, eine gröbere Art zu Kleidungsstücken, und die Sagmatogenen, als Polster dienende Decken. (Bei Herodot II, 86 und VII, 181 kommen sindónos byssínes als Mumienbinden und zum verbinden der Wunden, demnach als Leinwandstreifen vor. Dagegen gebrauchten schon Nearchus, Megasthenes und Theophrast den Ausdruck Sindon für baumwollene Gewänder, vielleicht infolge des Anklanges an Indien und Indus, womit die Griechen bekannt geworden waren. Sindon und Othone bezeichnen also ursprünglich nicht einen Kleiderstoff, sondern eine Kleiderform oder Webart.) Im 1. Jahrhundert n. Chr. fand eine beträchtliche Ausfuhr an Baumwolle und baumwollenen Geweben aus Indien statt, besonders aus dem Indusgebiete über Barbarikon und Barygaza, aber auch aus dem Gangesgebiete, hier wie auch in späterer Zeit vorzugsweise feine Gewebe. Der Periplus m. E., der dies berichtet, meldet auch die Einfuhr in Arabien, namentlich im Hafen Moscha und auf der Insel Sokotora. (Byssos, von hebr. bûz, zuerst bei Hesekiel [27, 16] vorkommend, gebrauchten bei den Griechen zuerst die Tragiker für eine syrische Flachsart. Eine Beziehung des Wortes zur Baumwolle ist erst für das 2.—3. Jahrhundert n. Chr. nachweisbar. Es bedeutet zu dieser Zeit auch Seide und das seidenartige Sekret der Steckmuschel [pinna maritima].)

61. Flachs und Leinen. Ein Erzeugnis nördlicherer Gebiete ist der Flachs. Nach den Funden in den Pfahlbauten von Robenhausen in der Schweiz und Lagozza in der Lombardei wurde der Flachs schon angebaut in einer Zeit, als nur Steinwerkzeuge in Gebrauch waren. Der damals gebaute Lein ist nicht der jetzt überall angebaute einjährige Schliesslein (mit geschlossen bleibenden Samenkapseln, Linum usitatissimum), sondern Linum angustifolium, dessen Kapseln sich öffnen. Die letztere Art ist verbreitet von den Kanarischen Inseln durch das Mittelmeergebiet bis Palästina und zum Kaukasus. Beide Arten gelten als sehr alte Rassen oder Formen einer Art. Denn schon zur Zeit der 12. Dynastie (2130—1930 v. Chr.) wurde in Aegypten Schliesslein kultiviert, und zwar in zwei Varietäten. Es gilt als wahrscheinlich, dass der Schliesslein aus Asien in Aegypten eingeführt wurde, zumal Linum angustifolium in den Kaukasusländern und in Kleinasien vorkommt und Lein auch in einem altbabylonischen Grabe gefunden wurde. Weiter hat die Sprachforschung ergeben, dass in den Sprachen der europäischen Indogermanen schon in vorgeschichtlicher Zeit Ableitungen von einer Wurzel li vorhanden waren, welche Flachs und primitive Gewebe aus Flachs bezeichneten. Es mögen also die Europäer

mit der Flachskultur bereits bekannt gewesen sein, als sie noch in den Steppen am Schwarzen und Kaspischen Meere beisammensassen.

Der Anbau verfolgte einen doppelten Zweck, nämlich die Gewinnung der öligen Frucht zur Nahrung und die Gewinnung der Fasern des Stengels; beide Zwecke sind nicht immer von demselben Volke verfolgt worden. Die Verwendung der Fasern war eine sehr mannigfaltige. Leinenfäden dienten zum Verbinden der Briefe, zur Angelschnur, zum Fischernetze, zu Stricken und Tauen, linnene Gewebe zu Kleidern, Tüchern, Binden, Abreibetüchern, Bett-, Tisch- und Zeltdecken, linnenen Panzern. Die letztere Anwendung war ausserordentlich verbreitet, um den scharfen Pfeil des Feindes in der Schlacht und die Kralle des Raubtieres auf der Jagd abzustumpfen. Linnene Panzer oder Harnische trugen die Assyrer, die Susier, die Chalyber und die Mossinöken am Pontus, die Etrusker, die Lusitanier im Hinterlande. Bei den Griechen werden sie durch das ganze Altertum hin und wieder erwähnt von zwei Stellen des Schiffskataloges an. Offenbar waren sie asiatischen Ursprunges.

Linnene Gewänder, glänzend weiss oder bunt gefärbt, bunt durchwirkt, mit Arabesken oder Bildern aus Goldfäden gestickt, infolge der höchsten Feinheit halb durchsichtig, bildeten an den Höfen und im Harem der Herrscher und Satrapen die dem Mächtigen, Göttergleichen und seiner Umgebung zukommende Tracht. Wie in Aegypten hüllten sich auch bei den anderen Völkern Vorderasiens die Priester in zartes, weisses Linnen als Symbol der Reinheit und des Lichtes; der jüdische Hohepriester warf vor Betreten des Allerheiligsten das bunte Gewand ab und legte das weisse Linnengewand an. Der Orient tauchte auch die Leinwand in glänzende Farben, der barbarische Norden zog die weisse, frische Leinwand vor. Nausikaa und das frühere Altertum verstanden nur das Leinen in fliessendem Wasser zu spülen; der Norden hatte durch die altbelgische Erfindung der Laugenseife gelernt, es wirklich zu waschen. So fand der Germane besonders mit seinem angebornen Sinn für Reinlichkeit in dem leichten glatten Linnen einen erwünschten Stoff, der sich in der geheizten dumpfen Hütte kühlend an den Leib legte, nach jeder Wäsche weicher und schmiegsamer wurde und sich für künftige Zeiten unversehrt aufbewahren liess.

Auch die Aegypter wussten diese Eigenschaften der Leinwand zu schätzen. In der Schilderung ihrer Reinlichkeitspflege sagt Herodot: „Sie tragen linnene Gewänder, immer frisch gewaschen, und halten darauf ganz besonders; die Priester tragen als Kleidung nur ein Linnengewand, ein anderes Kleid dürfen sie nicht anlegen.“ Einen Toten in Wolle zu bestatten, wäre ihnen ein Greuel gewesen; die

Mumienbinden haben sich nach den mikroskopischen Untersuchungen durchweg als leinene, nicht als baumwollene, erwiesen; nur in der älteren Zeit, bis zur 12. Dynastie abwärts, ist auch Schafwolle zu ihnen verwendet worden. Trotz des hiernach sich ergebenden bedeutenden eigenen Verbrauches hat das ägyptische Leinengewerbe auch starke Ausfuhr gehabt. Die Zwischenhändler waren die Phönizier.

Von ihnen erhielten die Griechen (vgl. § 409) in ihrer Frühzeit Leinen aus Aegypten und Palästina, während sie später auch Leinen aus Kolchis und aus Karthago holten. Denn in der älteren Zeit bauten die Griechen sehr wenig Flachs; ist das auch später in Elis geschehen, so hat doch der Flachs in der griechischen Landwirtschaft niemals eine hervorragende Stelle eingenommen. Leinweberei wird dagegen schon für die homerische Zeit nach Ilias XX, 128 und Odyssee VII, 105—107 angenommen, welche letztere Stelle so verstanden wird, dass linnene Stoffe bei ihrer Herstellung einer Appretur mit Oel unterzogen wurden. Wegen der Armut an Rohstoff erfolgte Einfuhr an Flachs und Gewebe. Das hat mit beigetragen, dass das wollene Kleid bei den Griechen immer vorherrschend blieb; die Leinwand galt für üppig und weibisch.

Ganz ähnlich war es in Italien südlich vom Tiber, der in dieser Richtung eine Kulturgrenze bildete. In diesem Teile der Halbinsel wurde Flachs nicht oder nur in geringen Mengen gebaut; Cato erwähnt ihn nicht. Dagegen bauten die Etrusker Flachs und verbrauchten solchen zu Kleidern und Segeln. Als die Römer Herren der Halbinsel geworden waren, da tauchten allmählich vestes linteae als eine kostbare üppige Tracht auf wie in Griechenland und dem Oriente. Cicero führt unter den Luxuswaren des Orients auch leinene Kleider auf. Dienende Knaben trugen bei schwelgerischen Gastmählern leichtes, anschliessendes Leinen, um flüchtig sein zu können, üppige Frauen florartige, purpurfarbige, goldgestickte koische und amorgische Gewebe, zu denen auch der feinste Flachs diente; reiche Magistrate und Cäsaren spannten ein Leinwanddach über das Theater und das Forum. Zur Zeit des grössten Luxus kamen auch neue Kleiderformen auf; das sudarium, eine Art Hand- oder Taschentuch kam in Gebrauch, ferner Tücher, Binden, Tischdecken u. s. w. Früher hatten höchstens die vornehmen Frauen ein leinenes Untergewand getragen. Plinius bemerkt, in der Familie der Serraner sei auch zu seiner Zeit das Hemd als weibliches Kleidungsstück noch nicht üblich, offenbar in konservativer Anhänglichkeit an die alte Einfachheit. Römer wie Griechen kannten das Hemd lange nicht; die ersteren haben es später von den Kelten angenommen. Von Alexander Severus berichtet sein Biograph,

dass er das purpurgestreifte oder gar mit Goldfäden gestickte orientalische Luxusgewand verschmähte, frische weisse Leinwand liebte, weil sie nicht rauh sei wie die Wolle. Der Kaiser Aurelian schenkte schon dem populus Romanus weisse, mit Aermeln versehene Tuniken, die in verschiedenen Provinzen angefertigt waren, darunter auch ungefärbte linnene aus Afrika und Aegypten. Nach dem Ediktum Diocletiani vom Jahre 301 lieferten die altberühmten syrischen Leinwandfabriken grobe Zeuge für den gemeinen Mann und den Sklaven, darunter Leinenmäntel gallischen Schnittes, d. h. mit Kapuze, ferner Binden zum Umhüllen der Füsse, Bettlaken, Kissen- und Matratzenüberzüge, lauter bei den unteren Klassen herrschend gewordene Bedürfnisse.

Noch mehr als Etrurien bauten die wasserreichen, von Flüssen und Kanälen durchschnittenen Ebenen Oberitaliens Flachs. Plinius kennt in Oberitalien Flachssorten, die nach den spanischen als die besten auf europäischem Boden galten. Spanien wird in früher und später Zeit als leinenerzeugend gerühmt; Sätabis (Xativa) stand durch seinen Flachsbau in hohem Rufe und wird oft erwähnt; in Emporiä wurde Leinweberei getrieben; die feinste Leinwand erzeugte Tarraco. In der Schlacht bei Cannä trugen die Iberer nach Landessitte purpurverbrämte linnene Kittel.

Nordwärts findet sich der Flachs bei allen Völkern Mittel-Europas, den Kelten, Germanen, Thraciern; bei allen war das Leinengewand allgemeines Bedürfnis. Die Gallier beschreibt Plinius sämtlich als Leinwand webend, bis zu den Marini im Norden, den keltischen Bewohnern der Niederlande. Weiter sagt Plinius, dass die Leinweberei bis zu den Germanen vorgedrungen sei, dass das germanische Weib kein schöneres Kleid kenne als das linnene. Und Tacitus sagt, dass die Frauen sich wie die Männer kleideten, nur mit dem Unterschiede, dass die ersteren sich häufiger in linnene, rotverzierte Tücher hüllten. Mit der behaupteten Einführung aus Gallien zu den Germanen wird Plinius nicht recht haben; Flachsbau und Leinweberei haben die Germanen aus der indogermanischen Heimat mitgebracht. Das Wort camisia wurzelt nicht im Keltischen, sondern im Germanischen (hamidi ahd.), ist erst den Romanen vermittelt worden; auch Leine, aus Lein verfertigt, ist in der germanischen Urzeit vorhanden. Frau Berchta und Frau Holle, beide als spinnende Frau gedacht und den Flachsbau begünstigend, sind die mythischen Gegenbilder der fleissigen spinnenden Hausfrau der Germanen und bezeugen den Wert, den die Volksanschauung auf Flachsspinnen und Leinweben legte.

Die Flachskultur und Leinweberei hat die Verwendung des Hanfes

zurückgehalten, obgleich seine Faser zu Segeln und allen Seilerarbeiten ein vorzügliches Material liefert. Als Hiero II. von Syrakus sein ungeheures Prachtschiff baute, wozu er die besten Stoffe aller Länder bezog, liess er Hanf und Pech vom Rhodanus holen. Die Thracier webten Kleider aus Hanf. Wie die Russen noch heute das Hanföl geniessen, so berauschten sich die Scythen an der Hanfsaat. Für den Handel hatte der Hanf geringe Bedeutung.

62. Seide. Der vorzüglichste aller Gespinststoffe ist die Seide. Das Erzeugnis des chinesischen Seidenspinners, Bombyx mori, überragt durch Feinheit, Festigkeit, Gleichmässigkeit, Leichtigkeit und Glanz alle anderen Fasern, auch die der vielen anderen Bombyx-Arten, von denen namentlich in Indien eine Menge (nach Lassen zwölf) vorkommen. Da die Inder schon früh die Gespinste ihrer einheimischen Spinner zur Verfertigung feiner Gewebe benutzten, so lässt sich kaum bezweifeln, dass die Römer auch indische Seide erhalten haben. Auch auf der Insel Kos kam auf Cypressen, Terebinthen, Eschen und Eichen ein Spinner vor, aus dessen Gespinst zum Teil jene durch ihre Dünnheit und Leichtigkeit sich auszeichnenden, von den römischen Dichtern so oft erwähnten koischen Gewänder verfertigt wurden.

Die echten chinesischen Seidengewebe hiessen im Altertume Serica, allerdings Seidengarn oder Rohseide umfassend. Das chinesische Wort für Seide ist sz'. Mit dem überaus häufigen Suffix örr, das sich, einem Worte angehängt, in r verkürzt, entstand sser oder ssir (dem Klange nach); daher kommt wahrscheinlich das koreanische sir, das mandschurische sirgeh, das mongolische sirkek, das griechische sēr. Die Chinesen nennt der Periplus m. E. wie Plinius nur Seren, ihre Hauptstadt aber Thinä, während bei Ptolemäus, von den nördlichen Seren unterschieden, wiederholt die südlichen Sinen erscheinen, identisch mit Thsin, Chinesen. Die Chinesen sind vor dem 2. Jahrhundert v. Chr. nicht mit den Kulturvölkern des Westens in Berührung gekommen. Der Name Sinim bei Jesaja (49, 12) hat wahrscheinlich nichts mit Chinesen zu thun, ebenso nicht der bei den Persern des Mittelalters vielfach vorkommende Name Matschin mit dem Landesnamen für China. Die im Gesetzbuche Manus und in der Mahâbhârata genannten Tschina wohnten wahrscheinlich am oberen Indus, nordwestlich von ihnen die Darada, zu denen man von Indien aus durch die Tschina gelangte. Noch heute nennt sich das Volk in Dardistan, namentlich im Thale Gilgit, und besonders die herrschenden Klassen Schina. Dagegen ist das herrliche Gewebe mit dem chinesischen Worte dafür früh nach dem Westen gekommen. Das Wort Scherikoth bei Jesaias (19, 9) bezeichnete wahrscheinlich einen Seidenstoff, ebenso

Meschi bei Hesekiel (16, 10. 13). Dass die berühmten medischen Gewänder, identisch mit den noch früher genannten persischen Gewändern aus Seide waren, bezeugt, allerdings spät, Procopius (de bello Pers. I 20), indem er sagt: Veste medica, quam sericam appellant hodie (vgl. hierzu Droysen, Geschichte des Hellenismus III, 2 S. 325f.). Schon Herodot spricht von den medischen Gewändern, kennt aber den Stoff nicht. Schrader ist freilich der Ansicht, „dass die Eigenart der medischen Kleidung nicht in dem Stoffe, sondern in der kriegerischen Art des Schnittes bestanden haben muss".

Für den Gebrauch von Seidenzeugen in Indien in früher Zeit konnte sich Heeren noch auf das Râmâyana berufen, das unter der Ausstattung Sitas wie als Festkleidung der Frauen des Königs seidene Kleider nennt. Auch Lassen glaubte, dass die in der Mahâbhârata als Geschenk der nördlichen Völker genannte Seide chinesischen Ursprunges sei. Allein die jetzt geltende Ansicht über das Alter der beiden grossen epischen Gedichte erlaubt nicht, sie für die Produktion oder den Handel mit Seide in der vorchristlichen Zeit und in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten in Anspruch zu nehmen. Doch sagt Schrader, dass bei einem Grammatiker des 3. Jahrhunderts v. Chr. ein Ausdruck vorkomme, der „vielleicht" die Seide bedeute.

Bezüglich der Kenntnis der Griechen sagte Heeren: „Weder Herodot noch irgend ein anderer griechischer Schriftsteller der persischen Periode erwähnt ausdrücklich die Seidenraupe, Seide oder seidene Stoffe." Als die ersten Griechen, welche Seide in Indien gesehen oder Kunde von der Natur der Seidenraupe gehabt haben, nimmt man vielfach Nearchus, Alexanders Feldherr und Flottenführer, und Aristoteles an. Nach Strabo soll Nearchus gesagt haben: „Dieser Art (nämlich wie die Stoffe zur Herstellung der Sindones, der obenerwähnten Baumwollengewebe) sind auch die serischen Stoffe, indem der Byssus von gewissen Baumrinden abgekämmt wird." Schrader will diese Aussage nicht als die des Nearchus gelten lassen, sondern erklärt sie als die eigene Meinung Strabos, die er in Nearchus' Bericht eingeschoben habe. Ebenso wenig lässt Schrader die, wie er selbst gesteht, „mit dem meisten Grunde für die Bekanntschaft des Altertums mit der Seide seit dem 3. vorchristlichen Jahrhundert in die Wagschale geworfene Nachricht" des Aristoteles für die Seide gelten. Diese Nachricht lautet: „Aus einem grossen Wurme, der eine Art von Hörnern hat und sich von anderen unterscheidet, entsteht zuerst, wenn der Wurm seine Gestalt ändert, die Kampe, dann der Bombylios, aus ihm der Nekydalos. In sechs Monaten nimmt er diese Veränderung mit allen diesen Gestalten vor. Die von diesem Tiere herrührenden Bombycia

8*

lösen einige Frauen auf, indem sie dieselben abhaspeln; dann weben sie dieselben. Zuerst aber soll auf Kos die Tochter des Plates, Pamphile, dieselben verwebt haben.“ Schrader will auch dieses Zeugnis nicht von der chinesischen, sondern lediglich von der „wilden“, insbesondere koischen Seide gelten lassen. Als Ergebnis seiner Kritik stellt Schrader „den Mangel eines zuverlässigen Beweises dafür fest, dass das Gespinst des gezüchteten Seidenwurms, der phalaena bombyx mori, in der Zeit vor dem 1. Jahrhundert v. Chr. in Rom oder Athen, Aegypten oder Palästina, in Syrien oder Indien bekannt gewesen, oder dass die Kunde von einem seidenproduzierenden Volke der Seren oder Sinen schon damals zu Griechen oder Römern gedrungen sei“. — Es liegt dem Verfasser fern, diese Ergebnisse Schraders bekämpfen zu wollen; doch möchte er darauf hinweisen, dass einerseits die Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit eines Landhandels aus China nach dem Westen vor Wuti gar nicht in Betracht gezogen ist, anderseits nicht recht begreiflich ist, wie die ausserordentlich hohen Preise der chinesischen Seide die nach Schrader blühende Industrie der Gewebe aus wilder Seide so rasch und völlig vernichtet haben soll.

Auf jeden Fall blieb der kostbare Stoff im Altertume stets selten im Westen, da China das einzige seidenerzeugende Land war. Vergil und Plinius hatten irrige Vorstellungen von der Gewinnung der Seide; der Periplus m. E. spricht von serischer „Baumwolle“; ja bis ins 4. Jahrhundert n. Chr. glaubte man den pflanzlichen Ursprung der Seide (Ammian), abgesehen von Pausanias, der zuerst genauere Bekanntschaft mit der Gewinnung der Seide und den seidenen Waren zeigt. Und doch war seit Kaiser Wutis Bemühungen der Handel von China über Ferghana nach dem Westen offen. Der Periplus m. E. bezeugt auch, dass nach Indien die chinesische Seide ebensowohl über Baktra wie über das Gangesgebiet gelangte und aus Barbarikon und Barygaza nach dem Westen ausgeführt wurde. Vorderindien war und blieb der Hauptmarkt der Seide für die Römer; denn ein Seeverkehr zwischen Ceylon und China war höchst selten. Eine Zeit lang allerdings trieben römische Kaufleute in Phasiana (dem alten Phasis an der Ostküste des Schwarzen Meeres) einen schwunghaften Seidenhandel, von dem E. de la Primaudaie behauptet, er sei fast allein über das Schwarze Meer gegangen. Allein das Aufhören der chinesischen Herrschaft über den Westen musste schädigend wirken, und in Wirklichkeit war der Bedarf an Seide in Rom bei weitem nicht so gross, wie ihn der genannte Schriftsteller in Ueberschätzung des römischen Luxus annimmt. Erst Kaiser Elagabal (218—222 n. Chr.) trug ganz seidene Kleider. Die Seltenheit der Ware und der hohe Preis verhinderten einen allge-

meineren Gebrauch. Noch zur Zeit Kaiser Aurelians kostete ein Pfund Seide ein Pfund Gold, nach Pariset sogar das $1^1/_2$fache ihres Gewichtes (1 kg Seide 5157 Franken). China aber war und blieb das einzige Erzeugungsland der Seide, denn auch nach Khotan ist die Seide erst spät eingeführt worden (vgl. § 102 Ende).

63. Pelzwerk. Der Pelzhandel musste im Altertume viel beschränkter sein als heute, da die Völker der Haupthandelsgebiete das Pelzwerk kaum zum Schutze gegen Kälte bedurften. Immerhin darf man ihn nicht zu gering anschlagen, da einerseits die südlichen Völker Pelzwerk als Luxusware zur Verbrämung ihrer Kleider, wie noch heute Türken, Perser, kauften, anderseits bei den Völkern am Schwarzen Meere Pelzkleidung vielfach wirkliches Bedürfnis war. Auf dem grossen Relief von Persepolis findet sich unter den Geschenken der Statthalter an den König auch Pelzwerk. In Babylon kamen unter den Prachtkleidern Pelze vor. Selbst in Indien fehlte es nicht; in Sitas Ausstattung wird feines Pelzwerk genannt. Nach dem Periplus m. E. wurden nach Indien „serische Felle" eingeführt. Der Periplus berichtet ferner, dass der König Zoskales von Axum (wahrscheinlich 60—80 n. Chr.) „persische Pelze, zwar einfache, von keinem grossen Werte" erhielt. Hiernach reichte doch ein Zweig des Pelzhandels über Persien oder Babylonien an den Persischen Busen.

Das Hauptgebiet des Pelzhandels waren die Länder am Schwarzen Meere. Hier war das Klima rauher, der Gebrauch warmer Kleidung deshalb notwendig, der Gebrauch von Pelzwerk fast allgemein, sodass Herodot eine Menge pelztragender Völkerschaften nordwärts vom Schwarzen und Kaspischen Meere nennt. Die Thracier trugen Mützen von Fuchspelz und Pelzstiefeln; die Scythen und ihre nördlichen Nachbarn, die Melanchlänen, waren gewöhnlich in Pelze gekleidet; an Xerxes' Kriegszuge nahmen pelztragende Völker vom Kaspischen und Aral-See teil, wie die Kaspier, Utier, Paktyer u. a. Selbst einzelne der Amazonen erscheinen in den Skulpturen, welche ihre Kämpfe darstellen, in Pelzen als Umhang nach Art der Dolmane.

Die griechischen Kaufleute der Kolonien am Schwarzen Meere liessen sich nicht bloss das Pelzwerk durch Scythen zuführen, sondern machten selbst die weiten Reisen bis zu den Argippäern (im jetzigen Kirgisengebiete) so häufig, dass Herodot das Land bis dahin „sehr wohl bekannt" nennt. Die Reise ging von Olbia aus durch sieben verschiedensprachige Völkerschaften in nordöstlicher Richtung über Don und Wolga, nämlich zu den Tauriern, Sarmaten, Budinen, Gelonen, Thyssageten, Jyrken und Argippäern. Die nördlichsten dieser Völker, die Thyssageten und Jyrken, waren Jägervölker, die in dichten Wäldern

wohnten, den Tieren auf Bäumen auflauerten und sie mit Pfeilen erlegten oder mit Pferden und Hunden jagten. Die Budinen fingen in Seen und Sümpfen Otter, Biber und andere Pelztiere. Bei den Budinen fand sich sogar eine griechische Niederlassung mit griechischen Heiligtümern, eine grosse hölzerne Stadt, die Hauptniederlage des Pelzhandels, in der die Griechen ihre Waren gegen das sibirische Pelzwerk umtauschten. Denn als Wohnsitze der Jyrken gelten die Landschaften zu beiden Seiten des Urals von Perm bis zum Ob. Dass die Griechen von diesem nördlichen Gebiete zu den Argippäern etwa bis zum Jaxartes reisten, lag darin, dass sie dort Absatz für Pelzwerk, zugleich aber, und das musste sie mächtig reizen, das Gold der goldreichen Gebiete Central-Asiens, ausserdem bei den Nomaden Kamele und Pferde als Lasttiere eintauschen konnten. Gold und kostbares Pelzwerk lockte die gewinnsuchenden Händler in die eisigen Gefilde des Nordens wie in die Steppen räuberischer Nomaden. Das Pelzwerk war das feinste: die Felle der Zobel, Eichhörnchen, Rot-, Blau-, Eisfüchse, Biber, Otter.

64. Farbstoffe. Alle Gespinste und Gewebe zur Kleidung liebte der Orientale mit lebhaften, glänzenden Farben zu schmücken, wie sie die Natur in den sonnigen Ländern mehr als anderwärts erzeugt, ausserdem durch Stickereien mit Gold-, Silber- oder anderen Metall- und Gespinstfäden zu verzieren. Die farbenfreudigen Völker der Mittelmeerländer zeigten gleiche Neigung; lange musste ihrer Armut der Purpurstreifen am Gewande genügen, bis der Wohlstand mehr Aufwand gestattete. Aus Indien kamen zwei berühmte Farbstoffe, der Lack oder die Lakka und der Indigo. Der erstere ist ein wachshaltiges Harz, das durch den Stich der Lackschildlaus aus mehreren ostindischen Bäumen ausfliesst und durch die Substanz der Tiere rotfärbend wird. Ktesias lernte ihn zuerst bei den Indern kennen; er sagt, dass die Inder den Gewändern eine solche Schönheit gäben, dass die persische Färberei dadurch übertroffen würde. Derselbe Schriftsteller führt weiter an, dass sowohl der Farbstoff wie auch fertige Gewänder nach Persien gesandt wurden, letztere von so hoher Schönheit, so wunderbarem Glanze, dass die persischen Könige sie zu tragen pflegten.

Der Indigo, welcher in seinem Namen noch seine Heimat bezeichnet, wird aus dem Safte mehrerer Arten der Indigofera durch Gärung unter Luftzutritt in einem ziemlich umständlichen Verfahren gewonnen. Im 1. Jahrhundert n. Chr. wurde aus Barbarikon der Farbstoff nach dem Westen ausgeführt. In Rom kostete ein Pfund echten Indigos zehn Denare. In Aegypten fand man Mumien aus der Zeit der 18. Dynastie (seit 1580 v. Chr.) mit Zeugen umwickelt, die mit Indigo gefärbt

waren. Es ist nachgewiesen, dass die Indigopflanze frühzeitig nach dem Westen gewandert ist, so auch nach dem Nil-Sudan.

Von anderen Farbstoffen kamen besonders noch Safran, Drachenblut, Sandarak und der berühmteste aller, der Purpur, vor. Es empfiehlt sich, den letzteren mit der Purpurfärberei in dem Abschnitte „Die Phönizier“ zu behandeln.

Der Safran wurde aus Indien, Cyrene, Lycien und Sizilien bezogen, übrigens auch als Heilmittel gebraucht. Von Sokotora wurde das Drachenblut ausgeführt, ein rotes oder rotbraunes Harz, besonders von Dracaena draco gewonnen. Es dient zum Rotfärben der Harzfirnisse, auch als Heilmittel. Unter dem Namen Sandarak und Arsenik wurde in Barygaza und den Häfen Malabars rotes und gelbes Arsenik eingeführt zur Verwendung als Farbstoff, vielleicht auch als Enthaarungsmittel.

65. Andere Waren. Mit den aufgeführten Waren der drei Gruppen war keineswegs die bunte Mannigfaltigkeit des wirklichen Lebens erschöpft; sie waren nur die regelmässig im Strome des Welthandels bewegten, während in den Zeiten des reichst entwickelten Handelslebens der einzelnen Völker noch viele andere sich anschlossen, teils von ihnen neu eingeführte, namentlich Rohstoffe, teils von ihnen neu ausgeführte, namentlich von ihren fortgeschrittenen Gewerben neu erzeugte. Solche Gewerbevölker des Altertums waren die Aegypter, Babylonier, Phönizier, Griechen, Etrusker. Die bunteste Mannigfaltigkeit der Waren floss nach Italien im ersten Jahrhundert des Römischen Kaiserreiches infolge der ausgeprägten Richtung des römischen Luxus auf das Seltene und des damals herrschenden Wohlstandes in Italien. Die Aegypter tauschten schon die Waren Punts ein mit Schmucksachen, wie Perlenschnüren und verschiedenen Arten von Ringen, Waffen und Werkzeugen, wie Dolchen und Aexten, in späterer Zeit die arabischen und indischen Waren gegen leinene und wollene Unter- und Oberkleider, Glasperlen und Glasgefässe, Messing und Kupfer zum Verarbeiten und zum Schmucke, Eisen zu Lanzenspitzen, Beile, Holzäxte, Dolche, kupferne Becher, silberne und goldene Gefässe, persische Pelze. Mit denselben und ähnlichen Erzeugnissen ihrer Gewerbe tauschten die übrigen Gewerbevölker die kostbaren Rohstoffe Indiens, Centralasiens, Arabiens, Aethiopiens und Nubiens, des Sudans, Spaniens, Britanniens, des Weichselgebietes, Sibiriens, denn alle diese Gebiete lieferten fast ausschliesslich Rohstoffe.

Einige dieser Waren noch kurz hier zu erwähnen erscheint zweckmässig, da sie doch zu verschiedenen Zeiten auftreten und ihr Umsatz einen erheblichen Umfang erreichte.

66. Murrhinische Gefässe. Nach dem Periplus m. E. wurden sie aus Barygaza ausgeführt, wohin sie über Ozene und vielleicht Poklaïs oder der Umgegend um Puschkala gebracht wurden. Nach anderen Nachrichten kamen die Steine zu den kostbaren Gefässen aus dem Parthischen Reiche, vorzugsweise Karamanien. Wegen der Ausfuhr über Indien sind Fundorte des Rohstoffes in Ostiran, vielleicht Baktrien wahrscheinlich. Welcher von den geringeren Halbedelsteinen das Rohmaterial zu den Gefässen lieferte, ist nicht sicher. Meist nimmt man den Flussspat an, der in verschiedenen Farben, häufig ausgezeichnet schön grün, rot, blau, violett, gelb, weiss vorkommt, heute besonders in Derbyshire, wo Vasen, Becher, Teller aus den grösseren Stücken verfertigt werden. Andere haben Feld-, Kalk-, Adularspat angenommen, Gergens (vgl. Fabricius, Periplus m. E. S. 121) Achatkugeln.

Nach Rom brachte die ersten murrhinischen Trinkgefässe Pompejus bei seinem dritten Triumphe nach der Besiegung der kleinasiatischen Völker 51 v. Chr. Von da an nahm der mit ihnen getriebene Luxus rasch zu. Murrhinische Gefässe zu besitzen gehörte zur Mode. Es wurde üblich, sie am Ende der Mahlzeiten absichtlich zu zerbrechen. Plinius berichtet, dass für ein Stück murrhinum, nicht grösser als zur Herstellung von drei Bechern dienend, deren jeder einen Sextarius oder den 48. Teil einer Amphora fasste, 6000 M (nach anderer Lesart 12000 M) bezahlt wurde. In Diospolis in Aegypten wurden die murrhinischen Gefässe aus Glas nachgeahmt und die Erzeugnisse z. B. nach Axum ausgeführt.

67. Pferde. Die zunehmende Wertschätzung und Verwendung des Pferdes führte zum Handel mit demselben. In Vorderasien erscheinen die Phönizier als Hauptvermittler des Pferdehandels. Ihre Bezugsgebiete waren Aegypten und Armenien. In dem ersteren Lande hatte die Pferdezucht Ausdehnung erlangt, wie sich, wenn auch erst für spätere Zeit, aus Genesis 47, 17 ergiebt, wonach Joseph den darbenden Viehzüchtern für ihre Pferde, Rinder, Schafe und Esel Getreide gab, ebenso aus der Erzählung über den Pferdehandel Salomos (§ 31).

Viel bedeutender mag zu allen Zeiten Indiens Pferdehandel gewesen sein, da Klima und Nahrung des Landes dem Gedeihen des Tieres ungünstig sind, die Inder dasselbe aber wegen seiner edlen Eigenschaften stets begehrten. Den Handel begünstigte der Umstand, dass die Gebiete der ausgedehntesten Pferdezucht nicht allzu weit von Indien entfernt waren, die Steppen Turans und der angrenzenden Gebiete. Von den Saken und Tukharern, turanischen Völkern, führten

die baktrischen Kaufleute von der epischen Zeit an andauernd den Indern die besten Pferde und die besten Kamele zu. Ferner holten die westlichen Inder selbst Pferde aus dem östlichen Kabulistan und bekamen auch aus dem östlichen Indien gut dressierte Pferde als Gespanne der Streitwagen. Nach buddhistischen Schriften brachte ein einziger Kaufmann 500 Pferde aus dem Norden nach der Stadt Mathura. Auf die freudig empfangene Gesandtschaft eines Königs von Siam (zwischen 222 und 227 n. Chr.) sandte ein Herrscher am Indus als Gegengeschenk vier kostbare Pferde aus dem Lande der Yuĕ-tschi am Oxus und Jaxartes.

Aus Turan führten ferner griechische Kaufleute Pferde und Kamele aus, mindestens als Last- und Reittiere auf ihren Rückreisen nach dem Schwarzen Meere. Als die Chinesen nach vierjährigem Kampfe 101 v. Chr. Ferghana bezwungen hatten, wählten sie aus den trefflichsten Pferden der Edlen „mehrere Zehner der besten Gattung und etwa 3000 der zweiten und dritten“.

68. Elefanten. Da der Elefant weit geringere Verwendung als Last- und Kriegstier gefunden hat, ist auch der Handel mit demselben sehr gering gewesen. Von Ceylon aus wurden Elefanten auf Schiffen nach Kalinga (an der Westküste Vorderindiens) verfrachtet. Der Gebrauch der indischen Herrscher, Kriegselefanten zu halten, fand eine Zeit lang im Westen Nachahmung, nicht bei den Römern. Es waren indische Elefanten, die als Geschenke von Fürsten oder als Handelsware dahin gelangten. Denn der afrikanische Elefant ist im Altertume nur ausnahmsweise zum Dienste der Menschen herangezogen worden; er wurde gejagt um seiner Zähne willen. Daher ist er auch selten als Handelsware im Westen vorgekommen. Hatschepsut erhielt unter den „Tributen“ aus Nubien einen Elefanten. Für die römischen Cirkuskämpfe wurden Elefanten aus Mauretanien eingeführt.

69. Verschiedene Tiere. Die Neigung, auffällige Tiererscheinungen in Tiergärten zur Schau zu stellen, ist vielfach früh im Oriente hervorgetreten. Tiglat-Pileser I. und Assurnasirpal hielten, zähmten und züchteten viele fremde Tiere in ihren Jagdparken. Zu gleichem Zwecke wie dritthalb Jahrtausende später die ägyptischen Chalifen und ihre Grossen fremde Tiere bezogen, liessen sich auch die Herrscher der 18. Dynastie: Hatschepsut, Dhutmes III. und Tutanchamon solche als „Tribute“ liefern. Aus Punt erhielten sie Affen und Leoparden, aus Aethiopien Affen, Leoparden, Giraffen, aus Syrien Löwen, Bären, Elefanten. Auch Agatharchides erwähnt, dass aus dem Troglodytenlande und Aethiopien verschiedene Affenarten in Alexandria eingeführt wurden.

Die Römer bezogen für ihre circensischen Spiele Löwen, Parder, Leoparden, Panther, Elefanten. Sie bezogen auch zu anderem Zwecke den Pfau, der vielleicht schon unter den Ophirwaren (tukkijîm) vorkommt. Der im Westen angestaunte Vogel stammt aus Indien, wo ihn Alexander in wildem Zustande in einem Walde voll unbekannter Bäume fand. Auch sein Name (tukkijîm) gilt für indisch (vom Sanskritwort çikhi, vgl. Hehn, 6. Aufl. S. 343). Und doch ist die Annahme, dass der Pfau zur Zeit der Abfassung des 1. Buches der Könige (10, 22) im Westen bekannt gewesen sei, nicht ohne Bedenken. W. Max Müller sagt (S. 111, Anmerkung 1): „In der Hauptstelle 1. Kön. 10, 22 (Parallelstelle 2. Chron. 9, 21) fehlen die angeblichen Pfauen ..... anscheinend in der Septuaginta, scheinen also ein Einschiebsel; ohnedies läge eine Emendation des schweren Wortes nahe.“ Wäre aber selbst der Pfau wirklich an Salomos und Hirams Hof gekommen, so ist er doch lange eine Seltenheit im Westen geblieben. In Griechenland ist er vielleicht zuerst im Heräum auf Samos gehalten worden, wahrscheinlich nach Polykrates' Zeit. Um 440 v. Chr. liess sich das neugierige, schaulustige athenische Volk von der Erscheinung des glänzenden Vogels aufregen, worüber die Komiker viel spotteten. Ein reicher Vogelzüchter, Namens Demus, Sohn des Pyrilampes, wurde seiner Pfauen wegen von Neugierigen überlaufen, selbst aus fernen Landschaften, wie Lacedämon und Thessalien, sodass er nur jeden Monat einmal, am Tage des Neumondes, den Zutritt gestattete. Ein Paar der seltenen Vögel kostete damals 10000 Drachmen (= 9000 Mark). Im 4. Jahrhundert musste sich der Geschmack an ihnen verbreitet haben; denn der Komiker Antiphanes sagte: „Sonst war es etwas Grosses, auch nur ein Paar Pfauen zu besitzen, jetzt sind sie häufiger als die Wachteln.“ Mit der griechischen Herrschaft und Kolonisation drang nach Alexander auch der Pfau in die Städte und Gärten des inneren Asiens. Dem römischen Luxus konnte das dem fernen Wunderlande Indien angehörige seltene Tier natürlich nicht entgehen. Der Redner Hortensius, ein Zeitgenosse Ciceros, soll zuerst Pfauenbraten auf die Tafel gebracht haben, als er nach seiner Ernennung zum Auguren ein prächtiges Gastmahl gab. Sein Beispiel fand bald allgemeine Nachfolge, obschon das Fleisch, wenigstens der älteren Tiere, ziemlich ungeniessbar ist. Horaz warf seinen Zeitgenossen vor: Wird ein Pfau aufgetragen und daneben ein Huhn, da greift alles nach dem Pfau — und warum? weil der seltene Vogel Goldes wert ist und ein prächtiges Gefieder ausbreitet, als wenn dadurch dem Geschmacke geholfen würde. Auf den reichbesetzten Tafeln standen auch Pfauenschweife, als Fliegenwedel brauchbar. Die all-

gemeine Nachfrage führte zur Zucht ganzer Herden in Pfauenparken, während gleichzeitig der Handel indische Tiere lieferte.

70. Werkhölzer. Notwendige Zufuhren bildeten für verschiedene Länder ausländische Werkhölzer. Aegypten und Babylonien brachten als Schwemmländer wohl Sykomoren, Dattelpalmen und Cypressen hervor, die allenfalls auch zum Bau von Flussschiffen genügten, nicht aber zum Bau von Seeschiffen, Brücken und Häusern grösserer Ausdehnung. Daher hat Babylonien Zufuhren ausländischen Holzes seit Gudeas Zeiten erhalten. Ob das Ta-as-Holz und Chesit-Holz, welches Hatschepsut aus Punt erhielt, ein gröberes Bau- oder in Anbetracht der Landbeförderung ein feineres Zierholz war, hat Lieblein nicht bestimmt. Für den griechischen Schiffbau wurde die Gewinnung von Schiffbauholz an den kleinasiatischen Küsten des Schwarzen Meeres vorteilhaft. Indien lieferte den persischen Häfen Pfosten des Maulbeerbaumes und Balken vom Tikbaume, beide zum Schiffbau geeignet. Im Altertume kam das Tikholz nur aus den Wäldern Malabars in halber Höhe der Ghats.

Das meistgenannte Zierholz des Altertums war das Ebenholz. In dem Grabe des Ti, der etwa 2600 v. Chr. in Aegypten lebte, fanden sich bereits mehrere Gegenstände aus Ebenholz verfertigt vor. Punt wie Aethiopien lieferten nach den Denkmälern schwarze Ebenholzblöcke in Menge. Ob das in Punt eingetauschte in Afrika oder in Indien gewachsen war? Die Heimat des Ebenholzbaumes kann die Frage nicht entscheiden, da Diospyrus Ebenum nicht bloss in Afrika, sondern auch in Vorderindien, hier ausserdem noch mehrere andere Ebenholzarten vorkommen. Benutzt wird lediglich der Kern des Ebenholzbaumes; er ist von schwarzer Farbe, sehr hart, schwer und so dicht, dass die Jahresringe nicht zu unterscheiden sind.

71. Sklaven. Eine der wichtigsten Waren des Altertums, die auch im Mittelalter und wieder im 17. und 18. Jahrhundert einen hervorragenden Rang im Welthandel eingenommen hat, im 19. Jahrhundert allmählich, zur Ehre der Menschheit hoffentlich für immer, ausscheidet, sind die Sklaven.

Das Halten von Sklaven, Leibeigenen, Hörigen ist auf verschiedene Weise entstanden. Zunächst war es in den ackerbautreibenden Staaten eine natürliche Folge des persönlichen Grundbesitzes. War kein Land verfügbar, so konnten bei Geltung des Erstgeburtsrechtes die jüngeren Söhne keine Selbständigkeit erlangen, sie mussten Tagelöhner, Knechte werden. Hatte der älteste Sohn keinen gesetzlichen Vorzug, so erfolgte Erbteilung, die bald in weiterem Fortschreiten dahin führte, durch zu geringe Grösse des Besitzes die Familie nicht mehr zu er-

nähren. Die natürliche Verschiedenheit der Ergebnisse der Wirtschaft, Epidemien, Misswachs, Kriege trugen bei, ursprünglich freie Männer wirtschaftlich unexistenzfähig zu machen und zum Dienste als Tagelöhner oder Pächter der Grossgrundbesitzer zu nötigen. Denn anderseits erfolgte durch Heirat einer Erbtochter, erblosen Abgang des Besitzers und anderweitigen Erwerb Vereinigung mehrerer Landhufen in einer Hand. Die entstehende Ungleichheit des Besitzes führte zur Bildung eines Adels und einer Adelsherrschaft. So wie der kleine Bauer seine ursprünglichen Rechte im Heerdienste wie in der Stammversammlung nicht mehr zu nützen oder zu wahren vermochte, fehlte ihm der Rechtsschutz; er war nicht fähig seinen Besitz zu verteidigen, wenn mächtige Männer ihm sein Gut raubten. So war die Freiheit ein zweifelhafter Besitz, den er hingab, um den Schutz eines mächtigen Mannes zu gewinnen. „Den Mächtigen suchten die Schwachen."

Verhängnisvolle Folgen zeitigte das Aufkommen der Geldwirtschaft. Die Bedürfnisse vermehrten sich, für jede Anschaffung brauchte der Bauer Geld, das er nicht hatte, doppelt viel in Notjahren; er konnte die Abgaben, den Pacht nicht leisten, verfiel in Schulden, verlor sein Grundstück oder seine Pachtung und wurde zum unfreien Knechte. Da der Gläubiger Arbeitskräfte in Fülle hatte, es auch unbequem sein mochte, den früher freien Stammesgenossen selbst als Knecht zu haben, so verkaufte er ihn mit seiner Familie in die Fremde. Dieser Prozess vollzog sich bei den Griechen, den Römern, den Völkern des Mittelalters, vollzieht sich in anderer Gestalt in der Gegenwart.

Einen anderen Weg zur Ausbildung der Sklaverei bahnten die kriegsrechtlichen Anschauungen. Nach dem ältesten Kriegsrechte wurde der überwundene Feind vernichtet, getötet; einer Regung der Barmherzigkeit folgend, schenkte man den Weibern und Kindern das Leben, machte sie aber zu Sklaven. Später begann man den lebend gefangenen Feind zu schonen. Der Name „Heloten" für Leibeigene soll entstanden sein, als die Spartaner die Stadt Helos nahe der Eurotas-Mündung zerstörten und die Gefangenen zu ihren Knechten machten. Bei den Griechen galt jenes grausame Kriegsrecht, das den Feind zum Sklaven des Siegers machte, bis ins 5. Jahrhundert selbst gegen Griechen.

Am meisten Sklaven sind zu allen Zeiten entstanden durch den Menschenraub zum Zwecke des Verkaufes. Im früheren Altertume trieben alle Seevölker Sklavenraub, Phönizier wie Griechen, Etrusker, zunächst gelegentlich, da alles Fremde als gute Beute betrachtet wurde. Das Uebel wurde furchtbar, als die Sklavenhaltung in Griechen-

land zu gewinnbringender Arbeit, in Rom noch mehr für den prahlerischen Luxus ungeheure Ausdehnung gewann. In der homerischen Zeit kam bei den Griechen der Kaufsklave noch ziemlich selten vor; der mächtige Aufschwung des Gewerbebetriebes hat zur massenhaften Verwendung von Sklaven geführt. Die Insel Chius hat den traurigen Ruhm, der erste griechische Sklavenstaat gewesen zu sein. Von Jonien aus verbreitete sich die Sklavenarbeit nach dem Mutterlande. Korinth, Aegina, Chalcis, Eretria und die übrigen Fabrikstädte sahen die Zahl der Sklaven beständig wachsen, oft weit über die freie Bevölkerung hinaus. Die Sklavenschaft des ganzen Gewerbebezirkes des europäischen Griechenlands betrug um die Mitte des 5. Jahrhunderts über $^1/_4$ Million, etwa so viel wie die freie Bevölkerung. Noch weit grösser waren die in Rom zur Arbeit und zum Luxus verwendeten Sklavenmassen. Zur Zeit des Augustus bedauerte ein Freigelassener in seinem Testamente, seinem Erben nur 4000 Sklaven zu hinterlassen. Ein Schriftsteller sagt, dass vornehme Römer, nicht zur Arbeit, sondern zur Prahlerei 15—20000 Sklaven besassen. Von Rom aus verbreitete sich das Sklavenhalten in die Provinzen.

Das Hauptbezugsgebiet war das ganze Altertum hindurch das Schwarze Meer. Das Innere wie die Nordküsten Kleinasiens, ganz besonders die Länder am Kaukasus und Scythien, aber auch Thracien lieferten immer neue Massen auf die Sklavenmärkte in Dioskurias, Pantikapäum und Phanagoria. Zur Römerzeit traten an die Stelle der beiden letzteren Phasis, Amisus und Sinope; alle diese Märkte überragte eine Zeit lang Delus, wo einst an einem Tage 10000 Sklaven verkauft wurden, ohne die Nachfrage zu befriedigen. Den Römern genügte dieses Gebiet nicht. Die Mittelmeervölker aller drei Erdteile und selbst von diesem Binnenmeere weit entfernte Völker waren in den römischen Sklavenscharen vertreten. Besonders beliebt waren die semitischen Sklaven: Syrer, Juden, Phönizier; wegen ihrer Arbeitsamkeit, Ausdauer und leidenden Ergebung schienen sie für den Sklavenstand wie geschaffen; Judaeis et Syris, nationibus natis servituti, sagt Cicero, und Plautus nennt sie genus patientissimum. Juvenal beklagte sich bildlich, dass der syrische Orontes sich in den Tiber ergiesse. Schon die jüdischen Propheten machten den Phöniziern bittere Vorwürfe, dass sie Knaben und Mädchen, selbst ihrer Nachbarn, der Juden, an die Griechen verkauften. Die Phönizier bezogen ausserdem aus den kaukasischen Ländern Sklaven, besonders für die Harems der Orientalen. Die lydische Hauptstadt Sardes war auch ein Markt des Sklavenhandels. Bindusâra, seit 291 v. Chr. König des Maurya-Reiches in Indien, bat Antiochus Soter, ihm Wein und Feigen zu schicken und

einen Sophisten zu kaufen; er mochte glauben, dass man griechische Sophisten ebenso gut kaufen könne wie griechische Mädchen; denn solche sind zuerst wohl als Zofen und königliche Dienerinnen an Tschandraguptas Hof und die Höfe anderer indischen Fürsten gekommen, dann mehr und mehr ein wirklicher Handelsartikel geworden. Nach dem Periplus m. E. führte man auch dem über Barygaza herrschenden Könige „der Musik kundige Knaben und schöngestaltete Jungfrauen“ zu. Dieselben kamen wegen der Schulung der ersteren wahrscheinlich aus Aegypten oder Europa, obschon aus Persien und der Somalihalbinsel Sklavenausfuhr erfolgte; denn die Somali werden bezeichnet als „vorzüglichere Sklaven, die mehrenteils nach Aegypten ausgeführt werden“. Aus Aegypten aber wurden Nubier, Abessinier und aus den nordafrikanischen Häfen Neger in immer grösseren Massen auf die italienischen Märkte gebracht; das grösste Sklavenausfuhrgebiet war eröffnet.

72. Handelsmittelpunkte. Bei der Betrachtung des Karawanenhandels stellte sich als eine besondere Eigentümlichkeit dessen Stetigkeit heraus, hauptsächlich davon abhängend, dass die wichtigen Erzeugungs- und Verbrauchsgebiete durch ausgedehnte Steppen und Wüsten getrennt, die Reisen durch diese aber bezüglich der Ausgangs-, Durchgangs- und Zielpunkte kaum in Jahrtausenden Veränderungen unterliegen. Die dort bezeichneten Verhältnisse nötigten zur Wahl von Einbuchtungen kultivierter Gebiete als Ausgangs- und Endpunkten wie der Oasen als Durchgangspunkten der Wüstenreisen. An solchen Punkten vollzieht sich zunächst das Geschäft der Weiterbeförderung durchgehender Waren, entwickelt sich jedoch auch ein Eigenhandel. Denn die Lasttiere sind häufig nicht vermietbar, sondern nur verkäuflich; die Nahrungsmittel müssen auf jeden Fall gekauft werden. Der Absatz macht die Ortsbewohner kauffähig, sie tauschen für ihre Waren billigen Schmuck, Gewürze und Wohlgerüche, Gewänder ein. Die Kenntnis dieser Dinge durch die Nomaden oder Bewohner der Nachbarschaft veranlasst Austausch mit den Plätzen der Karawanenstrasse, es entstehen Seitenlinien, welche den Verkehr jener Handelsplätze steigern, auch dadurch, dass sie zur Ausbildung von Gewerben Veranlassung geben.

Nicht selten umschlossen die Haltplätze der Karawanen das Heiligtum einer Gottheit, den Dienst eines Kultus und wurden dadurch zugleich das Ziel frommer Wallfahrten für einen näheren oder weiteren Umkreis. Der Schutz der Gottheit sicherte Leben und Eigentum der Händler, ja begünstigte auch den zuziehenden Händler durch Festsetzung eines Gottesfriedens. Die Wallfahrer benutzten die Gelegen-

heit zum Einkaufe, bald auch zur Deckung der Reisekosten zum Verkaufe: die Wallfahrer oder Pilger wurden zugleich Händler.

Aehnliche Verhältnisse bedingen die Entwickelung von Handelsmittelpunkten in kultivierten Gebieten. Die Faktoren, welche hier ein mehr oder minder günstiges Ergebnis bedingen, sind die Vereinigung von Bodenfurchen und Wasserstrassen, durch Gunst des Klimas und Bodenbeschaffenheit gesteigerte Menge begehrter Waren aus einem möglichst weiten Zufuhrgebiete, leichter Absatz zu Wasser und zu Lande nach aufnahmefähigen und wertvolle Gegenleistung gewährenden Handelsplätzen.

Memphis blieb die wirtschaftliche Hauptstadt Aegyptens, mochte die Residenz auch nach Theben, Sais oder einer anderen Stadt verlegt sein. Alexandrias Handel erreichte seinen Höhepunkt erst, als sich mit dem ägyptischen Warenstrome der indisch-äthiopische über Koptus nilabwärts vereinigte und nach Rom gesteigerten Abfluss fand. Mochte in dem fruchtbaren, von den grossen Handelsstrassen von Indien und Centralasien nach Syrien, vom Persischen Busen nach dem Mittel- und Schwarzen Meere durchschnittenen, die Warenzüge aus Arabien und Aegypten aufnehmenden Euphrat- und Tigris-Tieflande Babylon, Seleucia, Ktesiphon, Bagdad zerstört werden, immer entstand an Stelle oder in der Nähe der zerstörten Stadt ein neuer Platz des Welthandels. Nach Aufhebung des römischen Fluches über die Stätte des zerstörten punischen Karthago entstand das römische Karthago, welches im 1. Jahrhundert n. Chr. mit Alexandria und Gades an Grösse wetteiferte; die Lage an der Hauptdurchgangsstrasse aus dem östlichen in das westliche Becken des Mittelmeeres, am Endpunkte der Karawanenstrassen aus dem Sudan, die ausserordentliche Fruchtbarkeit und der sorgfältige Anbau Nordafrikas bewirkten die schnelle Blüte. Auf weniger natürlichen, dauernden Grundlagen ruhte Roms Bedeutung als Welthandelsplatz. Es war nicht der Vereinigungspunkt der Naturlinien eines weiten reichen Hinterlandes, nicht die Stätte blühenden Gewerbes, nicht ein Mittelpunkt gedeihenden Zwischenhandels, sondern eine Stätte massenhaften Verbrauches, ebensowohl der notwendigsten Nahrungsmittel wie der seltensten und teuersten Luxusartikel, so lange die Machtstellung des Reiches der Verwaltung wie den Kapitalisten und der Kaufmannschaft die Provinzen auszusaugen gestattete und in denselben etwas auszusaugen war.

73. Messen und Märkte. Nicht bloss zu gemeinsamer Steppen- und Wüstenreise versammelten sich die Reisenden an gewissen Orten zu gewissen Zeiten, es fand vielfach regelmässig zu Kauf und Verkauf ein örtliches und zeitliches Aufstauen der Waren und ihrer Besitzer

statt. Alle Gegenden unentwickelter Verkehrsverhältnisse müssen zu solchen Festsetzungen ihre Zuflucht nehmen. Die Lage an einer Furt, an einem Stromübergange, am Vereinigungs- oder Schnittpunkte mehrerer Verkehrslinien, am Ausgange eines wichtigen Gebirgsüberganges, an einem natürlichen Hafen, in dessen Nähe zugleich Verkehrslinien des Hinterlandes münden, führte dem Markte grössere Scharen von Käufern und Verkäufern zu. So lange die Fremden zu ganz beliebigen Zeiten ankamen, fanden sie oft erst nach langem Warten Gelegenheit zum Kaufe und Verkaufe und erlitten dadurch erhebliche Kosten. Diese Erfahrung drängte zur Festsetzung bestimmter Zeiten zu Kauf und Verkauf der Fremden.

Als solche Zeitpunkte boten sich vielfach von selbst die Hauptfeste der Schutzgottheit des Ortes oder die Feste anderer Heiliger oder sonstige nationale Festtage. Denn an solchen Tagen sicherte den Verkehr ausser der Unverletzlichkeit des Marktfriedens noch die Heiligkeit des Gottesfriedens, und zu diesen Festen strömte ja ohnedies die Bevölkerung der Umgebung zu, aus um so weiteren Gebieten, je angesehener die Gottheit oder je grösser der Bevölkerungskreis war, welcher sich national verbunden fühlte. Daher benennt man noch heute Märkte und Messen nach einem Heiligen oder einem religiösen Feste.

Im Oriente werden noch jetzt die Hauptmessen gleichzeitig mit den grossen Wallfahrten nach den heiligsten Stätten abgehalten, so in Mekka, so in Hardwar in Indien. Das muslimische Pilgerfest in Mekka geht als Frühlingsfest der Araber in die ältesten Zeiten zurück. Die Lage der Städte Mekka, Medina, Okatz und Karna war in geographischer und ethnographischer Beziehung so wichtig, dass sich hier Süd- und Nordarabien zu ihren Handelsbeziehungen immer die Hände reichen mussten. Sehr alt waren auch die Messen in Karrhä (Charan), Batne (einige Meilen westlich) und Mabug (Hierapolis oder Bambyce, etwas westlich vom Euphrat). Aus dem entlegenen Sabäergebiete zogen Karawanen nach dem Nordrande des Persischen Busens, durch Babylonien, unterwegs ihre Waren zum Teil umsetzend, und nahmen dann an den Märkten der vorgenannten Städte teil, worauf sie nach Gabala und anderen syrischen Handelsplätzen weiter zogen. Selbst Jeremias sagt: „Die Völker strömten zu den Festen Bals zusammen.“ Die Feste der Israeliten waren gleichfalls mit Märkten verbunden. In Aegypten feierte man alljährlich in mehreren Städten grosse Feste, bei denen entweder der König oder ein Prinz erschien. Die Feste zu Bubastis, Sais, Heliopolis, Buto und Papremis zogen eine unzählige Menschenmenge an und waren mit grossen Messen verbunden,

zu welchen sich besonders phönizische Kaufleute einfanden. Für das innere Kleinasien war Komana ein anziehender Mittelpunkt während der festlichen Umzüge der Göttin Mylitta. In Griechenland verband man mit den grossen Festversammlungen zu Delphi, Korinth, Olympia, Delus u. s. w. Märkte. Auf der Messe im Haine der Feronia am Berge Sorakte tauschten etruskische, römische und sabinische Kaufleute ihre Waren aus, während beim Tempel der Voltumna im Gebiete von Volsinii nur Etrusker und Römer erschienen.

74. Wertmesser. Der blosse Tauschhandel, der Tausch von Ware gegen Ware, kann sich nicht mehr halten, sobald ein regelmässiger Warenumsatz eintritt. Auf dieser Stufe werden die Waren abgeschätzt gegen einen Gegenstand des häufigsten Gebrauches. Als solche Wertmesser kamen und kommen bei den Völkern der verschiedensten Klimate und Kultur die verschiedenartigsten Dinge vor (§ 4). Stärkere Zunahme des Handels veranlasst sorgfältigere Wertabschätzung der Güter und führt damit, um Verluste zu vermeiden, zur Anwendung vollkommenerer Wertmesser. Diese Stufe der Entwickelung haben zuerst die grossen Handelsplätze Vorderasiens erreicht. Als geeignetere Wertmesser boten sich ihnen die Edelsteine, besonders der Lapislazuli und Malachit (§ 49) dar, welche insbesondere bei den Aegyptern in hohem Ansehen standen, vor allem aber die beiden Edelmetalle Gold und Silber. In Aegypten, Babylonien, Phönizien waren seit uralten Zeiten Gold und Silber die gebräuchlichsten Wertmesser.

Dagegen hat sich in anderen Ländern der Gebrauch der Tiere als Wertmesser längere Zeit erhalten. In Indien kauften die fremden Händler zur altvedischen Zeit Gold in Platten oder Ringen, Edelsteine, Gewürze u. a. gegen Rinder als übliches Tauschmittel, die später durch Metall nach dem Gewichte ersetzt wurden. In Griechenland dienten in der mycenischen und homerischen Zeit Rinder und Schafe als Wertmesser (vgl. § 511). Die Naturalwirtschaft hat sich in der griechischen Welt in ihren letzten Spuren bis in späte Zeiten erhalten (vgl. § 418). Im ältesten Rom waren ebenfalls die Bufsen in Viehhäuptern bestimmt.

Gegenüber den Tieren boten Gold und Silber mehrere Vorzüge. Jahrtausendelang haben in der Form von Barren und Ringen Gold und Silber in den alten Kulturstaaten als Wertmesser gedient, in den letzten Jahrhunderten ihres Gebrauches wenigstens nach bestimmtem Gewichte ausgebracht. In anderen, meist ärmeren Staaten, sind neben oder vor Gold und Silber auch unedle Metalle, Eisen und Kupfer, gebraucht worden. In Indien haben sich bloss nach dem Gewichte bestimmte Stücke Silber, Kupfer, Bronze in Menge, Goldstücke in geringer Anzahl gefunden, die der Zeit bis zum 5. Jahrhundert herab

angehören. In Griechenland begann man in homerischer Zeit neben dem Vieh auch die Metalle als Wertmesser zu verwenden, und zwar Gold und Silber, da diese aber noch lange recht selten blieben, vorzugsweise Eisen und Kupfer (vgl. § 511).

75. Münzen. Welche Form diese Metallstücke auch hatten, sie waren noch immer Ware, die der Verkäufer entweder auf Treu und Glauben annehmen oder nach Gewicht und Feinheit nachprüfen musste. Die Münze ist erst dadurch entstanden, dass der Münzherr (Staaten oder Gemeinden) die Metallstücke von bestimmtem Gewichte und bestimmter Feinheit herstellte, zu dessen Sicherung sein Siegel (Wappen) auf dieselben setzte und sich verpflichtete, dieselben zum vollen Werte anzunehmen. Dadurch erst ist das Metallstück dem Kreise der Waren enthoben, der Wertmesser in eine bequeme Form gebracht, durch den Münzherrn gewährleistet worden und geniesst dadurch das öffentliche Vertrauen.

Die unedlen Metalle, Eisen und Kupfer, standen nicht hoch genug im Werte, als dass sich die Kosten der Prägung gelohnt hätten; sie konnten höchstens als Scheidemünze, für den Gebrauch im Klein- und Binnenverkehr, Verwendung finden. Es ist von Anfang an zunächst nur in dem sogenannten Weissgolde oder Elektron, einer Mischung von 70% Gold und 30% Silber, wie die Wäschen des Paktolus und die lydischen Bergwerke es enthielten, gemünzt worden. (Ueber Erfindung und Verbreitung der Münzen vgl. § 511. 512.)

Von der Westküste Kleinasiens aus verbreitete sich die Erfindung der Münze in raschem Laufe durch die gesamte griechische Welt bis nach Italien, langsamer östlich nach Asien hinein. Vielleicht ist durch die persischen Verbindungen unter Darius auch Indien mit der Erfindung bekannt geworden; denn die ältesten Metallstücke aus Gold, Silber, Kupfer, Bronze mit Figuren oder Symbolen als Stempelmarken reichen in die älteste buddhistische Zeit hinauf, wenn nicht noch weiter.

In Rom wurden wirkliche Münzen erst zur Zeit der Decemvirn eingeführt, obschon Servius die Einführung des aes signatum zugeschrieben wurde. Es trat demnach an die Stelle der Viehwährung die Kupferwährung. Beim Triumphe über die Samniten 293 v. Chr. wurden 2033000 Pfund Kupfer und nur 1330 Pfund Silber in den Schatz gelegt, aus Etrurien 380000 Pfund Kupfer. Die Silberwährung führte Rom kurz vor dem ersten Punischen Kriege ein. Seit der Gründung des Weltreiches unter Pompejus und Cäsar überwog die Goldcirkulation. Der Staatsschatz bestand während der Kupferwährung grösstenteils in Silber, während der Silberwährung aus Gold. Das Münzregal nahmen die Römer derart für sich in Anspruch, dass sie seit 88 v. Chr.

allen italienischen Unterstaaten nur noch die Ausprägung von Scheidemünzen gestatteten. Als Augustus Herrscher geworden war, behielt er sich die Gold- und Silberprägung vor, beliess dem Senate nur die Kupferprägung. Im Osten, wo auch Satrapen und Städte des Perserreiches ein beschränktes Münzrecht ausgeübt hatten, stand den wichtigeren Provinzialstädten das Münzrecht noch lange zu, bis Aurelian, durchgreifender noch Diokletian es abschaffte.

Der Gedanke, das Edelmetall durch einen minder kostspieligen Stoff zu ersetzen, ist schon den Alten bekannt gewesen. Doch haben sie praktisch, mit Ausnahme der Karthager, fast nur in Notfällen und vorübergehend davon Gebrauch gemacht. Das karthagische Ledergeld, so hergestellt, dass irgend ein Gegenstand von der Grösse einer Münze in eine lederne Hülle mit dem Staatssiegel verschlossen wurde, erinnert an unser Papiergeld; es lief auch um, als wenn es die betreffende Münze selbst wäre. Dionysius I. gab Zinnmünzen statt silberner aus.

76. Wechsel. Der Erfindung des Wechsels haben die höchst entwickelten Zeiten des klassischen Altertums bereits ziemlich nahe gestanden. Als Plato nach Aegypten reiste, verkaufte er Oel von seinem Landgute an einen nach Aegypten handelnden Kaufmann, fuhr selbst auf dem Schiffe mit, hatte inzwischen Pfandrecht an der Ware und bekam sein Geld, sobald der Kaufmann dieselbe verkauft hatte. Aus Demosthenes' Rede gegen Apaturius wird ein System von Verbürgungen der Kaufleute untereinander erkennbar, das den Wechselverkehr einigermassen ersetzte. Cicero liess als Prokonsul den Erlös seiner Beute zurück und nahm statt desselben eine Verschreibung auf Rom mit zur Vermeidung von Seegefahr.

77. Geldhandel. Das Steigen des Verkehrs, die zunehmende Kapitalanhäufung führte zur Ausbildung einiger Zweige des Geldhandels. Das Geschäft des Geldwechsels hat auf den niederen Kulturstufen grössere Bedeutung als auf den höheren infolge der Mannigfaltigkeit, Ungeschicklichkeit und Unsolidität des Münzwesens. Die Geldwechsler Athens hatten in der Mehrzahl ihre Geschäftsstätten im Piräus vereinigt, ähnlich die jüdischen Wechsler vor dem Tempel in Jerusalem, die römischen auf dem Forum.

Die Vorsichtsmassregeln, welche der Geldwechsel gegen Diebstahl und andere Gefahren erforderte, sind wohl vielfach die Ursache gewesen, den Geldwechslern auch Werte anzuvertrauen. An das Depositengeschäft schloss sich das Leihgeschäft an. Hierdurch lösten die Bankherren die wichtige wirtschaftliche Aufgabe, den zeitweiligen Kapitalüberfluss in einigen Geschäftszweigen und den zeitweiligen

Kapitalmangel in anderen gewerbmässig auszugleichen. Ihr Geschäftsgewinn bestand darin, gegen höheren Zins auszuleihen, als sie selbst zahlten. Endlich schloss sich daran das Girogeschäft, die blosse Umschreibung in den Büchern auf den Rechnungen der Kunden anstatt wirklicher Zahlungen durch Münzen.

Im demosthenischen Athen hatten die Trapeziten bereits grosse Bedeutung erlangt, da sie zum Teil über die ganze Hellenenwelt Credit besassen.

Wie schon zu der Zeit, als die Geldwirtschaft an die Stelle der Naturalwirtschaft trat, Zinsnehmen und Geldgeschäfte als unsittlich galten, so hat auch später das Treiben der Bankherren vielfach Unmut erregt. Die Erhebung der indirekten Abgaben durch Pächter förderte schon in Athen den Kapitalismus; in Rom hat die in viel grösserer Ausdehnung betriebene indirekte Finanzverwaltung wesentlich beigetragen, Vermögen anzuhäufen und kapitalistischen Betrieb einzuführen. Auch bei den Römern erfolgten schon in den späteren Zeiten der Republik die meisten Zahlungen durch Zu- und Abschreiben in den Büchern der argentarii; in Gallien wurde um 70 v. Chr. bereits kein Pfennig ohne Römer umgesetzt. Das gesamte Geldwesen der Provinzen fiel den römischen Finanzmännern anheim. Ihre rücksichtslose Ausbeutung machte sie unglaublich verhasst.

78. Masse und Gewichte. So lange ein Gebiet ein wirtschaftliches Stillleben, abgeschlossen von anderen, führt, kann es sein eigenes Mass-, Gewichts- und Münzwesen ausbilden und bewahren. Daraus erklären sich die zahllosen örtlichen Verschiedenheiten. Mit dem Steigen des nationalen und internationalen Verkehrs werden die Verschiedenheiten mehr und mehr unerträglich; das Bedürfnis drängt zur Gleichförmigkeit im ganzen Umfange des jeweiligen Verkehrsgebiets, zur Annahme des besten der vorhandenen Systeme. Dazu gehört Unstreitigkeit, die am sichersten durch Einwirkung der Obrigkeit erreicht wird, Unzweideutigkeit des Namens, Unveränderlichkeit der Grösse, Einfachheit, sodass für die in den Verkehr tretenden Mengen möglichst wenig Einheiten gebraucht werden, Uebereinstimmung in allen Teilen des Systems, sodass die Längen-, Flächen-, Körpermasse und selbst Gewichte nach gleicher Regel gebildet und eingeteilt sind, endlich Einteilung nach Zahlen, welche die Rechnung möglichst erleichtern. Auf der untersten Stufe bedienten sich die Völker der Masse allgemein bekannter Naturgegenstände oder mittlerer Leistungen bekannter Arbeitsarten. Solche Masse sind: Fuss, Zoll, Handbreit, Spanne, Elle, Klafter, Mundvoll, Handvoll, Armvoll, Johannisbrotkern, Rosslast, Schritt, Stadium, Plethrum (eigentlich Furchenlänge), Tage-

reisen, Heeresmärsche, Tages- oder Nachtfahrten eines Schiffes, Tagewerk, Joch. Weil die Zahl 12 für die wirkliche Teilung und für das Kopfrechnen, die Zahl 10 für das schriftliche Rechnen bequemer ist, so ziehen die Völker auf niedrigerer Kulturstufe das Duodecimalsystem, auf höherer Kulturstufe das Decimalsystem vor. Sehr bezeichnend ist, dass viele Völker das ältere Kupfergeld duodecimal, das jüngere Silber- und Goldgeld decimal geteilt haben: das römische As = 12 Unzen, der Denar = 10 Asse, der Golddenar = 100 Sesterzien; 1 attische Mine anstatt 60 Schekel in Babylon = 100 Drachmen zu 6 Obolen zu 8 Chalkus.

Merkwürdig ist die gleiche Grösse (= 0,525 m) der ägyptischen königlichen Elle, die schon den Bauten der Pyramidenzeit zu Grunde liegt, und der babylonischen Elle, deren Gebrauch ebenfalls an den ältesten babylonischen Bauten erwiesen ist; sie sind identisch, woraus zu schliessen, dass ein Volk sie vom anderen angenommen hat. Die Priorität ist bestritten. Wahrscheinlicher ist die Verbreitung von Aegypten aus durch die Phönizier über das gesamte vorderasiatische Handelsgebiet. Ueberdies gebrauchten die Aegypter noch eine kleinere Elle von 0,450 m. Auch war die Einteilung verschieden, bei den Aegyptern in 28 Finger, bei den Babyloniern in 6 Palmen zu 4 Finger; daneben bestand bei den letzteren wie gewöhnlich die Sexagesimalteilung. In Hohlmassen ist bis jetzt eine solche Uebereinstimmung nicht erkennbar. Obschon das Wort „hin" ägyptisch, hebräisch, phönizisch die Hohlmasseinheit bezeichnet, ist doch der Inhalt verschieden. In den Gewichten herrscht in ganz Vorderasien, Griechenland und Italien ein von Babylonien ausgehendes System, das mit dem ägyptischen die Grundeinheit der Kite (= 9,096 g) gemeinsam hat; ein Talent = 60 Minen zu 60 Schekel. In Griechenland wurde nach decimaler Einteilung die Mine = 100 Drachmen oder Halbschekel gerechnet, das Gewicht des Talentes in den verschiedenen Staaten abweichend festgesetzt; namentlich für die Edelmetalle entstanden neue, auf dem Wertverhältnisse des Goldes und Silbers beruhende Gewichtsskalen (vgl. § 513).

Zur Sicherung der Masse oder Gewichte wurden Normalmasse oder Normalgewichte auf Rathäusern, lieber noch in Tempeln aufbewahrt. Athen hatte zu Alcibiades' Zeit Normalgewichte auf der Burg, Rom im Kapitol, wohl auch in Herkulestempeln; der Ausdruck „Schekel des Heiligtums" weist auf eine ähnliche Einrichtung der Juden hin.

Die indischen Gesetzbücher Manus und Yajnavalkyas bekunden eine lobenswerte Sorgfalt der Obrigkeit für Aufrechterhaltung ge-

nauer Masse und Gewichte. Beide mussten richtig bezeichnet und aller sechs Monate untersucht werden. Schon der Gebrauch falschen Masses und Gewichtes wurde schwer bestraft, mit den höchsten Geldstrafen aber die Fälscher von Wagen, Gewichten, Massen oder Münzen belegt.

79. Ansehen des Handels und der Kaufleute. Die Beurteilung des Handels und der Kaufleute fällt sehr verschieden aus nach der wirtschaftlichen Stufe des Volkes, dem der Beurteiler angehört, dem Stande des letzteren, der Grossartigkeit oder Kleinheit des Geschäfts; sie muss aber auch verschieden ausfallen, je nachdem die Licht- und Schattenseiten (§ 3) des Handels stärker hervortreten. Die umfassende Befriedigung allgemeiner Bedürfnisse durch bedeutende Warenmengen, die Kenntnisse der Länder, Verkehrswege und -mittel, Rechtsverhältnisse, die Sicherheit seines Verkehrs mit Leuten aller Stände, die in die Zukunft und ferne Gegenden reichenden Erwägungen und Ueberschläge des Grosshändlers nötigen immer Achtung, oft Bewunderung ab. Artet freilich die genaue Berechnung in Gewinnsucht, die Sittenmilde in moralische Gleichgiltigkeit oder Sittenverderbnis, der Kosmopolitismus in Vaterlandslosigkeit, die religiöse Toleranz in offenkundige Missachtung der heiligsten Interessen aus, so werden sittenstrenge Beurteiler das Beispiel als verderblich für ihr Volk ansehen müssen. Dem Kleinhandel droht in jedem Falle Missachtung durch die Beschränktheit aller Verhältnisse, durch die Persönlichkeiten; sie kann sich zum Hasse steigern, wenn die Unehrlichkeit durch verdorbene Waren, durch falsches Mass und Gewicht, im Geldhandel durch rücksichtslose Ausbeutung der Notlage anderer offenkundig wird.

Der Inder der altvedischen Zeit, der das Fremde und Ferne noch in Gegensatz zum Eigenen und Heimischen stellte, der für den Fremden und Feind nur einen Begriff hatte, sah jeden fremden Händler mit Misstrauen an als einen, den nichts als Gewinn und Vorteil leite, betrachtete ihn als einen Habsüchtigen, Geizigen, Hartherzigen, Wucherer, gefrässigen Räuber oder Werwolf, als einen Menschen ohne Ehre, Glauben und Opfer. Noch in der altepischen Zeit waren ihm die aus verschiedenen Richtungen herzuziehenden Kaufleute die Geld- und Gutgierigen. In der brahmanischen Zeit war es dagegen den Brahmanen und Xatriya gestattet, sofern die Not des Lebens es heischte, Vaiçyageschäfte, nämlich Handel, zu treiben. Auch nach Buddha kann der Brahmane regelmässig Ackerbau und Handel treiben, wenn ihm ein anderer die Arbeit thut, ebenso Geld auf Zinsen ausleihen.

Die Perser verachteten zu Cyrus' Zeit den Handel, weil sich die

Kaufleute nur mit Eidschwüren betrögen. Bei den Griechen haben die Urteile grosse Wandlungen erfahren mit der wirtschaftlichen Entwickelung. Odysseus' Ueberfall der Cikonen, sein Schalten in Polyphemus' Höhle wie im eigenen Hause, der Ueberfall der Aegypter bezeichnen die Stufe, da die Beraubung Fremder noch nicht als verwerflich galt. Als im 7. Jahrhundert die Geldwirtschaft die Naturalwirtschaft verdrängte, da galten den konservativen Männern Geldgeschäfte und Zinsnehmen als unsittlich; aber es kam das Schlagwort auf: „Das Vermögen macht den Mann." Selbst in Demosthenes' Zeit wunderte man sich, wenn ein thätiger Kaufmann zugleich als ein ehrlicher Mensch galt. Roscher wollte diese Anschauung in Zusammenhang bringen mit dem relativen Zurückbleiben der antiken Volkswirtschaft. Gewiss verlangt das die Gerechtigkeit; aber sie verlangt auch anzuerkennen, dass bei den Griechen zu allen Zeiten eine rücksichtslose Wahrnehmung des eigenen Vorteils stattgefunden hat.

Die herrschenden Kreise Roms haben den Wert und die Bedeutung des Handels nicht zu würdigen verstanden. Ein vornehmer Römer hielt es für unwürdig, aus Handel, Kunst, Wissenschaft Erwerb zu ziehen; der Wert und die Bedeutung der Arbeit blieb ihm fremd. Von grosser Bedeutung ist daher Ciceros Anschauung über die „Künste und Gewerbe, inwiefern sie edel oder niedrig zu halten seien"; sie sind eben die Anschauungen der herrschenden Stände seiner Zeit. Cicero sagt: „Zuerst missfallen die Gewerbe, durch welche man sich den Hass der Menschen zuzieht, z. B. jenes der Zöllner und Wucherer. Unedel und niedrig ist ferner das Gewerbe der Tagelöhner, denen man bloss die Arbeit und nicht die Kunst bezahlt; denn bei ihnen ist gerade der Lohn das Handgeld, für welches sie sich zu einem Sklavendienste verbindlich machen. Für niedrig müssen auch die Krämer gelten, welche von den Grosshändlern Waren kaufen, um diese sogleich wieder zu verkaufen; denn sie können nichts gewinnen, wenn sie nicht die Käufer belügen; und wahrlich, es giebt doch nichts Schimpflicheres als die Lüge. Auch alle Handwerker treiben ein niedriges Gewerbe, denn eine Werkstatt kann nichts Edles in sich schliessen. Am wenigsten kann man die Beschäftigungen billigen, welche Dienerinnen der sinnlichen Lüste sind: die Seefischhändler, Fleischer, Köche, Wurstmacher, Fischer. Füge noch hinzu die Salbenkrämer, die Tänzer und die ganze Bande von Glücksspielern. Die Künste hingegen, welche auf einer tieferen Einsicht beruhen oder einen nicht unerheblichen Nutzen gewähren, z. B. Arzneikunde, Baukunst und der Unterricht in edlen Wissenschaften sind für solche Leute, mit deren Stande sie sich vertragen, ehrenvolle. Der Klein-

handel muss als eine niedrige Beschäftigung angesehen werden; der Grosshandel dagegen, welcher aus allen Ländern viele Waren herbeischafft und den Genuss derselben vielen Menschen gewährt, ohne sie zu betrügen, verdient nicht gerade getadelt zu werden. Ja der Kaufmann kann sogar, wie ich glaube, mit vollem Rechte Anspruch auf Lob machen, wenn er, gesättigt oder vielmehr zufrieden mit seinem Gewinne, so wie er ehemals oft von dem hohen Meere in den Hafen einlief, nunmehr sich aus dem Hafen auf seine ländlichen Besitzungen zurückzieht. Denn unter allen Erwerbsmitteln ist keines so gut, so ergiebig, so angenehm, so sehr eines freien Mannes würdig als die Landwirtschaft." — Wohl das strengste Urteil fällte Chrysostomus: „Ein Kaufmann kann kaum oder niemals Gott gefallen; daher darf kein Christ Kaufmann sein; will er es sein, so werde er aus Gottes Kirche ausgestossen."

80. Einfluss des Staates auf den Handel. Das Schicksal des Handels hängt ganz wesentlich ab von den Anschauungen der herrschenden Stände über denselben. In Rom schloss das Claudische Gesetz die Senatoren von jeder Art Spekulation aus. In Griechenland zeigte sich der Adel der konservativen Binnenstaaten dem Handel abgeneigt, da dieser durch das Emporkommen des Volkes seine Herrschaft bedrohte. Um so mehr begünstigten die Tyrannen der Seestaaten Handel und Gewerbe.

Hand in Hand mit der Begünstigung des Erwerbes im Innern geht die Bekämpfung der Nebenbuhler nach aussen. Die Kämpfe zwischen Chalcis und Eretria, Samus und Aegina, Athen und Aegina waren Handelskriege. Das Zurückdrängen der Phönizier aus dem Aegäischen Meere, ihre Bekämpfung in Italien, Spanien, Nordafrika geschah um des Handels willen. Dafür stellten die Phönizier nicht ungern den persischen Königen ihre Flotten zur Verfügung im Kampfe gegen die Griechen.

Phönizier wie Karthager suchten wie jedes Handelsvolk den Krieg, der den Handel vernichtet, möglichst zu meiden. Die ersteren unterwarfen sich den Aegyptern, später den Assyrern und zahlten Tribut, um in den grossen Reichen um so beträchtlicheren Handelsgewinn einzuheimsen. Die Karthager unterwarfen sich formell Nebukadnezar, den Persern, Alexander. Der Perserherrschaft unterwarfen sich Phönizier wie Karthager um so bereitwilliger, als dieselbe wenig centralisierte und der Handel durch die Ausdehnung des geeinten Handelsgebietes manchen Vorteil zog. Das 5. Jahrhundert ist die Blütezeit des Handels im Altertume. Es kann also der Handel auch unter der Despotie wohl gedeihen, wenn dieselbe nur gerecht bleibt; artet sie

jedoch in Willkür aus, so kann in wenig Jahren, namentlich durch den Eigennutz der Beamten die blühendste Provinz zu Grunde gerichtet werden. So erging es dem Perserreiche im 4. Jahrhundert, Aegypten im 2. und 1. Jahrhundert v. Chr. Selbst von den Heerzügen, Plünderungen und Verwüstungen der assyrischen und anderen Eroberer erholte sich der Handel viel schneller, da die Mittel zur Befriedigung der Bedürfnisse, des Wohlstandes und Luxus bald wieder gewonnen wurden.

81. Faktoreien, Kolonien. So lange Fremder und Feind ein Begriff war, der Fremde nur des Raubens willen kam, ein Volk die Fremden nur auszurauben trachtete, so lange war Handel nicht möglich. Eine Uebergangsstufe ist der stumme Handel. Wächst das Vertrauen, dann bleibt der Fremde so lange, bis er die mitgebrachten Tauschwaren sämtlich umgetauscht hat; die Phönizier hatten in Eumäus' Heimat ein volles Jahr verweilt. Ist der Tausch zu beiderseitigem Vorteile, so bereitet man dem Fremden nicht bloss freundliche Aufnahme, sondern ladet ihn zu neuem Kommen ein. Allein der Gewinn wird geschmälert durch die Kosten des langen Aufenthalts infolge des Einkaufs kleiner Warenmengen von den einzelnen Erzeugern. Es leuchtet ein, dass es von Vorteil ist, wenn ein Kaufmann einen Beauftragten an Ort und Stelle das Einzelgeschäft ausführen lässt und unterdessen auch andere Orte zu raschem Umsatze aufsucht, oder wenn mehrere Kaufleute sich in das Einzelgeschäft und die Zu- und Abfuhr teilen. Ist der Handel wirklich Bedürfnis, so mehrt sich die Anzahl der fremden Kaufleute. Zu ihrer dauernden Ansiedelung bedürfen sie jedoch der Erlaubnis der Landesobrigkeit, die oft durch besondere Leistungen erkauft werden muss. Wie die Vereinigung zu einer Karawane die Minderung der Leistungen und Vermehrung des Schutzes gewährt, so sichert auch der Zusammenschluss die Fremden, der um so notwendiger ist, je fremdartiger, unheimlicher die Sitten des neuen Aufenthaltsortes sind, zumal in Zeiten, da der Fremde ohne weiteres für rechtlos und verdächtig gilt. Eine solche Vereinigung bildet eine Faktorei, die der Kern einer Kolonie werden kann.

Durch Verträge, die zunächst immer nur auf Zeit und für bestimmte Personen geschlossen worden sind, haben die Faktoreien Leben und Eigentum gesichert gegen die mannigfach möglichen Eingriffe in der Form von mehr oder minder willkürlichen Erpressungen, Vorkaufsrechten, Standrechten u. dgl. Als Entgelt leisten die Kaufleute bestimmte Zölle, deren Ertrag samt den Handelsvorteilen in der Regel auch in den Gebieten roher Völkerschaften Friedensliebe her-

vorruft. Die Eigentümlichkeiten der Faktoreien lassen sich in der Regel zusammenfassen in die Begriffe der Exterritorialität und der Korporation. Das erstere Recht schliesst ein das Leben nach eigenem Rechte und Gerichte meist mit Ausnahme der schwersten Verbrechen, eigenen Kultus, Kauf und Verkauf nach eigenem Masse und Gewichte. Das Recht der Korporation mit der strengen Disziplin gegen die Genossen bezweckt erstens, der Landesobrigkeit mit gesammelter Macht gegenüberzutreten, zugleich aber auch durch Gesetze die Gelegenheiten zur Reibung mit den Bewohnern abzuschneiden, zweitens die Teilnahme an den Rechten und Anstalten der Faktorei auf die wirklichen, die Lasten mittragenden Genossen einzuschränken, besonders aber drittens, den Wettbewerb fremder Handelsvölker, sowie das merkantile Mündigwerden der Landesbewohner zu verhindern. Erstarkt die Korporation, so versucht sie wohl die Verpflichtungen abzuschütteln, erwirbt mit Güte oder Gewalt das Eigentumsrecht des Bodens mit mehr oder weniger Gebiet und die Souveränitätsrechte: sie wird Kolonie.

Kolonien können auch von Haus aus durch Eroberungen entstehen. Die meisten phönizischen Kolonien, wenn nicht sämtliche, mögen aus Faktoreien entstanden sein. Im ganzen Bereiche des Mittelmeeres, selbst an den östlichen Gestaden des Atlantischen Ozeans haben die Phönizier durch ihre Faktoreien zuerst die rohen Völker in den Verkehr gezogen, mit ihnen Waren getauscht, ihnen manches Samenkorn der Kultur zugeführt. In ihre Faktoreien haben sich dann vielfach die Griechen eingedrängt und jene verdrängt; in anderen Gebieten haben die Griechen selbständig Faktoreien oder auch von Haus aus Kolonien gegründet, sogar ziemlich umfängliche Gebiete zum Ackerbau in Beschlag genommen, was die Phönizier nie gethan haben.

Die letzteren siedelten sich am liebsten auf küstennahen Inseln oder Halbinseln mit schmaler, nach dem Hinterlande leicht zu verteidigender Landzunge an; denn sie beabsichtigten nur Handel in ihren Kolonien zu treiben. Auch die Karthager haben erst die Selbständigkeit ihres eigenen Gebietes und dann ausgedehnten Grundbesitz erworben, als sie gegen die vordringenden Griechen um ihr Bestehen kämpfen mussten.

Die Kolonien der Römer, in Italien wie in den Provinzen, dienten zu allermeist dazu, durch Ansiedelung römischer Bürger sich den Besitz der eroberten Landschaft zu sichern.

Zweiter Abschnitt.

Indien und China.

82. Indiens Stellung in der Handelsgeschichte. Aegyptens, Babyloniens, Chinas Kultur sind älter als die Indiens. Und doch erscheint es zweckmässig, Indien den ersten Platz einzuräumen, weil der Handel mit Indien selbst bis in die Neuzeit alle anderen Handelszweige des Welthandels überragt hat. Der Verkehr mit Indien übt seit mehr als drei Jahrtausenden den grössten Einfluss aus auf die Kultur der Menschheit. Alle Völker, welche den Zwischenhandel mit indischen Waren geführt oder die letzten Stapelplätze derselben besessen haben, haben einen hohen Grad von Wohlhabenheit erreicht, wodurch die Lebensweise geändert, mit der Milderung der Sitten zugleich die Neigung zum Wohlleben und Luxus unter ihnen verbreitet worden ist, die nicht selten ihren Untergang vorbereitet, sie zuletzt ins Verderben gestürzt hat.

Indien ist das Land der Märchen und Wunder. Wunder und Märchen erzählt man sich von diesem Sonnenlande noch in der Neuzeit, Wunder und Märchen erzählte man sich von ihm schon im Altertume. Man steigerte die Kostbarkeit seiner Erzeugnisse, seine Schätze ins Fabelhafte. Schon manches Wirkliche musste den Alten wunderbar erscheinen, z. B. der Baum (Ficus indica), der aus seinen Aesten Senker zu Boden treibt, die zu Bäumen erstarken, sodass der ganze Baum ein auf Säulen ruhendes Laubdach bildet, unter dem Hunderte, ja Tausende von Menschen Schatten finden; ferner die Ungetüme des Waldes und Meeres: der Elefant und der Walfisch. Noch mehr mussten sie staunen, wenn der Erzähler selbst die Grenze zwischen Wirklichem und Wunderbarem überschritt und von den Schätzen, dem Goldreichtume, von den goldgrabenden Ameisen, den Greifen, Einäugigen, Augen- und Mundlosen, Hunds- und Keilköpfen, Ohrenliegern, Schattenfüſsern u. s. w. berichtete.

Mächtige Fürsten begehrten ihrer Herrschermacht das ferne Land unterthänig zu machen. Lässt doch die Sage selbst Sesostris (= Ramses II.) von Aegypten und Semiramis von Assyrien Eroberungszüge nach Indien unternehmen; auch Cyrus soll wieder durch die gedrosische Wüste bis an die Thore Indiens vorgedrungen sein und ein Volk auf dem rechten Indusufer sich tributpflichtig gemacht haben. Besser beglaubigt ist Darius' Erforschung und nachherige Unterwerfung des Indusgebietes. Alexander d. Gr. begnügte sich damit nicht, musste sich aber am Hyphasis dem Widerspruche seiner eigenen Truppen beugen und umkehren.

83. Weltlage. Zweierlei begünstigt Indien mehr als jedes andere Land der Erde: seine Weltlage und der Reichtum seiner Erzeugnisse. Indien ist ein Mittelland, in dem sich zahlreiche Völker aus dem Westen, Osten und Norden vorteilhaft begegnen. Die weit nach Süden gestreckte Halbinsel ist die mittlere der drei grossen südlichen Halbinseln Asiens und hat dadurch den Vorzug des kürzeren Weges zu den äusseren und den weiterhin liegenden Inseln und Ländern. Es musste daher das Mittelgebiet dor Verbindungen mit den Nachbarländern werden.

Je leichter zugänglich zur See, desto schroffer abgeschlossen erscheint es nach der Landseite. Indes ist es wirklich schwer zugänglich nur von Hinterindien und China aus, infolge der dichten Bewaldung meridionaler Gebirge östlich vom Brahmaputra. Der Himâlaya ist zwar der mächtigste Gebirgswall der Erde, doch reicht die Schneegrenze der Südseite nur bis 4200 m herab, und eine Reihe von Pässen liegen etwa 5000 m hoch. Im Nordwesten aber öffnet sich die Kabulpforte nach Iran, Turan, den Westabhängen Central-Asiens, von höchster Bedeutung deshalb, weil die Küste zwischen dem Persischen Busen und der Indus-Mündung hafenlos, der Verkehr aus den nördlichen Ländern dahin durch die Richtung der Gebirge sehr erschwert, fast unmöglich gemacht ist, sodass der Umweg über Kabul durch den Khaibarpass und den Indus hinab die bequemste Verbindung zum Ozeane bildet. Für das Altertum, das den Landhandel bevorzugte, war die Verbindung Indiens auf dem bezeichneten Wege mit Central- und Vorder-Asien besonders wichtig. So erscheint Indiens Lage auch nach der Landseite günstig.

84. Physische Verhältnisse. Die Grösse Vorderindiens (einschliesslich Burmas, aber ausschliesslich der „Schuzgebiete") beträgt 4040000 qkm, etwa $7^1/_2$ mal so viel wie die des Deutschen Reiches oder $^5/_{12}$ von Europa. In den physischen Verhältnissen erscheint Italien vielfach als ein Abbild von ihm. Im Norden lehnt es sich an den

Himâlaya, vor dem sich das Tiefland des Indus und die ausgedehnte Tiefebene des Ganges ausbreiten. Das niedrige Vindhya-Gebirge begrenzt die dreieckige Halbinsel im Norden, die von dem Busen von Cambay im Westen bis zum Ganges-Delta im Osten reicht. Zwischen dem Indus-, Ganges-Tieflande und dem Vindhya-Gebirge liegt die niedrige Sandwüste Tharr und das höhere Plateau von Malwa. Parallel zum Vindhya-Gebirge erstreckt sich zwischen Nerbudda und Tapti das Satpura-Gebirge, südlich des Taptis und Godáverys das Dekan (= Süden). Das letztere ist ein Hochland, wie der Lauf der Flüsse andeutet, nach Osten geneigt, am Westrande durchschnittlich 1000 m, auf der Ostseite halb so hoch, von den West- und Ost-Ghats als Randgebirgen eingefasst.

Das festländische Indien liegt in der gemässigten Zone, reicht mit dem Gebirgslande Tschitral bis 37° n. Br.; die Halbinsel aber liegt in der heissen Zone, reicht mit Kap Komorin bis nahe 8°, mit der Südküste von Ceylon bis nahe an 6° n. Br. Eine ganz wunderbare Begünstigung liegt nun darin, dass der nördliche Teil die ausgedehnte Tiefebene des Ganges und das nur wenig höhere, wellige Tiefland des Indus enthält, der südliche Teil dagegen Hochland ist. Die Folge davon ist die Mässigung der tropischen Hitze im Süden, die Steigerung der Wärme im Norden, hier durch die einzigartige Begünstigung des Himâlayas, der als eine ungeheure Schutzmauer die kalten, eisigen Winde des Nordens abhält, die Wärme des Südens auffängt und zurückstrahlt und weiter auch die feuchten Seewinde des Südens auffängt, verdichtet und die Niederschläge unmittelbar als Regen oder mittelbar durch die Flüsse dem erhitzten, durstenden Lande zuführt.

Von der Menge der Niederschläge hängt das Gedeihen der Vegetation ab. Die Niederschläge und damit die Witterungszustände werden aber ganz und gar bedingt durch die beiden Monsune, den Südwest- und den Nordost-Monsun, und die Zugänglichkeit der einzelnen Gebiete für die Monsune durch ihre Erhebung. Die meisten Gebiete haben ihre Regenzeit während der Periode des Südwest-Monsuns, der, mit Feuchtigkeit beladen, an den Südwestküsten der Halbinsel ausserordentlich reiche Niederschläge bewirkt, mässigere im festländischen Indien und oft unzureichende im Pendschâb, reichliche wiederum in Bengalen, weil er sich vorher mit der Feuchtigkeit des Bengalischen Busens sättigt. Dagegen ist während des Südwest-Monsuns trockene Zeit im Dekan. Tritt der Nordost-Monsun seine Herrschaft an, so kommt er nach Bengalen als trockener Landwind, sättigt sich aber im Bengalischen Busen mit Feuchtigkeit, die er dem nach Osten ge-

neigten Dekan in seiner ganzen Breite allmählich abgiebt. Dadurch dass in den Niederungen Bengalens die heisse feuchte Luft emporzusteigen veranlasst wird, entsteht an dem südöstlichen Fusse des Himâlayas und dessen Vorbergen ein weiteres Gebiet mit ausserordentlich reichen Niederschlägen; hier finden sich die regenreichsten Gebiete der Erde; in Cherrapunji fallen jährlich 12000 mm; im Juni 1851 allein fielen 3738 oder täglich 125 mm, im Juli 1876 an einem Tage 1040 mm, d. i. mehr als in Norddeutschland innerhalb $1^3/_4$ Jahren. Die eigentliche Regenzeit mit bedecktem Himmel dauert in einem Gebiete durchschnittlich drei Monate. Es ist aber keineswegs mit Sicherheit auf gleiche Regenfülle zu rechnen. Die übrigen neun Monate strahlt die Sonne unverhüllt vom Himmel herab; sengende Glut tritt ein im Ganges- und Brahmaputra-Tieflande, im heissen Tieflande von Koromandel und an dem schmalen Küstensaume von Malabar, während in den Nilgiri Kühle herrscht und im Himâlaya Gletscher zum Teil bis 3000 m herabreichen.

In der Flora und Fauna bedingen die Entfernung vom Aequator und die Bodenerhebung im einzelnen grosse Verschiedenheiten. Das Pendschâb, nach Süden weit geöffnet, nach Norden durch hohe Gebirgswälle gegen die kalten Stürme abgeschlossen, durch zahlreiche Rinnsale stark zerklüftet, hat in den niederen Lagen tropischen Pflanzenwuchs, auf weiten Flächen die europäischen Getreide- und Obstarten; der Weinstock klimmt die Felsen hinan; die Abhänge der Gebirge gewähren den Herden herrliche Weide; mächtige Pinienwälder mit dem Devadaru, dem himmelanstrebenden Götterbaume, steigen bis zu den Schneefeldern empor. Aehnlich ist es in der Tierwelt. In den sumpfigen Niederungen am Fusse der Gebirge, die mit dichtem Schilfe, dem Dschungelgrase, bedeckt sind, hausen Tiger, Leoparden, Panther, Bären, im Osten auch Elefanten, Löwen; in den Ebenen und auf den ansteigenden Höhen weiden Schafe, Ziegen, Rinder, Büffel.

Schon ein anderer Himmel, ein anderes Klima liegt über dem Mittellande zwischen Himâlaya und Vindhya, etwa von Delhi bis Allahabad. Unter dem sengenden Sonnenbrande versiegen gar leicht die Gewässer, verkümmern die Pflanzen, erschlaffen die Menschen.

In Malabar (der Westküste von 8 bis etwa 12° n. Br.) gedeiht auf dem kaum eine Meile breiten, sandigen Küstenstriche die Kokospalme vorzüglich; in dem von dem Monsune und Gebirgsbächen reich bewässerten hügeligen Vorlande der Ghats ist ausserordentlich fruchtbares Reisland, während zugleich Pfeffer- und Betel-Ranke, Arekapalme, Zuckerrohr und viele andere Kulturpflanzen vorkommen; in den unteren und mittleren Lagen der Berge finden sich die Waldungen

der Tikbäume und anderer Waldkönige, neben ihnen auch Kassia und Kardamomen; auf dem eigentlichen Hochlande, oberhalb der Tikwälder, tritt der kostbare Sandelbaum die Herrschaft an. Das untere Gebiet, terrassenförmig angelegt, gleicht einem grossen hängenden Garten. Obwohl eines der regenreichsten Gebiete Indiens, hat Malabar doch das gesundeste Klima.

Die Insel Ceylon ist ohne Wechsel der Jahreszeiten, hat durchgehenden Sommer, einen Wärmeunterschied von wenigen Graden, Windwechsel und Uebergänge von trockener Zeit zur Regenzeit, da die Monsune sehr regelmässig sind; das ganze Jahr hindurch fallen häufig Regenschauer, sodass kein Monat ohne Regen, aber auch kein Tag mit ununterbrochenem Regen vorkommt.

Die Monsune erwiesen sich selbst der Schiffahrt des Altertums sehr förderlich; mit dem Südwest-Monsune fuhren die Schiffer aus dem Westen nach Indien, mit dem Nordost-Monsune zurück. Im Bengalischen Busen erschwerte allerdings die Fahrt von Ceylon nach dem Ganges-Delta eine starke Meeresströmung, die, aus dem Süden kommend, an den Andamanen vorüber nach den Ganges-Mündungen geht, dann rasch und mächtig ihren Weg nach der Koromandelküste nimmt, überall den Schlamm und Sand des Ganges an der Küste absetzt und dadurch die Küste gefährlich macht, zuletzt sich durch die Felsenriffe und Sandbänke zwischen Ceylon und dem Festlande hindurchdrängt.

85. Reichtum der Erzeugnisse. Die südliche Lage, die Mannigfaltigkeit der Bodenerhebung, die dadurch bedingte Verschiedenheit des Klimas, selbst das Innere der Erde und endlich die gewerbliche Geschicklichkeit der begabten Bewohner haben einen solchen Reichtum und solche Mannigfaltigkeit an Erzeugnissen hervorgebracht, dass Indien auch die gesegnetsten Länder der tropischen Zone noch übertrifft. Schon im Altertume bot es die kostbarsten und reichsten Waren, mannigfaltig und im Ueberflusse, wie kein Land der Welt.

An Getreidearten wurden gebaut: Reis vornehmlich in den tiefen und heissen Lagen, aber auch auf höheren Ebenen, Weizen, Hirse, Gerste; an Hülsenfrüchten: Bohnen, Linsen, Mudga (Mungo). Erfrischende, nährende, wohlschmeckende Fruchtsäfte gewährten: Gurken, Melonen, Kürbisse, die Sesamkörner, die Agrumen (Citronen und Limonen), das Zuckerrohr. Von Gewürzen erntete man fast ausschliesslich hier: Pfeffer, Kassia, Zimt, Ingwer, Kardamomen, Kubeben. Die Kokospalme diente „zu neunundneunzigfältigem Gebrauche“, gewährte köstliche Speisen und Getränke: Milch, Butter, Wein, aber auch treffliches Viehfutter, diente zu Schirm und Dach, Stricken, Flechtwerk,

Schalen, Gefässen u. s. w. Das beste Bau-, Werk- und Zierholz lieferte der Tik-, Maulbeer-, Sala- und Ebenholzbaum, Gespinstfasern der Flachs, Hanf, die Baumwollenstaude. Aus verschiedenen Pflanzenteilen erhielt man die kostbaren Wohlgerüche: Sandelholz, Sandelöl, Narde, Kostus, Bdellium, Lycium, Malabathrum, von anderen Pflanzen die wertvolle Indigo- und Lackfarbe.

An Haustieren züchtete man Büffel, Rinder, Schafe, Ziegen. Kostbare Felle, Elfenbein, Schildkrot, Perlen, Gespinste erlangte man von Löwen, Tigern, Panthern, Hyänen, Elefanten, Schildkröten, Perlmuscheln, zahlreichen Bombyxarten; Affen und Pfauen wurden lebendig begehrt.

Aus dem Erdinnern erbeutete man Edelsteine in solcher Menge und Mannigfaltigkeit, dass Indien darin alle Länder des Altertums weit übertraf, besonders Diamanten, Rubine, Saphire, Hyacinthe, Onyxe, von Metallen namentlich Eisen, aus dem die Inder den vorzüglichsten Stahl bereiteten.

„Den äussersten Ländern der Erde ward auch das Köstlichste zugeteilt, das äusserste aber nach Osten ist das indische Land.“ Damit bezeugt Herodot, dass schon zu seiner Zeit der ferne Westen mit dem Namen Indien märchenhafte Anschauungen seines Reichtums, seiner Wundergaben, seiner unerschöpflichen Vielseitigkeit der edelsten Erzeugnisse verband. Die Verbreitung solcher Ansichten hat wesentlich zur Entstehung und Entwickelung des altasiatischen Welthandels beigetragen.

86. Eroberung der Arier. Die Schöpfer der Kultur Indiens waren nicht die eingebornen oder in allerältester Zeit eingewanderten Völker, sondern die Hindu, die arischen Inder, die ersten hochbegabten Eroberer des Landes. Die arischen Inder sind Indogermanen, ein Zweig der Arier, deren ältester Wohnsitz das nordöstliche Iran mit den nach Süden angrenzenden Gebieten, dem Thale des Kabuls und dem Indus-Tieflande, sowie den nach Norden sich erstreckenden weiten Steppen und Wüsten war. Die Arier Indiens haben sich von ihren Stammesgenossen, den Iraniern, schon in vorhistorischer Zeit getrennt. Sie nahmen ihren Weg über die Pässe des westlichen Himâlayas und des Hindukuhs, welcher das Kabulland vom Oxusgebiete trennt, also durch dieselben Pforten, durch welche alle späteren Eroberer in Indien eingedrungen sind.

Zuerst besiedelten sie nur das „Siebenstromland“, d. h. das Thal des Kabuls, des Indus mit seinen fünf östlichen Nebenflüssen bis zu der in der Wüste austrocknenden Sarasvatî. In der vedischen Zeit, deren Höhepunkt spätestens um 1500 v. Chr. anzunehmen ist, sind

sie wahrscheinlich noch nicht bis an die Indus-Mündungen vorgedrungen. Dagegen hat in der epischen Zeit, bis um 1200 v. Chr., die Eroberung sehr beträchtliche Fortschritte gemacht. Am Ende derselben, d. h. am Beginn der historischen Zeit, umfasste das Gebiet der arischen Inder das ganze festländische Indien, vom Himâlaya im Norden bis zu der Bogenlinie im Süden, bezeichnet durch die Südspitze der Halbinsel Surâschtra (d. i. Gudscherat), das Vindhya-Gebirge und das Kap Palmyra im Osten.

Darüber hinaus ist schon in der epischen Zeit der brahmanische Kultus und der Handel vorgedrungen. Der erstere besass Heiligtümer in Gokarna, an der Grenze von Kanara und Malabar (etwa 12° n. Br.), an der Ostküste bis zu den Mündungen des Godávaris und darüber hinaus, auch im Innern bis zu den Ufern des Godávaris. In der historischen Zeit, zumeist wohl in der Periode, in welcher das Brahmanentum auf der Höhe stand (900—600 v. Chr.), ist dieses über den Süden Indiens verbreitet worden. Das Epos Râmâyana verherrlicht die Brahmanen, ihre Schul-, Opfer- und Zufluchtsstätten; die zu Grunde liegende Thatsache gehört der vorbuddhistischen Zeit an. Dagegen hat sich die politische Herrschaft der arischen Inder nie über ganz Indien erstreckt; Açokas Reich (259—222 v. Chr.) umfasste das ganze nördliche Indien bis Surâschtra und der Koromandelküste, aber doch nur Teile des Dekans.

87. Politisches. Mag die Nachricht von dem Zuge der Semiramis nach Indien sagenhaft ausgeschmückt sein, so ist doch der Name des ihr entgegengetretenen Königs Stabarobates indischen Gepräges, und Abbildungen indischer Tiere auf dem Obelisken von Ninive deuten auf eine assyrische Herrschaft im Industhale hin; ferner war nach glaubwürdigen Berichten das Volk der Açvaka oder Assaka nordwestlich der Kabul-Mündung längere Zeit hindurch bis zum Untergange des Assyrerreiches diesem unterthan. Dann ging die Herrschaft über dieses indische Grenzvolk auf die Meder über. Cyrus soll mit einem Heere an die Thore Indiens gezogen und die Açvaka wieder tributpflichtig gemacht haben. Gut beglaubigt ist, dass Darius Hystaspis zunächst das Indusgebiet erforschen liess und dann selbst um 500 die Völker des rechten Indusufers bis zur Mündung unterwarf. Scylax von Karyanda gab einen Bericht über die Fahrt auf dem Indus, an der persischen und arabischen Küste bis zum Roten Meere.

Ein lebhafter Verkehr mit dem Westen kann noch nicht eingetreten sein; die Griechen hatten vor Alexanders Zuge keine Mitteilungen von Augenzeugen ausser denen jenes Scylax. Wenn auch Alexanders Eroberungszug nach Indien nur eine Episode in der Ge-

schichte dieses Landes bildet, von dem jede Erinnerung, jedes Wahrzeichen erloschen ist, so ist dieser Zug doch mittelbar in seinen Folgen von tiefgehender Bedeutung geworden. Denn durch die Berichte der Begleiter Alexanders ist erst genauere Kenntnis wenigstens eines Teiles im Westen verbreitet worden; die Seleuciden und Ptolemäer haben politische und wirtschaftliche Verbindung ihrer Reiche mit Indien erstrebt und zum Teil erreicht; die griechischen Herrscher Baktriens haben Teile Indiens erobert und beherrscht.

Tschandragupta stellte sich an die Spitze der Bewegung gegen die Griechen und eroberte bald ein grosses Gebiet, das Maurya-Reich mit der Hauptstadt Pâtaliputra (griech. Palibothra). Seleukus Nikator knüpfte Verkehr mit Tschandragupta an, er soll ihm eine Tochter zur Gemahlin gegeben haben, ebenso Ptolemäus Philadelphus mit dessen Sohne und Nachfolger, und die Nachfolger setzten die Verbindung fort, auch Açoka, der glänzendste und mächtigste Maurya-Herrscher.

Mittlerweile vollzogen sich grosse Veränderungen im Nordwesten. Das alte Baktrien war Alexander höchst wertvoll erschienen, und er hatte deshalb macedonische Macht und hellenisches Wesen in zahlreichen Städten unter die iranische Bevölkerung verpflanzt. Nach seinem Tode hatten die Seleuciden auch dieses Gebiet sich zu eigen gemacht. Um 250 gründete der Satrap Diodotus ein selbständiges Baktrerreich mit Balch (dem alten Baktra) als Hauptstadt. Sein zweiter Nachfolger, Demetrius, erreichte die Höhe der Macht; er herrschte über Arachosien und bis nach Gudscherat. Doch waren die Partherkönige bald glücklicher; Arsaces VI. siegte über den Seleuciden Demetrius Nikator und seinen baktrischen Bundesgenossen: im Jahre 140 v. Chr. war ein selbständiges Baktrerreich nicht mehr vorhanden.

Um diese Zeit bestand bereits ein selbständiges griechisch-indisches Reich, das Apollodotus vor 150 v. Chr. gegründet hat, indem er Heliokles, dem letzten Baktrerkönige, dessen indische Provinzen entriss. Einer seiner Nachfolger, Menander, drang erobernd bis zur Jamuna vor. Der letzte König dieser Dynastie, Hermäus, regierte wahrscheinlich bis in die letzten Jahrzehnte v. Chr.

Im Jahre 157 v. Chr. hatten die Wanderungen der Scythen oder Saken, in chinesischen Berichten Yuĕ-tschi, begonnen; als Reiterscharen zogen sie mit ihren Familien und Herden einher. Sie setzten sich zwischen Jaxartes und Oxus, in Sogdiana und Baktriana fest, nach chinesischen Angaben 126 oder 122 v. Chr., und eroberten Indien um 16 v. Chr. Später folgte sogar eine Turuschka- (= Türken-) Dynastie, seit 78 n. Chr. Ihr Stifter, Kanischka, beherrschte den

ganzen Norden mit Kaschmir, Gândhâra, das Kabulland im Westen, die Indusländer bis Gudscherat im Süden und den Osten bis über Mâgadha (östlich von Benares); seine Residenz war vornehmlich in Peschawar. Nach einem Jahrhunderte war die Scythenmacht in Indien gebrochen, zurückgedrängt bis auf den Westen und Süden des Pendschâb und Gudscherat. Aber Jahrhunderte lang erfolgten neue Einfälle, sodass noch heute in jenen Gegenden scythische Bevölkerung vermischt mit den früher zurückgedrängten Urbewohnern sitzen; Sikh, Râdschputen gehören dazu. Ein gefeierter Held der Sage, welche die Befreiung von der Fremdherrschaft erzählt, ist Vikramâditya, ein König von Ujjayini (Ozene), dessen glänzende Herrschaft in die Zeit von 510—560 n. Chr. fällt.

88. Gesittung. Hatte bei den einwandernden Ariern bisher die Viehzucht den Ackerbau überwogen, so gestaltete sich das Verhältnis allmählich umgekehrt, da der jungfräuliche Boden des Pendschâb den Anbau trefflich lohnte, während er doch auch herrliche Weiden gab. Bis in die epische Zeit war der vornehmste Besitz die Herden, das Hirtengeschäft und Pflügen die Aufgabe der Männer, während im Hause die Frauen hauptsächlich das Vieh besorgten, ausserdem am Weberrahmen thätig waren und die geringe Kleidung fertigten. Als vornehmstes und allgemeinstes Nahrungsmittel diente die Milch der Kühe, erst in zweiter Reihe Getreide, Hülsenfrüchte, Obst und grünes Gemüse; Fleisch war eine seltene Kost, Festgelage zeichneten sich durch Rinder- oder Büffelbraten aus. Als einziges Kleidungsstück trugen besonders die Frauen ein Lendentuch. Mehr als von Kleidung sagen die älteren Lieder von Schmuck in Form von Spangen, Brustschildern, Reifen, Ohrgehängen, Halsketten, Diademen.

Der rein landwirtschaftlichen Thätigkeit entsprechend, wohnten die Inder der vedischen Zeit nur in Weilern und Dörfern, noch nicht in Städten. Es gab noch keinen politischen oder religiösen Vorrang; der Führer im Kampfe leitete auch die Anbetung und Verehrung der Götter, während jeder Mann sein Haus baute, sein Hausgerät und Werkzeug selbst fertigte. Indes hat schon in altvedischer Zeit das Halten eines Hauspriesters begonnen; in spätvedischer Zeit wurde dies empfohlen und in nachvedischer Zeit zur Pflicht gemacht. Indem die Priester die heiligen Lieder sammelten und ausschliesslich mündlich überlieferten, monopolisierten sie die heilige Wissenschaft. Die alten Lieder und Hymnen (Rigveda) offenbaren eine Anschauung, wie sie spätestens um 1500 v. Chr. geherrscht hat.

In der folgenden epischen Zeit (bis 1200 v. Chr.) vollzogen sich bereits bedeutende Wandlungen oder bahnten sich wenigstens an. Der

Besitz an Herden, namentlich an Rinderherden, war noch der Massstab des Reichtums. Doch hatte das Nomadenleben völlig aufgehört. Von der Gründung von Städten, insbesondere der Hauptstadt Indraprastha erzählt die Mahâbhârata folgendes: „Wie die Pândusöhne ihre Stadt und Feste am Ufer der Jamuna gegründet und aufs schönste eingerichtet hatten, da kamen dahin die Zwiegeborenen (Brahmanen), die besten aller Vedakundigen, und es wählten da ihren Wohnsitz die aller Sprachen Kundigen, die Kaufleute, die Geld- und Gutbegierigen, die aus verschiedenen Richtungen herzuzogen; auch kamen alle Handwerk- und Kunsterfahrenen, dort zu wohnen.“ Vom Nährstande zogen also nicht Ackerbauer und Viehzüchter, sondern Kaufleute und Gewerbtreibende in die entstehenden Städte. Ueber den Nährstand hatte sich in den fortgesetzten Kämpfen und Eroberungen ein Wehrstand erhoben, der in Krieg und Waffendienst seinen Beruf sah, in seinen Familien das Kriegshandwerk erblich, zu einem Vorrechte der Geburt machte. Die Ausbildung dieses Kriegsadels, der Xatriya, d. i. „Herrscher“ oder „Herren“, begünstigte ihre Ausrüstung als Wagenkämpfer, berittener Scharen. Noch war indes die Abschliessung nicht vollständig, noch fanden sich hochgestellte Xatriya als Söhne von Vaiçyas, selbst Çudras. Ueber den Adel erhoben sich die Könige. Der Kampf zwischen den Pându und Kuru endigte mit dem Untergange des Xatriyageschlechtes, der Herrschaft der Könige, die ihre Gewalt unbeschränkt ausübten, gestützt auf ihr Heer, also den ihrer Obergewalt unterworfenen Kriegsadel. König und Xatriya waren die Mächtigen; ihrem Schutze befohlen waren die Brahmanen, die Lehrer und Priester, deren Mächtige mit den Xatriya Hand in Hand gingen, während die grosse Menge dieses Standes sich in untergeordneter Stellung befand.

Als der Boden arischen Volkslebens sich erweiterte und der Mittelpunkt von den Ufern der Sindhu an die der Jamuna und Ganga verlegt wurde, da wirkte ein anderer Himmel auf das Volk, auf Geist, Dichtung und Sprache. Die alte Willenskraft, der frische und rege Schaffenstrieb gottbeseelter Begeisterung verkümmerte und versiegte wie Gewässer und Gewächse unter sengender Sonnenglut. Anders wurden die Götter, anders wurden die Menschen, denn anders wurden der letzteren Herrscher und Leiter. Nüchtern, träge und schleppend gestaltete sich die Prosa des Lebens wie die der Sprache. Beides, Leben wie Sprache, beherrschte das Priestertum. Immer höher erhob sich die Schranke zwischen Priestertum und Volk; das erstere schlug den Geist des letzteren in Formen und Fesseln. Als wirksamstes Mittel zur Befestigung der Priestermacht erwies sich der ausschliessliche Besitz der heiligen Wissenschaft. Von der epischen Zeit an machte

das Brahmanentum den Anspruch auf Verehrung und Macht geltend. „Ein Brahmane kann ohne König bestehen, nicht umgekehrt, nicht kann ein Xatriya ohne Brahmane sein.“ „Der König ist aller Herr, mit Ausnahme allein der Brahmanen.“ Als festeste Stütze gebrauchte das Priestertum seine Erblichkeit. Anfänglich Gewohnheit, wurde diese Erblichkeit später Recht und Gesetz, wogegen selbst das Königtum ohnmächtig ankämpfte. Auf den drei Grundlagen: Alleinbesitz des heiligen Wissens, Einrichtung des Kastenwesens, Niedergang der Xatriyamacht erwuchs die übermütige, über die Massen mächtige Brahmanenschaft, bis aus ihrer eigenen Mitte im Buddhatum der Rächer erstand. Die Heranbildung der Macht erfolgte etwa von 1200—900 v. Chr.; die folgenden drei Jahrhunderte sind die Zeit der Höhe des Brahmanentums.

89. Kasten. In der vedischen Zeit war noch keine Trennung nach Ständen eingetreten; es gab weder einen Lehr-, noch Wehr-, noch Nährstand. Die Kastenunterschiede sind in der epischen Zeit entstanden.

Von uralter Zeit her bestand eine heilige Familientradition. Der Vater überlieferte seinem Sohne sein Vermögen, sein Wissen und Können, der Rischi seine heiligen Gesänge, der König und Königliche (Xatriya) seine Herrschaft und Kriegstüchtigkeit, der Handwerker seine Fertigkeit. Wohl mehr als bei anderen Völkern hielten die gleichen Leute zusammen, suchten bei der Verheiratung ein Weib aus gleichem Stande. Aber das geschah alles nach freiem Willen, höchstens nach Sitte, nicht nach Gesetz. Das Eigenartige der indischen Entwickelung bestand nun nicht in der Herausbildung eines Lehr-, Wehr-, Nähr- und Helotenstandes, sondern in dem Herrwerden des Priesterstandes über die anderen Stände, der sich zu einer übermenschlichen Rasse erhob, die anderen aber beugte, indem er sie streng gegeneinander abschloss, jeden gesellschaftlichen Verkehr, jede eheliche Verbindung unter ihnen ausschloss und diese feste, die Freiheit beschränkende Ordnung durch ein unverbrüchliches Gesetz heiligte. Natürlich haben die Brahmanen diese Ordnung für uranfänglich ausgegeben. Aus dem Munde Brahmans, lehrten sie, seien die Brahmanen mit den Veda hervorgegangen, aus seinen Armen die Xatriya, aus seinen Schenkeln die Vaiçya, aus seinen Füssen die Çudra.

Die oberste der vier Kasten sind die Brahmanen, die Gottesdiener und Gottesgelehrten, die über den Königlichen, selbst über dem Könige stehen, wenn sie auch seinem Ruhme nachfolgen, von ihm den schuldigen Schutz erhalten. Des Brahmanen Erwerbsmittel sind die Opferung für andere, der Unterricht, das Gabennehmen, aber auch Acker-

bau, Handel und Darleihen auf Zins, wenn er durch andere die Arbeiten verrichten lässt.

Des Xatriyas Beruf ist Regieren und Kämpfen; er erwirbt durch Eroberung, erhält seinen Anteil an der Beute, empfängt Gaben des Königs und Erbschaften und gewinnt durch Handel.

Die Vaiçya sind ursprünglich sämtliche arische Ansiedler. Als sich aus ihnen die Königlichen und die Priester als Stand absonderten, wurden die Ackerbau, Viehzucht, Handel und Gewerbe treibenden Bewohner der Dörfer und Städte allmählich ausschliesslich auf ihre erwerbende Thätigkeit eingeschränkt. Sie nahmen als Arier am brahmanischen Kultus teil und standen daher über den Çudra.

Der Name dieser vierten Kaste bezeichnete ursprünglich ein Volk am unteren Indus, wurde aber verallgemeinernd auf alle angewandt, welche als Unterworfene, dienstbar Gemachte innerhalb der arischen Gemeinschaft lebten. Der Çudra ist der Untergebene der drei höheren Stände, lebt in steter Abhängigkeit von ihnen und erhält dafür deren Speisereste, abgelegte Kleider, Schuhe und Decken, vermag aber auch durch Handwerk und Kunst sein Leben zu fristen.

Ausser diesen vier eigentlichen Kasten gab es noch eine Menge Mischkasten, man hat ihrer 36 und mehr gezählt. Ihnen gehörten an die Abkömmlinge von Eltern verschiedener Kasten, das Gefolge und Gesinde des Königs, die ursprünglich als Knechte oder Freie einem bestimmten Volke angehörten und davon oft den Namen auf ihre Mischkaste übertrugen (z. B. Mâgadha = Herolde oder Handelsreisende, Malla = Ringer, Ambaschtha = Aerzte), Angehörige verschiedener unterdrückter Völker.

Jede Kaste ist durch ihren Beruf und durch das Verbot der Ehe mit Gliedern anderer Kasten fest in sich abgeschlossen. Das Gesetz stellte den Satz auf: Auf den König und den Brahmanen ist die sittliche Ordnung der Welt, das Dasein der vierfach geteilten Menschengattung gegründet. In der That beruhte die Erhaltung der Gesellschaft auf dem dritten und vierten Stande. Merkwürdig bleibt immer, mit welch starrer Festigkeit jeder später an seinem ererbten Stande fest hielt, wie ergeben auch der Niedrigstgestellte sich in sein trauriges Los schickte, kein Durchbruch der Schranken, kein Umsturz der Gesellschaft im grossen gewaltsam versucht wurde. Erst der Buddhismus lehnte das brahmanische Kastenwesen ab.

90. Die Kaufleute und ihr Ansehen. Die arischen Ansiedler des Pendschâb waren keine Handelsleute. Die Lieder der Veda kennen nur Handelsleute, die von fernher ihre Güter brachten, Nichtarier oder ihren Stammesgenossen entfremdet. Die Inder betrachteten sie

mit Misstrauen und schalten sie als gewinnsüchtig. Eine Menge Liederstellen bezeichnen die Pani, d. h. Händler, als Habsüchtige, Geizige, Hartherzige, Wucherer, Gottlose. Neben der Bezeichnung Pani kommt auch der Ausdruck vanij oder banij vor, d. h. Krämer, der als hin- und herwandernd, sich tummelnd und zugleich als schlau und verschlagen charakterisiert wird.

Es konnte nicht fehlen, dass das Beispiel der Fremden, Neid und Gewinnsucht, Bedürfnis einerseits und Ueberfluss anderseits auch einzelne Arier zur Handelsthätigkeit lockte. Giebt es doch schon ein Handelslied aus spätvedischer Zeit, und manche Stellen der Lieder deuten darauf hin. Der Fromme „erwirbt ohne Kampf", „zieht auf gutem Wege seine Strasse". Die Ausbreitung der Arier in das erzeugnisreiche Gangesgebiet, die Berührung mit einer Menge Völker, das verfeinerte Leben liess in der epischen Zeit nach der Mahâbhârata in die entstehenden Städte auch „die Kaufleute, die Geld- und Gutbegierigen" einziehen.

Allmählich haben sich die Kaufleute zu einer besonderen Abteilung der dritten Kaste herausgebildet. In dem älteren Gesetzbuche (Manus) wird auch vom Kaufmanne die Bezeichnung Vaiçya gebraucht, neben welcher allerdings auch schon banij (woraus die europäische Bezeichnung Banjane für indische Kaufleute entstanden ist) vorkommt, während in dem späteren Gesetzbuche (Yajnavalkyas) die Bezeichnung banij überwiegt. Manus Gesetzbuch kennt ausserdem noch die Bezeichnung Mâgadha für reisende Kaufleute, wahrscheinlich eine verallgemeinernde Bezeichnung der Kaufleute des Landes Mâgadha (östlich von Benares), die sich durch ihre weiten Handelsreisen auszeichneten. Yajnavalkyas Gesetzbuch kennt noch den Namen Naigama für die Händler der Märkte und Jahrmärkte.

Das brahmanische System leitete theoretisch die Mâgadha von einem Xatriya mit einer Vaiçya ab und hob damit ihre soziale Stellung. Auch die brahmanische Legende über die Entstehung der Kasten nennt unter den Erwerbszweigen den Handel zuerst und fügt rühmend hinzu, dass er die Erfolge des Krieges fördere. Nach dem Râmâyana gingen bei dem feierlichen Einzuge Ramas in seine Hauptstadt ihm entgegen „alle Männer von Rang mit den Kaufleuten und allen Häuptern des Volks", worauf erst die Krieger, die Gewerbtreibenden und Künstler kamen. Am schärfsten bezeichnet Stellung und Ansehen der Kaufleute die gesetzliche Vorschrift, dass der Brahmane, wenn die Not des Lebens es heische, Xatriyawerk verrichten, Waffen führen und Kriegsdienst thun, zur Not sogar Vaiçyageschäfte, nämlich Handel treiben dürfe. Der Handel wurde demnach über die Landwirtschaft

gestellt, aber nicht jeder Handel; denn es blieb den Brahmanen der Handel mit einer Menge Waren verboten, wie mit Gewürzen, berauschenden Getränken, Wohlgerüchen, Gift- und Heilkräutern, Milchkühen, Zugtieren, Schlachtvieh; Menschenhandel war ihnen unter allen Umständen verboten. Nach Gautama konnte der Brahmane auch regelmässig Ackerbau und Handel treiben, ebenso Geld auf Zinsen ausleihen, wenn er die Arbeit nicht selbst ausführte. Bühler bemerkt dazu, dass noch heute Brahmanen mitunter Grossgrundbesitzer und stille Teilhaber von Geldgeschäften seien. Das Gesetzbuch Manus verbot dem Brahmanen wie dem Xatriya das Ausleihen auf Zinsen. Doch blieb dem Xatriya in der Not ebenso allerhand Vaiçyawerk gestattet mit Bevorzugung des Handels.

91. Gewerbe. Das Kastenwesen mag zur Ausbildung der gewerblichen Thätigkeit um so mehr beigetragen haben, als dem Inder mechanisches Geschick eigen ist. In der ältesten Zeit stellte jeder Mann selbst sein Haus- und Hausgerät her, verrichtete Zimmer-, Tischler-, Schnitzarbeit, Schlachten und Lederbereiten. Auch später fertigte der gemeine Mann, namentlich auf dem Lande, in der Regel alles Nötige selbst, besonders die Geräte für den Haus- und Feldgebrauch, Wagen, Pflug, Egge, Leder- und Riemenzeug u. dgl., während die Frauen spannen, webten und die eigenen Kleider verfertigten.

In den neu gegründeten Städten der epischen Zeit siedelten sich „Handwerker und Künstler“ an, beide noch ununterschieden. Das Vorhandensein der selbständigen Gewerbtreibenden lehrt auch die dichterisch übertreibende Schilderung der Königspaläste und anderen Anlagen der Städte, der prachtvollen Kriegsrüstungen. Als Gewerbtreibende erscheinen die Holzarbeiter, Zimmerleute, Wagner, Schnitzler, die Schmiede, welche aus Erz, Eisen und Gold Waffen und Harnische, Beschläge und Zieraten verfertigen, die Lederarbeiter, Instrumentenmacher, Wirker, Färber, Töpfer, Seiler, Kürschner, Pfeil-, Bogen- und Bogensehnenverfertiger. Sie heissen alle Vaiçya, die „von ihrer allerhand Arbeit sich ernähren“. An den Höfen der Könige waren noch Leute anderen Gewerbes thätig, zum Teil in besonderen Ehrenämtern, wie der Speiseverteiler oder Vorleger, der zugleich Palastaufseher war, der Stallmeister, der Wagenführer, der zugleich als Bote oder Herold diente, Aufseher und Beamte über die Herden, Steuern, Schatzhäuser, Spiele und Lustbarkeiten; zu Zeiten erschienen Tänzer, Ringer und andere „Künstler“; auch Heilkräutersammler, die Aerzte der älteren Zeit, waren zum Teil am Hofe angestellt. Die Hauptsitze des Gewerbes befanden sich in Madhadeça, dem Gebiete zwischen Jamuna und Ganga, Himâlaya und Vindhya.

Die Weberei lag in der vedischen Zeit den Frauen ob; der Schurz bildete das einzige Kleidungsstück. In der epischen Zeit machten lange Gewänder Schulterspangen und Brustschilder, Fussbekleidung Fussspangen nötig. Alexanders Begleiter sahen feine baumwollene Gewänder, als allgemeine Tracht der Grossen, um die Schultern geworfen und um das Haupt gewunden; Sonnenschirme und zierliche Fussbekleidung kennzeichnete den Wohlhabenden. Im 1. Jahrhundert n. Chr. war nach dem Periplus m. E. die Mannigfaltigkeit des Gewebes nach der Stärke des Gespinstes, Farbe und Muster schon sehr gross; es wurden grobe, mittlere und feine, einfarbige und gestreifte Zeuge, bunte Gürtel und Shawle, feiner und grober Purpur, goldgestickte Zeuge, seidene Gewebe, mit Pelzwerk verbrämte Gewänder ausgeführt. Die schönste Färbung erfolgte mit Lackfarbe oder Indigo.

Zur Entwickelung der Holzarbeit musste das Vorhandensein trefflicher Bau- und Werkhölzer beitragen. Wie das Haus, so waren namentlich in der älteren Zeit die festen und beweglichen Gegenstände darin meist aus Holz hergestellt, die Krippen und Tröge, Kübel und Eimer, Schüssel, Löffel, Becher u. dgl., doch auch die Karren und Kähne, das Gerüst der Streitwagen. Wie Trinkschalen und Becher schön geschnitzt waren, so bethätigte man diese von den Rhibu (Elfen) gelehrte Kunst auch an den Pfeilern und Pfosten des Wohnhauses, der Waffen und Streitwagen.

Aus Thon hergestellte Gefässe, gebrannt und ungebrannt, ragen in höhere Zeiten hinauf als die Metallarbeit, obgleich schon die ältesten Lieder das Schmelzen und Schmieden kennen. Das bearbeitete Metall der altvedischen Zeit war das Erz oder Kupfer, noch nicht das Eisen, obschon auch dessen Bearbeitung in hohe Zeiten hinaufreicht. Die Wagenkämpfer führten als Waffe meist Pfeil und Bogen, doch auch Keule oder Streithammer, vielleicht auch das Beil, noch nicht das Schwert. Der Sänger rühmt sich, als Gabe einen ehernen Kessel empfangen zu haben. Ehern, später eisern waren das Streitbeil und die Lanzenspitze, die Radschienen des Wagens, das Hackmesser des Schlächters, die Axt des Zimmermanns. Später wurden die Pagoden mit getriebenem Kupfer bekleidet. Auch die Kunst des Glockengiessens sollen die Inder erfunden, das Eisen zu magnetisieren verstanden, das Verhalten der Metalle zum Blitze gekannt haben. Jedenfalls haben sie sich in der Herstellung vorzüglichen Stahls, vortrefflicher Waffen, insbesondere von Schwertern, und anderer Eisen- und Stahlwaren ausgezeichnet. Die stark ausgeprägte Putzliebe, namentlich der Frauen, führte schon sehr früh zur Herstellung von Schmuck, auch aus Kupfer, Erz und Gold. Nach den ältesten bildlichen Dar-

stellungen tragen Götter, Helden und Frauen mehr Schmuck wie Kleidung. Arme, Beine, Brust und Schulter, Finger, Ohren, Haare sind reich geschmückt mit kunstvollen Arbeiten aus Metall, Edelsteinen, Perlen, Elfenbein. Die Xatriyas verbrauchten viel an Waffen und Harnischen, Beschlägen und Zieraten.

Die schwierige Kunst, Edelsteine zu schneiden, Perlen zu bohren, war den indischen Juwelieren bereits vertraut. Aus Elfenbein schnitt man Ketten, Ohrgehänge oder zierte mit ihm Sitze, Betten, wie mit Gold die Harnische und Wagen. — Der Zuckersaft wurde zu mancherlei Zuckerwerk verarbeitet, aus ihm wie auch aus Palmsaft ein berauschendes Getränk bereitet, eines von ihnen oder beide „der indische Wein“.

92. Der Handel in vedischer und epischer Zeit. Die in den Liedern des Rigvedas vorkommenden Handelsleute kamen aus weiter Ferne, vielleicht vom Jaxartes. Sie brachten wahrscheinlich ihre Natur- oder auch Gewerbserzeugnisse, wie Pferde, Waffen, Gewebe und tauschten dafür ein Gold in Platten oder Ringen, Edelsteine, Gewürze. Die Beförderung der Güter in Indien selbst erfolgte nicht ausschliesslich durch Lasttiere; es ist in den Liedern die Rede davon, dass friedlich erworbene Güter von einem Stamme zum anderen auf Lastwagen gebracht wurden. Dieser war dem Streitwagen ähnlich, nur stärker, weniger schmuck gebaut. Auch von Wegen und Strassen ist in den Liedern viel die Rede, für Krieg und friedlichen Verkehr der Völker, ohne dass natürlich an gebaute Strassen zu denken ist, wie auch Brücken über die Flüsse mangelten. Dagegen fuhr man über die Flüsse und auf denselben in Kähnen und Schiffen, von Rudern bewegt.

Da die Annahme als gewagt gilt, dass die arischen Inder der vedischen Zeit ihre Ansiedelungen bis zu den Mündungen des Indus erstreckt haben, da in den Gesängen im ganzen die Inder als Hirten und Ackerbauer, nicht als Handels- und Seeleute, als Helden zu Lande, nicht zu Wasser erscheinen, so ist anzunehmen, dass die vedischen Arier keine Seefahrer gewesen sind (vgl. § 94).

In der epischen Zeit liessen sich in den neu gegründeten Städten auch Kaufleute nieder. Der Reichtum des zuletzt eroberten Gebietes zwischen Jamuna und Ganga an Erzeugnissen überhaupt, insbesondere an solchen, welche das Pendschâb nicht geboten hatte, die grössere Wohlhabenheit der Eroberer, das dadurch entstehende Wohlleben, die Freude an Schmuck und Prunk führten wie zur Ausbildung des selbständigen Gewerbebetriebes so auch des Handels. Die Kaufleute trieben zunächst Zwischenhandel; sie vermittelten den Stadtbewohnern die Rohstoffe für ihre Gewerbe wie die Bedürfnisse für Nahrung, Klei-

dung u. s. w. Allmählich erweiterten sich die Reisen. Das Volk von Mâgadha, jenes besonders reichen, fruchtbaren, dicht bevölkerten Landes am Ganges, wurde früh ob seiner Reiselust berühmt und gab den Namen her für die bedeutendste Abteilung der Kaufleute. Wie früher war der Handel Tausch. Für Rinder tauschte man Ziegen und Schafe, Pferde, Elefanten, auch Gold in Platten, Reifen oder Ringen, Diamanten und andere Edelsteine, Waffen und Gerät aus Kupfer, Erz, vielleicht auch Eisen und Stahl, Metalle wie Kupfer, Zinn, Eisen, Gold, ferner Salz, Früchte, Gewürze, Wohlgerüche u. a. Dieser Binnenhandel war natürlich anfangs auch mässig und steigerte sich erst mit der Zeit. Es erscheint zweckmässig das wenige, das über ihn bekannt ist, im Binnenhandel der geschichtlichen Zeit mit zu erwähnen.

Auch der auswärtige Verkehr muss zugenommen haben, obwohl nichts Sicheres bekannt ist, gewiss zu Lande nach Westen oder Nordwesten, wohin er schon früher bestand. Die Mahâbhârata erwähnt, dass es Kaufleute gab, welche mit grossen Karawanen an die Küste zogen, um von dort aus Seereisen zu machen; der Vergleich mit einem Kaufmanne in schwankem, sturmbewegtem oder zerbrochenem Schiffe ist alt und stehend in diesem Epos. Jene Nachricht sagt indes nicht, dass das Ziel der Seereisen fremde Länder, etwa die Südküste Arabiens, gewesen seien; näher liegt anzunehmen, dass Fahrten an der Westküste Indiens, etwa von dem Busen von Cambay oder den Indus-Mündungen nach Malabar oder umgekehrt gemeint seien.

93. Der Handel in der geschichtlichen Zeit: Binnenhandel. Hatte sich in der epischen Zeit das Handelsgebiet der Arier über das gesamte festländische Indien, von Meer zu Meer ausgedehnt, so erweiterte es sich in der geschichtlichen Zeit auch über das Dekan bis Ceylon. Schon die Verschiedenheit der Erzeugnisse dieses erweiterten Gebietes musste unausgesetzt zum Binnenhandel treiben. Die Edelsteine des Dekans und Ceylons, die Perlen des Busens von Manaar, die Gewürze, das Sandelholz und -Oel Malabars, feine Gewebe aus verschiedenen Teilen des Dekans verlangte der Norden stets, wofür er seinerseits Edelsteine und Gold aus dem Nordwesten, Lackfarbe und Indigo, mancherlei feine gewerbliche Erzeugnisse darbieten konnte. Die stärkere Anregung zum Handel ging vom Norden aus. Von der Jamuna zur Ganga und ostwärts lagen jene Herrschersitze, deren Glanz, Pracht, Reichtum, Verkehr die Mahâbhârata und das Râmâyana so oft schildern und dadurch die Verhältnisse indischer Städte erkennen lassen. Von Ajodhja sagt das zweite Epos: „Sie war voll von Kaufleuten und Künstlern jeder Art; man fand Ueberfluss an Gold, Edelsteinen und Kostbarkeiten; jeder trug hier köstliche Kleider,

Arm- und Halsbänder.“ Die Schilderung der Stadt nach dem Tode des Königs durch denselben Dichter lautet: „Die Opfertische sind leer; die Läden, wo man Blumenkränze verkaufte, sind verschlossen; die Geldwechsler und Kaufleute zeigen sich nicht wie sonst.“ Als dann der Gewerbebetrieb sich mehrte, Zufuhr von Rohstoffen aus weiteren Gebieten forderte und Absatz in die Ferne erstrebte, als der auswärtige Handel zu Lande und zur See sich mehrte oder anknüpfte, da mussten die indischen Kaufleute, wie die Gesetzbücher Manus und Yajnavalkyas sagen, weite Reisen unternehmen, verschiedener Sprachen kundig sein, die Waren, ihre Preise, die geeigneten Orte und Zeiten zum Ein- und Verkaufe, die beste Art der Aufbewahrung, die Masse und Gewichte genau kennen. Der Handel war ein Geschäft geworden, dessen Betrieb besondere Kenntnisse, reiche Erfahrung, kluge Berechnung erforderte.

Bereits in der epischen Zeit hatte der Verkehr über den Vindhya, zwischen den nördlichen und südlichen Völkern begonnen. Die Mahâbhârata erzählt, dass den Pândava, den Herrschern im Norden, als Geschenke darbrachten die Kôla und Pândja (im nördlichen Teile der Halbinsel) vom Malaja- und Dardura-Gebirge (im Süden, das erstere wohl in Malabar): wohlriechendes Sandelöl in goldenen Krügen, Haufen von Sandel- und Aguruholz, glänzende Edelsteine, Gold, feine Gewebe; die Sinhala (Singhalesen) meererzeugtes vaidûrja (wahrscheinlich ein Edelstein), Haufen von Perlen, Hunderte von gefärbten Zeugen, alle auch schwarzäugige, schwarze, mit Edelsteinkränzen bedeckte Mädchen. Die Völker des Dekans und Ceylons waren demnach in Verkehr mit den Völkern des Nordens getreten, ihre Erzeugnisse den letzteren bekannt geworden. Ferner berichtet die alte Ueberlieferung, dass Könige von Mâgadha an der Pajôschnî (= Tapti) Opfer verrichteten; Karawanenzüge aus dem letzteren Gebiete über den Vindhya nach Ajodhja erscheinen als etwas Gewöhnliches. Damajanti fand die Karawane des Königs der Kedi (südlich von Benares) im Vindhya. Die Könige sandten unter Leitung eines Führers, dem Schutze vieler Männer grosse, wohlorganisierte Karawanen aus, die ausser den Kaufleuten auch Brahmanen benutzten, um ungefährdet durch die Wildnisse zu kommen. Die Könige beförderten demnach den Handel, indem sie den Kaufleuten bewaffneten Schutz gewährten.

Die Wege dieses nord-südlichen Verkehrs waren später nur Teile der Hauptverkehrsstrassen durch ganz Indien. Von der Kabul-Mündung, dem hauptsächlichen Anknüpfungspunkte des auswärtigen Landhandels, wo jetzt Attok liegt, führte eine Strasse den schiffbaren Indus abwärts bis zu seinen Mündungen, eine zweite nach Osten, und zwar

zu Alexanders Zeit über Taxaçila, Bucephala, Sangala, Indraprastha an der Jamuna, Kandschakubga (j. Kanaudsch) an der Ganga, Ajodhja, Palibothra. Das Râmâyana kennt noch eine nördlichere Strasse; sie lief an den Vorbergen des Himâlayas hin von der Hauptstadt der Kekaja, nordwärts von Sangala, erreichte die Ganga bei Hâstinapura und führte dann nach Ajodhja; sie wurde später wenig benutzt. Von Palibothra ostwärts hat Megasthenes die Strasse nicht weiter beschrieben, vielmehr nur nach Schifferangaben die Entfernung bis zum Meere mitgeteilt; wahrscheinlich erfolgte die Beförderung der Waren zu Schiffe nach dem Handelsplatze Gange im Delta.

Von Palibothra, in der älteren Zeit von Ajodhja aus führte ein Weg über die Pässe des Himâlayas nach Tibet. Von der westöstlichen Hauptstrasse zweigten ferner zwei Strassen ab nach dem Süden, dem Dekan, beide über den Vindhya. Die westliche führte von Indraprastha, der Hauptstadt der Pândava, wahrscheinlich die Jamuna abwärts, die Karmanvati aufwärts bis zu ihrem Nebenflusse Sipra, diesen aufwärts nach Ujjayini, über den Vindhya zur Stadt Bhogakata, nach der mittleren Narmada (j. Narbada), dieselbe abwärts nach Barygaza (j. Broach) unweit der Mündung, oder über das östliche Satpura-Gebirge nach der oberen Pajôschnî (j. Tapti). Die östliche Strasse führte von Ajodhja, später Palibothra, über den Vindhya nach der oberen Pajôschnî, wo sich dieselbe in vier Zweige teilte; der eine ging nach der mittleren Narmada, der zweite die Pajôschnî abwärts nach dem Meere, der dritte südwärts in das Land Vidarbha, der vierte zuerst östlich zu den östlichen Koçala, dann nach dem Dekan.

Endlich war auch Barygaza später ein Hauptausgangspunkt nach dem Dekan. Man gelangte in zwanzig Tagereisen nach Paithana (j. Paitan) am Godâvari, von da in zehn Tagereisen nach Tagara. Vielleicht führten von da aus Verbindungen nach der Ostküste.

Von den Stapelplätzen des Innern ist zuerst am Indus zu nennen Pattala oder Potala, d. h. Schiffsstation, an der Spitze des Indusdeltas, wie der Name sagt, ein Stapelplatz. Alexander machte es zu einer Pflanzstadt und liess von da aus die Indus-Mündungen genau untersuchen, um eine feste Verbindung mit seinem Reiche herzustellen. Der Periplus m. E. nennt in den Indus-Mündungen den Ort Barbarikon und sagt, dass die Schiffer dort vor Anker gingen und die Waren auf einheimischen Fahrzeugen nach der Hauptstadt bringen liessen. Die letztere war Minnagara, die Hauptstadt des indoscythischen Reiches. Aufwärts am Indus bis zum Rande der Wüste wohnte in der epischen Zeit das Volk der Çudra, welche nach altindischem Gebrauche ihren Beherrschern ihre Töchter als Dienerinnen überlieferten,

jedoch nicht verkauften, wohl aber Felle der Ziegen und Ruruhirsche als Kleidung der Brahmanenschüler und Pferde aus Gândhâra oder dem östlichen Kabulistan, von ihnen selbst daher geholt, den Indern der östlicheren Gebiete verkauften.

Zahlreich waren die Handelsplätze im Gebiete des Ganges und seiner Nebenflüsse; jede Königsstadt, wie Indraprastha, Hâstinapura, Prajaga an der Jamuna-Mündung, Ajodhja, Palibothra war auch der Sitz eines umfassenden Verkehrs. Das Râmâyana kann den Glanz, den reichen Verkehr, die Thätigkeit der Kaufleute von Ajodhja nicht genug preisen. Palibothra ist die jüngere Stadt, an der Stelle des jetzigen Patna gelegen. Buddha kam einst nach Pataligrama (= Patalidorf) und weissagte, es werde hier eine Hauptstadt erstehen, Pâtaliputra, ein Mittelpunkt blühenden Handels und Verkehrs. Zu Alexanders Zeit war sie in der That die Hauptstadt der Prasier, und Tschandragupta verlegte gleichfalls seine Residenz dahin; Strabo und Plinius kennen sie als die bedeutendste Stadt Nordindiens. Kandschakubga lag am Gangesübergange von Indraprastha nach Ajodhja; seine Trümmer bedecken „eine Fläche so gross wie London", sagte Bohlen. Südwestlich vom Gangesdelta lag im Lande der Kalinger deren Hauptstadt Kalinga, von Plinius als ein Ziel der Seefahrten von Ceylon aus genannt.

An der westlichen Strasse aus dem Norden nach dem Dekan lag Ujjayini (Periplus m. E.: Ozene, j. Ujjain), im 1. Jahrhundert v. Chr. Residenz, auch vom Periplus als Durchgangsplatz des Nordwestens und Nordens nach dem Seehafen Barygaza erwähnt. Das war der Hauptstapelplatz des Binnen- und Seehandels in der römischen Kaiserzeit. „Man führt aus Paithana und Tagara", berichtet der Periplus m. E., „vermittelst Wagen durch sehr unwegsame Gegenden nach Barygaza und zwar von Paithana aus sehr viele Onyxe, von Tagara aber viele gemeine Baumwollenstoffe, mannigfache Arten von Kleidern, auch molochinische, und einige andere in den dort am Meere gelegenen Gegenden speziell erzeugte Waren". Tagara lag wahrscheinlich in der Nähe des jetzigen Kaljani (17° 50′ n. Br., 77° 5′ ö. L. von Greenwich), nördlich von Kalberga.

Die Beförderung der Waren erfolgte auf mannigfache Weise. In jener Karawane des Königs der Kedi, welche Damajanti im Vindhya traf, trugen die Elefanten die Güter und Menschen. Doch war selbst in Indien der Gebrauch des Elefanten beschränkt (§ 28). Aus älteren buddhistischen Schriften ist zu ersehen, dass die Kaufleute ihre Waren auf Wagen, Ochsen, Kamele oder Esel luden, oder von Menschen tragen liessen. Der Gebrauch des Kamels blieb mehr auf den Norden

beschränkt; gebirgige Landschaften, also der grösste Teil des Dekans, hinderten seine Verwendung. Die bevorzugten Lasttiere waren Rinder und Esel; die weissen indischen Büffel erwiesen sich so vorzüglich brauchbar, dass Alexander sie nach dem Westen verpflanzen wollte.

In den älteren Zeiten reisten die Kaufleute gewöhnlich in Karawanen, sich selbst schützend oder unter königlichem Schutze; später wird dies nur noch in unwegsamen, öden, durch Raubtiere und rohe Urbewohner gefährlichen Urwäldern nötig gewesen sein. In den wohlgeordneten, nach strengen Gesetzen regierten Ländern konnten die Kaufleute es wagen, allein weite Reisen zu unternehmen. Nach dem Pantschatantra reiste ein Kaufmann allein mit zwei Stieren aus Mathura.

Der von der vedischen Zeit her gebräuchliche zweiräderige Lastkarren (vgl. § 92) fand allmählich mit der Besserung der Wege weitere Verbreitung. Nach dem Periplus m. E. konnte man sogar von Paithana nach Barygaza „vermittelst Wagen durch sehr unwegsame Gegenden" fahren. Spätere Gesetze lassen erkennen, dass die Beförderung der Waren mittelst Wagen ein Gewerbe für eigens damit sich beschäftigende Fuhrleute geworden war. Die Gesetze setzten die Verpflichtungen der Kauf- und Fuhrleute fest. Wenn z. B. der Fuhrmann seine Verpflichtung in Bezug auf Zeit und Ort nicht einhielt, sollte er die Fracht nicht bekommen. Dieselben Gesetze trafen auch Bestimmungen über das Fahrgeld für Uebersetzen beladener Wagen auf Fähren über Flüsse. Ueber die indischen Brücken vgl. § 23.

Der zunehmende Gebrauch der Wagen, der gesteigerte Warenverkehr, die Wallfahrten ausserordentlich zahlreicher Pilgerscharen zu den heiligen Orten, die zugleich Markt- und Messplätze wurden, die Heerzüge lassen auf Besserung der Wege schliessen. Megasthenes lernte die königliche Heerstrasse vom Indus über Taxila nach Palibothra in einer Länge von 10000 Stadien kennen. Aus der Leichtigkeit, mit welcher Alexander im Indusgebiete vorrücken konnte, lassen sich gebahnte Wege folgern. Megasthenes teilt auch mit, dass besondere Beamte beauftragt waren, Wege zu bauen und in Entfernungen von zehn Stadien Meilenzeiger aufzustellen. Die Herstellung von Strassen und die Anstellung von Strassenwärtern beschreibt ganz eingehend das Râmâyana. „Leute wurden aufgeboten, welche die verschiedenen Teile der Strasse kannten: geschickte Zimmerleute, Gräber, Mechaniker, gemietete Tagelöhner mit Karren, Holzhauer u. s. w.; Brücken wurden gebaut, Felsen durchbrochen, Kanäle und Brunnen angelegt, die Strassen mit Blumen und Bäumen bepflanzt.

So ausgeschmückt glichen sie der Strasse der Götter." In den berühmten Açoka-Edikten wird verkündigt, dass der Herrscher an den Strassen habe „Tieren und Menschen schattenverleihende Feigenbäume und Mangohaine pflanzen, in Entfernungen eines halben Kroça Brunnen graben und Ruheplätze für die Nacht, an manchen Orten Herbergen für Menschen und Tiere bauen lassen". Den Bau solcher Tschultris machte die Religion zur Pflicht; in der Nähe besuchter Wallfahrtsstätten hat die Baukunst sie meist mit grossem Glanze geschmückt, aber auch höchst umfangreich ausgeführt. Sie hatten eine ähnliche Bestimmung wie die Karawanserais, kamen jedenfalls auch den reisenden Kaufleuten zu gute. Endlich geben verschiedene römische Schriftsteller der Kaiserzeit die Länge indischer Strassen in Zahlen an, welche ihnen von Reisenden mitgeteilt sein mochten. Aus alledem muss geschlossen werden, dass gebahnte Wege, wenn auch ohne fortlaufend festgebauten Strassenkörper in Indien vorhanden waren. Als Fahrzeug wurde jedoch nur der zwei-, nicht vierräderige Wagen gebraucht.

Im festländischen Indien trugen zur Förderung des Verkehrs wesentlich bei die Wasserstrassen. Der Indus und Ganges mit ihren bedeutenden Nebenflüssen erleichterten, am meisten gerade in dem stark bevölkerten und hoch kultivierten Mittellande, den Verkehr. Auch auf den Flüssen der Halbinsel wird Schiffahrt erwähnt. In der späteren Zeit erhielt der Frachtverkehr auf den Wasserstrassen solchen Umfang, dass die Gesetzgebung Bestimmungen traf, um einerseits die Kaufleute vor unbilligen Anforderungen der Schiffer zu schützen, anderseits der letzten Rechte zu wahren. Die Frachtsätze richteten sich selbst nach der Verschiedenheit der Jahreszeiten und Stromverhältnisse.

94. Die Passivität der Inder im auswärtigen Handel. Mit dem Auslande aktiv Handel zu treiben, war für die Inder weder ein Bedürfnis, noch war es ihrem Charakter gemäss. Ihr Reichtum an den begehrtesten Erzeugnissen trieb die Fremden zu den Indern; diese konnten warten, bis die Fremden die Waren holten und ihnen das wenige brachten, was sie wünschten. Obgleich von den Indern der älteren Zeit eine viel grössere Regsamkeit anzunehmen ist als von denen der späteren Zeit, haben sie doch nie Neigung zu kühner Thätigkeit, zu ausserordentlichen Unternehmungen gezeigt. In ihren Märchen lieben sie das Abenteuerliche; im wirklichen Leben ziehen sie die Stille, die behagliche Ruhe, die gemessene, immer sich gleich bleibende Thätigkeit am Pfluge oder Webstuhle den gewagten Unternehmungen vor. Der Handel erschien ihnen aber stets als ein Wett- oder Glücksspiel, in dem der Händler sein Vermögen, ja sein Leben

einsetzte, um zuerst die begehrte Ware, dann eine glückliche, alle Gefahren vermeidende Reise, endlich seinen Einsatz mit Gewinn davonzutragen. Dazu kam, dass die hohen Gebirge aus dem festländischen Indien, die See aus der Halbinsel das Reisen erschwerten. So hat sich früh eine Abneigung gegen das Verlassen ihres Vaterlandes, gegen den Aufenthalt in fremden Ländern entwickelt. Die Mlêkha, die Fremden, waren ihnen Barbaren, die sie wegen ihrer Sitten verachteten; nur die Not konnte sie zwingen, sich unter ihnen niederzulassen.

„Wir wissen nicht," sagt Heeren, „dass die Inder je Seefahrer waren. Diese Bemerkung ist indes nur von der Nation im ganzen zu verstehen. Sie schliesst keineswegs aus, dass einzelne als Kaufleute übers Meer gingen, sich in fremden Ländern niederliessen und durch Handel sich bereicherten." Lassen geht sehr viel weiter in seinen Behauptungen; er lässt bereits in vedischer Zeit die Inder Seefahrten nach dem Westen unternehmen, auf Sokotora und in Südarabien sich ansiedeln, am Persischen Busen sich niederlassen, später auch in Alexandria sich ansiedeln, von da nach Griechenland aktiv Handel treiben, zu Lande nach dem Pontus kommen, ja durch die Bojer oder Sueven nach Gallien gelangen. Auch Lefmann sagt: „Und die die indischen Reichtümer den Arabern zuführten, den einen an die Mündungen des Euphrats, den anderen an die Küsten der arabischen Halbinsel, sind arische Inder selbst gewesen. Sie hatten ihre Landungsplätze an den Küsten des Persischen und Arabischen Meerbusens, ja wohl an der Ostküste Afrikas, die sie mit Namen wo nicht des eigenen Landes so doch der eigenen Sprache benannten. Diu Sokotora, das ist dvîpa sukhatara, das glückliche Eiland, die darnach benannte Insel Dioskorides, war seit alter Zeit eine der bedeutendsten Handelsniederlassungen der Inder." Bei genauer Untersuchung bleibt recht wenig von den behaupteten Thatsachen übrig.

Was die vedische Zeit betrifft, so waren die Pani Fremde; die arischen Ansiedler des Pendschâb lebten als Hirten und Ackerbauer; wahrscheinlich waren sie nicht bis zu den Mündungen des Indus vorgedrungen. Erst in der epischen Zeit zogen „Kaufleute aus verschiedenen Richtungen" in die neu gegründeten Städte. Es ist beachtenswert, dass in dieser Zeit das Volk der Çudra, am mittleren Indus bis zur Wüste Tharr wohnend, Waren aus Kabul und Arachosien den Indern des Mittellandes zuführten und dass die weit östlich, im jetzigen Behár wohnenden Mâgadha es waren, welche als weit reisende Kaufleute der angesehensten Abteilung der indischen Kaufleute ihren Namen gaben, also nicht Inder der mächtigen Reiche des Mittellandes. Für die Behauptung der Seefahrt in der vedischen Zeit stützt sich

Lassen darauf, dass im Rigveda (I, 116, 3 ff.) die Açvin gepriesen werden, dass sie das hundertrudrige Schiff des Bhudschyu auf dem unermesslichen, bodenlosen Meere beschützt und glücklich zum Ufer geführt hätten. Zimmer hat erklärt, dass in dieser Stelle von keiner wirklichen Schiffahrt die Rede sein könne, dass vielmehr das Luftmeer gemeint sei. Lefmann ist der Ansicht, nach Namen und Angaben scheine ein Ereignis zu Grunde zu liegen, man brauche „zwar noch keine Meer- oder Seefahrt“, müsse aber „jedenfalls mehr als blosse Uebertragung von wirklichen Verhältnissen“ annehmen. Dies sagt Lefmann, trotzdem er es vorher als gewiss bezeichnet hat, „dass die altvedischen Arier noch keine Seefahrer gewesen“ seien, trotzdem er nachher Zimmers einleuchtende Gründe dafür anführt, „dass die vedischen Stämme keine Seefahrer gewesen“ seien.

Weiter führt Lefmann an, dass im Atharva-Veda (dessen älteste Hymnen nach Lassen nicht über 1100 v. Chr. zurückverlegt werden dürfen) die Kenntnis des Seehandels bestimmt ausgesprochen sei, behauptet er, dass „die babylonischen Handelsstätten, von welchen Herodot und Strabo berichten, woher auch die Phönizier und ihr Handel ausgingen (vgl. § 199), wohl damals schon mit den arischen Indern in Verbindung“ gestanden haben, und folgert daraus, dass See- und Handelsfahrten der arischen Inder längs der gedrosischen Küste oder durch das Indische Meer in der Zeit zwischen dem altvedischen Zeitalter und dem Beginn der phönizischen Ophirfahrten („sagen wir 1100“) stattgefunden hätten; er schliesst: „Soviel scheint sicher, dass nicht die frühen Seefahrten der arischen Inder als solche, sondern allein die Zeit derselben noch in Frage steht.“

Lassen bekennt, dass wir über diese angenommenen Seefahrten der Inder „keine ausdrücklichen Zeugnisse“ haben; Lefmann hofft (wie auch Hommel), „noch einmal aus babylonischen Altertumsquellen einen Aufschluss zu erhalten“. Auf Lassens Stützen: Sokotora, Nagara, Hafen Arabia ist alsbald zurückzukommen; sie versagen. Hiernach kann die Seefahrt der Inder nach dem Westen vor 1100 v. Chr. als erwiesen nicht gelten.

Lassen führt an, dass nach der Mahâbhârata es Kaufleute gab, welche mit grossen Karawanen an die Küste zogen, um von dort aus Seereisen zu machen, und Heeren sagt: „Die Kaufleute, die zur See handeln und dem Könige Geschenke bringen, werden im Râmâyana ausdrücklich erwähnt“. Nach den jetzt geltenden Ansichten über die Zeit der Abfassung beider Epen (§ 62) können die aus ihnen angezogenen Stellen nicht zum Beweise einer Schiffahrt der Inder in der epischen Zeit dienen. Für die spätere Zeit mehren sich die „Beweise“

Nach älteren buddhistischen Schriften (5. Jahrhundert v. Chr.) verbanden sich fünfhundert Kaufleute, eine weite Seereise zu unternehmen, wurden Seereisen nach einer Insel jenseit Ceylons unternommen, um Edelsteine zu holen, wurde aus Malabar eine Art Sandelholz zur See nach Çurparaka (ein Hafen südlich der Narmada) gebracht. Nach dem Hitopadesa war ein Kaufmann zwölf Jahre auf Reisen gewesen und kam mit einer Ladung Edelsteine zurück. Nach der Sakontala fiel das unermessliche Vermögen des Kaufmanns Danavriddi dem Könige anheim, weil er kinderlos auf einer Seereise umgekommen war. Ausser diesen Stellen von Dichtungen aus späterer Zeit giebt es Belege aus historischen Schriften, welche für die Frage nicht bloss indischer Seefahrt überhaupt, sondern solcher nach dem Westen angeführt werden. Am Persischen Busen erfuhr Nearchus von Ortskundigen, die vorliegende Küste hiesse Maceta, von ihr würden Zimt und andere Gewürze nach Assyrien ausgeführt. Obschon Lassen selbst anderwärts die Verbreitung des echten Zimts aus Ceylon erst für das spätere Mittelalter zugiebt (§ 44), erscheint ihm Nearchs Nachricht „für die Geschichte des indischen Handels von grossem Werte, weil aus ihr sicher hervorgeht, dass eine Schiffahrt auf dem Persischen Busen vor Alexander d. Gr. bestand und dass indische Waren durch ihre Vermittlung nach Babylon gelangten". Die Schwierigkeit hebt Lassen nicht, wer die indischen Waren, sofern es überhaupt solche und nicht Kassia aus Aethiopien gewesen sein sollte, nach Maceta, das nach Sprenger Omán ist, gebracht haben soll.

Eine Hauptstütze der Schiffahrt der Inder ist der Name der Insel Sokotora, bei den Griechen Dioskorides. Weil der Name aus der Sanskrit-Form dvîpa sukhatara abgeleitet sei, wird daraus gefolgert die frühe Bekanntschaft der Inder mit der Insel und der Aufenthalt indischer Kaufleute auf ihr. „In alter Zeit", „in ältester Zeit" soll eine der bedeutendsten Handelsniederlassungen der Inder daselbst bestanden haben. Wie es jedoch mit dem Alter bestellt ist, geht daraus hervor, dass der einzige Beweis für die Anwesenheit von Indern auf Sokotora die Stelle aus dem kurz vor 77 n. Chr. verfassten Periplus m. E. (§ 30) ist: „Die wenigen Bewohner (vorher: „fast unbewohnt") derselben wohnen auf der einen Seite derselben, der nach Norden gelegenen, wo sie nach dem Festlande gerichtet ist; es sind aber Eingewanderte, und gemischt aus Arabern und Indern und einige sogar von den Hellenen, die des Handels wegen dahin fahren." Aus dem Wortlaute folgt nicht streng, dass die Araber und Inder Kaufleute waren; wegen der Unsicherheit des Wortes „Eingewanderte" erscheint gleichfalls die Annahme einer indischen Handelsniederlassung

nicht ohne alles Bedenken. Allein bewiesen ist, wenn man jene Bedenken unterdrückt, doch nur eine Niederlassung im 1. Jahrhundert n. Chr., also nicht für alte oder älteste Zeit. Uebrigens war nach der Darstellung des Periplus m. E. der Handel damals wie später auf Sokotora recht unbedeutend. Viel wichtiger müsste für indische Kaufleute gewesen sein, sich am Persischen Busen, in Arabien, am Arabischen Busen niederzulassen.

Nun hat ja Lassen die arabische Stadt Nagara wegen ihres Namens und der angeblich malabarischen Sitten ihrer Bewohner für eine alte indische Kolonie gehalten. Allein das Wort nagara (Stadt) kommt altvedisch nicht vor. Wie sollten aber auch die Inder dazu kommen, tief im Binnenlande eine Kolonie zu gründen, da sie an der Küste keine besassen? Nun sagt zwar der Periplus m. E. von dem Hafen Eudämon-Arabia (bei Ptolemäus Arabia Emporion, bei Philostorgus Adane, das jetzige Aden): „Eudämon aber wurde er genannt, da er früher eine Stadt war, als er, wie man noch nicht von Indien nach Aegypten fuhr, noch auch von Aegypten in die entfernter gelegenen Orte zu segeln wagte, sondern nur bis hierher gelangte, die von beiden Seiten kommenden Warenausfuhren aufnahm.“ Auch diese Nachricht dient Lassen zur Stütze der Ansicht, dass indische Kaufleute das glückliche Arabien besuchten und zwar schon in der Zeit des blühenden Handels der Phönizier mit Südarabien, während doch aktiver Handel der Inder in der Stelle gar nicht ausgesprochen ist. Dagegen bezeugt der Periplus m. E., dass indische Kauffahrer zur Zeit seiner Abfassung, also nach der Mitte des 1. Jahrhunderts n. Chr., nach den Hafenplätzen Azanias, der Küste Ostafrikas südlich vom Kap Guardafui, fuhren, die einen in direkter Fahrt, die anderen mit Anlegen an Zwischenplätzen. Das ist endlich ein bestimmtes Zeugnis für den aktiven Handel der Inder zur See nach dem Westen, aber erst aus der Zeit der höchsten Blüte des Seehandels zwischen Indien und dem Westen und, sehr bezeichnend, nicht nach Aegypten, sondern nach Ostafrika, also dort den Weihrauch, die Kassia, das Schildkrot, vielleicht auch Sklaven zu holen. Hätten die Inder damals aktiv nach Aegypten gehandelt, so würde der wohlunterrichtete Verfasser des Periplus m. E. dies mitgeteilt haben.

Die Gesandtschaften indischer Fürsten an römische Kaiser von Augustus an scheinen mehr bestimmt gewesen zu sein, das Kommen römischer Kaufleute nach Indien als umgekehrt zu fördern, weil dadurch der Absatz indischer Waren gegen Gold und Silber gefördert wurde.

Aus Pausanias' Mitteilung, dass nach den Küsten Lacedämoniens

indische Waren kamen und die Inder die dort von den Griechen niedergelegten Waren umtauschten, folgert Lassen, dass indische Kaufleute sich in Alexandria niedergelassen und sich Schiffe verschafft hätten, auf denen sie die Erzeugnisse ihres Vaterlandes nicht nur nach Lacedämonien, sondern auch nach anderen, am Mittelmeere gelegenen Ländern verschifften. Der Aktivhandel der Inder nach Griechenland erscheint indes sehr unwahrscheinlich, da solcher selbst nach Aegypten nicht bezeugt ist.

Die Annahme indischer Handelsfahrten nach Hinterindien, der Inseln des Malayischen Archipels, Siams, Kambodschas, des südöstlichen Chinas seit der Mitte des 1. Jahrhunderts v. Chr. stützt Lassen wiederum lediglich auf das Vorkommen anscheinend indischer Namen in jenen Gebieten.

Einen Aktivhandel der Inder zu Lande nach dem östlichen Iran, Baktrien, den Ländern des inneren Asiens mochte Lassen im zweiten Bande seiner Altertumskunde noch nicht annehmen. Im dritten Bande dagegen behauptet er denselben auf Grund der Mitteilung von Plinius, dass am Pontus Inder sich aufhielten und unechte Berylle als echte verkauften. Aus der Angabe ferner, dass einige Inder von einem Könige der Sueven oder Bojer dem Prokonsul Galliens als Geschenke zugeschickt worden wären, folgerte Lassen, „dass indische Kaufleute sich bei dem Handel mit dem Römischen Reiche selbständig beteiligten, der von Indien aus über Baktrien, das Kaspische Meer und den Kaukasus bis zum Schwarzen Meere betrieben wurde.“ Webers Berichtigung, statt Inder in der Notiz, die Geschenke an den gallischen Prokonsul betreffend, sei Winder zu lesen, wies Lassen zurück.

Nach alledem ergiebt sich, dass den Indern zur Zeit der Abfassung des Atharva-Vedas der Seehandel bekannt war, dass sie jedoch aktiven Seehandel nachweislich nur nach Ostafrika im 1. Jahrhundert n. Chr. und vielleicht zu derselben Zeit nach Sokotora getrieben haben, während aktiver Handel zu Lande nach dem Nordwesten unwahrscheinlich ist, ein Ergebnis, das zu der Natur und den Erzeugnissen ihres Landes wie zum Charakter und den Neigungen der Inder stimmt.

95. Der Landhandel nach Osten und Norden. Der Landverkehr von Vorder- nach Hinterindien wurde zu Lande durch die meridionalen, dicht bewaldeten Gebirge und die Roheit der Bewohner ebenso erschwert wie zur See erleichtert. Das weitgestreckte, die höchsten Gipfel der Erde tragende Hochgebirge des Himâlayas ist zwar ein ungeheures Verkehrshindernis, setzt jedoch dem Verkehre nicht unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. Wahrscheinlich haben nach den Gangesquellen wallfahrende Pilger den Weg gebahnt;

buddhistische Missionare können nach Tibet vorgedrungen sein; Kaufleute folgten, um die als Fliegenwedel bei den Indern gebrauchten kamara (die schwarzen und weissen Schweife des Jaks), Honig, wohlriechende Kräuter, vielleicht auch Gold zu holen. Der oder die eingeschlagenen Wege lassen sich nicht genauer bestimmen.

Vollständig ausgeschlossen ist die Annahme, dass ein Warenverkehr nach Tibet in älterer Zeit sich nach China fortgesetzt haben könne. Denn erst nach 140 v. Chr. sind die Chinesen an den Kuku-Nor vorgedrungen und haben das westliche Sz'-tschwan unterworfen. Auf die Kunde, dass chinesische Waren durch Indien nach Turkestan gebracht würden, schickte Kaiser Wuti eine Expedition aus mit dem Auftrage, durch das südwestliche China nach Indien vorzudringen. Die durch die Gebirge und das rauhe Klima verursachten Schwierigkeiten, noch mehr die Wildheit der noch heute China höchstens formell unterworfenen Stämme, welche die Teilnehmer der Expedition zum Teil ermordeten und beraubten, nötigten von weiteren Versuchen abzustehen. Dagegen gelangten einige Kaufleute 122 v. Chr. aus Sz'-tschwan nach Birma und machten damit den Anfang des Handels aus Jünnan nach Bhamo am Irawaddi. Spätere Versuche, den Handel von China nach Indien zu beleben, sind von besserem Erfolge gewesen. Der Periplus m. E. meldet, dass die chinesische Seide auch vermittelst des Ganges' nach Limyrica, dem nördlichen Malabar, offenbar zur See, gebracht werde, dass allerdings nur vereinzelte Kaufleute wegen der Schwierigkeit der Reise daher kämen. Wenn ferner Plinius berichtet, dass ein Kaufmann aus Ceylon, der Vater des Rachias, welcher die ceylonische Gesandtschaft an Kaiser Claudius führte, zu den Seren jenseits des Himâlayas gereist sei, so kann man angesichts der Mitteilung des Periplus die Möglichkeit eines Handels nach China nicht in Abrede stellen. Es ist jedoch festzuhalten, dass die Seren, die Seidenbringer, als „grosse Leute mit rötlichem Haare und himmelblauen Augen“ wahrscheinlich nicht Chinesen gewesen sind; der Handel mag wie früher von Stamm zu Stamm geführt worden sein.

Merkwürdig ist die Unkenntnis der Alten bezüglich Kaschmirs, jenes glücklichen Thales im nordwestlichen Himâlaya. Weder Herodot, noch Ktesias berichten davon; weder die persische Herrschaft, noch Alexanders Eroberung hat sich dahin erstreckt. Und doch ist die Annahme nicht wohl abzuweisen, dass die berühmten Kaschmir-Gewebe von indischen Fürsten und Frauen als die wertvollsten Gewänder geschätzt, vielleicht durch sie den persischen Königen vermittelt worden, dass Kostus und Narde, vielleicht auch die feine Kaschmir-Wolle und das Gold Tibets zum Teil durch Kaschmir in den Besitz der Inder gelangt sind.

96. Der Landhandel nach dem Westen und Nordwesten in früher Zeit. Je weniger es bisher gelungen ist, Beweise für einen Seeverkehr zwischen Indien und dem Westen in der ältesten Zeit aufzufinden, desto mehr drängt sich die Annahme auf, dass die indischen Waren lange Zeit ausschliesslich auf dem Landwege nach dem Westen gelangt sind. Der Hauptweg aus dem Pendschâb führte von der Kabul-Mündung zuerst durch das Kabul-Thal, dann durch den etwa 125 km langen Khaibar-Pass über die Khaibar-Kette, welche die Ebenen von Peschawar und Dschellalabad trennt, auf das Hochland von Iran, zunächst nach Kabul (Cabura, Ortospana, 1762 m hoch). Diese Stadt bildete den Knotenpunkt dreier Strassen, der 1., eben bezeichneten, nach Indien, der 2., nach Baktra, der 3., nach Vorderasien. Die zweite Strasse führte zunächst westlich, dann über den Hindukuh durch die Bamian-Pässe nach Baktra. Die dritte, die grosse Hauptstrasse nach Vorderasien, konnte wegen der vom Hindukuh nach Südwesten abzweigenden Gebirgsketten nur in weitem Bogen, erst nach Südwesten, dann Westen, zuletzt Norden, über das arachosische Alexandria (j. Kandahar) das arische Alexandria (j. Herat) erreichen. Hier mündete von Nordosten eine Strasse von Baktra und Central-Asien. Von dem arischen Alexandria führte die Strasse zuerst nordwestlich, dann westlich nach Hekatompylus, der Hauptstadt der Parther, durch die Kaspischen Pässe nach Ragä, dann südwestlich nach Ekbatana, der Hauptstadt der Meder, durch die Zagroskette nach Babylon.

Eines der wichtigsten Handelsländer, nicht nur des Altertums, bildet durch seine Bodenerzeugnisse, mehr noch durch seine Lage Baktrien. Es umfasst die westlichen Abhänge Central-Asiens, des Tiënschans, des Pamirs und die nördlichen Abhänge des Hindukuhs, die Landschaften am Mittellaufe des Amus (Oxus) und Sirs (Jaxartes) bis in die Ebenen von Turan. In klimatischer Beziehung machen sich die grössten Gegensätze geltend, am meisten im Tieflande. Hier fällt wenig Regen, die Luft ist wunderbar durchsichtig, am Tage schönstes Himmelsblau, bei Nacht klarer Sternenhimmel ohne Funkeln der Sterne. Im Hochsommer steigt die Wärme auf 25° R., die Nächte bleiben frisch; im Winter wehen heftige Stürme, und es wird so kalt, dass das Renntier sich einstellt. Baumwolle, Reis, Seide sind seit der russischen Herrschaft oder Oberherrschaft Haupterzeugnisse des Gebietes. Wo Wasser ist, ist Pflanzenwuchs; wo es aufhört, ist der Boden wüstenartig, mit Salz und etwa einigen stacheligen Pflanzen bedeckt. Das Wasser erhalten die Landschaften durch die Schneeschmelze vom Mai bis Oktober, etwas auch durch Frühjahrsregen. Allein die befeuchtende und befruch-

tende Wirkung des Wassers macht sich nur etwa 1 km weit vom Flussbette bemerkbar; eine weitere Uferstrecke, etwa bis 5 km vom Flusse entfernt, ist befeuchtet, obgleich selten überschwemmt, und mit Gras bedeckt. In diesen Uferstreifen liegen die künstlich bewässerten Ackerfluren; menschlicher Fleiss führt die Kanäle vielfach noch weiter, bis 10 km, im Thale des Serafschans bei Samarkand 30—45 km; auch Chiwa ist eine Oase mit künstlicher Bewässerung. Ueber diese Striche hinaus ist alles dürr und öde, Steppe, Wüste; in den durch Kanäle bewässerten Strecken herrscht üppige Fruchtbarkeit. Die Städte und Vorstädte sind mit Weinbergen und Obstgärten erfüllt; vorzügliche Granaten, Orangen, Pfirsiche, Feigen reifen in ungemeiner Fülle.

Zu der die menschliche Thätigkeit reich lohnenden Fruchtbarkeit kommt die ausserordentlich günstige Lage. Nach Nordwesten breitet sich die Wüste von Turan aus, gefährlich für den Verkehr durch ihre Sonnenhitze wie Winterkälte, Sand- und Schneestürme; nach Osten hin erstreckt sich in ungeheurer Ausdehnung der am höchsten emporgetriebene Teil der Erdoberfläche, Central-Asien, nach Westen abgeschlossen durch das Hochland Pamir und die sich anschliessenden Gebirge Tiënschan, Kwen-lun und Himâlaya. Der Verkehr aus dem Kulturlande am Hoang-ho nach Westen, ebenso aus Central-Asien und den nördlich angrenzenden Gebieten mit ganz Vorder-Asien und selbst Vorder-Indien findet am leichtesten statt durch die Kulturländer am Mittellaufe des Oxus' und Jaxartes'. — Mit seinen Edelsteinen wirkte Baktrien selbständig anziehend auf die Kaufleute. In den Gebirgen am Oberlaufe des Oxus' fanden sich besonders Rubine, Amethyste, Türkise, Lapislazuli.

Daher bot Baktrien im Altertume, wo die Kultur meist blühender war als in der Neuzeit, nicht nur dem friedlichen Verkehre der Kaufleute, sondern auch zahlreichen Eroberern, ganzen Völkern die grosse Durchgangsstrasse dar. Die Geschichte Baktriens ist ein fortdauernder Kampf zwischen den ungezügelten Steppenbewohnern und den angesiedelten Völkern an den Gebirgsrändern.

Die alte Hauptstadt des ganzen Baktriens war Zariaspa oder Baktra, später Balch. Es war erbaut an einem linken Nebenflusse des Oxus', dem Balch-Ab (Baktrus, Dehas), einige Stunden nördlich vom Austritte aus dem Gebirge in die Ebene. Baktra erscheint nicht nur im persischen Zeitalter als eine reiche und mächtige Stadt; die ältesten Sagen des Orients, von den Heerzügen der Semiramis und von anderen Eroberern, sind mit Nachrichten von Baktra durchflochten; nach dem Avesta lag sie „an der Strasse des Zusammenflusses der Völker“. Andere bedeutende Städte waren Marakanda (Samarkand) in der durch ihr entzückendes Grün herrlichen Serafschan-Ebene und die Hauptstadt der Tawan, Uratiübe, südwestlich vom Jaxartes-Knie.

In Baktra vereinigten sich die Strassen aus Indien, hauptsächlich über Kabul, aus Vorderasien über Herat, vom Schwarzen Meere und Central-Asien; es musste in der That ein „Zusammenfluss der Völker“ stattfinden.

Je mehr man erkannt hat, in welch hohes Alter die Kultur Babyloniens und Aegyptens hinaufreicht, desto mehr hat man geneigt sein müssen, Handelsverbindungen zwischen Vorder-Asien einer-, Indien und Baktrien anderseits anzunehmen. Allein die Beweismittel sind der Zahl nach gering, der Beweiskraft nach schwach. Was Indien betrifft, so spricht der Kulturzustand der arischen Inder in der vedischen Zeit, da sie lediglich das „Siebenstromland“ inne hatten, entschieden gegen jene Annahme.

Die stärkste Stütze für einen Handel zwischen Indien und Babylonien bildet die Bekanntschaft der Inder der vedischen Zeit mit der babylonischen Mine als Gewichtseinheit für das Gold, ferner die früh in Indien bekannte babylonische Einteilung des Mondlaufes in Nachtstationen. „Indessen mehr als durch Zwischenhandel, und zwar auf dem Landwege, vermittelte Beziehungen sind daraus nicht zu folgern“, sagt Ed. Meyer. Richthofen meint sogar, dass die ältesten astronomischen Kenntnisse und die darauf gegründeten Zeiteinteilungen der Babylonier, Inder und Chinesen ihr Gemeinbesitz in der Zeit gewesen seien, da diese Völker noch ihre Sitze als Nachbarn zu beiden Seiten des Pamirs und des Terek-Passes gehabt hätten, wie auch ihre Beschäftigung mit Viehzucht und Ackerbau, die Uranfänge der Schrift ihnen damals gemeinsam gewesen wären. Gegen die direkte Uebermittlung der astronomischen Kenntnisse spricht auch der Umstand, dass den Indern der alten Zeit der Name der Babylonier oder Chaldäer unbekannt geblieben ist.

Das Vorkommen indischer Erzeugnisse im Westen lässt sich ebenso wenig streng beweisen. Es kommen als solche in Betracht: Elefanten, Affen, Pfauen. Ueber den Elefanten vgl. § 28, 231 Ende, über den Affen 107, 231 Ende, über den Pfau § 69. Zur Zeit der Abfassung des 1. Buches der Könige mag eine Wanderung indischer Waren von Hand zu Hand nach dem Westen öfter vorgekommen sein. Wie weit Babylonier oder Inder ihn geführt haben, ist nicht ermittelt. Bezüglich der letzteren steht nur fest, dass nach der Mahâbhârata die Çudra am mittleren Indus Waren, besonders Pferde, aus Kabulistan und Arachosien holten, ferner dass die Parada im mittleren Gedrosien und die Abhîra am unteren Indus verschiedene Tiere, darunter Kamele und Esel, wollene Decken und ein berauschendes Getränk aus Früchten den Indern brachten. Weitere Zeugnisse für den Handel zwischen Indien und Babylonien fehlen bis zu Nebukadnezars Zeit. Sollten, wie

Lefmann und Hommel hoffen, jemals babylonische Altertumsquellen Beweise für einen Handel zwischen Indien und Babylonien in der epischen Zeit oder altbrahmanischen Zeit sich ergeben, so dürften dieselben nicht für See-, sondern für Landhandel und eher für die Aktivität der Babylonier als der Inder zeugen; denn die babylonische Kultur ist unzweifelhaft älter als die indische, und die Babylonier trieben wohl Land-, aber nicht Seehandel.

97. Fortsetzung. Wie die Çudra nach Westen, vermittelten die Darada den indischen Landhandel nach Nordwesten, nach Central-Asien und Baktrien. Nach der Mahâbhârata kamen schon zur epischen Zeit serisches Eisen, Felle, Seide, Wolle, Heilmittel, Wohlgerüche, Edelsteine, Gold, Pferde nach Indien. Da die Inder selbst vortreffliches Eisen besassen und früh bearbeiten gelernt hatten, wird sich das serische Eisen durch hervorragende Bearbeitung ausgezeichnet haben; denn es werden Schwerter, Speere und verschiedene Arten von Beilen genannt. Nach chinesischen Quellen verstanden die Bewohner von Khotan, das Eisen zu giessen; ein chinesischer Kaiser erhielt von ihnen ein Schreibzeug aus blauem Eisen als Tribut. In Ferghana haben sich alte Eisengruben gefunden. Plinius rühmte das serische Eisen als das beste. Serische Felle (Pelzwerk oder Leder) kamen auch später nach Indien. Treffliche Pferde der Nomadenvölker wurden in Indien wie China begehrt.

Das Gold kam aus dem westlichen Tibet und dem Altai. Nach späteren Nachrichten werden die Darada als Bringer des Goldes nach Indien bezeichnet. Sie bewohnten wahrscheinlich das Gebiet des Indus' oberhalb des Knies. Da die Tukhâra Felle, Eisen, Seide brachten, also die später als serische bezeichneten Waren, so müssen sie früher in der Nähe von Khotan gewohnt, die Strasse von Khotan nach Leh oder Ladak beherrscht haben. Von dort mögen sie im Laufe der Jahrhunderte verdrängt worden sein und sich im südlichen Tarim-Becken bis zum Bulungir-See ausgebreitet haben, von wo aus sie dann unter dem Namen der Yuĕ-tschi ihre grosse Wanderung nach Turan 157 v. Chr. angetreten haben. Für die Beherrschung eines Teiles der Handelsstrasse nach Indien durch die Tukhâra oder Yuĕ-tschi spricht deren frühe Bekehrung zum Buddhismus; bereits 288 v. Chr. ist ein Buddha-Tempel bei ihnen erbaut worden. Nach einer Nachricht Aelians zogen die Darada nur bis Kampylius an der Grenze der Issedonen, des vielgenannten Volkes, dem sie also indische Waren zuführten und dafür die früher genannten, namentlich die serischen Waren empfingen.

Die Issedonen wohnten im westlichen Teile des Tarim-Beckens, am Nordabhange des Kwen-luns. Herodot hatte erfahren, dass ein

Grieche Aristeas etwa 650 v. Chr. wiederholt zu den Issedonen gereist war und dort erkundet hatte, dass jenseits derselben die Einäugigen, dann die goldhütenden Greife und endlich die Hyperboreer bis an das Meer wohnten. Die Scythen am Pontus berichteten Herodot dasselbe mit der Erweiterung, dass westlich von den Issedonen in einem Berglande die Argippäer, die Kahlen, lebten, ein friedliches, dem Handel eine durch den Kultus gesicherte Freistatt bietendes Volk, dass nördlich von ihnen und von den Issedonen ein hohes, unzugängliches und unbekanntes Gebirgsland liege, in dem nördlich von den Arimaspen oder Einäugigen die Ziegenfüssigen, weiter die Sechsmonatschläfer, nördlich von den Issedonen die goldhütenden Greife wohnten. Ktesias erfuhr bei den Baktrern, dass die Inder in Scharen von 1500—2000 Mann zu den goldhütenden Greifen zögen, das Gold des Nachts in Säcke sammelten und erst im 3. oder 4. Jahre mit grossem Gewinne heimkehrten.

Aus allen diesen Berichten ist klar, dass die Kenntnis der Völker im Westen und in Indien nur bis zu den Issedonen reichte, dem Volke am Nordabhange des Kwen-luns mit den Städten Khotan und Jarkand (Kaschgar war noch unbedeutend), im Besitze der Handelsstrassen nach dem westlichen Tibet und Ladak, und dass dieses Volk dem Handel sich widmete, dasselbe Volk, das später nach Bekanntwerden der Seide die Seren, d. h. die Seidenbringer, genannt wurde. Die Issedonen scheinen ferner den Handel aktiv bis zu den Argippäern getrieben zu haben; denn Herodot sagt: Bis zu den Argippäern ist das Land sehr wohl bekannt; teils kommen die Scythen zu ihnen, von denen es schwer ist, Nachrichten einzuziehen, teils auch die Griechen aus Olbia und den griechischen Handelsstädten; die Scythen aber, die dahin ziehen, treiben ihre Geschäfte durch sieben Dolmetscher und in sieben verschiedenen Sprachen. Als Wohnsitze der Argippäer oder Kahlen, worunter nach Herodots Beschreibung Kalmüken oder Mongolen verstanden werden, nimmt man das Bergland westlich vom Tarim-Becken an mit den Pässen nach Ferghana und Baktrien. Die Weiterführung der Waren von den Kahlen nach dem Schwarzen Meere erfolgte durch die Scythen und Griechen. Die letzteren waren die treibende Kraft dieses Handels, gleichviel ob sie denselben bis zu den Kahlen oder Baktrern oder auch nur bis zu irgend einem scythischen Volke unweit des Schwarzen Meeres trieben.

Als Anfangszeit dieses Handels darf man nicht die Zeit der Gründung der griechischen Kolonien am Pontus ansetzen. Neumann (die Hellenen im Scythenlande) hat sehr einleuchtend auseinandergesetzt, wieviel Zeit von den Anfängen des Handels bis zur Gründung von Ko-

lonien verfliessen musste. Ueberdies zeigt Herodots Nachricht von den wiederholten Reisen des Aristeas zu den Issedonen, dass thatsächlich um 650 v. Chr. Griechen die fernsten Ziele aufsuchten, die sie jemals in dieser Richtung erreicht haben. Dass sie sich oft auch, um die weite, höchst beschwerliche Reise zu sparen, mit der Zuführung der Waren durch die Scythen begnügten, ist selbstverständlich.

Zwei Waren lockten unwiderstehlich und liessen den einmal ins Leben gerufenen Handel nicht wieder in Vergessenheit geraten: Gold und Pelzwerk. Der Pelzhandel mochte die Griechen weit nach Norden zu ziehen veranlassen, in die Gegend von Perm, das Gold aber zog sie zu den Issedonen, oder wenigstens zu den Kahlen. Herodot muss aber auch den später bevorzugten Weg über das Kaspische Meer gekannt haben, da er den Irrtum späterer Zeiten nicht teilt, dasselbe für einen Busen des nördlichen Ozeans zu halten, es vielmehr als einen geschlossenen Binnensee kennt und sogar seine Länge und Breite nach Tagschiffahrten angiebt, woraus doch auf Schiffahrt auf demselben geschlossen werden muss. Der spätere Weg führte, Baktra als Ausgangspunkt angenommen, zuerst den Balch-Fluss abwärts, dann ein Stück den Oxus abwärts, (der Oxus hat niemals in den Kaspischen See gemündet, vgl. Petermanns Mitteilungen 1898 S. 204ff.) weiter zum Kaspischen See, nach der Ueberfahrt über diesen den Cyrusfluss (Kura) aufwärts, nach einer fünftägigen Landreise den Phasis abwärts bis zu seiner Mündung ins Schwarze Meer. Diesen Weg benutzte nicht bloss Patrokles selbst, der auf Seleukus' I. Befehl den Oxus und das Kaspische Meer untersuchte, sondern er bezeugt auch, dass indische Waren zu seiner Zeit auf diesem Wege nach dem Pontus geführt wurden.

Ob diese indischen Waren durch Zwischenhandel oder baktrische Kaufleute nach Baktra gebracht wurden, ist nicht berichtet. Nachdem Diodotus um 250 v. Chr. das selbständige Baktrische Reich gegründet und sein Nachfolger dasselbe bis zum Hydaspes in Indien erweitert hatte, wird das letztere geschehen sein. Chinesische Berichte melden, dass baktrische Kaufleute im 2. Jahrhundert v. Chr. aus Kipin (dem nordöstlichen Arachosien) verschiedene unzweifelhaft indische Waren holten; der chinesische General Tschangkien erfuhr sogar, dass chinesische Waren aus dem südwestlichen China über Indien nach Baktrien gelangten. Auch im 1. Jahrhundert n. Chr. kam die Seide vornehmlich über Baktra nach Indien. Die Rührigkeit der in den beiden letzten Jahrhunderten v. Chr. in Baktrien sesshaften Kaufleute lässt annehmen, dass sie den Handel nach dem Schwarzen Meere wie nach Indien aktiv betrieben haben.

Vielfach ist die Meinung vertreten, dass die Chinesen mehrere Jahrhunderte v. Chr. einen lebhaften unmittelbaren Handel mit Indien, Persien und Babylon unterhielten. Es wird sich jedoch im folgenden ergeben, dass bis in die zweite Hälfte des 2. Jahrhunderts v. Chr. ebenso wenig die Chinesen vom Süden und Westen Asiens Kunde hatten, wie man hier das Dasein des grossen Kulturlandes im Osten ahnte. Es wird sich aber auch ergeben, dass die Seide Chinas seit Jahrhunderten im Westen bekannt war, ohne dass die Verfertiger wussten, wohin sie gelangte, noch die Verbraucher, woher sie kam.

98. China. Als die Chinesen selbst ihre Seide zu Lande nach dem Westen brachten, übertrug man von den Issedonen auf sie den Namen Seren. Der Periplus m. E. und Plinius kennen für sie nur diesen Namen. Jahrhunderte noch blieb bei Indern und Persern der Name Seren für das östlich von Central-Asien wohnende Volk, die Seidenbringer, bestehen. Mindestens in der vorchristlichen Zeit ist der Name Sinen auf dem Landwege nicht nach Westen vorgedrungen; man bezeichnete vielmehr mit diesem Namen das, wie man glaubte, südlich von den Seren, an den Küsten von Tongking und Cochinchina wohnende Volk. Das Wort nahm die Formen Thin, Tsin, Tschin, Sin an und stand zweifellos in Beziehung mit der Dynastie Tsin, welche von 245—205 v. Chr. in China herrschte, aber als Fürstenhaus schon im Anfang des 8. Jahrhunderts v. Chr. den Grund zu der späteren Grösse gelegt hat. Im Westen kennt erst der Periplus m. E. eine binnenländische Stadt Thinä im Lande der Seren. Zum ersten Male wendet den Namen des damals seefahrenden Volkes der Tsin auf das im Osten der Steppen wohnende Volk an Moses von Khorene (nach 440 n. Chr.). Die Perser hatten eben erkannt, dass das Volk, welches ihnen auf dem Seewege die Seide zuführte, in engster Beziehung zu dem stehen müsse, von welchem sie auf dem Landwege, wenn auch mittelbar, die Seide bezögen.

Im Tieflande des Hoang-hos, später auch des Jang-tse-kiangs hat das Volk der Chinesen auf seine Kulturhöhe sich emporgearbeitet, allein, ohne jede fremde Hilfe, denn das Land liegt abgeschlossen wie nur irgend eines auf der Erde. Im Osten breitet sich der ungeheure Stille Ozean aus, der weder die Chinesen durch küstennahe Länder und Inseln lockte, noch ihnen fremde Völker zuführte. Nach Westen erstreckt sich in gewaltiger Ausdehnung das rauhe Hochland von Tibet und das weite Steppen- und Wüstenland von Central-Asien, das durch die Länge des Weges, durch seinen öden Charakter, durch die Schwierigkeit der Uebersteigung der hohen Gebirge, am allermeisten durch die wie ein undurchdringlicher Nebel sich lagernden Nomaden-

völker China von den westlichen Kulturländern am Oxus und Jaxartes, Euphrat und Tigris abschloss.

Wahrscheinlich liegen die Uranfänge der chinesischen Kultur im westlichen Tarim-Becken, in der Gegend von Khotan und weiter nach Osten; dort hat eine gemeinsame Entwickelung stattgefunden mit den Völkern, welche später die Kultur nach Baktrien, Persien, Babylonien, Indien trugen. Von dort verpflanzte der östliche Zweig dieser Kulturvölker seine Kultur in die Thäler des Wéis und Hoang-hos und unterwarf die dortigen Völker seiner Herrschaft. Nach diesem Gelingen ist die Entwickelung des aus den ansässigen und eingewanderten Elementen gemischten chinesischen Volkes völlig selbständig erfolgt, es war hermetisch abgeschlossen gegen andere Kulturvölker auf Jahrtausende. Ohne fremde Ueberlieferung, ja selbst ohne unmittelbare Anregung von aussen, einzig und allein durch ihre geistige Begabung und Bildungsfähigkeit haben die Chinesen jene Kulturhöhe erreicht, durch welche sie bis in die Neuzeit wenigstens auf einzelnen Gebieten die westlichen Kulturvölker überragt haben. Wieviele der westlichen Kulturvölker sind dahin geschwunden, die geistigen Errungenschaften anderen zur Weiterbildung überlassend, die Chinesen sind das einzige Volk der Welt, das vom hohen Altertume bis zur Gegenwart der Träger seiner selbstgeschaffenen Kultur geblieben ist.

Gerade in dem Zeitraume, in welchem im Westen die grösste Machtentfaltung stattfand durch Begründung des Assyrischen, Medischen, Babylonischen, Persischen Weltreiches, waren die Chinesen durch die ganz Central-Asien beherrschenden Nomadenvölker undurchbrechbar vom Westen geschieden. Am Ende des 2. Jahrhunderts v. Chr. erreichte Kaiser Wuti endlich durch sein kein Hindernis scheuendes Vorgehen, dass eine Handelsverbindung mit Baktrien hergestellt wurde und das 1. Jahrhundert v. Chr. fortdauerte. Aber schon im 1. Jahrhundert n. Chr. war sie den grösseren Teil der Zeit unterbrochen, eine Wiederherstellung am Ende dieses Jahrhunderts war nur von kurzer Dauer; wiederum folgte eine gegenseitige völlige Entfremdung, dunkle Nacht deckte wieder den weiten Zwischenraum zwischen den Kulturvölkern des Westens und Ostens bis ins 7. Jahrhundert n. Chr.

Da die Chinesen bereits in ihrer früheren Heimat den Ackerbau und die Berieselung schätzen gelernt hatten, so siedelten sie sich in den fruchtbaren Ebenen der Ströme und Flüsse an, die Gebirge vermeidend. Allmählich drangen sie vor nach Osten, gleichzeitig nach Norden und Süden sich ergiessend, die Völker unterwerfend, nahmen aber lange Zeit nur die Ebenen und Flussthäler in Besitz. So war

es noch zu Kaiser Yaus Zeit (2357—2256 v. Chr.); das Reich umfasste damals etwa das heutige nördliche und mittlere China bis zur Gebirgsscheide zwischen Jangtse und Si, noch nicht das südliche Sz'-tschwan. In dem fruchtbaren Tieflande bildete der Ackerbau den Haupterwerb, die wirtschaftliche Grundlage des Staates. Das lehrt das Buch Yü-kung, welches Yü, der Minister der öffentlichen Arbeiten des Kaisers Yau verfasste, nachdem er die neun Provinzen des Reiches besucht, eine gleichmässige Verwaltung eingeführt, die Abgaben geordnet und Schutzarbeiten für die Gegenden veranlasst hatte, welche durch die periodischen Ueberschwemmungen der Flüsse gefährdet waren. „Ich öffnete Wege für die Flüsse der neun Provinzen und leitete sie in das Meer; ich vertiefte die Kanäle und leitete sie in die Flüsse.“ „In allen Teilen des Reiches wurden Anlagen gemacht, das Wasser abzuleiten, dass die Ufer des Meeres und der Flüsse bewohnt werden konnten. Man verfolgte sie bis zur Quelle, beschränkte die Gewässer der Seen, stellte Verbindungen her u. s. w.“ So rühmt sich stolz Yü der Ent- und Bewässerungsarbeiten zur Sicherung und Mehrung des Bodenertrages.

Bei wohlgeregelter Bewässerung brachte der überaus fruchtbare Boden unter dem milden Klima jenen Reichtum an Bodenerzeugnissen hervor, der zum fleissigen Anbau lockte. Derselbe Boden bringt im Winter Weizen und im Sommer als zweite Ernte Baumwolle oder Opiummohn. Die Hauptnahrungspflanze ist der Reis, der in China als einheimisch gilt, wie auch die süsse Orange, deren Name Apfelsine (= chinesischer Apfel) die Verbreitung durch die Portugiesen aus ihrer Heimat, dem südlichen China, andeutet. Den Reichtum und die Mannigfaltigkeit der Erzeugnisse lassen auch die im Yü-kung genannten Tribute erkennen, welche die Provinzen als Abgaben an den Hof zu bringen hatten; es sind natürlich die geschätzteren, vielfach die seltneren, in einigen Fällen gewiss auch ausländische Erzeugnisse. Es waren verpflichtet zu liefern: die Provinz Tsing-tschóu Seesalz, Seide, Hanf, Fichtenbäume und merkwürdige Steine; die Lai-Barbaren Seide vom Gebirgs-Maulbeerbaume, wahrscheinlich die Seide des Eichenspinners; die Provinz Hsiü-tschóu Perlen, Fische, azurblaue Seide und andere gemusterte und weisse Seidenstoffe; die Provinz Yang-tschóu Gold, Silber, Kupfer, Bambusrohr, Zähne, Häute, Federn, Haare, Holz, Orangen und gemusterte Seidenstoffe; die Provinz King-tschóu Federn, Haare, Zähne, Häute, Gold, Silber, Kupfer, verschiedene Hölzer, Steine für Pfeilspitzen, Schleifsteine, Zinnober, Seidenstoffe, Schnüre von Perlen; die Provinz Yü-tschóu Lack, Hanf, Hanf-Gewebe, Seide, Seidenstoffe; die Provinz Liang-tschóu Eisen, Stahl, den edlen Kiu-Stein

(ebenso wenig bestimmt wie alle edlen Steine im Yü-kung), Steine für Pfeilspitzen, tönende Steine, Felle von Bären, Füchsen, Schakalen, aus den Haaren dieser Felle bereitete Gegenstände; die Provinz Yung-tschóu edle Steine (worunter wahrscheinlich der Yü-Stein [Nephrit]). Unter den Zähnen vermutet man Elefantenzähne und unter den Häuten Rhinoceroshäute; ist dies richtig, dann ist die Annahme geboten, dass schon zu Yaus Zeit die beiden grossen Handelsstrassen durch die jetzigen Provinzen Kiang-si und Hu-nan nach Kwang-tung und Tong-king einen Handel mit dem damaligen Auslande vermittelt haben. Auf diesen Strassen würden auch die drei Metalle ins Land gekommen sein, während der Zinnober aus dem Westen, der jetzigen Provinz Kwéi-tschóu als Handelsartikel eingeführt wurde. — Auf dem Landwege sind im 1. Jahrhundert v. Chr. durch den Handel aus dem Westen einige wertvolle Kulturpflanzen in China eingeführt und eingebürgert worden: der Weinstock, die Gurke, Petersilie, eine Art Knoblauch, der Sesam, der Walnuss- und Granatapfelbaum, eine Safranart (Carthamus tinctorius) und die Luzerne.

Die gewerbliche Entwickelung hat schon im hohen Altertume Hervorragendes erreicht; selbst die wilden Stämme des Landes, wie jene Lai-Barbaren, waren im Gewerbe erfahren; das Bedeutendste ist in dem Bronze- und Seiden-Gewerbe erreicht worden. Nach den Inschriften vieler Bronzegeräte blühte das Bronzegewerbe besonders von etwa 1800—1500 und 1100—900 v. Chr. Die erhaltenen Gegenstände sind ausschliesslich Gefässe mit Ornamenten, niemals Nachbildungen von Menschen und Tieren. Merkwürdige Mitteilungen über das Bronze-Gewerbe enthält der 6. Teil des Werkes Tschóu-li, welcher wahrscheinlich in der letzten Zeit der Tschóu-Dynastie (1122—245 v. Chr.) verfasst worden ist. Man stellte Waren aus Bronze von sechs verschiedenen Mischungsverhältnissen her, und zwar aus 5 Teilen Kupfer und 1 Teil Zinn Glocken und Kessel, 4 Teilen Kupfer und 1 Teil Zinn grosse und kleine Beile, 3 Teilen Kupfer und 1 Teil Zinn Lanzen und Piken, 2 Teilen Kupfer und 1 Teil Zinn grosse Messer und Säbel, 4 Teilen Kupfer und 1 Teil Zinn (oder 3 Teilen Zinn) Messer zum Schreiben auf Bambus und Pfeilspitzen, 1 Teil Kupfer und 1 Teil Zinn Metallspiegel.

Von nicht hoch genug zu schätzender kultureller Bedeutung ist das Seidengewerbe Chinas geworden. Das glänzende, feste, dauerhafte, leichte Gewebe ist es fast ausschliesslich gewesen, das das abgeschlossene Volk mit den westlichen Kulturvölkern hin und wieder in unmittelbare Beziehung gesetzt hat, das einen mittelbaren Verkehr aber nie mehr hat untergehen lassen, sobald der Westen das kostbarste

aller Gewebe kennen gelernt hatte. In China selbst ist die Seide seit den ältesten Zeiten gewonnen und verwebt worden. Nicht weniger als fünf der neun Provinzen lieferten nach dem Yü-kung Seide als Tribute an den Hof; es wird darunter weisse, azurblaue und gemusterte genannt; gerade die „wilden Stämme“ am Hwai waren es, welche solche Seidenstoffe zu liefern hatten, während die Lai-Barbaren die Seide des Eichenspinners lieferten, noch jetzt ein Haupterzeugnis des Gebirgslandes von Schan-tung. Auch sonst ist die Seide in alten Schriften vielfach erwähnt. Im Tschóu-li wird z. B. vorgeschrieben, dass die Kaiserin jährlich die Kultur der Seidenwürmer feierlich zu inaugurieren hat, wird streng verboten, in einem Jahre zweimal Seidenernte zu halten, wird angeordnet, dass die Palastfrauen Seide zu verarbeiten haben, vielfach einzelnes über Spinnen, Weben, Verwenden der Seide verordnet.

99. Geschichtliches. Da der auswärtige Handel Chinas ganz besonders von den geschichtlichen Vorgängen abgehangen hat, so sind einige Angaben nicht zu umgehen. Zu Kaiser Yaus Zeit umfasste das Reich das grosse Tiefland bis an die See, aber nur die Ebenen und Thäler an einigen grossen Flüssen, noch nicht das Gebirgsland. In mehr als tausendjähriger Arbeit waren die barbarischen Ureinwohner unterworfen, die Kultur verbreitet, das Land zu einem wirtschaftlichen Ganzen zusammengefügt worden. Langsamer noch vollzog sich die Concentration der politischen Macht. Trotzdem bildete sich eine gleichartige Nation aus, das zäheste, unzerreissbarste Gemeinwesen der Weltgeschichte, und gleichzeitig ihre eigenartige Kultur. Zum Schutze ihrer Provinzen erbauten die Fürsten von Tsin, Tschau und Yen, ein jeder an seiner Nordgrenze ein Stück der späteren „grossen Mauer“ gegen die Nomaden, welche nun zum ersten Male unter dem Namen Hiungnu (= Hunnen) erscheinen. Schon vom 8. Jahrhundert an war die Macht der Fürsten des Hauses Tsin gewachsen; im Jahre 327 v. Chr. nahmen sie den Königstitel an; 245 v. Chr. stürzte Tsching die Dynastie der Tschóu, überwand einen der Lehnsfürsten nach dem andern, schaffte das Feudalsystem ab, centralisierte alle Macht des Reiches und nahm die Kaiserwürde an (221). Darauf trieb er die Hiungnu zurück, verband hinter ihnen die drei Teile der „grossen Mauer“ zu einem Ganzen, an der sich fortan die Schwärme der Hiungnu und anderer Steppenvölker brachen, daher durch die dsungarische Mulde nach dem Westen abflossen und die Völkerwanderung veranlassten. Nachdem Tsching den Norden des Reiches gesichert hatte, unterwarf er die Gebirgsländer im Süden und Westen. Im Jahre 111 v. Chr. wurde noch Tongking und Cochin-

china einverleibt und damit ein Reich geschaffen, das an Ausdehnung vielleicht das heutige China übertraf, nur im Südwesten vielleicht die jetzigen Grenzen nicht erreichte. Als Hauptstadt des Reiches behauptete sich seit dem 12. Jahrhundert v. Chr. das für den Verkehr höchst günstig gelegene Hsi-ngan-fu im Wéi-Thale.

Im Innern erstarkt, trugen die Chinesen zum ersten Male ihre Waffen in Feindes Land. Durch lange Kämpfe wurden die Hiungnu von den Grenzen verdrängt, dann das Tarim-Becken mit den Pässen nach Baktrien erobert. Doch ging bald nach Anfang des 1. Jahrhunderts n. Chr. die Herrschaft im Westen wieder verloren. Noch zweimal wiederholte sich die Eroberung und der Verlust des Westens, das erste Mal am Ende des 1. Jahrhunderts n. Chr., das zweite Mal im 7. Jahrhundert n. Chr.

Die Kämpfe am Ende des 2. Jahrhunderts v. Chr. begründeten den Aktivhandel der Chinesen mit dem Westen.

Um 200 v. Chr. erreichten die Hiungnu ihre grösste Macht. In den folgenden Jahrzehnten tobten heftige Kämpfe zwischen ihnen und den Chinesen, denen die letzteren dadurch ein Ziel setzten, dass sie 160 v. Chr. Militärstationen der grossen Mauer entlang errichteten und bei einer derselben einen Markt mit den Hiungnu eröffneten, woran dieselben Gefallen fanden und die friedlichen Beziehungen selbst aufrecht erhielten. Unter Kaiser Wuti (140—86 v. Chr.) begannen die Hiungnu ihre Einfälle wieder. Die Yuĕ-tschi zu einem Bündnisse gegen sie zu gewinnen, wurde der General Tschangkien 139 v. Chr. abgesandt; dieser geriet aber in zehnjährige Gefangenschaft der Hiungnu und konnte auch nach seiner Freilassung die Yuĕ-tschi nicht bestimmen, in den Kampf um ihre alten Wohnsitze gegen die Hiungnu einzutreten. Nach einem neuen Einfalle der letzteren griffen die Chinesen sie in ihrem Lande an, schlugen sie und besiegten sie im Jahre 119 v. Chr. in einer grossen Schlacht in der Sandwüste dermassen, dass die Hiungnu weiterzogen und von da an nie mehr ihre Lager im Süden der Sandwüste aufschlugen. Damit war das wesentlichste Hindernis des Vordringens nach dem Westen aus dem Wege geräumt.

Die erwähnten Yuĕ-tschi (die indischen Tukhâra, Indoscythen) wurden von den Hiungnu 177 v. Chr. furchtbar geschlagen und durch einen neuen Ueberfall 157 v. Chr. veranlasst, ihr Land zu verlassen. Der Hauptteil, die grossen Yuĕ-tschi, zogen am Nordfusse des Tiënschans nach Westen; in ihren neuen Wohnsitzen, vom Thale von Samarkand bis zum Oxus, stifteten sie das Reich der Geten oder Indoscythen und dehnten später ihre Herrschaft bis über das Pendschâb

in Indien aus. Zu Tschangkiens Zeit hatten sie das Nomadenleben noch nicht aufgegeben. Ihre neuen Wohnsitze hatten sie den Tahia entrissen, dieselben auf ihre Plätze am rechten Ufer des Oxus und südlich von diesem Strome eingeschränkt. Die Tahia waren ein sesshaftes Volk, das in Städten wohnte. Da ihre Soldaten schwach und furchtsam waren, hatten die Yuĕ-tschi sie leicht überwinden können. Wie die Tawan, waren sie ausgezeichnete Handelsleute. In ihrem Gebiete mündeten die direkten Wege über die Hindukuh-Pässe aus Indien, ebenso über die Pamir-Pässe die direkten Wege aus Central-Asien. Oestlich von den Yuĕ-tschi wohnten die Tawan bis etwa an das Knie des Jaxartes; Tschangkien zählte 60 Städte; ihre Hauptstadt lag wahrscheinlich an der Stelle des jetzigen Uratiübe. Westlich von den Yuĕ-tschi wohnten die Aorser, deren Sitze ursprünglich im Norden des Aral- und Kaspi-Sees, zwischen dem Daix (Ural-Flusse) und Jaxartes waren. Ein Teil des Volkes war hier vertrieben worden und hatte sich im Norden des Kaukasus und östlich vom Asowschen Meere niedergelassen; sie erschienen noch im 2. Jahrhundert n. Chr. als ein mächtiges Volk, das 200000 Bewaffnete aufstellen konnte. Vielleicht waren sie die Scythen, die zu Herodots Zeit den Handel nach dem Schwarzen Meere vermittelten. Südwestlich von den Yuĕ-tschi herrschten die Ansi, die Parther, über ein weites Gebiet, die Länder vom Oxus bis zum Kaspischen Meere und Persien, also über die Landschaften Margiana und Hyrkania; ihre Hauptstadt war Hekatompylus. Ihr Land war reich bevölkert, zählte nach Tschangkien 100 ummauerte Städte, deren Kaufleute auf ihren Märkten die Luxusneigungen der Bevölkerung und auf weiten Reisen mittelst Schiffen und Wagen die Bedürfnisse der Nachbarländer, Persiens, Mesopotamiens, Syriens und anderer Länder befriedigten; ihr Reichtum lieferte später den Römern kostbare Beute.

100. Chinas und Indiens Landhandel nach dem Westen bis Ende des 1. Jahrhunderts v. Chr. Die Chinesen hatten die Fühlung mit ihren ehemaligen Wohnsitzen im Tarim-Becken verloren. Allein ihre Betriebsamkeit, ihre hohe Kultur, ihre geistige Ueberlegenheit über die Nachbarvölker, ihr Handelsgeist, der Reichtum ihres Landes an begehrten Erzeugnissen, ganz besonders der Seide, machen es wahrscheinlich, dass sie früh Handel mit den Nachbarvölkern begannen, die letzteren nach dem Besitze der Seide eifrig strebten und die gewinnbringende Vermittlung nach den aufblühenden Reichen des Westens gern übernahmen. Nach Herodots Mitteilungen über Aristeas' Reisen zu den Issedonen scheint der Zweck die Gewinnung von Gold, nicht Seide gewesen zu sein. Indes vom 7. Jahr-

hundert an darf die Wanderung der Seide nach dem Westen angenommen werden. Die erfolgreichen Einfälle der Barbaren mussten diese mit der Seide bekannt machen, wenn dies bis dahin noch nicht geschehen war. Im Westen aber berührten sich dieselben Nomadenvölker mit den Issedonen oder unmittelbar mit den Medern, welche ihre Herrschaft bis nördlich vom Serafschan ausdehnten. Damit war die Möglichkeit des Seidenhandels gegeben (vgl. § 62). Festzuhalten ist dabei, dass die Chinesen bis ans Ende des 2. Jahrhunderts v. Chr. niemals in Turan erschienen sind, die Seide demnach bis dahin nur durch Zwischenhandel nach dem fernen Westen gelangt ist, dass die Seren, die Seidenbringer, jene Zwischenhändler gewesen sind, in der älteren Zeit die Issedonen.

In der älteren Zeit sind auch die Perser den Indern unbekannt geblieben. Darius Hystaspes ist der erste auswärtige König, dessen Beziehungen zu Indien wohl beglaubigt sind. Er unterwarf das Indusland und legte ihm einen jährlichen Tribut auf. Schon die Zugehörigkeit des Induslandes zum Persischen Reiche musste den Verkehr sichern und damit erleichtern. In der bestimmten Absicht, den Handel zu fördern, liess Darius von der Gegend der Kabulmündung aus jene Expedition, an welcher Scylax von Karyanda teilnahm, abgehen, mit dem Auftrage, Indien genauer kennen zu lernen und den Seeweg von der Indusmündung bis zu den Häfen des Arabischen Busens zu erforschen. Der Landhandel schlug den Weg über Kabul, Kandahar, Herat u. s. w. oder auch von Kandahar über Kerman nach Persepolis, Susa, Babylon ein. Das letztere mag gerade zu dieser Zeit die grossen Mengen von Edelsteinen, namentlich Onyxe, Sarder und andere Siegelsteine, teils aus Baktrien, teils aus Indien erhalten haben. Dazu kamen die indischen Farbstoffe, Indigo und Lackfarbe, vielleicht auch feine wollene Gewänder aus Kaschmir-Wolle, und die berühmten indischen Hunde. Der indische König Sopeithes machte eine Meute dieser berühmten Jagdhunde Alexander zum Geschenk. Es waren so grosse Tiere, dass sie selbst Löwen angriffen. Die persischen Grossen bezogen sie in Menge; Herodot erzählt, dass vier grosse Flecken anstatt aller Staatsabgaben den Unterhalt der indischen Jagdhunde des Satrapen von Babylon zu bestreiten hatten. — Die Griechen kamen zu dieser Zeit noch nicht in Berührung mit Indien. Am Pontus erfuhr zwar Herodot mehr über den Handel nach Central-Asien, den Scythen und Griechen bis zu den Argippäern trieben; aber weiter, etwa bis zur Hauptstadt der Seren, geschweige denn Chinas, sind die Griechen weder damals noch zu irgend einer Zeit zu Lande gekommen.

Veranlassung zu dauernderer Anknüpfung zwischen dem Westen

und Osten boten Alexanders Unternehmungen. Nearchus schaute mit eigenen Augen die serischen Zeuge in Baktrien und Indien. Nach Alexanders Tode mühten sich die Seleuciden und selbst die Ptolemäer um Verbindungen mit Indien. Die neue Hauptstadt Seleucia, die Städte Mesopotamiens und Syriens verlangten nach dem Luxus des Orients. Seleukus Nikator sandte Megasthenes zu Tschandragupta in Palibothra; unter den Nachfolgern beider wechselten oft Gesandtschaften und vermittelten zugleich Geschenke, nach Westen Elefanten und indische Kostbarkeiten, nach Indien Wein, Feigen, griechische Sklavinnen. Auch Ptolemäus Philadelphus schickte Gesandte nach Indien; die Ptolemäer bemühten sich, Verbindungen zur See mit Indien anzuknüpfen. Auf dem Landwege gingen die Waren zu dieser Zeit häufig den südlichen Weg durch Iran über Kandahar, Kerman nach Seleucia. Der Besitz Baktriens erleichterte gleichzeitig den alten Verkehr zwischen diesem Lande und Indien; ein Gesandter Seleukus Nikators bezeugt den Handel mit indischen Waren über Baktrien nach dem Kaspischen und Schwarzen Meere. Als dann das selbständige Baktrerreich entstanden war und auch seine Herrschaft über Indien ausdehnte, musste dadurch der Handel nach dem geschmälerten Seleucidenreiche, dessen Blüte rasch welkte, ab-, wie nach Baktrien zunehmen. Auch die spätere Gründung des Indoscythenreiches lenkte naturgemäss Indiens Landhandel wesentlich nach Baktrien, um so mehr, als damals ein starker Aufschwung des Handels daselbst durch die zahlreichen aus China eintreffenden Karawanen erfolgt war.

Als der chinesische General Tschangkien zu Kaiser Wuti zurückkehrte, berichtete er von den Kulturvölkern im Westen, ihren zahlreichen Städten, ihrem weitreichenden Handel, ihrem Wunsche nach Verbindungen mit den Chinesen, der Sperrung der Wege durch die Hiungnu. Die nächsten Massnahmen bestimmte Tschangkiens Meldung, dass er in Tahia (Baktrien) Bambusrohr von Kiung und Stoffe von Schu (beide in der Provinz Sz'-tschwan gelegen) gefunden und die Auskunft erhalten habe, dass die baktrischen Kaufleute diese Waren aus Indien holten, woraus er schlösse, dass Indien nicht weit vom Lande Schu liege und dass es sich deshalb empfehle, über Schu nach Indien zu gehen. Es hatten demnach die gewebten Stoffe von Schu, die Seide, bereits durch Zwischenhandel den Weg über die schwer zugänglichen Gebirge im südwestlichen China und nordöstlichen Indien gefunden. Kaiser Wuti befolgte Tschangkiens Rat, einen Aktivhandel nach Indien zu versuchen. Auf vier verschiedenen Wegen schickte er Leute aus nach Indien. Aber die rohen Gebirgsvölker liessen niemand durch. Die Schwierigkeiten der Landwege nach Indien wie

nach Birma liessen Wuti die Versuche um so mehr aufgeben, als die Hoffnung eintrat, den kürzesten Weg nach Westen eröffnen zu können. Später nahm jedoch der unablässig auf Förderung des Handels bedachte Wuti die Bemühungen, nach Indien vorzudringen, wieder auf. Zu dem Zwecke wurde im Jahre 111 v. Chr. das südliche China dem Reiche einverleibt. Dann zogen in einem einzigen Jahre mehr als zehn Karawanen aus und suchten durch Indien nach Tahia vorzudringen. Sie wurden von den Barbaren der Gebirgsländer angehalten und ausgeraubt. Eine Armee „von mehreren Zehntausend“ sollte die feindlichen Gebirgsvölker unterjochen; sie kehrte nach angeblichen Siegen zurück, aber keine der nach Indien geschickten Expeditionen erreichte ihr Ziel. Erst nach zwei weiteren Jahrhunderten lernten die Chinesen Indien unmittelbar kennen.

Mittlerweile hatten die Siege der Chinesen über die Hiungnu (121 und 119 v. Chr.) diese veranlasst, den Südrand der Gobi zu räumen, nach Nordwesten abzuziehen. Tschangkiens Gesandte zu den westlichen Völkern fanden gute Aufnahme und kehrten mit deren Erzeugnissen in die Heimat zurück. Damit war der Weg aus China nach dem Westen geöffnet. Im Jahre 114 v. Chr. zog die erste chinesische Handelskarawane nach dem Lande der Ansi. Deren König zog der Karawane angeblich mit 20000 Reitern bis zur Grenze seines Landes entgegen, führte sie durch zehn Städte und ununterbrochen besiedeltes Land in seine Hauptstadt und liess der heimkehrenden Karawane eigene Gesandte mit Geschenken, darunter Taschenspieler aus dem Römischen Reiche, sich anschliessen. Bald zogen jährlich mindestens 5—6, oft 10—12 Karawanen von mehreren Hunderten Personen zu dem beliebtesten Ziele Tawan, wahrscheinlich weil der Weg über den Terek-Pass weniger beschwerlich war als über die Pamir-Pässe nach Tahia oder zu den Ansi. Allein im Westen nützte man den übermässigen Andrang der chinesischen Kaufleute bald zu deren Schaden in verschiedener Weise aus. Man drückte die Preise der chinesischen Waren, steigerte die Preise der Lebensmittel; am Lop-See wurde eine Karawane geplündert, und auch die Hiungnu begannen wieder aufzulauern. Vergeblich suchte man durch freigebige Bewirtung, prächtige Vergnügungen am chinesischen Hofe die fremden Gesandten und durch sie ihre Völker zu gewinnen. Es schien nötig, die Macht zu zeigen. Im Jahre 107 wurde durch Waffengewalt die Landschaft am Lop-See erobert und dem Reiche einverleibt. Aber die Klagen der Händler erneuerten sich bald wieder; sie mussten die Erlaubnis zum Handel, die Lebensmittel, die Lasttiere so teuer bezahlen, dass ihnen kein Gewinn blieb, ja sie durften sich nicht ein-

mal dauernd niederlassen, was ihren Handel sehr erschwerte. Bald ergab sich eine unabweisbare Veranlassung, auch den fernen Westen die chinesischen Waffen fühlen zu lassen. Der Kaiser Wuti wünschte eine Anzahl der berühmten Pferde der Tawan zu erhalten und schickte mit dem Gesuche an den König des Landes ein goldenes Pferd und 1000 Goldstücke. Der König von Tawan liess die Gesandten töten. Ein vom Kaiser Wuti ausgesandtes Heer wurde durch Hunger und Beschwerden fast völlig aufgerieben (104—102). Ein neues Heer, 30000 Mann stark, gelangte vor die Hauptstadt von Tawan, schloss einen Vertrag mit dem Könige ab und kam nach vier Jahren (98 v. Chr.) wieder in der Heimat an. Im nächsten Jahre wurden zehn Karawanen nach Tawan geschickt. Ueber die folgende Zeit ist ein eingehender Bericht nicht vorhanden. Die beiden nächsten Nachfolger Wutis setzten seine Bemühungen um den Handel nach dem Westen erfolgreich fort, sodass das ganze 1. Jahrhundert v. Chr. der Aktivhandel der Chinesen nach dem Jaxartes und Oxus im Gange blieb. Weiter gelangten die Chinesen nicht, dort übernahmen die Ansi und andere Kaufleute den Vertrieb der Waren.

101. Chinas Handelswege nach dem Westen. Der König von Tawan hielt sich vor chinesischen Heeren sicher. Den ihm bekannten Schwierigkeiten der Wege konnte man nicht entgehen; denn die Richtung der Wege war durch den westöstlichen Verlauf der Gebirgssysteme des Kwen-luns und des Tiënschans, die in der grossen Gobi befindliche Einschnürung, welche das Tarim-Becken von der Schamo scheidet, und die in dem ersteren befindlichen Oasen am Nordrande des Kwen-luns und am Südabhange des Tiënschans, endlich durch die Eingänge des Yü-mönns im Osten, durch die Ausgänge über das Pamir und den Terek-Pass im Westen bestimmt.

Die Wahl des Weges bestimmten vornehmlich die politischen Verhältnisse: der nördlichste war im Altertume meist ausgeschlossen. Es sind drei Strassen zu unterscheiden: die 1. am Nordrande des Kwen-luns, die 2. am Südrande des Tiënschans, die 3. am Nordabhange des Tiënschans. Durch das Yü-mönn gelangte man von Liang-tschóu-fu in nordwestlicher Richtung nach Kia-yü-kwan, dem wichtigsten Thore der grossen Mauer, 15 Meilen westlich von dem jetzigen Su-tschóu. Hier trennte sich später die 3. Strasse ab, während die 1. und 2. zunächst gemeinsam über Scha-tschóu bis zum Lop-See verliefen. Die letztere Stadt, von den Chinesen 114 v. Chr. erbaut, 95° ö. L., etwas südlich vom Bulungir-Flusse, war damals der erste bemerkenswerte Platz diesseits der westlichen Grenze Chinas. Der Trennungspunkt der 1. und 2. Strasse war Tsiē-mo, am oder wenig südlich vom Tarim,

unweit des Lop-Sees gelegen. Die 1. Strasse lief den nördlichen Vorhöhen des Kwen-luns entlang nach Khotan; im Altertume und Mittelalter wurde sie zumeist benutzt; ausgetrocknete Flussläufe, die ehemals ihr Wasser bis zum Lop-See führten, und Ruinen bezeichnen die alte Strasse; die vorgeschrittene „Verwüstung“ lässt jetzt die Reisenden sie meiden. Die Stadt Khotan war der Hauptplatz des mächtigsten und reichsten Landes im Tarim-Becken, wahrscheinlich das Issedon serica des Ptolemäus, der Ausgangspunkt dreier wichtiger Wege: zu den Darada über Ladāk nach Indien, über die Pamir-Pässe nach dem Oxus, über den Terek-Pass nach dem Jaxartes. Der Weg über das Pamir ist noch nicht völlig sicher festgestellt. Wahrscheinlich führte er von Jarkand oder einem Punkte der Jarkand-Kaschgar-Strasse nordwestlich ins Gebirge nach der Alai-Steppe zwischen der Alai- und Trans-Alai-Kette und um das Westende der letzteren südwestlich nach dem Oxus, welche Strecke durch Strassenreste, von Fedschenko aufgefunden, angedeutet wird; vielleicht strebte man weiter südlich nach dem Pändsch, dem südlichen Nebenflusse des Murghabs. Der Pamir-Weg ist nicht bloss schwierig durch die Länge, durch die bedeutendere absolute Höhe der Gebirgsübergänge, sondern noch mehr durch das peinlich wechselnde Profil, während der Terek-Weg nur die eine, allerdings durch die Steilheit des Auf- und Abstieges erhebliche Schwierigkeit des 3730 m hohen Terek-Passes bietet. Das Ende des ersteren Weges, also der 1. Strasse war Baktra, das spätere Balch.

Die 2. Strasse führte von ihrem Trennungspunkte (Tsiĕ-mo) nordwestwärts nach Ului (195 km östlich von Kutscha), dann über Aksu nach Kaschgar, über den Terek-Pass, dann über Osch ins Jaxartes-Thal nach Uratiübe, der Hauptstadt von Tawan. Kaschgar, vielleicht das Issedon scythica des Ptolemäus, wurde vom General Pantschau erst im Jahre 76 n. Chr. unterworfen.

Die 3. Strasse trennte sich bereits bei Kia-yü-kwan, führte nach der Oase Hami (Khami, Hamil), Turfan, Urumtsi, Karkara-usu nach dem Ili. Die Strecke bis Turfan öffneten sich die Chinesen erst durch Kämpfe in den Jahren 1—5 n. Chr. Der weitere Teil von Urumtsi ab ist ein grosser Umweg, wenn der Westen das Ziel ist. Im Altertume ist sie daher kaum benutzt worden.

Vorzugsweise benutzt wurde die 1. Strasse bis Khotan; von da aus bevorzugte man den Terek-Pass. Das Land Tawan bildete im 1. Jahrhundert v. Chr. das beliebteste Ziel der chinesischen Karawanen. Der unmittelbare Handel über das Pamir mit den Tahia und Ansi wird aber gewiss nicht unterblieben sein; die Rührigkeit dieser Kaufleute, ihre weitreichenden Handelsverbindungen, die späteren

Verbindungen Chinas mit Kipin, dem nordöstlichen Arachosien, lassen das annehmen.

Die Lage des vielgenannten „steinernen Turmes“ (lithinos pyrgos) steht noch nicht fest. Dagegen, dass die Ruinen des Takt-i-Soleiman, Salomons Thron, genannten Bauwerkes bei Osch in Ferghana der „steinerne Turm“ sei, spricht die Bezeichnung des Ammianus Marcellinus als eines vicus, noch mehr der Umstand, dass die von Baktra nach Khotan Reisenden dann hätten den Abstieg nach dem weit nördlich nur 1015 m hoch gelegenen Osch machen müssen, um dann wieder aufwärts den Terek-Pass zu überschreiten. Daher nimmt Richthofen an, dass der „steinerne Turm“ am Uebergange aus dem Surkhab über das Trans-Alai-Gebirge in die Alai-Steppe gelegen gewesen sei. Das von Ptolemäus erwähnte, in einiger Entfernung vom „steinernen Turme“ gelegene Karawanserai vermutet Richthofen weiter östlich auf der Wasserscheide an dem Punkte, wo sich der Weg nach dem Terek-Passe von dem nach der Alai-Steppe trennt.

102. Chinas Handel nach dem Westen vom Anfange des 1. Jahrhunderts n. Chr. an. Im 1. Jahrhundert v. Chr. dauerte Chinas Handel nach dem Westen zunächst ungestört fort. Aber allmählich lockerte sich seine Herrschaft über die westlichen Völker; während innerer Kämpfe schüttelten die Länder des Tarim-Beckens das chinesische Joch ab, das erst der Kaiser Ming-ti (58—75 n. Chr.) nach 56jähriger Unterbrechung wieder auflegen konnte. Während dieses Zeitraumes verkehrten keine Karawanen nach dem Westen. Der grosse Feldherr Pan-tschau ging nach der Unterwerfung des Tarim-Beckens über die Pamir-Pässe, besiegte die Yuĕ-tschi in Baktrien und stand im Jahre 95 am Kaspischen Meere. Weiter hat niemals Chinas Macht im Westen gereicht. Pan-tschau schickte von dort aus einen Gesandten an die Römer, deren Macht zu dieser Zeit bis an die Westküste des Kaspischen Sees reichte, um mit ihnen Verbindungen anzuknüpfen. Allein der Gesandte liess sich durch die um ihren Handel besorgten Parther von der Ausführung seines Auftrages abschrecken, und die einzige Gelegenheit zu einem unmittelbaren Verkehre zwischen den Chinesen und Römern ging unbenutzt verloren. Der weit nach Westen ausgedehnte Besitz liess sich nicht halten. Schon 120 n. Chr. gingen die Länder am Oxus und Jaxartes verloren; von 150 an vermochten die Karawanen kaum noch bis nach dem Tarim-Becken zu gehen. Vom Ende des 2. Jahrhunderts an begannen innere Unruhen; Bürgerkriege, die Teilung des Reiches führten zur Schwäche und inneren Zerrüttung bis zum Jahre 618. Nur die Yü-mönn-Passage wurde gehalten; in ihr erwuchs Kan-tschóu zum Stapelplatze des Handels mit

den Völkern Central-Asiens, welche den Zwischenhandel mit den Ländern jenseits des Pamirs trieben; denn selbst mit dem Tarim-Becken waren die chinesischen Verbindungen unterbrochen.

Als Tschangkiens Gesandte zu den Völkern im Westen kamen, war man erfreut, mit den Erzeugern der Seide selbst in Verbindung treten zu können. Sie war und blieb das ersehnteste chinesische Erzeugnis, mochte es durch direkten oder Zwischenhandel zu erlangen sein. Aus dem Umstande, dass flüchtig gewordene chinesische Soldaten, welche den Tawan Metalle schmelzen, Waffen und Bronzegefässe verfertigen lehrten, sich in Tawan dauernd niederlassen durften, was chinesischen Kaufleuten nicht gestattet wurde, lässt sich schliessen, dass die Einfuhr der Erzeugnisse des fortgeschrittenen chinesischen Bronzegewerbes sehr willkommen war.

Die Einfuhr Chinas aus dem Westen bestand hauptsächlich aus Pferden, Wein, dem Yü-Stein, Eisen und indischen Waren. Des Versuches Wutis, eine Sendung der berühmten Pferde Tawans zu erhalten, wurde gedacht (vgl. § 100). Nach Pan-tschaus Unterwerfung des Tarim-Beckens schickte Tawan unaufgefordert einen Tribut an Pferden. Die Bewohner von Khotan spendeten einem chinesischen Kaiser ein Schreibzeug aus blauem Eisen. Auf massenhafte Einfuhr des geschätzten Yü-Steins weist unwiderleglich der Name Yü-mönn (Yü-Thor) für den Eingang aus der Gobi nach dem weiten Thale von Liang-tschóu-fu. Südwestlich von Khotan, am Sanju-Passe, findet sich der Yü-Stein noch heute. Wahrscheinlich ist er schon in sehr alter Zeit von Khotan als Handelsartikel nach China gelangt. Das Buch Tschóu-li nennt als Handelsware der Provinz Yung-tschóu den Yü-Stein und andere Steine. Die Jahrbücher der Han-Dynastie berichten, dass aus Kipin, dem nordöstlichen Arachosien, Pferde, Edelsteine, Korallen, Ambra, Marmor und Glas kamen, dass dort auch fremde Tiere: Elefanten, Pfauen, Affen, starke Hunde zu finden wären. Der indische Ursprung einer Anzahl dieser Waren weist immer wieder darauf hin, dass China damals die indischen Waren zumeist über Baktrien bezog.

Ein unmittelbarer Handel durch das südwestliche China nach Indien fand auch in den Jahrhunderten der regsten Handelsthätigkeit nicht statt. Aber wohl gingen Waren durch Zwischenhändler über die hohen Gebirge. Auch konnten die Gebirgsvölker für die Seide kostbare Gegengabe bieten in dem Moschus und Rhabarber. Ebenso ist es wahrscheinlich, dass die Seide durch Zwischenhandel nach Ost-Tibet (Lāssa) und dann über den Himâlaya nach Indien gelangte. Aber nicht wahrscheinlich ist es, dass China mit Indien in unmittelbarem Handelsverkehre stand (vgl. § 95). Mehr Kenntnis erlangte China von Indien

erst durch die Pilgerfahrten. Seit 60—70 n. Chr. fasste der Buddhismus in China festen Fuss, und religiöser Eifer trieb öfter einzelne, das Mutterland des Buddhismus kennen zu lernen. Aber auch in dieser Richtung wirkten die Bürgerkriege des 3. und 4. Jahrhunderts in China lähmend. Im letzteren Jahrhunderte zogen Missionare aus Indien nach China und wirkten mit grossem Erfolge. Darauf unternahm der buddhistische Pilger Fa-hien im Jahre 399 seine berühmte Reise über Khotan, Ladāk, den Indus hinab, nach dem Ganges, zur See nach Ceylon, von wo er auf einem wahrscheinlich chinesischen Schiffe 414 über Java nach China zurückkehrte. Nach Pan-tschaus grossen Erfolgen hatten indische Fürsten wiederholt Gesandte mit Geschenken nach China geschickt. Mit dem Verfall der chinesischen Herrschaft über das Tarim-Becken unterblieben dieselben. Im Jahre 158 n. Chr. reiste eine indische Gesandtschaft zur See über Tongking nach China, die einzige, welche den Seeweg eingeschlagen hat. Von 221—400 blieb der diplomatische Verkehr unterbrochen. Unterblieb doch selbst jeder Gesandtschaftsverkehr zwischen Khotan und China vom Jahre 221 an bis zu Fa-hiens Eintreffen. Dagegen hat die zweite Wéi-Dynastie (von 398—524) wieder Gesandtschaften mit einer Reihe westlicher Völker gewechselt.

Der Hauptdurchgangsplatz der nach Indien gelangenden Seide war Khotan; nicht bloss über die Pamir-Pässe und Baktra, sondern auch auf dem näheren Wege über Ladāk (Leh) am obern Indus konnte die Seide nach Indien gebracht werden. Uebrigens ist Khotan das erste Gebiet, in welchem die Seidenkultur ausserhalb Chinas betrieben worden ist; bezüglich der Zeit der Einführung ist nur festzustellen, dass dieselbe lange vor der Tang-Dynastie (619—906 n. Chr.) erfolgt ist.

103. **Der Handel von Baktrien nach dem Westen vom 2. Jahrhundert v. Chr. an.** Die aus Indien und China nach Baktrien gelangenden Waren führten die Parther (Ansi) und Aorser weiter nach dem Westen. Die ersteren hatten seit Mithradates' I. Tode (135 v. Chr.) die Gebiete am Oxus aufgeben müssen. Ueber Hekatompylus, auf der grossen Hauptstrasse nach Vorderasien führten sie die Luxuswaren des Ostens nach Mesopotamien, Syrien, Kleinasien oder dem Schwarzen Meere. In diesen Ländern lernten die Römer zuerst die Seide von parthischen Händlern kennen. Es war die Zeit, in welcher der chinesische Aktivhandel das edle Gewebe in Menge dem Westen zuführte. Nach Plinius erfuhr Pompejus aber auch den Handel von Indien über Baktrien, den Oxus, das Kaspische nach dem Schwarzen Meere. Und Strabo weiss von dem Handel auf diesem Wege zu Augustus'

Zeit. Da den römischen Feldherren Förderung der Handelsinteressen nachgerühmt wird, so ist anzunehmen, dass sie bei der häufigen Hilfe, welche sie dem in Armenien herrschenden Zweige der Arsaciden gewährten, auch den Handel durch dieses Land gefördert haben. Während Tiberius' Regierung liess der unter seiner Oberhoheit stehende König von Kappadocien sich Bernstein aus Indien holen. Durch Kommagene, Armenien und über den Bosporus gingen indische Kardamomen nach dem Westen. Von der Strasse durch Medien und Armenien leiteten die Aorser einen Teil der indischen Waren zu den Anwohnern des Pontus, während sie einen andern Teil nebst der Seide auf jener nördlichen Strasse von Baktrien über das Kaspische Meer nach dem Pontus brachten. Der letztere Warenzug fand sein Ende in Phasis und Dioskurias; der erstere suchte Trapezus, Amisus, zumeist Sinope zu erreichen.

Diese altberühmte milesische Kolonie, von Mithradates Eupator zur Hauptstadt seines Königreichs Pontus erhoben, war vor der Eroberung der Römer der blühendste Handelsplatz am Pontus. Zu Lande durch Armenien und zur See aus den griechischen Städten an der Ost- und Nordküste des Pontus erhielt sie die Waren des Ostens und verbreitete sie nach dem Westen; selbst mit Alexandria unterhielt sie Handelsverbindungen.

Die Lebhaftigkeit des Handels erweist die grosse Zahl italischer Kaufleute in der römischen Provinz Asia. Auf Mithradates Eupators berüchtigten Befehl, an einem bestimmten Tage alle Einwohner italischer Sprache ohne jeden Unterschied niederzumachen, fielen in der „ephesischen Vesper“ 80000 Opfer.

Die Griechenstädte Sinope, Amisus u. s. w. hatten Mithradates' glänzende, philhellenische Herrschaft der römischen Aussaugung vorgezogen. Die Kriege selbst mussten daher den Handel mit den Provinzen des Römischen Reiches unterbrechen; nach Mithradates' Falle wurden jene Griechenstädte am Pontus zerstört und haben sich zum Teil nie wieder erholt. Das Aufblühen des Parthischen, später des Neupersischen Reiches förderte den Handel nach Dioskurias, Trapezunt und Heraklea. Die grossen Durchgangslinien vom fernen Osten nach dem fernen Westen berührten jedoch die pontischen Gestade nicht mehr; die Luxuswaren des Ostens gingen zu Schiffe von Indien über Aegypten nach Italien.

Was die mannigfachen Bemühungen der Ptolemäer nur ungenügend erreicht, das bewirkte die Feindschaft zwischen Römern und Parthern (seit 53 v. Chr.). Störten schon die zahlreichen, meist im Euphratgebiete geführten Kriege den Landhandel, so bewirkten dies noch

mehr die Bemühungen der parthischen Könige, die römischen und griechischen Kaufleute von dem gewinnbringenden Handel auszuschliessen.

Zwar bemühten sich gegen Ende des 1. Jahrhunderts n. Chr. die Chinesen in jeder Weise, die Händler des Westens in ihr Reich zu ziehen, wenn sie ihnen auch nur auf bestimmten Strassen und in bestimmten Plätzen den Zutritt gestatteten. Dies scheinen manche Kaufleute benutzt zu haben. So der macedonische Kaufmann Maës, Titianus genannt, dessen Agenten von Hierapolis am oberen Euphrat über Persepolis, Hekatompylus, Baktra, die Pamir-Pässe, den „steinernen Turm", Kaschgar, Khotan nach dem Yü-mönn zogen, wie Ptolemäus nach Marinus von Tyrus berichtet. Allein wie die Parther auch diese Bemühungen der Chinesen zu vereiteln suchten, zeigt das erfolgreiche Streben, den Gesandten des Generals Pan-tschau an die Römer von seiner Reise abzubringen. Von der auf dem Seewege 166 n. Chr. in China erschienenen Gesandtschaft des Kaisers An-tun (M. Aurelius Antoninus) wird ausdrücklich gesagt, dass ihr der Weg von Westen her durch Central-Asien gesperrt gewesen sei. Die chinesischen Annalen erwähnen noch zwei weitere Gesandtschaften der Römer an ihren Kaiser, eine im Anfange des 3. Jahrhunderts, eine 284 n. Chr. Sie mochten veranlasst sein durch das Niedergehen des Seidenhandels, vielleicht auch durch den Wunsch, Chinas Hilfe gegen die Parther zu gewinnen. Der mächtige Aufschwung der geographischen Kenntnisse in China und im Römischen Reiche bis an den Anfang oder die Mitte des 2. Jahrhunderts n. Chr. (Strabo, Plinius, Marinus, Ptolemäus) war seitdem wieder in Unkenntnis umgeschlagen. Seit dem Ende des 1. Jahrhunderts v. Chr. erwähnen römische Dichter, Geschichtschreiber und Geographen oft die Seide; genauere Angaben verraten immer ihre Unkenntnis.

Der Landhandel von Indien nach Rom musste noch schwächer sein, da die Beförderung zur See in Aufnahme gekommen war und die Parther durch Beherrschung der ganzen Euphratlinie den Durchgangshandel nach Syrien und Kleinasien abschnitten. Der Rückgang der Macht und des Wohlstandes im Römischen Reiche minderte natürlich besonders die Nachfrage nach den Luxuswaren des Orients. Als Konstantinopel der wirtschaftliche Mittelpunkt geworden war, hinderten die Sassaniden des Neupersischen Reiches den Durchgangshandel ebenso wie die Parther. Soweit jedoch die Seide im Westen bis Ende des 4. Jahrhunderts n. Chr. Verbreitung fand, muss sie durch Zwischenhändler zu Lande ihren Weg gefunden haben, da Justinian die Begründung der Seidenzucht erst um 536 gelang, bis da-

hin ausser China Khotan das einzige Gebiet der Seidenkultur geworden war.

104. Schiffbau und Schiffahrt der Inder. Die Erschwerung des Landhandels von Indien und Central-Asien nach dem Mittelmeere steigerte in späterer Zeit unzweifelhaft den Seehandel im Indischen Ozeane. Angesichts der grossen Ausdehnung der Meeresküste und der grossen Ströme Indiens muss man überhaupt geneigt sein, von den Indern tüchtige Leistungen in Schiffbau und Schiffahrt zu erwarten. Auch hat die indische Religion gegen das Meer und die Seefahrt keine feindselige Haltung eingenommen; das Meer hat seinen eigenen Beherrscher; nach einem Mythus entstand es durch die Ergiessungen des heiligen Stromes, des Ganges. Und doch hat § 94 bereits ergeben, dass die Inder nie ein seefahrendes Volk gewesen sind, dass ihr auswärtiger Handel zur See ungefähr gleich passiv gewesen ist wie der zu Lande.

Es ist als gewiss anzunehmen, dass die Arier in der vedischen Zeit keine Seefahrer gewesen sind. Und Gleiches gilt auch von der epischen Zeit. Es genügt doch nicht zur Annahme indischer Schiffahrt nach dem Persischen oder Arabischen Busen in so früher Zeit darauf hinzuweisen, dass die arischen Niederlassungen in Indien sich von Meer zu Meer erstreckten, dass die reichen Waldungen in dem Sala- und Tikbaume geeignetes Schiffsbauholz boten, dass die Inder auf ihren Flüssen und Landseen die Schiffahrt gelernt hatten, dass der Vergleich mit einem Kaufmanne in schwankem, sturmbewegtem oder zerbrochenem Schiffe auf dem Meere in der Mahâbhârata stehend ist. In § 94 hat sich ergeben, dass eine Seeschiffahrt der Inder nach dem Westen erst durch den Periplus m. E. erwiesen ist, zugleich aber auch, dass Küstenfahrten an der Westküste, von dieser nach Ceylon und darüber hinaus im brahmanischen und buddhistischen Zeitalter stattgefunden haben.

Es ist noch folgendes hinzuzufügen. Der Verfasser des Periplus m. E. lernte einheimische Fahrzeuge kennen, „die nur an der Küste hinfuhren, aber auch andere aus einbälkigen, sehr grossen Fahrzeugen zusammengefügte“, also mehr flossartige, aber auch „sehr grosse“, die nach dem Ganges und Chryse segelten. Nach Plinius fuhren von Ceylon aus nach dem Festlande Schiffe von 3000 Amphoren oder 99 Tonnen Gehalt, deren Vorder- und Hinterteil spitz zulief; nach Kalinga, südwestlich des Ganges-Deltas, wurden von Ceylon aus Elefanten auf grossen Schiffen befördert. Die Fahrten nach Chryse mussten sich schon infolge der widrigen Strömung an der Küste zu Hochseefahrten gestalten, während die Fahrten nach Sokotora und

der Somaliküste mindestens zum Teil der Küste entlang erfolgten, da ausdrücklich ein Anlegen an Zwischenhäfen erwähnt wird. Die schwierigsten Leistungen der indischen Schiffer waren die Lotsendienste für die Fahrt nach Barygaza, schwierig durch das starke Auftreten von Flut und Ebbe, die Heftigkeit der Strömungen, Felsen und Untiefen, wie der Verfasser des Periplus m. E. eingehend beschreibt.

Was demnach den Schiffbau betrifft, so hören wir bis zum Periplus nur von Küstenfahrzeugen. Doch kann die Fahrt mit „sehr grossen" Schiffen nach Chryse und dem Malayischen Archipele bis ins 2. Jahrhundert v. Chr. hinaufreichen. Das würde dann die früheste Hochseefahrt sein; denn für eine Hochseefahrt nach dem Westen: Sokotora, Ostafrika, Arabien, bringt erst der Periplus m. E. Beweise. Dagegen fehlen solche selbst für eine Küstenfahrt der Inder nach dem Westen in früherer Zeit.

In der späteren Zeit ordneten staatliche Gesetze die Beförderung der Waren wie zu Lande, so auch auf den Flüssen und auf dem Meere. Weil der Gang der Schiffe auf dem Meere vom Winde abhängig sei, nicht von den Schiffern nach ihrem Willen gelenkt werden könne, weil es ferner kein Wegemass gebe wie für die Flussfahrt, sollten für die Seebeförderung nicht die Frachtsätze für Landbeförderung gelten. Bei Verträgen dieser Art und bei Streitigkeiten darüber vor Gericht galten die Aussagen der Seefahrt kundiger Männer als Richtschnur. Verluste der Güter fielen deren Eigentümer zur Last, wenn die Ursache ein Sturm oder etwas von dem Willen des Schiffers Unabhängiges war; der Schiffer musste einen Anteil des Verlustes tragen, wenn er denselben verschuldet hatte.

105. Die Häfen Indiens. Im Indusdelta lag an der im 1. Jahrhundert n. Chr. einzigen fahrbaren Mündung Barbarikon, welches den Verkehr mit der indoscythischen Hauptstadt Minnagara vermittelte, während Alexanders Flotte in Pattala an der Deltaspitze sich einschiffte. Die ausgebreitetsten Handelsverbindungen zu Lande und zur See, sogar aktiv nach dem Westen, besass in der römischen Kaiserzeit Barygaza, infolge der höchst günstigen Lage und der besonderen Gunst des Königs der Landschaft Ariace, Sanabares. Die Zufuhren aus dem Dekan, vom Ganges und Indus, aus Baktrien, Central-Asien und China begegneten in Barygaza denen von Malabar und Ceylon, Persien, Arabien, Ostafrika und Aegypten. Nach Süden folgte am Tapti Suppara, das indische Çurpâraka (j. Surat). Auf eine Reihe kleinerer Häfen an der Piratenküste folgte Náura (j. Honnawar oder Onore) und Tyndis, die ersten Handelsplätze der Landschaft Limyrice, d. i. die Strecke des nördlichen Malabars von Honnawar bis Nileçvara

(das alte Nelcynda). Muziris (j. Mangalore) und Nelcynda waren hervorragende Handelsplätze, die bedeutendsten Häfen nächst Barygaza, in denen vor allen der Pfeffer, aber auch Perlen und Edelsteine aus Ceylon, Waren vom Ganges, aus Tibet und China nach dem Westen verladen wurden. Weiter südlich folgten Balita (j. Kalikut), Komorin am Südkap, dessen berühmte Wallfahrtsstätte auch Kaufleute anzog, Kolchoi (bei Tutikorin), der Hafen der Perlenfischerei im Busen von Manaar. Die Häfen Ceylons haben die westlichen Seefahrer erst vom Ende des 1. Jahrhunderts n. Chr. ab aufgesucht. An der Koromandelküste waren einige Häfen nur dem Namen nach bekannt; auch die Lage des bedeutenden Hafens Ganges am gleichnamigen Strome ist nicht zu bestimmen.

106. Die Monsune des Indischen Ozeans. Der nördliche Indische Ozean ist wie kein anderer Meeresteil der Erde von Festlandsmassen eingeschlossen, die im Sommer ausserordentlich stark erwärmt werden. Infolge davon wird die Luft aufgelockert, und zur Ausgleichung setzt sich die Luft der nahen kühleren Meere landwärts in Bewegung. Es wehen dadurch im nördlichen Indischen Ozeane von Arabien bis nach Hinterindien während der Monate Mai bis September südwestliche Winde. In den Monaten, wo die Sonne ihren südlichsten Stand hat, herrscht im nördlichen Indischen Ozeane der regelmässige Nordostpassat zur Ausgleichung der Auflockerung der Luft im Süden, also im November bis März. Die Regelmässigkeit wird indes stark beeinflusst durch die Nähe der Festlandsmassen und Inseln; an den Grenzen der Windgebiete kommen bisweilen beträchtliche Verschiebungen und Störungen vor; die Uebergangszeiten sind verschieden lang; die Stärke der Winde ist durchaus nicht gleichmässig. Im allgemeinen unterscheidet man jedoch im nördlichen Indischen Ozeane einen Südwest-Monsun vom Mai bis September und einen Nordost-Monsun vom November bis März. Im südlichen Teile des Arabischen Busens, vom 19.° n. Br. bis Bab el Mandeb herrschen vom Oktober bis Mai Südwinde, vom Juni bis September Nordwinde, die im nördlichen Teile das ganze Jahr vorherrschen. Im Busen von Aden bis zum Kap Guardafui beginnt der Nordost-Monsun in der ersten Hälfte des Oktobers; an der bei dem genannten Kap beginnenden Ostküste Afrikas setzt der Nordost zu demselben Zeitpunkte ein und weht sehr gleichmässig bis Mitte April.

Diese Verhältnisse lernte zuerst der Steuermann Hippalus in einer die Schiffahrt des Indischen Ozeans stark umgestaltenden Weise ausnutzen. „Hippalus aber, ein Steuermann, der die Lage der Handelsplätze und die Beschaffenheit des Meeres kennen gelernt hatte, fand

die Fahrt durch die hohe See, nach dem auch der in jenen Gegenden vom Ozeane aus, zu der nämlichen Zeit mit den Passatwinden bei uns wehende Südwestwind Hippalus genannt zu sein scheint“ (Periplus m. E. § 57). Diese Angaben beweisen, dass man Hippalus' Verdienst zu schätzen verstand. Die Entdeckung mag etwa um die Mitte des 1. Jahrhunderts n. Chr. erfolgt sein. Nach Sprenger hat weder Nearch noch Ptolemäus etwas vom Monsun gewusst, haben aber die Küstenbewohner des südöstlichen Arabiens thatsächlich ihn benutzt.

Die Fahrten von den ägyptischen Häfen nach Indien und zurück verliefen mit der Benutzung der Monsune etwa in folgender Weise. Um den 10. Juli fuhren die Schiffe von Berenice ab, erreichten in etwa 30 Tagen Ocelis vor Bab el Mandeb; von da führte der Monsun in der Nähe der Küste bis Kap Fartak, dann auf offener See in 40 Tagen nach Muziris oder Nelcynda, die in ziemlich gleicher Breite mit Ocelis lagen. Nach Einnahme der Ladungen in verschiedenen Häfen trat man im Dezember die Rückreise an bis Aden und fuhr dann nach Eintritt des Südwindes nach Berenice oder Myoshormus.

107. Der Seehandel zwischen Indien und dem Westen. Es ist eine höchst missliche Aufgabe, den Seehandel zwischen Indien und dem Westen in der vorchristlichen Zeit zu behandeln, angesichts einerseits der positiven Urteile einer langen Reihe der bedeutendsten Gelehrten, anderseits der Unbeweisbarkeit eines solchen.

Heeren sagt: „Die frühere Beschiffung des Indischen Ozeans und der Verkehr der Völker, welche seine Ufer bewohnten, bleibt darum nicht minder gewiss. Ihn beweiset unwiderleglich der Verbrauch der indischen Produkte in der westlichen Welt, d. i. in Aegypten und dem westlichen Asien, und ebenso erwiesen ist es, dass von uralten Zeiten her die Araber die Zwischenhändler waren, welche als Seefahrer des Verkehrs der Völker um das Indische Meer sich bemächtigt hatten.“ Lassen (vgl. § 94) nimmt Seefahrt der Inder der vedischen Zeit an, muss aber selbst erklären, dass wir über die Richtung der Reise „keine ausdrücklichen Zeugnisse“ besitzen; er betont die Abneigung der Inder gegen die Mlêkha, lässt sie aber früh auf Sokotora und im Innern Arabiens Niederlassungen gründen. Oppert erklärt: „Es ist schwer, vielleicht unmöglich, einen unmittelbaren Handelsverkehr zwischen Aegypten und Indien zu erweisen; doch dass ein Verkehr bestand, lässt sich nicht leugnen.“ Lefmann kommt zu folgenden Sätzen: „Soviel aber scheint indessen sicher, dass nicht die frühen Seefahrten der arischen Inder als solche, sondern allein deren Zeit noch in Frage steht.“ „Wenn überhaupt aber, so war es auch in diesem epischen Zeitalter, dass ein Handelsverkehr zwischen Indien

und anderen Ländern stattfand.“ Götz erklärt: „Wir besitzen kein beglaubigtes historisches Zeugnis zuverlässiger Art über den Gang oder Einzelthatsachen der kommerziellen Verbindung Indiens mit Mesopotamien oder Arabien oder dem Nilgebiete. Aber es steht doch ausser Zweifel, dass man von diesen Ländern aus einen Güterverkehr mit Indien unterhielt.“ Lepsius, und nach ihm viele andere, lässt die roten Kuschiten, die Puna, die vermeintlichen Vorväter der Phönizier, vom südlichen Arabien aus „mit ihren Schiffen die Küsten des ganzen Erythräischen Meeres, bis an den Persischen Meerbusen und wohl auch die indische Küste bis Ceylon hinab“ beherrschen.

Es fehlt also an Zeugnissen, an Beweisen, an Thatsachen, trotzdem soll niemand zweifeln oder gar leugnen.

Dieses Verlangen gründet man auf das angebliche Vorkommen indischer Erzeugnisse im Westen, westlicher Erzeugnisse im Osten, die angebliche frühe Schiffahrt der Inder, Phönizier, Araber, vielleicht auch Babylonier im Indischen Ozeane.

Unter den Waren, welche die Aegypter aus Punt (vgl. § 182) holten, sollen besonders Affen und Elfenbein wegen der Bezeichnung aus Indien gekommen sein (vgl. über beide auch § 231 Ende). Allein die Affen (gôfë) sind in Aegypten schon im Alten Reiche (2830 v. Chr.) bekannt gewesen. Ja nach W. Max Müller „steht unbedingt fest, dass das Wort gôfë in Aegypten zum urältesten Spracheigentume gehört und bis in die prähistorische Zeit verfolgbar ist“. Nach demselben Verfasser befindet sich unter den Erzeugnissen von Punt überhaupt „kein einziger unafrikanischer Exportartikel“. Inschriftlich und durch Abbildungen ist bezeugt, dass unter Hatschepsut (bis 1503 v. Chr.) ausser Affen auch Elfenbein von Punt nach Aegypten gebracht wurde, d. h. zu einer Zeit, in welcher die arischen Inder ihre Wohnsitze im Pendschâb noch nicht bis an das Meer ausgedehnt hatten, sie keine Handelsleute, sondern Viehzüchter und Ackerbauer waren, die Jagd auf den „wälderverzehrenden“ Elefanten noch nicht üblich war. Es werden also die Affen und das Elfenbein afrikanischer Herkunft gewesen sein und die gemeinsame Bezeichnung aus der Urzeit herrühren oder später verbreitet sein.

Ueber den Indigo vgl. § 64.

Die angeblichen indischen Musseline der Mumienbinden älterer Zeit hat die mikroskopische Untersuchung als ägyptische Leinen erwiesen. — Das Zinn soll mit der Sanskrit-Bezeichnung kastîra aus Indien nach dem Westen gelangt sein. Das Wort findet sich aber auch im Aramäischen und Arabischen, und Zinn hat sich für das alte Indien noch nicht nachweisen lassen, während Plinius sagt, dass Indien

weder Kupfer noch Zinn habe. — Von westlichen Erzeugnissen in Indien findet sich im Râmâyana der Weihrauch erwähnt. Jedoch ist die Zeit der Abfassung dieses Epos noch nicht festgestellt, und der Umstand, dass die Opfer und heiligen Gebräuche der Schüler Zoroasters zu einem starken Verbrauche von Weihrauch führten, lässt eine Verbreitung desselben auf dem Landwege nach Indien als möglich erscheinen.

Als Vermittler des angenommenen alten Seeverkehrs hat Lassen vor allen die Inder gehalten. Nach der früheren Erörterung (§ 94) können wir weder für die vedische noch für die epische Zeit eine Seefahrt der Inder bis nach Arabien zugeben (vgl. § 104). Das wenige, was wir über die indische Schiffahrt der früheren Zeit kennen, sagt bloss, dass die Inder bis zur Küstenfahrt an ihren eigenen Küsten vorgeschritten sind, dass sie frühestens im 2. Jahrhundert v. Chr. nach Hinterindien, nach dem Westen nachweisbar erst im 1. Jahrhundert n. Chr. gelangt sind. Es ist übrigens sehr merkwürdig, dass vielfach die Seefahrt der Inder in der vedischen und epischen Zeit nach Arabien behauptet und doch stillschweigend zugegeben wird, dass dann mindestens ein Jahrtausend lang solche Schiffahrt nicht mehr stattgefunden habe.

Nach Lepsius beherrschten die Puna, die Vorfahren der Phönizier, mit ihren Schiffen die Küsten des ganzen Erythräischen Meeres bis nach Ceylon hinab. Auch Lieblein stellt es als „unbestreitbare Thatsache“ hin, „dass die Pun-Phöniker von den Küsten des Erythräischen Meeres aus Handel mit Indien trieben“. Dass die Punt-Waren Elfenbein und Affen nicht zu solcher Annahme nötigen, ist schon gezeigt worden. Auf den Punt-Handel, auf die Frage der frühesten Wohnsitze der Phönizier an dem Persischen Busen wird später eingegangen werden, ebenso auf den Ophirhandel, den Kernpunkt der ganzen Sache, um dessenwillen im Grunde alle die kühnen, unbeweisbaren Behauptungen aufgestellt werden. Nur soviel sei hier bemerkt, dass eine der Ophir-Waren, die Pfauen (vgl. § 69), vielleicht für einen Verkehr zwischen Indien und dem Westen zur Zeit der Abfassung des 1. Buches der Könige spricht. Muss aber deshalb jener Verkehr zur See erfolgt sein, für dessen Annahme sonst keine Beweise vorliegen? Liegt es nicht näher anzunehmen, dass Pfauen zur Zeit der Abfassung des 1. Buches der Könige auf dem Landwege nach dem Westen gekommen sind, ebenso wie sie nach Samus um 500 v. Chr. zu Lande gekommen sein werden? Landhandel von Indien nach dem Westen ist ja bereits für die vedische Zeit nachweisbar.

Welche Bedeutung und welchen Umfang der Handel mit indischen

Waren um 600 v. Chr. gehabt haben muss, lässt sich ganz besonders abnehmen aus den Bemühungen Nebukadnezars, diesen Handel durch Babylon zu leiten. Für einen Seehandel zu dieser Zeit zwischen Babylonien und Indien liesse sich anführen, dass unter Sanherib auf dem Tigris von Phöniziern erbaute Zweiruderer im Gebrauche standen. Allein es „steht völlig fest, dass von Babylon aus niemals Seehandel betrieben worden ist“ (vgl. § 135 und 141). Der von der arabischen Ostküste nach Babylonien getriebene Seehandel muss auch zu dieser Zeit auf den Persischen Busen beschränkt geblieben sein, da der von Darius Hystaspes zur Erkundung des Seeweges von der Indus-Mündung nach Aegypten ausgeschickte Scylax aus Karyanda fast 30 Monate bis zur Ankunft im ägyptischen Hafen brauchte. Aus dieser langen Zeitdauer der Fahrt wird allgemein gefolgert, dass damals eine Seefahrt von Indien nach dem Westen nicht stattfand. Ebenso allgemein wird angenommen, dass auch ferner bis zu Alexander d. Gr. das Meer zwischen dem Indusdelta und dem Arabischen Busen nicht befahren worden ist.

Die vereinzelte Behauptung, dass die Araber der Ost- und Südküste etwa von 500—250 den Handel mit Indien durch Küstenfahrt von Stamm zu Stamm, also nicht direkt, vermittelt hätten, wird besonders durch den Reichtum der Sabäer gestützt, der sich aber vollkommen erklären lässt durch den gesteigerten Absatz arabischer und äthiopischer Waren im Mittelmeergebiete zu dieser Zeit. Die Sabäer waren ebenso wenig Seefahrer wie die Perser; noch im 2. Jahrhundert v. Chr. eigneten sich ihre Fahrzeuge höchstens zur Ueberfahrt über den Arabischen Busen; sie trieben ihren Handel nach dem Mittelmeere wie nach dem Euphrat zu Lande, nach letzterem Gebiete allerdings auch von der Ostküste Arabiens innerhalb des Persischen Busens aus zur See. Selbst die Anregungen durch die Ptolemäer haben die Araber nicht zu nachweisbaren direkten Fahrten nach Indien vermocht. Gerade in jenen $2^1/_2$ Jahrhunderten war dem Strome indischer Waren nach Westen auf den Landwegen erst die Perser-, dann die Seleucidenherrschaft günstig.

108. Fortsetzung. Wie jene Fahrt des Scylax beweist auch die von Alexanders Admiral Nearch vom Indus nach dem Persischen Busen ausgeführte die vollständige Unkenntnis des befahrenen Gebietes; Nearch fuhr durchweg wie auf einer Entdeckungsreise. Diese Art der Ausführung sollte eigentlich genügen, alle Illusionen über frühere Schiffahrt im Indischen Ozeane zu verscheuchen. Ueber Alexanders Flottenexpedition vom Euphrat nach Arabien vgl. § 140. Die ausgesandten Seefahrer brachten es nicht fertig, nur den Ost-

rand Arabiens zu erforschen. Dass Alexander das Scheitern des wichtigen Planes hinnehmen musste, sollte auch als Beweis für den völligen Mangel einer ausgedehnteren Seefahrt, sei es auch nur Küstenfahrt, in den arabisch-persischen Gewässern gelten.

Die Gesandtschaften der Seleuciden an die Mauryafürsten Indiens förderten wiederum den Landhandel; von einem Seeverkehre ist nichts zu vernehmen. Einen solchen beabsichtigte für Aegypten Ptolemäus Philadelphus, als er den Gesandten Dionysius an Bindusâra, den Sohn und Nachfolger Tschandraguptas, schickte. Strabo bezeugt jedoch ausdrücklich, dass unter den Ptolemäern nur wenige Kaufleute von Aegypten nach Indien zu fahren wagten. Man geht wohl nicht fehl in der Annahme, dass die direkte Seefahrt erst emporgekommen sei, seitdem die Parther den Landhandel vom Osten nach dem Mittelmeere möglichst hinderten. Vor die Wahl gestellt, auf den Handel mit den Waren Indiens und Central-Asiens zu verzichten, oder dieselben auf dem bis jetzt möglichst gemiedenen Seewege zu beziehen, überwand man endlich die Scheu vor dem Meere, lernte durch häufige Wiederholungen die Küsten des Arabischen Busens und des nördlichen Indischen Ozeans bis Indien kennen, wurde auf die Regelmässigkeit der Monsune aufmerksam, bis Hippalus diese zur Hochseefahrt zu benutzen wagte. Nunmehr fuhren die Schiffe von Berenice oder Myoshormus nach Muziris oder Nelcynda.

Es wirkten mehrere Ursachen zusammen, um den Handel Indiens nach dem Westen seit etwa dem letzten Drittel des 1. Jahrhunderts v. Chr. zu der Höhe zu steigern, die er im Altertume überhaupt erreicht hat: die Feindschaft der Parther gegen die Römer, welche den Landhandel durch das Euphratgebiet nach Syrien unterbrach, die Eroberung Aegyptens durch die Römer, deren Wohlhabenheit seit den Eroberungen zumal Kleinasiens und Syriens, endlich deren Kenntnis und Nachahmung des orientalischen Luxus. Die aber diesen Handel trieben, die Hochseefahrt wagten, das waren römische Kaufleute. Kaiser Augustus erschien der Handel so wichtig, dass er besondere Unternehmungen ausschickte zur Vernichtung der arabischen Seeräuber im Roten Meere. Beachtenswert bleibt, dass nach Strabo die Kaufleute des glücklichen Arabiens „Handel teils mit einheimischen Gewürzen trieben, teils mit jenen aus Aethiopien, zu welchem sie durch die Meerenge in ledernen Booten schifften“. Strabo weiss also nichts von indischen Waren, auch nichts von Seeschiffahrt.

Ausser den römisch-griechischen Kaufleuten nahmen zu dieser Zeit Inder an diesem Seehandel teil. Nach dem Periplus m. E. fuhren Schiffe aus Barygaza nach Ommana in Persien (im Busen von Tschu-

bar, etwa $60^1/_2{}^0$ ö. L.), nach den Häfen der Somalihalbinsel westlich und südlich von Kap Guardafui, hatten sich auch einige Inder auf Sokotora niedergelassen, während er von indischen Fahrten nach ägyptischen Häfen keine Kunde hat. Beachtenswert ist ferner die Einfuhr von Ommana; es erhielt aus Kane Weihrauch, aus Barygaza auf „grossen Schiffen" Kupfer, Balken vom Tikbaume, runde Pfosten des Maulbeerbaumes, ausserdem Sandel- und Ebenholz, also aus Indien besonders Schiffsbaumaterial, woraus es Schiffe („zusammengebundene Fahrzeuge") herstellte und nach Arabien verkaufte, während die übrigen Waren vielleicht zu den Parthern gelangten. Dass den Indern das Erscheinen der römischen Kaufleute willkommen war, beweisen die Gesandtschaften indischer Fürsten an die römischen Kaiser, denen sie Geschenke brachten nebst der wichtigeren Zusicherung, dessen Unterthanen den Zutritt in jeden Teil ihrer Herrschaft zu gestatten. Es sind vier solcher Gesandtschaften bekannt, an die Kaiser Augustus, Claudius, Heliogabal, Julian. Nach den Funden römischer Münzen in Indien hat sich der Handel Roms mit diesem Lande vom Ende des 2. Jahrhunderts an beträchtlich vermindert. Nach der Teilung des Reiches übernahm Konstantinopel allmählich die Vermittlung. Noch erfolgreicher als die Parther hinderten den ost-westlichen Warenstrom die Sassaniden (seit 226 n. Chr.). Selbst ein Vertrag Justinians mit den Homeriten, wonach die letzteren die Seide in Indien holen und den Griechen verkaufen sollten, führte dazu, dass die Homeriten in den persischen Häfen anlegten und die Seide den Persern verkauften. Persische, indische, selbst chinesische Schiffe landeten im 6. Jahrhundert in solcher Anzahl in den Häfen des Persischen Busens, dass im wesentlichen die Perser den Handel zwischen dem Osten und Westen vermittelte, während Ceylon den Sammelplatz des Verkehrs für ganz Südasien bildete.

109. Der Seehandel von Indien nach dem Osten. Die römisch-griechischen Kaufleute belebten nicht bloss den Handel bis Vorderindien, sondern wirkten mindestens anregend auf den Verkehr bis Hinterindien und China. Sie selbst haben nur selten und spärlich jene ungeheuren Reisen ausgeführt; in dieser Richtung erscheinen die Inder eine Zeit lang aktiv, wie sie auch den Verkehr begonnen zu haben scheinen.

Aus der Richtung der Meeresströmung von dem Ganges-Delta nach der Koromandelküste und dem Vorhandensein bedeutender Städte im letzteren Gebiete in der alten Zeit möchte man auf einen frühen Verkehr zwischen dem Ganges und der Ostküste schliessen. Doch fehlen Nachrichten darüber. Dagegen hat von Ceylon Verkehr nach

mehreren Häfen der Ostküste und dem Ganges in der vorchristlichen Zeit stattgefunden, wenn auch Lassens Annahme des 6. Jahrhunderts zu hoch sein dürfte. Nach dem Periplus m. E. fanden von Kallinga (j. Kalingapatnam oder Tschikakol an der Ostküste, 18° n. Br.) Fahrten nach Chryse quer über den nördlichen Teil des Bengalischen Busens statt. Der Bericht Diodors über die Reise eines gewissen Jambulus lässt erkennen, dass die Einwanderungen der Inder nach Java und Bali spätestens um die Mitte des 1. Jahrhunderts v. Chr. erfolgt waren. Das Vorkommen einer Reihe von Ortsnamen lässt Ansiedlungen von Indern in der Halbinsel Malakka, Siam, Kambodscha, dem südöstlichen China, auf verschiedenen Inseln des Malayischen Archipels als möglich erscheinen.

Ein Verkehr zwischen dem Mutterlande und den östlichen Ländern muss nach den verschiedenen Nachrichten, welche der Periplus über den Osten giebt, angenommen werden. Bald nach dessen Abfassung drangen die römischen Kaufleute über Ceylon hinaus ebenfalls zum fernen Osten vor. Nach Ptolemäus reiste ein Kaufmann Alexander nach dem Hafen Kattigara (d. i. wahrscheinlich der chinesische Hafen Kiau-tschi bei dem j. Hanoi in Tongking). In demselben Hafen landete 158 n. Chr. die einzige indische Gesandtschaft, welche in jenen Zeiten den Seeweg nach Chinas Hauptstadt einschlug, ebenso die Gesandtschaft des Kaisers Marc Aurel im Jahre 166. Deuten diese Spuren auch auf einen regeren Verkehr von Indien aus durch Inder und Römer hin, so wurde derselbe durch die inneren Verhältnisse Chinas ebenso unterbrochen wie der Landverkehr vom Jahre 221 an bis Anfang des 5. Jahrhunderts. Im Anfange dieser Zeit fand sich noch eine Gesandtschaft des Königs von Siam bei einem Könige am Indus ein, welche dieser mit vier kostbaren Pferden aus dem Lande der Yuĕ-tschi erwiderte. Eine Periode neuer Regsamkeit brach mit Anfang des 5. Jahrhunderts an, vielleicht zum Teil infolge von Fahiens, des chinesischen Pilgers, Besuch in Indien. Es gingen Gesandtschaften von Ceylon nach den Häfen von China in den Jahren 405, 428, 430, 435, 456, 515, 523, 527, 531, wahrscheinlich alle zur See. Der Aufschwung des Buddhismus in Ceylon mag den wesentlichen Anteil daran gehabt haben; gewiss haben sie auch den Handel gefördert, da nach Kosmas Indikopleustes Ceylon Anfang des 6. Jahrhunderts das grosse Sammelgebiet des westöstlichen Verkehrs geworden war. Die Singhalesen waren wieder die passiven Reichen; wie sie die persischen und homeritischen Kaufleute zu sich kommen liessen, so auch die chinesischen, die ihnen mit ihren eigenen Waren auch die Hinterindiens und des Malayischen Archipels zuführten.

110. Die Waren. Es war der ausserordentliche Reichtum Indiens an begehrten Erzeugnissen, welcher die fremden Kaufleute in dieses Land lockte. Dazu kamen die wertvollsten Luxuswaren aus Hinterindien, dem Malayischen Archipel, China, Tibet, Central-Asien, Arabien, Aegypten und Europa, welche zum Teil wieder ausgeführt wurden. In der ältesten Zeit wurden zu Lande eingeführt vom Westen und Norden: Pferde, Kamele, Kühe, Ziegen, Schafe, Esel, Felle und Häute wilder und zahmer Tiere, Decken aus solchen; aus dem Osten: Gold und Elfenbein, Rüstungen mit Juwelen geschmückt, Waffen, Tiger- und Elefantenfelle, seltene Tiere und Vögel, Wohlgerüche, kostbare Hölzer; aus dem Süden: Sandelholz, Sandelöl in goldenen Krügen, Wohlgerüche, Gold, Edelsteine, Perlen, feine Gewebe. In der römischen Kaiserzeit führte der Westen herzu: Kupfer, Zinn, Blei, Spiessglanz (Antimon), Sandarak (rotes Auripigment), Arsenik (gelbes Auripigment), Korallen, Chrysolithe; Glas und Glasgefässe; goldene und silberne Gefässe; Münzen (goldene und silberne Denare); Weihrauch, Storax; Salben; Wein, Feigen, Meliloton (wahrscheinlich der ägyptische Lotus); einfache Gewänder, wahrscheinlich aus Wolle, geblümte leinene Stoffe, bunte ellenlange Gürtel; Sklaven. Im 5. und 6. Jahrhundert n. Chr. kamen aus dem Osten, meist durch Chinesen eingeführt: Aloeholz, Sandelholz, Pfeffer, Gewürznelken, Kampher, verschiedene Drogen, Oel, Sesamum, Areka-Nüsse, Bohnen, Zuckerrohr, Kokosnüsse, Seide, blaues Porzellan, Kupfergeld, Lautensaiten.

Sklaven waren die Çudras, die Dienenden; sie befanden sich jedoch in solchen Verhältnissen, dass die Griechen sie nach ihrem Rechte gar nicht als Sklaven betrachteten. Nach den Gesetzen konnte jemand Sklave sein durch Geburt von einer Sklavin, durch Strafe, Kriegsgefangenschaft, Kauf. Wie hierdurch, wird auch durch die gesetzliche Bestimmung der Sklavenhandel erwiesen, welche den Brahmanen den Menschenhandel wie verschiedene andere Handelszweige als unziemlich bezeichnete. Nicht in der strengen Form des Handels, wohl aber in der verschleierten Form der Darbringung von Geschenken, wofür natürlich Gegengeschenke gegeben wurden, fand schon in der epischen Zeit Sklavenzufuhr statt. Aus dem Dekan brachten die Männer mit anderen kostbaren Waren „schwarzäugige, schwarze, mit Edelsteinkränzen bedeckte Mädchen“, und das Volk der Çudra am mittleren Indus überlieferte nach altindischem Gebrauche seine Töchter als Dienerinnen („die Çudra brachten 100000 in Baumwolle gekleideter, schwarzer, schmaler, langhaariger Dienerinnen“, citiert Lassen). Ktesias erfuhr den Ankauf von Sklavinnen für die Harems. Seitdem Tschandragupta eine Tochter Seleukus Nikators zur Gemahlin erhalten hatte,

kamen griechische Mädchen zuerst wohl als Zofen und königliche Dienerinnen an den Hof und andere Höfe indischer Fürsten, dann mehr und mehr als Handelsware. Der König Bindusâra begehrte auch Sophisten zu kaufen. Nach dem Periplus m. E. wurden dem Könige von Ariace, wozu Barygaza gehörte, ausser anderen Waren „der Musik kundige junge Knaben, schöngestaltete Jungfrauen als Kebsweiber" zugeführt.

Als eine Folge des ausserordentlichen Reichtums Indiens an notwendigen wie Luxuswaren ergab sich für den Westen zu allen Zeiten die Notwendigkeit, die Einkäufe zu einem guten Teile mit ungeprägtem oder geprägtem Edelmetall zu machen. Plinius sagt in einer Stelle seiner Naturgeschichte (XII, 18, 84): „Indien, das Land der Seren und Arabien entziehen unserem Reiche nach der geringsten Berechnung in jedem Jahre 100 Millionen Sesterzien" (= 15 Millionen Mark); in einer anderen Stelle: „Es ist der Erwähnung sehr wert, dass Indien in keinem Jahre weniger als 50 Millionen Sesterzien aus diesem Reiche verschlingt und dafür Waren zurücksendet, welche bei uns mit hundertfachem Gewinne verkauft werden." Plinius meint also nicht etwa, dass die Wareneinfuhr aus Indien, bez. Arabien und dem Serenlande die genannten Summen betrüge, sondern dass diese Summen in Münzen oder Barren dahin gegen Waren abflössen. Auch der Periplus erwähnt in verschiedenen Stellen die Einfuhr von Münzen. Wie die Drachmen der griechisch-baktrischen Könige liefen auch die römischen Denare in Indien um und verbreiteten sich selbst in die entlegeneren Gebiete. In der Nähe von Dschellalabad, im Mahrattenlande, im südlichen Dekan, in den Ruinen einer alten Stadt auf Ceylon, Mantotte, haben sich griechische und römische Münzen gefunden. Von den letzteren sind am häufigsten vertreten die der Kaiser Augustus bis zu den Antoninen, sodass sie bezeugen, dass etwa vom Anfang der christlichen Zeitrechnung bis gegen Ende des 2. Jahrhunderts der Verkehr des Römischen Reiches mit Indien am blühendsten war.

Als Ausfuhrartikel Indiens nennen der Periplus m. E., Plinius und die römischen Zollbestimmungen: Malabathrum, Kostus, Narde und Nardenöl, Bdellium, Lycium, Asafötida, Aloeholz, Sandelholz; Pfeffer, Kassia, Ingwer; Indigo; mannigfache durchsichtige, farbige Steine, wirkliche Edelsteine, besonders den Beryll, Saphir, Hyacinth, Opal, Kristall, Onyx, Sardonyx, Amethyst; Perlen; Elfenbein, Schildkrot, murrhinische Gefässe; baumwollene Gewebe von grosser Mannigfaltigkeit in Gewebe, Muster und Farben; seidene Gewebe und Rohseide; Eisen und Stahl; Tik-, Eben-, Maulbeerbaumholz; Bambusrohr; Zuckerrohr; Elefanten, Tiger, Leoparden, Affen, Pfauen, Schildkröten; Felle

und Hörner. China bezog aus Ceylon vorzugsweise Baumwollengewebe, Goldschmuck und Edelsteine.

111. Handelsbetrieb. In der epischen Zeit, als ein Handelsstand noch nicht vorhanden war, erhielten die Könige kostbare ausländische Waren als „Geschenke“. Einen Fortschritt bezeichnete es, dass später die Könige organisierte Karawanen unter einem von ihnen ernannten Führer aussandten, denen sich Kaufleute, auch Brahmanen der Sicherheit willen anschlossen. Nach dem Epos zogen in die neu gegründeten Städte Gewerbtreibende und Kaufleute; es war der Handel neben Ackerbau, Viehzucht und Gewerbe ein selbständiger Erwerbszweig geworden.

Die Gesetzbücher Manus und Yajnavalkyas lassen Zustände und Verhältnisse erkennen, die erst nach Jahrhunderte langem Betriebe sich herausbilden können. Die Kaufleute sollen die Güte und Menge der Waren, die Vor- und Nachteile des Ein- und Verkaufes, die dazu geeigneten Zeiten und Orte in den verschiedenen Ländern, die Masse und Gewichte, die zweckmässigste Art der Aufbewahrung, den den Dienern zu zahlenden Lohn, endlich die verschiedenen Sprachen der Menschen kennen. Namentlich sollen sie von den Edelsteinen, Perlen, Korallen, dem Eisen, den Wohlgerüchen, Gewürzen, Geweben diese Kenntnisse sich aneignen.

Das Gesetzbuch Yajnavalkyas trifft bereits eine Reihe von Bestimmungen über Handelsgesellschaften. Gewinn und Verlust sollen nach dem Verhältnisse des eingelegten Kapitals oder nach Uebereinkunft verteilt werden. Verursacht ein Teilhaber einen Verlust durch ein von den anderen verbotenes oder nicht bewilligtes Geschäft oder durch Unachtsamkeit, so soll er den Verlust ersetzen; schützt er etwas vor Verlust, so bekommt er den zehnten Teil. Ein unehrlich verfahrender Teilhaber wird vom Gewinne ausgeschlossen; ein unfähiger muss sich in der Geschäftsführung vertreten lassen. Für Kaufleute, welche sich verbinden, übermässige Preise der Waren zu erzwingen (also Ringe!!), ist die höchste Geldstrafe festgesetzt. Eine Reihe von Bestimmungen regelt die Folgen des Vollzugs oder Nichtvollzugs eines Kaufgeschäftes für beide Teile, eine weitere Reihe das Frachtwesen zu Lande wie zu Wasser, auf Flüssen wie auf dem Meere. Der König lässt aller sechs Monate die Richtigkeit und gehörige Bezeichnung der Masse, Gewichte und Wagen prüfen. Betrug durch falsches Mass oder Gewicht wird nach Verhältnis des Betruges gestraft. Wer eine Wage, ein Mass oder eine Münze verfälscht und diese anwendet, büsst dies mit der höchsten Geldstrafe, desgleichen, wer eine richtige Wage für falsch, eine falsche für richtig erklärt.

Wer durch ungehörige Beimischungen verfälschte Waren verkauft oder zum Unterpfande giebt, wird mit Geld gebüsst. Wer Leder, Edelsteinen, Eisen, Holz, Rinde, Garn, Kleidern von geringer Qualität das Aussehen guter giebt, zahlt den achtfachen Verkaufspreis als Strafe. Der König bestimmt auch die Ein- und Verkaufspreise der Waren nach dem Gutachten von Kaufleuten und unter Berücksichtigung der Entfernung der Ein- und Verkaufsorte, der Lagerzeit und der durch das Lagern entstehenden Unkosten, eines Gewinnzuschlages von 5 Prozent für inländische, von 10 Prozent für ausländische Waren. Diejenigen, welche mit dem Steigen und Fallen der Preise bekannt, sich zum Nachteile der Arbeiter und Künstler verbinden, um die Preise zu beeinflussen, werden mit der höchsten Geldbusse belegt. Führt ein Kaufmann Waren aus, deren Ausfuhr verboten ist oder deren Vorkaufsrecht dem Könige vorbehalten ist, so werden die Waren weggenommen.

Die Erhebung von Abgaben erfolgt nach den Grundsätzen, dass 1. wer nichts erwerben kann oder darf (Brahmanen, Xatriyas), steuerfrei sind, 2. jeder vom Ertrage seiner Arbeit einen angemessenen Gewinn ziehen soll. Darum zahlen Ackerbauer $^1/_{10}$ bis $^1/_6$ des Ertrages, Besitzer von Herden oder Gold $^1/_{50}$ des Besitzes, Warenhändler („von Land zu Land“, also wohl Grosshändler) $^1/_{20}$ des Reingewinns, Händler mit Früchten, Heilkräutern, Honig u. dgl., mit Gras und Holz (Kleinhändler?) $^1/_{60}$ des Reingewinnes als jährliche Abgabe. Ebenso sind die Zölle auf Strassen wie auf Flüssen bestimmt. Handelsleute, welche der Entrichtung der Zölle sich dadurch zu entziehen versuchen, dass sie zur unrechten Zeit sich einstellen oder das Zollamt umgehen, zu verbotenen Zeiten kaufen oder verkaufen, oder die Menge der Waren unrichtig angeben, zahlen den achtfachen Wert der Waren als Strafe.

Wie in den älteren Zeiten Brahmanen und Xatriyas gestattet war, „zur Not des Lebens“ auch Handel in beschränkter Weise zu treiben, so war ihnen auch das Darleihgeschäft auf Zinsen erlaubt, während das Gesetzbuch Manus das Leihen auf Zinsen jenen verbot, im allgemeinen aber gestattete. Das Gesetz bestimmte monatlich $1^1/_4$, also jährlich 15 Prozent; nach Jahresfrist durfte das Kapital doppelt, aber kein weiterer Zins genommen werden. Darlehen auf nutzbare Pfänder waren nicht zinspflichtig.

Als einen schweren staatlichen Eingriff führt der Periplus m. E. das Verfahren des Königs Sanabares an, der nach Besitznahme der „gesetzlich bestimmten Handelsplätze“ Suppara und Kalliena zu Gunsten von Barygaza die Landung daselbst verhinderte und selbst die

durch Zufall an diesen Orten landenden hellenischen Schiffe unter Bewachung nach Barygaza führen liess.

Aus den angeführten gesetzlichen Bestimmungen kann man entnehmen, dass die Inder den Binnenhandel durchaus aktiv betrieben; es sind auch für die Blütezeit des auswärtigen Handels wenig Spuren vorhanden, dass die fremden Kaufleute ins Binnenland eingedrungen wären.

Bereits in der vedischen Zeit wurde das Rind als Wertmesser gebraucht, in der epischen Zeit daneben auch Gold. Die Gesetzbücher bestimmen die Geldstrafen nach genau festgesetzten Gewichten von Kupfer, Silber oder Gold; das Gesetzbuch Yajnavalkyas erwähnt jedoch schon wirkliche Münzen, selbst das Amt des Münzwardeins. Ausgrabungen in ehemaligen Siedelungen zwischen Indus und Jamuna und weiterhin haben Metallstücke in Menge zu Tage gefördert, Stücke Kupfer, Bronze, Silber, auch Goldes, älteste, bloss nach dem Gewichte bestimmte, und ältere, welche mit Figuren oder Symbolen (Sonne, Mond, Stern oder nicht erkennbare Zeichen) als Stempelmarken auf eine älteste buddhistische, wenn nicht frühere Zeit zurückweisen, auch einige, welche Schriftzeichen, ähnlich denen von Açokas Felsendenkmälern, tragen. Es war demnach den Indern die Münzprägung vor dem Verkehre mit den Griechen bekannt. Aber wie die römischen Kaufleute die Münzen der griechisch-baktrischen Könige Apollodotus und Menander im Umlaufe fanden, so wurden auch die römischen Münzen als Handelsmünze angenommen und in alle Teile Indiens von Kabulistan bis Ceylon verbreitet. Das Vorkommen einheimischer Münzen, Kaltis, wird ausdrücklich erwähnt.

Die in allen Teilen Indiens gefundenen Mengen griechischen und römischen Geldes beweisen einen lebhaften Verkehr zwischen Indien und dem fernen Westen. Indes eine tiefere, bleibende Einwirkung der griechisch-römischen Kultur auf die indische hat nicht stattgefunden; die Griechen haben mehr von den Indern als umgekehrt gelernt. Es mag das damit zusammenhängen, dass sich die Berührung auf das Indusgebiet und die Küsten beschränkte.

112. Chinas Binnenhandel. Bevor Kaiser Wuti den direkten Handel Chinas mit Indien und dem Westrande Central-Asiens zu eröffnen sich bemühte, hatte China Jahrtausende lang sich selbst genügt. Der Reichtum und die Mannigfaltigkeit der Bodenerzeugnisse des weiten Reiches, die bedeutenden Leistungen der Bodenkultur, das technische Geschick in der Bearbeitung der Rohstoffe, die Centralisation der Verwaltung, welche den einzelnen Provinzen die Lieferung ihrer eigenartigen Erzeugnisse als Tribute auferlegte, die Sorge für

die Verkehrswege hatten das ermöglicht, dadurch aber zugleich einen umfassenden Binnenhandel ins Leben gerufen. Die Bücher Yü-kung und Tschóu-li nennen die wichtigsten Boden- und Gewerbserzeugnisse, ja das letztere führt geradezu die Handelswaren der einzelnen Provinzen auf. Als solche werden genannt: Metalle, insbesondere Silber, Zinn, Zinnober, Yü- und andere edle Steine, Salz, Fische, Häute, Elfenbein, Lack, Hanf, Baumwolle, Seide, Bambusrohr, Fichten und Cypressenholz. Die Dürftigkeit der Liste lässt Richthofen an der Richtigkeit der Aufzählung zweifeln. Die Lieferung von Elefantenzähnen, vielleicht auch Pfauenfedern durch die Provinzen Yang-tschóu und King-tschóu nötigen zu dem Schlusse, dass schon zur Zeit des Kaisers Yau der Handel nach Kwang-tung und Tongking betrieben wurde. Nachdem der Kaiser Schi-hwang-ti im Jahre 212 v. Chr. seine Herrschaft bis Tongking ausgedehnt hatte, wurden auch die Wege über die Gebirge nach dem Songka und Mekong weitergeführt und das Binnenhandelsgebiet wesentlich erweitert. Da die hinterindischen Stämme bald nachher durch Geschenke die chinesische Macht anerkannten, so wird dadurch der Handel auch mit ihnen eingeleitet worden sein.

113. Verkehrswege. Die militärische Beherrschung des weiten Reiches, die Lieferungen der Provinzen an den Herrscher, der Verkehr zwischen dem Centrum des Reiches und den Gliedern machte die Einrichtung von Verkehrswegen unerlässlich. Der Handel mit den verschiedenen Provinzen eigentümlichen Erzeugnissen drängte zu gleichem Vorgehen und nützte die vorhandenen oder geschaffenen Wege aus. Die vom Minister Yü veranlassten Ent- und Bewässerungsanlagen (§ 98) haben gewiss auch Verkehrszwecke verfolgt oder erreicht. Nach dem Tschóu-li gab es ein besonderes Amt, das die Strassen und Wege des Reiches in gutem Zustande zu erhalten hatte. Bereits für etwa den Anfang des 2. Jahrtausends sind die Wege auf den Haupt- und Nebenflüssen aus den Provinzen nach der Hauptstadt mit Angabe der Einschiffungspunkte bezeichnet. Die Flüsse wurden sehr hoch hinauf befahren und bildeten die wesentlich benutzten Strassen. Der entartete Sohn des Kaisers Yau wollte nur in Barken reisen, auch wo kein Wasser war. Die Kaiser besuchten seit uralter Zeit in regelmässiger Folge zur Huldigung und Prüfung die neun Provinzen, und die Vasallenfürsten hatten ihre Provinz öfter zur Ueberwachung der Verwaltung zu durchziehen, auch von Zeit zu Zeit sich in die Hauptstadt zu begeben, um „sich über die Verwaltung zu erklären“. Aus den Reiseberichten ist ersichtlich, dass man selbst sehr grosse Umwege der Wasserstrassen benutzte, um Festlandswege zu vermeiden, dass

indes die Hauptpunkte einiger Provinzen nur auf Landwegen beträchtlicher Länge erreicht werden konnten, dass wegen der Darbringung von Opfern auf einzelnen Bergen durch die Kaiser bei Gelegenheit ihrer Reisen Wege selbst über die Gebirge vorhanden waren. „Wenn unser Kaiser nicht die Umreise hält, wie haben wir Ruhe?“ sagt ein Sprichwort aus der Zeit der Hia-Dynastie (2205—1767 v. Chr.).

Unter der Tschóu-Dynastie (1122—245 v. Chr.) wurde eifrig an der besseren Verbindung durch Wasserwege gearbeitet. Ueber die Landstrassen in der älteren Zeit vgl. § 23 und 33. Der politische und wirtschaftliche Aufschwung seit dem 3. und 2. Jahrhundert v. Chr., die Mongoleneinfälle, die zunehmende Verdichtung der Bevölkerung führten notwendig zur weiteren Ausbildung des Netzes von Wasser- und Landwegen. Die Kaiser der Han-Dynastie (205 v. bis 221 n. Chr.) gingen zum Teil sehr energisch vor mit dem Bau von Strassen. Selbst bei dem Bau von Linien sekundärer Bedeutung wie der aus dem Wéi-Thale oberhalb der Hauptstadt Hsi-ngan-fu über den Tsin-ling nach Han-tschung-fu im oberen Han-Thale wurden Abschnitte in den härtesten Felsen gemeisselt, Viadukte gebaut, teilweise gepflastert und ein erhöhter Fussweg geschaffen. Die Breite der Strassen in den Städten wurde in Wagenbreiten vorgeschrieben.

Den Brennpunkt allen Verkehrs bildete seit dem 12. Jahrhundert die Hauptstadt Hsi-ngan-fu am Südrande des Wéi-Thales. Hier vereinigten sich die Wege aus dem Wéi-Thale und dessen Fortsetzung, dem Hoang-ho-Thale, aus dem Fönn-ho (und damit der Provinz Schansi), dem Han-kiang- und Jang-tse-kiang-Gebiete und dem King-ho-Thale im Nordwesten. Schon vor den Han war eine Strasse von Hsi-ngan-fu nach Hsiang-jang am Han und bis zu dessen Mündung gebaut worden, wo jetzt die Städte Hankou, Hanjang und Wutschang ein riesenhaftes Städtekollegium bilden. Durch das obere Han-Thal führte eine Hauptstrasse nach Han-tschung und wurde einerseits nach Südwesten bis in das Herz von Sz'tschwan, anderseits über den Tsin-ling nach dem Wéi-Thale fortgesetzt, wohin schon eine weniger günstig verlaufende Strasse bestanden hatte. Aehnliche Strassenknotenpunkte bildeten Kai-föng-fu nahe dem Hoang-ho unter 114° 30′ ö. L. und Nanking.

So wichtig auch die Landstrassen erscheinen, die meisten waren hauptsächlich zu dem Zwecke gebaut worden, die eminent zahlreichen natürlichen Wasserstrassen mit Einschluss einiger Kanäle miteinander in Verbindung zu setzen. Dies gilt auch von der in hohes Alter hinaufragenden Reichsstrasse, welche vom Pei-ho südsüdwestlich am Westrande des Flachlandes bis zum Jang-tse-kiang führte, um als Sammellinie die aus den Gebirgen kommenden Thalwege aufzunehmen, nament-

lich aber um als Wasserscheidenstrasse zwischen allen nach Osten, Südosten oder Nordosten laufenden Flusswegen die erwünschte Verbindung herzustellen.

114. Verkehrsmittel. Da von Wasserfahrzeugen in der ältesten geschichtlichen Zeit so wenig erwähnt ist, so ist anzunehmen, dass der Bau und die Bewegung der Fahrzeuge noch früher erlernt worden ist, dass der Wasserverkehr auf den Flüssen und an der Küste in wohlgeordneter Weise sich vollzog. Da ferner die Bewohner der Inseln östlich von Hang-tschóu-fu und weiter südlich dem Kaiser Yau Tribut brachten, so ist schon für seine Zeit Küstenfahrt zwischen den Mündungen des Jang-tse-kiangs und des (damaligen) Hoang-hos anzunehmen. Die Kaiserreisen haben jedenfalls den Bau von Luxusfahrzeugen, die Ausbildung des Ruderns und Steuerns veranlasst.

Zu Lande überwog die Beförderung der Lasten durch Träger. Von Lasttieren waren nur Rinder und Pferde vorhanden (vgl. § 24 und 31). Im 1. Jahrtausend fand der Wagen und das Pferd weit mehr Verwendung. Von der Dynastie der Tschóu wird gesagt, dass sie besser als ihre Vorgängerinnen den Bau der Wagen verstanden habe. Wir erhalten die umständlichste Beschreibung des Baues und die genauen Masse der Kriegswagen. Eine schnelle Beförderung selbst der Kriegs- und Jagdwagen wird man nicht annehmen dürfen, da seltsamerweise nicht die Schnelligkeit, sondern die Feistheit der Pferde oft gerühmt wird.

Auch in der späteren Zeit des Altertums hat die Beförderung der Güter im Binnenlande wesentliche Fortschritte nicht erzielt. So viel als möglich benutzte man die Wasserwege. Die Verwendung der Lasttiere, Rind und Pferd, nahm wohl zu; als Wagen kann indes nur der zweirädrige Karren gedient haben, da der vierrädrige Wagen noch heute nicht üblich ist.

115. Seeschiffahrt. Nach der anzunehmenden Küstenfahrt zwischen den Mündungen der beiden Riesenströme bereits im 3. Jahrtausend möchte man auf eine frühe Entwickelung der Seeschiffahrt schliessen. Allein gerade in dieser Richtung ist die Abschliessung, die Selbstgenügsamkeit am auffälligsten. Die Wissbegierde, die zu grossen Entdeckungsreisen treibt, scheint den Chinesen völlig abgegangen zu sein. Die höchst gefährlichen Stürme an der Südküste zumal waren freilich geeignet, etwaige Keime von Unternehmungslust zu ersticken. Das Meer hat nach Osten und Süden stets die Grenze Chinas gebildet. Abgesehen von der Besitznahme der Westküste von Formosa haben die Chinesen nie Eroberungszüge zu Schiffe unternommen, sind anderseits auch von der Seeseite her nie ernstlich an-

gegriffen worden. Selbst die Einverleibung der südlichen Länder bis Tongking hatte die Enthaltsamkeit nicht gewandelt. Die Huldigungen der Binnen- und Küstenvölker Hinterindiens wurden angenommen; von den ankommenden Fremden tauschte man die begehrten fremden Erzeugnisse gegen Abgabe eigener Waren. So lange die Westvölker vom Arabischen Busen und Indien her nach ihrem grossen Seehafen kamen, hatten die Chinesen nicht nötig, von ihren Küsten sich zu entfernen.

Es war die Einverleibung Tongkings und Cochinchinas im Jahre 111 v. Chr., welche eine Aenderung anbahnte. Diese Gebiete sind es, welche fortan mit dem Westen in Berührung gekommen sind, und zwar sie allein, so ausschliesslich, dass sie mit dem Namen Tsina bezeichnet wurden, während das Volk, von welchem der Westen die Seide auf dem Landwege bezog, den Namen Seren führte. Die Annahme erscheint nicht zu kühn, dass die Bewohner von Tongking, Kwangtung und Fokiën vor der Einverleibung Tongkings Küstenfahrten mit entlegeneren Gebieten ausführten. Malayen, vielleicht auch Inder, vermittelten im 1. Jahrhundert v. und n. Chr. einigen Verkehr zwischen Süd-China, Hinter- und Vorder-Indien. In seltenen Fällen drangen auch römisch-griechische Kaufleute nach dem den Fremden geöffneten Hafen Kattigara vor (vgl. § 109). In diesem Hafen wird auch die Gesandtschaft gelandet sein, welche von dem Kaiser An-tun gesandt sich ausgab und bezüglich welcher die chinesische Quelle hinzufügt: „Von dieser Zeit an datiert der unmittelbare Verkehr mit dem Westreiche." Da der Landverkehr Chinas nach dem Westen unterbrochen war, jedenfalls nicht unmittelbar mit dem Römischen Reiche geführt wurde, da die römischen Kaufleute wenigstens bald nachher ihre Handelsreisen selbst nach Indien wesentlich minderten, so mögen die Chinesen begonnen haben, Indien, insbesondere Ceylon, aufzusuchen. Infolge des Niederganges des Römischen Reiches, infolge auch der Zerrüttung Chinas im 3. und 4. Jahrhundert ist der Verkehr natürlich schwach gewesen. Wahrscheinlich war eine Zeit lang die Insel Djunk-Ceylon (an der Westküste der Halbinsel Malakka, nördlich von der Insel Pinang) der Stapelplatz der Chinesen, Malayen und Inder.

Unter der Dynastie der östlichen Tsin (317—419) begann der chinesische Verkehr mit Ceylon, der im 5. Jahrhundert sich sehr lebhaft gestaltete. Die Religion, diesmal der Buddhismus in Ceylon, förderte wie so oft den Handel, und wenn nach chinesischen Annalen die Warenlager Ceylons Aloe-, Sandelholz, Elfenbein, Kampher, Areka-Nüsse, Bohnen, Sesamum, Kokosnüsse, Pfeffer, Zuckerrohr, Myrrhen, Weihrauch, Oel und verschiedene Drogen enthielten, so sind die meisten

dieser Waren aus Hinterindien und dem Malayischen Archipel zugeführt worden.

Ja noch weiter nach Westen hatten um diese Zeit die Chinesen ihre Fahrten ausgedehnt. Nach Masudi und Hamza von Isfahan landeten um die Mitte des 5. Jahrhunderts alljährlich chinesische neben indischen Schiffen bei der Stadt Hira am Euphrat, der damals bis zu dieser Stadt schiffbar war. Im 6. Jahrhundert erschienen chinesische Dschunken regelmässig im Hafen Siraf an der Küste von Farsistan.

Eines Verdienstes um die Förderung der Schiffahrt durch die Chinesen ist noch zu gedenken, der Erfindung der Magnetnadel. Im Jahre 1100 v. Chr. erschienen am chinesischen Hofe Gesandte eines fremden Volkes, die als Gegengeschenk fünf Wagen mit je einer Figur, die stets mit der Hand nach Süden zeigte, erhielten, um ihnen den Weg nach der Heimat zu weisen. Klaproth nahm auf Grund dieser Erwähnung an, „dass die Chinesen dès la plus haute antiquité den Magneten, seine Attraktion und Polarität gekannt haben". Eine Stelle des Tschóu-li macht es indes zweifelhaft, dass die Chinesen in der späteren Zeit der Tschóu-Dynastie (1122—245 v. Chr.) die Magnetnadel gekannt haben. Deren erste umständliche Erwähnung findet sich in einem Buche, das im Jahre 121 n. Chr. vollendet ist.

Dritter Abschnitt.

Babylonien und Assyrien.

116. Physische Verhältnisse. Von dem ostasiatischen Kulturkreise mit seinen beiden Mittelpunkten China und Indien durch die Hochländer Central-Asiens und Irans geschieden, hat sich in Vorder-Asien, Nordafrika und Südeuropa der Kulturkreis der Mittelmeervölker gebildet mit den beiden Ausgangspunkten Babylonien und Aegypten. Die Entwickelung der Kultur dieses letzteren Kreises, die völlige Durchbildung bis zu ihrem Sichausleben und Ende durch innere Zersetzung bildet im engeren Sinne die Geschichte des Altertums.

Der ungeheure Trockenheits- und Wüstengürtel, der vom Atlantischen Ozeane an der Westküste Afrikas bis zum Chingan-Gebirge sich erstreckt, ist in seinem östlichen Teile von dem westiranischen Grenzgebirge an nicht bloss durch die nordöstliche Richtung, sondern vor allem durch seine Erhebung als Hochland von dem westlichen Teile verschieden, der sich als Sahara und Syrisch-arabische Wüste nur mässig über den Meeresspiegel erhebt. Dieses gewaltige Tieflands-Wüstengebiet ist von zwei Oasen grösster Ausdehnung unterbrochen, beide gebildet durch Anschwemmung fruchtbaren Landes durch grosse Ströme, den Nil und den Zwillingsstrom Euphrat und Tigris. Wie Aegypten ein „Geschenk des Nils“, so ist auch das Niederland des Euphrats und Tigris' „erst erworbener Boden“, ein Geschenk der beiden Ströme, durch deren Ablagerungen auf dem seichten Grunde des ursprünglich viel weiter ins Land sich erstreckenden Persischen Busens entstanden. Die Nordgrenze des neugebildeten Landes ist eine Linie von Hit am Euphrat bis wenig unterhalb Samaras am Tigris. Nordwestwärts erstreckt sich eine leicht wellenförmige Ebene mit einer gewissen Erhebung über den Meeresspiegel, südostwärts breitet sich ein durchaus flaches Gebiet mit kaum merklicher Neigung bis zu den

Ufern des Persischen Busens aus. Noch immer schreitet die Landbildung ins Meer hinaus vor, gegenwärtig etwa 25 m, im Altertume etwa 60 m durchschnittlich in einem Jahre. Vor etwa vier Jahrtausenden ergossen sich Euphrat und Tigris getrennt vor dem heutigen Korna ins Meer. Bezüglich der Höhenverhältnisse des Euphrat- und Tigris-Tieflandes ist der Umstand von erheblicher Bedeutung, dass ausser der Neigung nach Südosten zum Persischen Busen noch die Abdachung der Syrisch-arabischen Wüste vom Antilibanon bis zum Euphrat besteht, die an einer Stelle, nördlich von Babylon, bis zum Tigris reicht. Dadurch sucht bei Ueberschwemmungen das Wasser des Euphrats seinen Abfluss nach dem Tigris. Etwa 100 Meilen weiter südlich liegt die umgekehrte Erscheinung vor: es strömt infolge der höheren Lage des Tigrisbettes ein Teil seines Wassers zum Euphrat ab. Von Westen her reichte als Folge ihrer Abdachung die Wüste jederzeit bis an den Euphrat heran, so lange nicht höchst nachdrückliche Kulturarbeit ihr einen Streifen abgewann.

Der Euphrat und Tigris entspringen auf einem Ausläufer des Taurus-Gebirges, dem alten Niphates, und zwar der Euphrat auf der Nord-, der Tigris auf der Südseite. Nach mehrfachem Wechsel der Richtung schlägt der Euphrat bei Balis endgiltig die südöstliche Richtung ein und umschliesst nun mit dem annähernd gleich gerichteten Tigris während der weitaus grösseren Hälfte ihres Laufes die mesopotamische Ebene. Bei Bagdad nähern sie sich auf 18 km, sodass sie zur Zeit der Ueberschwemmung fast wie ein mächtiger Strom erscheinen.

Im Gebirge haben beide Ströme zuerst ein starkes Gefälle und erhalten eine grosse Anzahl Zuflüsse. Mit der Annäherung an die Ebene werden sie breit und tief, die Zahl der Zuflüsse mindert sich und hört beim Euphrat bald ganz auf. Unterhalb Sumëisat erhält der letztere rechts den Sadschur, links den Belich und den teilweise schiffbaren Chabur. Von des letzteren Mündung ab hören nicht nur die Zuflüsse gänzlich auf, der Euphrat giebt sogar durch zahlreiche, in Sümpfen verlaufende oder in den Tigris sich ergiessende Abzweigungen Wasser ab, besonders im Niederlande durch die vielen Kanäle, sodass er hier eine weit geringere Breite und Tiefe zeigt als in seinem früheren Laufe. Umgekehrt erhält er im letzten Teile durch den Schatt el Hai und andere Zuflüsse, wahrscheinlich ursprünglich Kanäle einen Teil der Wassermassen des Tigris. Dieser Strom erhält auch nach dem Austritte aus dem Gebirge vom Hochlande von Iran her viele beträchtliche Zuflüsse bis in sein Mündungsgebiet. Sein Bett ist viel tiefer als das des Euphrats, die Strömung stärker (daher

„Tigris“ = Pfeil), die Schiffahrt jedoch erschwerend, die mit eigentümlichen Flössen von Diarbekr, mit Ruderbooten von Mosul, mit Dampfschiffen von Tekrit, halbwegs zwischen Mosul und Bagdad, beginnt. Der Euphrat ist von Sumëisat ab schiffbar, etwa 2200 km von der heutigen Mündung; allein das starke Gefälle im Mittellaufe und die zahllosen Windungen im Unterlaufe erschweren die Schiffahrt in hohem Grade. Im letzteren füllt der Strom sein Bett, die Kanäle mit seinen Anschwemmungen, zerreisst dann die Dämme und ergiesst sich über sein Gebiet, um das mühsam errungene Kulturland wieder in Sumpf und Wüste zu verwandeln, sobald nicht eine einheitliche Regulierung in fortwährender Thätigkeit ist.

Das Zweistromland oder Mesopotamien ist ein Teil der Syrisch-arabischen Wüste. Der nördliche Teil, Mesopotamien im engeren Sinne, unterscheidet sich nicht wesentlich von der Wüste westlich vom Euphrat; auch dieser Strom mit seinen wenigen, im Sommer austrocknenden Nebenflüssen vermag nur dem allernächsten Ufergebiete Fruchtbarkeit zu geben; in einiger Entfernung ist Steppe und Wüste, ohne Anhöhe, Gehölz, Wasser. Nach den Regengüssen überzieht sie sich jedoch mit wunderbarer Schnelligkeit mit Pflanzenwuchs. Dann ziehen die arabischen Nomaden über den Euphrat, um dort ihr Vieh zu weiden. So geschah es schon vor Jahrtausenden. Naturgemäss entstanden zwischen den Ansässigen und Eindringenden Streitigkeiten, welche die geschichtliche Entwickelung tief beeinflusst haben. — Wesentlich verschieden ist der südliche Teil, das Niederland von der Linie Hit-Samara an, Babylonien, durch seinen fetten Boden, seine fruchtbare schwarze Erde, das Geschenk des Euphrats und Tigris'.

Das Klima Babyloniens ist das der „trockenen Zone“ mit einer trockenen und einer nassen Jahreszeit. Vom Mai bis November ist oft wochen-, ja monatelang kein Wölkchen am Himmel zu sehen; Regen fällt in dieser Zeit überaus selten. Die Hitze steigt im Juni und Juli bei Korna auf 50° C. Bei Bagdad erhitzt sich der nackte Sand im Sonnenscheine manchmal auf 78° C., während die Lufttemperatur im Schatten 55° C. erreicht. In der Nähe des Persischen Busens, z. B. in Basra, ist die Luft ausserordentlich feucht, wirkt erschlaffend, erdrückend. Aber auch in Bagdad treibt der glühende Himmel bei Tage die Bewohner in die Kellergewölbe ihrer Häuser, lockt erst die balsamische Abendkühle sie auf die platten Dächer. Ersatz für die Leiden des Sommers gewährt die angenehme Temperatur vom November bis Februar. Vom November an, besonders im Dezember, ist die Hauptregenzeit; in den folgenden Monaten vermindern sich die Güsse und hören im Mai ganz auf. Es fällt kein Schnee, Eis bildet

sich selten; die unangenehmsten Wettererscheinungen sind dem deutschen Aprilwetter gleich.

Für die trockene Zeit ist die Vegetation auf die regelmässige jährliche Ueberschwemmung der beiden Ströme angewiesen, welche ihre Wassermassen infolge der Bodenneigung in grosser Ausdehnung ohne menschliches Zuthun spenden. Im Quellgebiete des Tigris', auf der Südseite des Niphates', beginnt die Schneeschmelze schon Anfang März; die Flut des Stromes erreicht die grösste Höhe in den ersten Wochen des Mais und fällt dann stark, sodass er schon Mitte Juni den gewöhnlichen Stand wieder erreicht. Er überschwemmt hauptsächlich nur das Gebiet am Unterlaufe zwischen dem 31. und 32.° n. Br. Die Flut des Euphrats beginnt erst Mitte März, erreicht die grösste Höhe erst Ende Mai oder Anfang Juni, worauf ein Stillstand von mindestens einem Monate eintritt; von Mitte Juli an beginnt ein merkliches Abnehmen, bis im September die Wasser sich verlaufen haben. Unterhalb Hit überschwemmt er beide Ufer, östlich bis Bagdad; von Birs Nimrud an ist die Ueberschwemmung meist auf das westliche Ufer beschränkt.

Heute gleicht Babylonien den einen Teil des Jahres einer trostlosen, sonnendurchglühten Wüste, den anderen Teil einem noch trostloseren, endlos sich ausdehnenden Sumpfe, aus dem die Spitzen der Schutthügel wie Inseln emporragen. Zwar landschaftlicher Reichtum war auch dem alten Babylonien nicht verliehen; sein Anblick mag dem der Lombardei im Sommer mit den einförmigen Maisfeldern geglichen haben. Diese Einförmigkeit wurde jedoch unterbrochen durch kleine Palmenwälder und Rohrdickichte an den Ufern der Flüsse und Kanäle, die zahlreichen Ortschaften mit ihren Gärten und Bauten, zumal den Stufentempeln. Was aber das alte Babylonien von dem heutigen Irak Arabi unterschied, das war die sprichwörtliche Fruchtbarkeit des Bodens, welcher Getreide in unbeschränkter Fülle hervorbrachte, und die grosse Zahl wohlbevölkerter Städte, verbunden durch ohne Unterbrechung sich anreihende Dörfer an seinen Strömen und Kanälen, auf welchen der lebhafte Verkehr sich zumeist vollzog. Der heutige Zustand stellt beinahe wieder den Urzustand der ungebändigten Natur des Landes dar; das alte Babylonien war das Werk ausdauernder menschlicher Arbeit.

Das alte Assyrien beschränkte sich bis in die Mitte des 12. Jahrhunderts v. Chr. auf das Gebiet am linken Ufer des Tigris' zwischen Ninive und dem Kleinen Zab, ursprünglich vielleicht nur bis zum Grossen Zab; nur die alte Hauptstadt Assur mit einem kleinen Gebiete lag auf dem rechten Tigrisufer, also in Mesopotamien. Das eigentliche Assy-

rien unterschied sich wesentlich von Mesopotamien in Klima, Erzeugnissen und Bevölkerung. Denn östlich vom Tigris, dessen Lauf zum Teil die tiefste Linie des Tieflandes bezeichnet, steigt der Boden an, bildet eine Art Stufe, einen Uebergang zu dem östlichen Hochlande mit den elamitisch-medischen Grenzgebirgen als Westrand. Aus den medischen Bergen flossen dem Tigris zu der Chusur (j. Choser), durch Ninive fliessend, der Grosse Zab, bei Kalach mündend, und der Kleine Zab, südlich von Assur mündend. Das Klima war, zumal am oberen Laufe der genannten Nebenflüsse ein weit kühleres als selbst in Mesopotamien. Der Winter tritt dort in strenger Form auf, während in den tieferen Lagen gewiss schon in assyrischer Zeit Oel-, Feigenbaum und Weinstock gediehen.

117. Wasserbauten. Den in das eigentliche Babylonien eingewanderten Bewohnern musste einige Beobachtung bald lehren, dass Klima und Boden unter günstigen Bedingungen die reichsten Fruchterträge gewährte. Als Leben und Segen spendende Kräfte konnte man die Einwirkung der sehr grossen Wärme und reichlichen Wassers auf den an sich fruchtbaren Boden, als vernichtende, die Vegetation versengende wie den Boden und die menschliche Arbeit zerstörende Kräfte die immer ein halbes Jahr andauernde Trockenheit, die verheerenden Hochfluten und die dauernden Ueberschwemmungen erkennen. Das Klima war unabänderlich gegeben; die menschliche Anstrengung musste sich auf das Wasser richten, das mehrfache Aufgaben stellte.

Der grösste Teil des Landes mochte in Sümpfe verwandelt sein. Es ergab sich als erste Aufgabe, das Land zu entwässern, das Sumpfland in fruchttragendes Erdreich zu verwandeln. Die Lösung gewährte nur zeitweisen Erfolg, wenn man nicht auch neue Ueberschwemmungen verhinderte. Diese zweite Aufgabe musste sich als die schwerste, jedoch auch dringlichste erweisen. Denn jede heranbrausende Hochflut mit ihrer ungeheuren ungebändigten Kraft schonte in dem tiefen, ebenen Schwemmlande kein Hindernis, nicht die menschlichen Wohnungen, nicht die Ackerkrume, die fruchtbare Humuserde, wusch die letztere aus oder überdeckte sie mit unfruchtbarem Geröll, Kies und Sand. Es galt also in diesem Lande der „Sintfluten“, auch die ungeheuren Wassermassen der Hochfluten zu zwingen, innerhalb des Strombettes sich zu verlaufen, oder sie unschädlich abzuleiten. Das letztere durfte nur teilweise geschehen, da es sich als Verschwendung erwies. Denn die alljährlich vom Mai bis November herrschende Trockenheit und die hohen Wärmegrade forderten drittens, dass jedem Felde das nahrungauflösende und nahrungzuleitende Wasser gespendet und zu

diesem Zwecke ein Netz von Kanälen, von den Hauptkanälen mit der grössten Breite und Tiefe bis zu den Gräben und Rinnen in steter Verengung und Verflachung, angelegt und mit einer unzähligen Menge von Hebe- und Schöpfmaschinen besetzt wurde, um das Wasser über die einzelnen Fluren zu verbreiten. Um aber das Wasser zur Zeit des Tiefstandes der Ströme in genügender Menge zur Verfügung zu haben, musste man die Kanäle selbst breit und tief, ausserdem grosse, seeartige Becken in der Nähe der Ströme anlegen, zur Zeit der Hochflut füllen und durch Schleusen in der trockenen Zeit nach Bedürfnis in das Kanalnetz abströmen lassen. Da die Breite und Tiefe der Kanäle, besonders die Dichtigkeit des Netzes den Landverkehr hinderten, so musste viertens Bedacht genommen werden, die Kanäle selbst durch geeignete Breite und Tiefe zu Verkehrswegen brauchbar zu machen, wobei nur der Tiefstand der Trockenheit besondere Rücksicht verlangte. Als Hindernisse des Landverkehrs und durch die Errichtung von Dämmen zu beiden Seiten erfüllten die Kanäle und Ströme endlich die Aufgabe, vortreffliche Verteidigungslinien zu bilden gegen fremde Heere.

Die Macht der Naturkraft, der verlockende Siegespreis haben einen Kampf erzeugt, eine Entwickelung der Kräfte des menschlichen Geistes nach vielen Richtungen hervorgerufen, die Staunen und Bewunderung erwecken. Nur Aegypten hat in gleich hohem Alter gleich bewundernswerte Kulturarbeit verrichtet; kein Volk späterer Zeit hat die Wasserbauten Babyloniens und Aegyptens je erreicht. Die Ent- und Bewässerung zu schaffen und dauernd in brauchbarem Zustande zu erhalten, war ein so mühsames, so grosse Kraft und Kosten erforderndes Werk, dass nur die Regierung Gesamt-Babyloniens sie lösen konnte. Die ursprünglich entstandenen kleineren Staaten Babyloniens haben sich daher zuerst in zwei grössere Reiche, das von Nord- und Süd-Babylonien zusammengeschlossen, bis auch diese sich vereinigten. Jedes hervorragenden Herrschers Hauptthätigkeit war darauf gerichtet, vor allem die vernachlässigten Kanäle wieder in guten Stand zu setzen. Umgekehrt trat mit dem Sinken der Centralmacht ein Verderben der Kanäle ein. Die Zeit solcher politischen Schwäche fassten die Babylonier als Zeit des Grollens der Götter auf, welche das Land verliessen und Feinden die Uebermacht gönnten. Dadurch ergab sich die Idee, das Land gehöre den Göttern, und diese Idee hatte die Macht, eine wirkliche Centralisation herbeizuführen. Der babylonische Staat ruhte auf den beiden Faktoren des Kultus und der Wirtschaft.

Schon die Sumerier hatten Kanäle gebaut zur Bewässerung wie

zum Schiffsverkehr. Genauere Zeugnisse sind erst aus der semitischen Periode, der Zeit des vereinigten Babylonischen Reiches, erhalten. Der Eroberer von Süd-Babylonien, Hammurabi (2264—2210 v. Chr.), ging sofort daran, dasselbe wirtschaftlich zu heben. Er berichtet selbst über den Bau eines Kanals in einer Inschrift. „Als ich Süd-Babylonien erobert hatte, baute ich, um dem Lande wieder eine geordnete Bewässerung zu bieten, einen Kanal. Beide Ufer desselben wurden zu Getreideäckern bestimmt und besät. Ich regulierte die südbabylonischen Wasserläufe dergestalt für ewige Zeiten und brachte die (infolge der Not heruntergekommenen und zerstreuten) Einwohner wieder zusammen, dadurch dass ich ihnen eine Existenzmöglichkeit gewährte und ihnen vor den Beunruhigungen der Feinde und durch Herstellung der Ordnung im Innern Ruhe verschaffte.“ Auch Hammurabis Sohn und Nachfolger, Samsu-iluna, liess einen grossen Kanal herstellen, von dem gesagt wird, dass er Wohlstand und Ueberfluss schaffe. Aehnlich wie Hammurabi fand Assurnasirpal die Verhältnisse. Seine beiden Vorgänger hatten die Pflege der Kanäle unterlassen, worauf sich sofort die Folgen zeigten, indem die Anlage den Dienst versagte. Assurnasirpal (885—860) betrachtete die Neugründung des in Verfall geratenen Kalach (= Kalchi), die Anlage eines Kanals am Grossen Zab nach dieser Stadt, sowie die Einrichtung von Lust- und Tiergärten an seinen Ufern als sein eigentliches Friedenswerk, das er nicht müde wurde, in seinen Inschriften zu preisen. „Einen Kanal vom Grossen Zab aus grub ich und nannte ihn Bâbilti-Chigalli (d. i. Bringerin des Ueberflusses); Gärten, Palmen, Fruchtbäume aller Art und Weinstöcke pflanzte ich an seinen Ufern an; ihre Erstlinge opferte ich dem Gotte Assur, meinem Herrn.“ Wie Assurnasirpal für Kalach, sorgte Sanherib (705—682) für Ninive. Zu dessen Versorgung mit gutem Wasser liess er einen Kanal von der Stadt Kisiri an graben und durch den Tigris-Zufluss Chusur speisen; Abzweigungen dieses Kanales gewährten ausserdem noch achtzehn Ortschaften zwischen Ninive und Bavian Trinkwasser. Eine Inschrift Nabopolassars (626—605) berichtet von einer Euphratregulierung, in der es heisst: „Den Euphrat, den Fluss Sippars, liess ich umgraben; kunstvolle Wasserbecken errichtete ich für den Sonnengott, meinen Herrn. Das Ufer jenes Flusses regulierte ich mit Asphalt und Ziegelsteinen; dem Sonnengotte, meinem Herrn, weihte ich eine Quaimauer der Sicherheit.“ Die von ihm begonnene Wiederherstellung des Reiches setzte sein Sohn Nebukadnezar (604—562) fort, ein Fürst, dem an Thatkraft und Umsicht ausser Sargon von Assyrien vielleicht kein orientalischer Herrscher vor Cyrus gleichzustellen ist. Unter seinen

Friedenswerken war die Erneuerung und Erweiterung der Bewässerungsanlagen das Wichtigste. Zu den vielleicht schon vorhandenen drei grossen Verbindungskanälen zwischen den beiden Strömen fügte er in dem Nahr malka (Königskanal) den vierten hinzu, in solchen Massen, dass auch Seeschiffe ihn befahren konnten. Das ganze Bett des Euphrats, des Tigris', gewiss auch der vorhandenen Kanäle wurde reguliert, mit Deichen eingefasst, von den Hauptkanälen kleinere abgezweigt und durch sie auch den entlegensten Fluren das Wasser zugeleitet. Selbst die Ufer des Persischen Busens schützte Nebukadnezar durch Deiche gegen Sturmfluten. Bei Arderikka, etwa 100 km nördlich von Sippar, liess er dem früher geraden Laufe des Euphrats zahlreiche Krümmungen geben, um das Gefälle zu mindern und die Bergfahrt zu erleichtern. Zur Aufnahme der Hochflut des Euphrats und zur späteren Verteilung des Wassers liess er bei Sippar (33° 40′ n. Br.) ein Becken von 11 m Tiefe und nach den mässigsten Schätzungen von 10 Meilen Umfang ausheben; Schleusen regelten den Zu- und Abfluss, welcher letztere vor allem der Landwirtschaft zu statten kam. Mit der ausgehobenen Erde führte man am Euphrat und um das Becken selbst breite und hohe Deiche auf, durch Mauerwerk verstärkt, das umliegende Land vor Ausbrüchen zu schirmen. Endlich liess Nebukadnezar zur Entsumpfung der tief gelegenen Gebiete rechts am unteren Euphrat den von den Griechen Pallakopas genannten Parallelkanal in solchen Massen anlegen, dass ihn Seeschiffe benutzen, Trieren auf ihm und dem Euphrat bis Thapsakus fahren konnten. Der Kanal zweigte in Hit ab und erreichte das Meer nach etwa 600 km langem Laufe. Der Streifen Landes zwischen ihm und dem Euphrat wurde durch ihn aus Morast und Marschland in Kulturland umgewandelt.

Die aus der Inschrift Nabopolassars angeführte Stelle lässt zum Teil auch die Art der Ausführung der Wasserbauten erkennen. Die Ufer der Ströme und der neugebauten Kanäle liess man in regelmässigen Linien verlaufen, fasste sie mit breiten, hohen Dämmen ein; mindestens in den Städten wurden die Ufer mit Mauerwerk verkleidet, mit Steinblöcken und -platten gekrönt, also Quais angelegt; Schleusenanlagen regelten den Zu- und Abfluss. Die Dämme bepflanzte man mit Bäumen, besonders Palmen, um Schatten zu spenden und durch ihre Wurzeln gleichzeitig eine Befestigung der Ufer zu erreichen. Stiess der Lauf des Kanals auf einen Sumpf, so führte man ihn auf dem Rücken eines Riesendammes durch diesen hindurch. Kreuzten sich zwei Kanäle in verschiedenem Niveau, so leitete man einen auf Pfeilern und Bogen über dem anderen hinweg. Hatte ein

Wasserlauf zu Zeiten mehr oder weniger Wasser, als seine Umgebung oder die Schiffahrt bedurfte, so kam es auf die riesigsten Mittel nicht an, ihm einen Nebenarm für die Zeit des Ueberflusses oder ein Becken für die Zeit der Wasserarmut zu geben. — Der Bedeutung der Thätigkeit entsprach es, wenn der Oberaufseher der Kanalbauten einer der einflussreichsten Männer im Staate war.

Was wurde durch solche, ungeheure Mittel und Arbeitskräfte verschlingende Werke erreicht? Nebukadnezar wenigstens machte aus der Euphrat-Tigris-Niederung einen fruchtbaren Garten und ein Gebiet lebensvollsten Verkehrs. Bereits nördlich der Medischen Mauer waren vier schiffbare Kanäle, in der Entfernung von je einer halben Meile vom Euphrat zum Tigris gezogen. Das dichteste Kanalnetz hatte die Landenge zwischen den beiden Strömen, von dem heutigen Bagdad südwärts bis Hillah, erhalten. Hier führten mehrere grosse schiffbare Kanäle vom Euphrat zum Tigris, und Hunderte von Wasseradern durchschnitten das Gebiet, sodass fast bis zu jedem Baume das belebende Nass geleitet war. Die Landschaft war mit einer Menge Ortschaften übersät; an den grösseren Wasserläufen wechselten Städte mit Dörfern beständig ab, und nur landeinwärts schlossen sich Palmenhaine und Anpflanzungen an.

118. Fruchtbarkeit und Bodenerzeugnisse. Als im Altertume die Regierung und Bevölkerung den höchsten Fleiss anwandten für die Bewässerung, da lohnte auch der angeschwemmte schwarze Boden unter der hochgradigen Wärme durch eine sonst nirgends vorkommende Fruchtbarkeit. Herodot berichtet darüber: „Das Land ist, soweit wir wissen, von allen Ländern bei weitem am besten geeignet, der Demeter Frucht hervorzubringen. Bäume trägt es sonst gar nicht, keinen Feigenbaum, keinen Weinstock, keinen Oelbaum; aber der Demeter Frucht zu tragen ist es so vorzüglich geeignet, dass es in der Regel 200fältigen Ertrag giebt, in seinem höchsten Ertrage aber wohl an 300fältige Frucht. Die Blätter des Weizens und der Gerste werden dort reichlich vier Finger breit, und ein wie hoher Baum aus der Hirse- und Sesamstaude wird, ist mir zwar bekannt, doch will ich es weiter nicht erwähnen; denn ich weiss recht gut, dass bei denen, die nicht nach Babylonien gekommen sind, schon das, was über die Früchte gesagt ist, auf vielen Unglauben stossen wird.“ Eine Angabe bestätigt Strabo: „Das Land trägt so viel Gerste als kein anderes, man sagt, 300fältig.“ — In dem nördlichen und höher gelegenen Assyrien gediehen die verschiedenen Getreidearten in weit geringerer Fülle als im babylonischen Niederlande; die Dattelpalme wuchs bereits nicht mehr von selbst.

An Getreidearten brachte Babylonien besonders Weizen, Gerste, Hirse, in der Perserzeit auch Reis hervor. Die Sesamstaude gewährte in ihrem Oele ein zur Ernährung wichtiges und beliebtes Pflanzenfett, für Babylonien um so wertvoller, als ihm wie auch Mesopotamien der Oelbaum, ferner der Feigenbaum und Weinstock fehlte, welche drei zu den charakteristischsten Kulturpflanzen Syriens gehörten.

Mehr als Ersatz für die beiden letzteren gewährte die Dattelpalme, der echte Vertreter der subtropischen Zone in der alten Welt. Treffend bezeichnet die Natur der Dattelpalme das arabische Wort: Der König der Oasen taucht seine Füsse in Wasser und sein Haupt in das Feuer des Himmels. Der Baum ist durch menschliche Pflege noch edler geworden, als er ursprünglich war; seine Früchte sind süss und essbar. In Aegypten ist die Kultur bis über 2000 v. Chr. zurück zu verfolgen. Vielleicht ist die Dattelpalme dahin über das südliche Arabien aus Babylonien verbreitet worden, wenn sie nicht auch in den ersteren Ländern heimisch ist (vgl. § 167). Jedenfalls ragt die Kultur in dem nach späteren Berichten so palmenreichen Babylonien in höheres Alter hinauf. Den Wüstenstämmen befriedigt der Baum fast alle Bedürfnisse; nach Plutarch zählte ein babylonischer Hymnus 360 Arten, von ihm Nutzen zu ziehen, auf.

In den Sümpfen und Morästen, an den Ufern der Flüsse und Kanäle, an den Küsten des Meeres fand besonders üppige Entwickelung das Schilfrohr, das vielfach das Holz ersetzen musste. Denn Babylonien war von hochstämmigen Bäumen entblösst. Auch die höchste Kultur konnte diesen Mangel des ursprünglichen Steppenbodens oder des gebildeten Schwemmlandes nie ganz beseitigen. Die Dattelpalme war ein ungenügender Ersatz der zu Schiffen und grossen Gebäuden nötigen hochragenden Bäume.

An wilden Tieren fanden sich der Löwe, Panther, Schakal, Fuchs, das Wildschwein, der Wildstier, mancherlei Arten von Gazellen, Antilopen, des Bergbockes. Unter den Haustieren waren vertreten das Rind, Schaf, die Ziege, der Esel, der Hund. Das Pferd scheint durch die Semiten ins Land gekommen zu sein, nicht als ihr ureigener Besitz, doch bereits vor 2000 v. Chr., während das Kamel erst durch die Assyrerkönige als Tribut und Beute aus Armenien, besonders aus Arabien eingeführt wurde. Dieselben Tiere waren auch in Assyrien heimisch oder eingeführt, etwa Löwen, Panther und Schakale ausgenommen.

Aus gleichem Grunde wie die hochstämmigen Bäume mangelten Babylonien auch Metalle und Steine. Vorteilhaft war es daher, dass die babylonischen Grenzgebiete gegen die arabische Wüste hin, deren

südlicher bis an den Persischen Busen reichender Teil Magan, deren nördlicher Miluch genannt wurde, mehrere harte Steinarten und Metalle darboten, namentlich Sandstein, Porphyr, Basalt, Diorit. Der zu den Statuen Gudeas verwendete Diorit kam auf Schiffen aus Magan nach Sirpurla. Der zu den assyrischen Basreliefs verwendete Alabaster findet sich in Menge am linken Tigrisufer. In den nahe bei Ninive gelegenen Tijari-Bergen ist auch Eisen, Kupfer und Blei in Ueberfluss vorhanden. Aus jenen Grenzgebirgen gegen Arabien werden Gold, Silber, Kupfer, Zinn, Eisen und Blei eingeführt worden sein. Aus Miluch bezog Gudea Goldstaub und eine kostbare Holzart. Das Silber wird seltener in Babylonien erwähnt, noch seltener das Eisen und Blei. Dagegen enthält bereits ein alter sumerischer Zauberspruch eine Anspielung auf die Bereitung der Bronze, woraus auf Gewinnung von Zinn in der Nähe von Babylonien zu schliessen ist.

119. Baumaterial und Bauweise. Als Ersatz der Steine fand sich ein unerschöpflicher Vorrat an Thonerde und Lehm, die teils an der Sonne getrocknet, teils durch Feuer gebrannt wurden. Als Bindemittel der Backsteine und Ziegel verwendete man Asphalt und Kalk, den ersteren in den tieferen Teilen der Bauten, um sie zugleich vor Nässe zu schützen, den letzteren in den höheren Teilen. Den Asphalt lieferten zahlreiche Naphthaquellen als Nebenprodukt; die berühmtesten befanden sich bei Hit.

Die Tempel waren in der Form von terrassenförmig übereinander gebauten Stockwerken erbaut („Stufentempel"); im höchsten Stockwerke befand sich das Heiligtum. Der bekannteste ist der ursprünglich siebenstöckige Stufentempel auf dem Birs Nimrud, derselbe, an welchen sich die hebräische Legende vom Turmbau und der Sprachverwirrung anknüpft. Nach Rawlinson mass die unterste Stufe 272 Fuss in der Länge und Breite, 26 Fuss in der Höhe, die zweite 230 und 26, die dritte 188 und 26, die vierte 146 und 15 Fuss.

Die assyrischen Herrscher blieben trotz ihres Baueifers in ihren Bauten vollständig abhängig von den Babyloniern. Obwohl in Assyrien Steine leicht zu beschaffen waren, sind ihre Paläste und Tempel Ziegelbauten, höchstens mit Steinplatten verkleidet. Die Alabasterplatten sind mit Skulpturen geschmückt. An den Portalen vertreten ihre Stelle grosse zu Löwen, geflügelten Stieren mit Menschenkopf u. ä. verarbeitete Kalksteinblöcke. Weder einen fortgeschrittenen Bogenbau, noch eine Stein- oder Ziegelsäule kennen die Assyrer. Daher sind die grossen Säle unverhältnismässig lang und schmal; sie mussten durch Balken überdeckt werden, welche auf beiden Wänden auflagen. Lange starke Balken zu erlangen bildete deshalb ein Hauptaugenmerk

der assyrischen Könige wie schon der altbabylonischen Herrscher. Das zu Bauten in Babylon und Ninive viel verwendete Musukkanholz, d. i. die Dattelpalme, kam im Lande am häufigsten vor; allein der Stamm erreicht höchstens 20—25 m Höhe und konnte daher zu vielen Bauten nicht genügen. Nun scheint allerdings in Assyrien die Cypresse, in Babylonien eine cypressenartige Konifere heimisch gewesen zu sein. Allein der babylonische Schwemmboden bot doch keinen geeigneten Grund für diesen schlanken, obeliskenartigen, zum Himmel aufstrebenden Baum, und während die Einfuhr von Cypressenholz aus Syrien nach Babylonien in früher und später Zeit sich oft erwähnt findet, ist eine Gewinnung des vielbegehrten Holzes in der Heimat selbst nur einmal, durch Alexander d. Gr., bekannt geworden. Das harte, duftende, mit angenehmem Geruche verbrennende Holz galt zugleich für unvergänglich und unzerstörbar wie die Ceder. Daher verarbeiteten es Babylonier, Phönizier, Griechen zu Götterbildern, Tempelthüren, Särgen, Kisten und Schreinen, besonders auch Schiffen. Schon Gudea liess Cedernholz vom Amanus in Nord-Syrien, Cedern-, Cypressen- und andere Hölzer vom Libanon und anderen Gebirgen, ein kostbares Holz aus Miluch holen. Assurnasirpal durchzog den Amanus mit seinem Heere und liess dort Cedern und Cypressen als Baumaterial für seine Tempel und Paläste in Kalchi fällen. Dasselbe wird von seinem Nachfolger Salmanassar II. berichtet. Alexander d. Gr. liess nach Strabos Mitteilung die zur Eroberung Arabiens bestimmten Schiffe teils in Phönizien, teils in Cypern in einzelnen Stücken zimmern, nach Thapsakus und von da auf dem Euphrat nach Babylon bringen, teils in Babylonien selbst aus den Cypressen der Götterhaine und Lustgärten erbauen.

120. Weltlage. Mit der Gunst der ausserordentlichen Fruchtbarkeit vereinigte sich die verkehrschaffende Weltlage. Schon als Tiefland, noch mehr als reiches Kulturland lockte Babylonien die Bewohner des Hochlandes von Iran, von Armenien, von Syrien und Arabien, die sich ja ebenfalls zum Euphrat abdachen, zu räuberischem Ueberfalle oder zu friedlichem Tausche. Karawanenwege leiteten die Araber hierher, um die Erzeugnisse ihrer Viehzucht und die Räucherstoffe zu vertauschen gegen die glänzenden Fabrikate babylonischen Gewerbfleisses. Die kriegerischen Völker des gebirgigen Ostens, die Elamiten, die Kassiten, die Perser, reizte der Reichtum des Landes nach friedlichem Verkehre zu gewaltsamer Eroberung. Je mehr ein Gütertausch zwischen dem reichen Osten, Indien, Central-Asien, China, nach den Mittelmeerländern sich entwickelte, desto mehr Karawanen begegneten einander in dem natürlichen Stapelgebiete am unteren

Euphrat und Tigris. Diese Ströme selbst leiteten die Bewohner zum Persischen Busen, der sich als das tiefste Hereingreifen des Indischen Ozeans in den Erdteil Asien erweist, wie sie selbst umgekehrt wieder als die Fortsetzungen des Seeweges durch den genannten Busen nach dem Mittelmeere über Nordsyrien, nach dem Schwarzen und Kaspischen Meere über Armenien dienen.

Es giebt wenig für den Völkerverkehr, zumal unter den Verhältnissen des Altertums, günstiger gelegene Länder. Der geniale Alexander d. Gr. hatte die Vorzüge dieser Lage erkannt, als er die Stadt Babylon zur Hauptstadt seines Reiches wählte, das sich bis zum Jaxartes und Hyphasis im Osten, bis zur Südküste Arabiens und Karthago im Westen erstreckte. Noch nachdrücklicher erweist die Gunst der Lage Babyloniens der Gang der Weltgeschichte. Trotz der verheerenden Züge barbarischer Eroberer, trotz der verwüstenden Staatsumwälzungen, zahlreicher und häufiger als in irgend einem Lande, hat es eine ununterbrochene Folge volkreicher und blühender Städte gehabt.

121. Die Sumerier. Das ungewöhnlich begünstigte Land hat im Laufe der Zeiten so viele verschiedene Völker angelockt und festgehalten, dass bereits im Altertume eine reiche Rassenmischung charakteristisches Merkmal des Landes geworden war. Schon um 3000 v. Chr. hatten die Semiten die alte sumerische Bevölkerung aufgesogen, wodurch natürlich ihr rein semitischer Charakter sich wesentlich geändert haben muss. Die Sumerier waren wie die Semiten in Babylonien kein autochthones Volk. Hommel hält sie für einen Zweig des turanischen oder ural-altaischen Sprachstammes. H. Winckler scheint es „wahrscheinlicher, dass die Rasse, welcher die Sumerer angehörten, und mit ihnen ihre Sprache vollkommen untergegangen ist“. Peiser hält nur einen Zusammenhang der Chetiter, der nichtarischen Protoarmenier, Sumerier und der Urbevölkerung Elams für möglich.

Die geschichtliche Kenntnis Babyloniens beginnt mit der Begründung des Reiches von „Sumer und Akkad“ in Südbabylonien um 3000 v. Chr. Seine Bevölkerung setzte sich zusammen aus den herrschenden Semiten und den den Volkscharakter bestimmenden Sumero-Akkadern. Die semitischen Sieger hatten die hohe Kultur der Sumerier in Kunst, Wissenschaft und Gewerbe angenommen, während die sumerische Sprache nur als Gelehrtensprache künstlich weiter gepflegt wurde wie das Latein im Mittelalter. Die Gründung des gesamtbabylonischen Reiches durch Hammurabi bedeutet den endgiltigen Sieg des Semitismus über den Sumerismus.

Die hohe Kultur der Sumerier um 3000 v. Chr., welche der baby-

lonischen Kultur bis in die letzten Zeiten ihres Bestehens ihren Stempel aufgedrückt hat, nötigt dazu, ihre Entwickelung in grauer Vorzeit anzunehmen. Die Anlage von Deichen und Kanälen führte wohl zu einem festeren Zusammenschlusse einzelner Gaue als Anfang geordneten staatlichen Lebens. Den Mittelpunkt der einzelnen Gaue bildeten die Heiligtümer der grossen Götter, aus denen dem Anscheine nach wie in Aegypten die Städte Babyloniens überall erwachsen sind. Die Städte Eridu, Ur, Sirpurla, Larsa, Sippur, Uruk, Girsu, Isin, Tell-Sifr bildeten das südbabylonische Königreich; zum nordbabylonischen gehörte: die Doppelstadt Sippar, Agane, Kutha, Babylon, Borsippa.

Durch Unterwerfung und Anschliessung der einzelnen Städte muss sich aus den Stadtkönigreichen das Reich von Sumer und Akkad entwickelt haben. Den Mittelpunkt dieser Entwickelung bildete Ur, das zu allen Zeiten als Reichshauptstadt angesehen wurde. Ein Lehnsmann Urgurs, eines Königs von „Sumer und Akkad“, war Gudea (um 2800 v. Chr.), der bekannteste der Patesis (Priesterfürsten) von Sirpurla. Die längeren Inschriften der Gudea-Statuen erwähnen, dass Gudea die elamitische Stadt Anschan, deren Fürst später Cyrus war, besiegt habe.

Vielleicht gleichzeitig, vielleicht früher als der Süden hatten sich die Stadtkönigreiche Nordbabyloniens zu einem Königreiche mit dem Mittelpunkte Babylon vereinigt. Hier scheint das semitische Element mehr überwogen zu haben als im Süden. Aus diesem Gebiete sind zwei beglaubigte Könige der ältesten Zeit bekannt: Sargon von Agane und sein Sohn Naram-Sin, für welche Nabuna'ids Gelehrte die Zeit 3800 v. Chr. ansetzten. Für lange Zeit fehlen die Nachrichten über Nordbabylonien. Um 2400 scheint Babylon die Herrschaft über den Norden gewonnen zu haben; es beginnt um diese Zeit die erste babylonische Dynastie. Deren sechstem Könige, Hammurabi (2264—2210 v. Chr.), gelang es, Sumer und Akkad zu erobern und damit das Babylonische Reich zu schaffen. Sumer und Akkad hatte für immer seine Rolle in der Gestaltung der Geschicke des Landes ausgespielt.

122. Die Semiten, Kassiten, Chaldäer. Die Ueberwinder der Sumerier waren ein Zweig der Semiten. Zu diesen gehörten ausser den Babyloniern und Assyrern die Aramäer, Kanaanäer (Phönizier, Hebräer, Moabiter), Araber, Aethiopen. Sprenger und Ed. Meyer sehen Arabien als Heimat sämtlicher Zweige der Semiten an, lassen die Frage der Urheimat unerörtert. Nach Hommel haben sich „in irgend einem Teile Centralasiens, wo aber der Löwe zu Hause gewesen sein muss“, die Babylonio-Assyrer spätestens im 5. vorchristlichen Jahrtausend vom gemeinsamen Stocke losgetrennt, sind dagegen die

übrigen Zweige später zuerst nach Mesopotamien gezogen, von wo aus weitere Abzweigungen zu den vom Anfange des 2. Jahrtausends an auftretenden Aramäern, Kanaanäern und Arabern geworden sind. Nach Peiser folgten der ältesten Schicht Semiten nördlich vom Persischen Busen von 2000—600 v. Chr. zwei, vielleicht drei weitere Einwanderungen semitischer Nomaden. Dass allmählich auch diese Stämme in Babylonien sesshaft wurden und die vierte (Sumerier die 1., Semiten die 2., Kassiten die 3.) Schicht der Bewohner lieferten, geht aus den geschichtlichen Notizen sowie einzelnen der assyrischen Kontrakte hervor. H. Winckler hält nur für sicher, dass innerhalb Mesopotamiens der babylonisch-assyrische Zweig der Semiten von Norden nach Süden vorgerückt ist.

Die einwandernden Semiten waren noch Nomaden. Wie später die Chaldäer, mögen sie sich allmählich des Grundbesitzes und der Herrschaft bemächtigt, die sumerische Kultur angenommen haben. Wahrscheinlich war Sippar-Agane der älteste Mittelpunkt des Nordens. Babylon ist zu seiner Machtstellung erst verhältnismässig spät gelangt; denn Marduk, der Hauptgott Babylons, ist jünger als die übrigen Götter Altbabyloniens. In späterer Zeit wurde dieser Gott mit Bel identifiziert und ebenso genannt. Es scheint Hammurabi gewesen zu sein, der die Anerkennung seines Gottes als obersten Schutzherrn seitens der abhängigen Städte und dadurch Babylons Emporkommen auch nach der religiösen Seite begründete, sodass es die erste Stadt des Orients geworden und bis in die Seleucidenzeit hinein geblieben ist. Die Zeit seiner Regierung und der seiner Nachfolger der 1. und 2. Dynastie (bis 1730 v. Chr.) ist die Blütezeit Altbabyloniens. Das gesamte Mesopotamien, soweit es vom Euphrat umflossen wird, also bis Syrien hin, gehörte zum babylonischen Kulturbereiche und wohl auch zeitweilig unter babylonische Herrschaft; selbst Medien war in dieser Zeit Babylonien unterthan.

Die Geschichte des mittleren Reiches von Babylon umfasst die Zeit von 1730—1030 v. Chr. Zwei Thatsachen geben diesem Abschnitte das Gepräge: die Eroberung Babyloniens durch die Kassiten und, wohl als Folge davon, das Emporkommen Assyriens. Durch das erste Ereignis erhielten die Babylonier noch mehr den Charakter eines Mischvolkes, sie verloren ihre leitende Stellung im Bereiche der mesopotamischen Kultur, mussten mit Assyrien um dieselbe kämpfen und sie schliesslich diesem abtreten.

Wahrscheinlich hat der Kassite Agum-kak-rime in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts Babylonien erobert. Seine Herrschaft erstreckte sich über sein Stammland Kaschschu, ferner Babylonien

(wahrscheinlich mit Ausnahme Nord-Mesopotamiens), Umliasch, die Grenzlandschaft zwischen Babylonien und Elam, Padan und Halvan (j. Holwan) im medischen Grenzgebirge von dem bis an den Kleinen Zab reichenden Gebiete der Guti. Seit Hammurabis Zeit hatten die nichtsemitischen Völkerschaften des vorarischen Mediens und Elams Einfälle in das mesopotamische Kulturland ausgeführt. Agum-kakrimes uncivilisierten kriegerischen Horden erlag die Kraft der Semiten Babyloniens; nur liess sich das zähere semitische Volkselement nicht so leicht verdrängen oder aufsaugen wie das sumerische, sodass der Bevölkerung Babyloniens ein vorwiegend semitischer Charakter gewahrt blieb.

Die Kassiten (Kaschschu in den Inschriften) können desselben Stammes sein wie die vorarischen Medier und Elamiter, daher mit den Kissiern identisch, welche um Susa wohnten und vielleicht nur ein Stamm der Elamiter waren, die östlich vom unteren Tigris, südlich von Medien, nördlich und noch östlich vom Persischen Busen, im Gebiete der Flüsse Choaspes und Euläus (j. Kercha) ihre Sitze hatten. Nicht sicher ist auch die Zusammenstellung der Kassiten mit den Kossäern der klassischen Schriftsteller, jenem östlich vom Tigris bis in die unwegsamen Gebiete des Zagros' hausenden wilden kriegerischen und räuberischen Gebirgsvolke.

Die kassitischen Könige passten sich bald den babylonischen Rechtsanschauungen an, regierten als Könige von Bels Gnaden; die mitgebrachten Kassiten babylonisierten sich sehr bald; das Stammland riss sich los und ging wieder seine eigenen Wege. Babylon fing an, die Stadt der „Sprachverwirrung“ zu werden, als welche sie nach dem Zuströmen weiterer Völkerelemente den Hebräern und Griechen erschien.

Im äussersten Süden Babyloniens, an der Meeresküste, hatten sich Teile von Babylonien losgerissen, selbständig gemacht und bildeten zur Zeit der kassitischen Eroberung das Reich Karduniasch. Geographisch deckt es sich mit dem von den Assyrern später oft genannten „Meerlande“, d. h. dem Lande am Persischen Meere und mit dem Kaldi-Lande im weiteren Sinne, d. h. dem von den Chaldäern besetzten Teile Südbabyloniens.

Die Kaldi oder Chaldäer sind unzweifelhaft Semiten. Da sie von Süden her in Babylonien eindrangen und aus Elam nicht gekommen sein können, so bleibt nur der östliche Teil Arabiens als ihre frühere Heimat übrig. Vom Meere her drangen sie allmählich in Babylonien vor, setzten sich zuerst im Süden fest, wo sie eine Anzahl „Königreiche“, richtiger Volksgemeinschaften, gründeten, verbreiteten sich

aber später bis Nordbabylonien. Als Nomaden und Ackerbauer, welche das Leben der Städter verachteten, besetzten sie nur das offene Land, liessen die frühere Bevölkerung im Besitze der alten Städte von Sumer und Akkad, sodass dieselbe auf die Könige von Babylon als ihre natürlichen Schützer angewiesen war. Dieser Schutz war häufig nötig. Denn einerseits muss die Bevölkerung im Vergleiche zu den Zeiten des Reiches von Sumer und Akkad und des alten Reiches von Babylon an Menge und Kraft viel verloren haben; anderseits waren die Kaldi nicht geneigt und jedenfalls auch nicht fähig, ihr verwahrlostes Gebiet zu kultivieren. Für ein richtiges Nomadenleben bot Babylonien jedoch nicht Raum; daher waren sie stets auf Raub und Ueberfall bedacht. Einen beständigen Reiz übten auf sie die bebauten Ländereien der einzelnen Stadtbezirke, zwischen denen sie als Grundherren sassen. Das Kennzeichen der inneren Entwickelung namentlich Südbabyloniens in dieser Zeit bildet ein beständiger Wechsel im Besitze des Landes. Waren die Chaldäer im Uebergewichte oder sass gar ein chaldäischer König auf dem Throne Babylons, so verloren die Babylonier ihre Besitzungen an sie; gelangte ein assyrischer oder gar ein einheimischer König auf den Thron, so fand die „Restauration“ statt. Solche Besitzwechsel erfolgten z. B. durch den Kaldi Ukîn-zîr (732—30) und Tiglat-Pileser III., den Kaldi Merodach-Baladan und Sanherib, den Kaldi-Stamm Bit-Dakurri und Assarhaddon.

Im ganzen waren die Chaldäer erfolgreich; sie breiteten sich im Laufe der Zeit bis nördlich von Babylon aus. Aber nicht als eine grosse Völkermasse sind sie vorgedrungen, sondern durch vereinzelte Angriffe eines in kleine Staatswesen, Stammfürstentümer, zersplitterten Volkes. Daraus erklärt sich auch das allmähliche Vorrücken mit zeitweisem Zurückweichen. Selbst die chaldäischen Könige, welche sich des Thrones von Babylon bemächtigten, waren Fürsten verschiedener Stämme. Das Stammreich Nabopolassars ist noch nicht bekannt. Die Kleinstaaterei musste ehrgeizige einheimische Fürsten fortwährend reizen, die Bruderstaaten zu unterwerfen; das Ziel chaldäischen Ehrgeizes bildete aber immer die Königswürde von Babylon, durch deren Erlangung leicht die Ausdehnung der Oberhoheit auf die übrigen Kaldistaaten gelang. Die babylonischen Städte waren völlig hilflos geworden; jahrhundertelang schützte Assyrien die babylonisch-mesopotamische Kultur vor den beutegierigen uncivilisierten Völkern. Der Kampf gestaltete sich für die Assyrer im 8. und 7. Jahrhundert immer schwieriger, da die Könige von Elam stets die Unabhängigkeitsbestrebungen und Herrschaftsgelüste der Chaldäer unterstützten. Nach Assurbanipals Tode schwang sich Nabopolassar (626 v. Chr.) auf den

Thron von Babylon und erreichte damit das so oft ersehnte Ziel der Chaldäer, die Herrschaft über Babylon, damit zugleich aber das Erbe Assyriens, die Herrschaft über Vorderasien; er wurde der Stifter des Neubabylonischen Reiches. — Die Chaldäer fanden sich als Semiten schnell in die babylonischen Verhältnisse. Waren die Bürger Babyloniens nach Rasse und Rechtsbegriffen sonach auch sehr verschieden, so verschmolzen sie doch sehr bald unter dem Einflusse der hohen Kultur.

123. Die Assyrer. Ganz anders wie zu den Kassiten und Chaldäern war das Verhältnis der Babylonier zu den Assyrern. Die semitischen Babylonier und Assyrer waren ein Volk, die Assyrer der reinere Typus. Als semitisch-babylonische Kolonie erscheint Assyrien von etwa 1900 v. Chr. an. Die ältesten assyrischen Herrscher nennen sich noch nicht Könige, sondern Patesis von Assur; als Könige erscheinen sie ungefähr 1500 v. Chr. in Beziehungen zu den kassitischen Königen Babylons. Das Gefühl geschichtlicher Zusammengehörigkeit hat sich bei Babyloniern und Assyrern zu allen Zeiten geltend gemacht. Noch zu den Zeiten der Grossmachtstellung Assyriens unter den Sargoniden übte Babylon einen ähnlichen Einfluss auf Assyrien aus wie Rom im Mittelalter auf das Abendland.

Jahrhundertelang ist Assyrien ein recht eng begrenzter Staat gewesen. Das Dreieck zwischen dem Kleinen Zab, dem Tigris und dem Gebirge im Norden bildete das Stammland. Erst spät ist dasselbe durch neue, oft verlorene und wieder eroberte Gebiete namentlich nach Westen hin vergrössert worden. Der Inhalt der Geschichte Assyriens wie so vieler orientalischen Reiche ist ein fortwährendes Erobern und Verlieren der Länder, je nachdem ein ehrgeiziger oder schwacher Fürst den Thron einnahm. Erst seit Salmanassar II. (860 bis 25) ist der Euphrat im Westen und Südwesten dauernd die Grenze geworden, und erst seit Tiglat-Pileser III. (745—27) ist Assyrien unbestritten die herrschende Macht Vorderasiens gewesen. Der letztere König ist als Begründer der assyrischen Weltmacht anzusehen. Er und sein grosser Nachfolger Sargon (722—705) unterwarfen den Westen und Norden und liessen Medien und Kleinasien bis Kappadocien ihre Macht fühlen. Von den Sargoniden gelang es Assarhaddon (681 bis 668), durch die Eroberung Aegyptens dem Reiche die grösste Ausdehnung zu geben. Aber bereits unter Assurbanipal (668—26) und seinen beiden Nachfolgern verfiel das Reich rasch; alle Gebiete, welche Kraft zur Selbständigkeit in sich fühlten, rissen sich los und wurden schliesslich zwischen Medien und dem durch die neue chaldäische Dynastie eroberungslustig gewordenen Neubabylonischen Reiche ver-

teilt. Das letztere trat Assyriens Erbe im Westen an, um es nach weniger als einem Jahrhundert an die Perser zu verlieren.

In Assyrien erstand Babylonien ein gefährlicherer Gegner als die Staaten der östlichen Gebirgsländer. Auf dem Boden der babylonischen Civilisation selbst stehend, emporgewachsen aus den gleichen mesopotamischen Verhältnissen, lief Assyrien nicht Gefahr wie jene, durch eine Eroberung Babyloniens seine eigene Nationalität zu verlieren. Die Schwäche Babyloniens bildete einen steten Anreiz für die Assyrer, ihre Politik, die Herrschaft über Babylonien und das ganze Gebiet seiner überlegenen Kultur, also Vorderasien, zu befolgen. Es erwies sich jedoch für Assyrien rätlich, dem Könige von Babylon mit Beschränkung auf sein engeres Gebiet die Selbständigkeit zu belassen. Denn die Krone von Babylon selbst anzunehmen, brachte die Gefahr, das Stammland, auf das sich die Assyrerkönige stets stützten, in den Schatten zu stellen, zu Gunsten Babylons zu vernachlässigen. Umgekehrt Babylon zu einer Provinzialstadt herabzudrücken, ist den assyrischen Königen nie gelungen. Die Einwohner Babylons waren gewohnt, ihre Stadt als eine Art Mittelpunkt der Welt anzusehen; sie konnten sich nicht in den Gedanken finden, dass irdische Herrlichkeit nicht ewig dauert. Den kräftigsten Rückhalt gewährte solchen Ansprüchen der mächtige Einfluss der Priesterschaft, die um ihres Besitzes, ihrer Einkünfte willen auf die Erhaltung Babylons als religiöser und politischer Hauptstadt angewiesen war. Das Bestehen auf dem Brauche, dass die Königswürde von Babylon alljährlich in der Hauptstadt neu verliehen werden müsste, gewährte der Priesterschaft einen um so höheren Einfluss, als sie durch ausschliessliche Kenntnis der Schreibkunst, Litteratur und Wissenschaft einen geschlossenen Stand bildete und als Gelehrte, d. h. Priester und Staatsbeamte, nicht nur den Kultus, sondern auch die Staatsverwaltung wie in Aegypten in den Händen hatte. Der Verpflichtung, zu jedem Neujahrsfeste dem Gotte Bel in Babylon zu opfern, zu entgehen, liessen die assyrischen Könige den „König von Babylon“ unter ihrem Schutze weiter regieren. Diese Zweiteilung der Macht wurde die Ursache der langen Kämpfe zwischen Assyrien und Babylonien, die erst dadurch ein Ende fanden, dass die Assyrerkönige sich zur Annahme der babylonischen Königswürde entschlossen (Tiglat-Pileser III., Sargon, Assarhaddon). Ein einziger hat einen anderen Weg betreten, Sanherib. Er versuchte, Ninive nicht nur in politischer, sondern auch in kultureller Beziehung zum Mittelpunkte seines gesamten Reiches zu machen. Bereits nach zwei Jahren brach ein Aufstand in Babylon aus. Ein Jahrzehnt schwerer Kriege zwischen Sanherib, den Chaldäern und Elamitern folgte. Als

die Einwohner Babylons von Sanheribs Massregeln selbst den wirtschaftlichen Ruin ihrer Stadt erwarten mussten, erkauften sie ein Bündnis der Chaldäer mit Opferung der Schätze des Marduktempels E-sagila. Es gelang Sanherib (689), Babylon zu erobern; er behandelte es als Rebellenstadt, liess die Einwohner niedermetzeln, die Stadt verbrennen, dem Erdboden gleich machen. Im Jahre 682 wurde Sanherib in einem Tempel ermordet. Sein Sohn und Nachfolger Assarhaddon beeilte sich, Babylon und seine Kulte wieder herzustellen. Darin liegt der Beweis für die nicht hoch genug zu veranschlagende Bedeutung Babylons für Vorderasien. Babylon war wirtschaftlich und kulturell der Mittelpunkt Babyloniens; seine dauernde Vernichtung würde gleichbedeutend gewesen sein mit der empfindlichsten Schädigung des ertragfähigsten Teiles des Reiches, mit dessen Auslieferung an die Chaldäer.

124. Städte und Gebiet der Assyrer. Die assyrischen Städte sind an Bedeutung nicht entfernt mit den babylonischen zu vergleichen. Sie verdanken ihre Blüte dem Emporkommen des Assyrischen Reiches, teilweise sogar der Liebhaberei einzelner Könige.

Die Stadt Assur, am westlichen Ufer des Tigris' gelegen, an der Stelle des heutigen Kal'ah Scherghat, war die älteste Hauptstadt, der Ausgangspunkt des Staates und Volkes der Assyrer. Als Salmanassar I. (um 1300) die Herrschaft über Nordmesopotamien bis an den Euphrat oder wenigstens bis an den Balich ausdehnte, das Reich der Kischschati mit dem wahrscheinlichen Mittelpunkte Harran erwarb, da schuf er an Stelle des zu excentrisch gelegenen Assur die neue Residenz Kalach in der Nähe der Mündung des Grossen Zabs in den Tigris. Assurnasirpal errichtete sich daselbst den prächtigen „Nordwestpalast“, sodass es sich bis unter Sargon als Residenz erhielt. Assarhaddon, der gewöhnlich in Ninive residierte, liess doch den grossen, niemals vollendeten „Südwestpalast“ bauen, einen Kanal vom Grossen Zab zur Stadt anlegen, Lust- und Tiergärten zur öffentlichen Benutzung einrichten.

Zur Zeit des Niederganges des Reiches nach Tiglat-Pileser I. verlegte dessen Sohn die Residenz nach Ninive (Ninua). Diese Stadt lag oberhalb Kalach, ebenfalls am linken Ufer des Tigris', gegenüber dem heutigen Mosul, bezeichnet durch die beiden Ruinenhügel Kujundschik und Nebi-Yunus. Eine der ältesten und bedeutendsten Städte Assyriens, stand es in hohem Ansehen als Sitz des Kultus der „Ischtar von Ninua“. Seinen Ruhm als Hauptstadt Assyriens verlieh ihm aber erst Sanherib, der es wiederum zur Residenz erhob und durch grossartige Bauten verschönerte. Er verfolgte den Plan, es an Stelle

Babylons zur ersten Stadt Vorderasiens zu erheben. Nicht bloss, dass er in Nord-Ninive (Kujundschik) das grösste assyrische Bauwerk, den „Südwestpalast", dazu den „Nordpalast", ferner in Süd-Ninive (Nebi-Yunus) einen anderen Palast errichtete, er baute ein völlig neues Ninive zur würdigen Vertretung der Macht und Herrlichkeit des Assyrischen Reiches. Die Strassen wurden breit und prächtig angelegt, die Baufluchtlinien festgestellt, die Bewohner im Falle von Neu- und Umbauten bei Todesstrafe zur Einhaltung derselben verpflichtet, vom oberen Chusur eine Wasserleitung hergeführt und durch ein umfängliches Netz die Stadt und ihre Vororte mit Wasser versorgt. Zur Sicherheit erhielt die Stadt mächtige Befestigungsanlagen. Eine gewaltige, nahezu zwei Meilen lange Mauer umschloss das langgestreckte Rechteck von Ninive; die Dicke dieser Mauer betrug 50 Fuss; der untere Teil bis zur Höhe von 50 Fuss war aus behauenen Sandsteinblöcken aufgeführt; darauf erhob sich nach Xenophon noch eine 100 Fuss hohe Mauer von Ziegelsteinen. Die Ostseite deckte eine Reihe vorliegender Wälle und Gräben, die Westseite des Tigris. — Despotische Herrscherlaunen konnten wohl Hunderttausende von Menschen nach Ninive verschleppen, aber nicht die Lebensbedingungen und Bedürfnisse ganzer Länder ändern. Ninive hatte sich weder aus den natürlichen Bedürfnissen heraus entwickelt, noch war es Sitz einer eigenartigen Kultur. Daher verschwand es mit dem Sturze des Assyrerreiches für immer vom Erdboden, während das zerstörte Babylon schon Sanheribs Sohn wieder aufbauen musste.

Dur-Scharrukin (j. Khorsabad), die nach ihrem Erbauer benannte „Sargonsburg", die vierte Residenz, lag 15 km nordöstlich von Ninive.

Eine bedeutendere Stadt war Arbela (j. Erbîl), im Herzen Assyriens zwischen den beiden Zab gelegen, ein Knotenpunkt der Handelsstrassen nach Nordmesopotamien, Armenien und Medien. Diesem Umstande mag sie verdanken, dass sie den Untergang des Reiches überlebte.

Die wichtigste Stadt Nordmesopotamiens, des anderen gleichberechtigten Bestandteils des Assyrischen Reiches, war Harran, am linken Ufer des Balichs gelegen. Es war der Sitz des Mondgottes Sin, dessen Kultus sich von da aus über ganz Babylonien verbreitete; es war auch die bedeutendste Vermittlerin des Verkehrs zwischen Babylonien, Assyrien und Syrien. Eine zweite wichtige Stadt desselben Gebietes war Naçibina, später Nisibis, der Mittelpunkt einer assyrischen Provinz.

Längst ehe Nordmesopotamien dauernd mit dem altassyrischen Gebiete vereinigt worden war, drangen assyrische Eroberer mit ihren Heeren weit über diese Gebiete hinaus. Allein diese Züge waren doch

eine bloss vorübergehende Besitznahme, die im günstigsten Falle zu einer zeitweiligen Tributleistung führte. Des ersten grossen Eroberers, Tiglat-Pilesers I. (um 1100 v. Chr.), Reich umfasste das ganze Gebiet des Euphrats und Tigris' bis Babylonien, die Gebirgslandschaften Westarmeniens und des östlichen Kleinasiens bis zum Pontus, Nordsyrien bis zum Libanon und der phönizischen Küste. Dauernden Bestand hatte das Reich nicht. Es war einer der wichtigsten Schritte Assurnasirpals (885—60), das ganze Mesopotamien dem Staate einzuverleiben. Salmanassar II. (860—25) hat dann die Zahl der tributpflichtigen Staaten beträchtlich vermehrt und zum ersten Male den assyrischen Machtbereich annähernd so weit ausgedehnt, wie man ihn ungefähr fasst, wenn man von dem Assyrischen Reiche spricht. Nach Südosten bildete das nie bezwungene Elam (Anzan, babylonisch Anschan) die Grenze; Babylonien war Schutzstaat; nach Osten hat Salmanassar das westliche Medien, nach Norden Armenien durchzogen, Syrien bis Damaskus und Israel unterworfen.

Mit Tiglat-Pileser III. (Pulu der Babylonier, Phul der Bibel, 745—27) beginnt das Neuassyrische Weltreich, das alle semitischen Kulturländer vom Persischen Busen bis Nordarabien und der Ostküste des Mittelmeeres, dazu die Ränder des kleinasiatisch-armenischen und des nordiranischen (medischen) Hochlandes umfasste. Tiglat-Pileser III. hat dieses Reich gegründet, Sargon (722—05) ihm die mächtigste und sicherste Stellung gegeben, es auf den Gipfel der Macht gebracht. Assarhaddon (681—68) brachte Aegypten zum Reiche. Mächtiger wie je zuvor stand um 660 v. Chr. das Assyrerreich da. In Babylon gebot ein Bruder des Königs; in Aegypten war die Schar der kleinen Fürsten tributpflichtig; Syrien, Mesopotamien, die Grenzgebiete Kleinasiens, Armeniens, die östlichen Gebirgslande bis an die Wüste von Iran waren unmittelbar einverleibt.

Wenige Jahrzehnte später war der stolze Bau vom Erdboden verschwunden. Den ersten Anstoss und die entscheidenden Schläge versetzten ihm die Einfälle der Cimmerier. Eine der gewaltigsten Katastrophen der Geschichte vollzog sich. Nicht nur ein Reich ging zu Grunde, das noch vor kurzem Vorderasien beherrscht hatte, auch das ganze Volk, welches jahrhundertelang der Schrecken und die Geissel der Völker gewesen war, wurde vernichtet. Alle vier Residenzen: Ninive, Dur-Scharrukin, Kalach und Assur gingen in Flammen auf und wurden dem Erdboden gleich gemacht, um nie wieder bewohnt zu werden (606? v. Chr.).

125. Assyrien ein Militärstaat. In der assyrischen Geschichte wiederholen sich in ermüdender Folge Feldzüge und Erobe-

rungen, deren eingehendes Studium verleidet wird durch die Berichte der unmenschlichen Grausamkeit der Sieger. Kriegführen und Bauen waren nach assyrischen Begriffen die Verrichtungen eines grossen Königs. — Die Lage des Landes zwischen Babylonien und Nordmesopotamien veranlasste die assyrischen Könige früh eine leicht bewegliche Militärmacht auszubilden. Ursprünglich bestand sie aus Landeskindern; im Laufe der Zeit wurde sie zu einer Soldtruppe, die sich aus Reisläufern ganz Vorderasiens rekrutierte. Während in Babylonien und Aegypten das Königtum auf das Priestertum sich stützte, war Assyrien ein Militärstaat. In der Regel wurden die Feldzüge nur mit dem stehenden Heere geführt; handelte es sich um die Niederwerfung mächtiger Staaten, so wurde „das Land" aufgeboten, wie z. B. Salmanassar II. zu seinem dritten Feldzuge gegen Mittel-Syrien (846) that. Dieses Heer zählte 120000 Mann. Es muss demnach eine Art allgemeiner Wehrpflicht bestanden haben. Um nicht die kostspielige Einrichtung des stehenden Heeres aus den eigenen aufgehäuften Schätzen bestreiten zu müssen und um das Heer zu beschäftigen, führten die Könige stets Kriege. Der Krieg musste das Heer ernähren, hauptsächlich durch Plündern. Konnte es nicht in irgend eine aufsässige Provinz geschickt werden, hielten auch die Nachbarvölker Frieden und zahlten ihren Tribut, so sah sich der König gezwungen, in entlegenere Länder Eroberungs-, richtiger Beutezüge ausführen zu lassen. Das reiche Syrien und Phönizien lockte hierzu am meisten. Salmanassar II. zog bis in sein 27. Regierungsjahr jedes Jahr an der Spitze seines Heeres aus. Vielleicht ist Assarhaddon der einzige assyrische König, der seine Lebensaufgabe darin erkannte, das Reich innerlich zu festigen, die Lebensinteressen der Bevölkerung zu pflegen. Die Kriegsleiden wurden vermehrt durch die Stellung und die Befugnisse der Provinzialstatthalter. Sie standen ziemlich unumschränkt da, fast wie tributpflichtige Könige, hatten auch ihr eigenes Heer aus den Einkünften ihrer Provinz zu unterhalten.

Die Art der Kriegführung erreichte meist das Ziel, war aber äusserst brutal. Waren die Gegner in blutigem Kampfe besiegt, ihre Städte ausgeplündert und zerstört, die Führer der Feinde niedergemacht oder, wenn sie „Rebellen" waren, unter Martern hingerichtet, so wurden der Adel, die Besitzenden und Gebildeten der Bevölkerung fortgeführt, in möglichst entfernten Gebieten angesiedelt und fremde Bewohner, namentlich Assyrer, an ihre Stelle gesetzt. Schon in den Berichten Tiglat-Pilesers I. tritt nicht bloss die Freude an Kampf und Sieg, sondern auch die Neigung zu schonungsloser Vernichtung hervor, die später in die brutalste Grausamkeit ausgeartet ist. Auch

gegen Frauen, Jungfrauen und Kinder gewütet zu haben, rühmt sich Assurnasirpal in einigen sehr schweren Fällen des Abfalls assyrischer Kolonisten. Bei Assurbanipal findet sich nicht bloss die Freude an barbarischen Exekutionen wie Augenausstechen und „Schinden“, sondern das eigentümliche Raffinement, welches verweichlichte Despoten charakterisiert. So liess er in späteren Jahren einmal vier gefangene Könige an seinen Wagen spannen und von ihnen sich in den Tempel ziehen.

Den immer neuen Aufständen der Provinzen suchten besonders Tiglat-Pileser III. und Sargon durch Massenwegführung, namentlich des besseren Teiles der Bevölkerung in entfernte Provinzen oder ins Innere des Reiches und durch Neubesiedelung meist mit Leuten der alten Landesteile entgegenzuarbeiten. Dieses Verfahren hat sich am besten bewährt. Das bekannteste Beispiel ist die Wegführung des Volkes Israel nach dem Falle Samarias im Jahre 722. Ueber 27000 Einwohner wurden nach verschiedenen Städten von Mesopotamien bis Medien weggeschleppt; das Volk Israel verschwand aus der Geschichte. An ihrer Stelle wurden Babylonier aus Babel, Kutha, Sippar, Syrer aus Hamât, bald nachher auch mehrere Araberstämme angesiedelt. Ebenso wurde die unterworfene Bevölkerung Armeniens und Mediens in Masse nach Syrien geschleppt, besonders nach Hamât und Damaskus, in Karkemisch Assyrer angesiedelt. Grosse Scharen von Unterthanen wurden in Assyrien selbst, besonders in den Hauptstädten des Landes angesiedelt.

126. Geschichtliche Bedeutung der Assyrer. Das ganze Volk betrachtete Krieg und Eroberung als seinen eigentlichen Lebensberuf; je mehr Erfolge es errang, desto mehr mussten alle anderen Seiten des Lebens dagegen zurücktreten. Tiglat-Pileser III. und Sargon erkannten die Schwierigkeiten der Beherrschung der tributpflichtigen Völker in deren lebendigem Nationalgefühle, das sie immer wieder zu Versuchen trieb, ihre Selbständigkeit gegenüber den lediglich aussaugenden Assyrern zurückzugewinnen. Um diese Quelle zu verstopfen, versuchten die beiden Herrscher durch zahlreiche Verpflanzungen ganzer Völker eine Verschmelzung der unter ihrer Herrschaft vereinigten Nationen herbeizuführen. Haben das auch ihre Nachfolger nicht in gleichem Masse fortgesetzt, so haben doch die zwei Jahrhunderte assyrischer Kriegszüge den politischen und nationalen Untergang zahlreicher Völker bewirkt, den Grund gelegt zu der grossen Nivellierung aller Nationalitäten in Vorderasien. Aus der Mischung der Reste der alten Bewohner mit den neu zugeführten Elementen ging ein Conglomerat hervor ohne nationales Leben, ohne ruhmreiche

Vergangenheit, gewohnt Fremden zu gehorchen. Die Assyrer haben die Früchte dieser Nivellierung nicht geerntet, wohl aber ihre Erben, die Perser. Das erste „Weltreich“, das persische, ist nur infolge der assyrischen Eroberungen möglich geworden.

127. Die Meder. Von den skolotischen Scythen aus ihrer Heimat am cimmerischen Bosporus verdrängt, brachen etwa zu Anfange des 7. Jahrhunderts die Cimmerier, vielleicht auf dem Wege über die Donau in Kleinasien ein, von Weibern und Kindern begleitet. Weithin wurden die Länder von ihnen überrannt. Das Phrygische Reich erlag ihrem Ansturme. Im Jahre 657 erfolgte der grosse Cimmerierzug gegen Lydien; das ganze Reich wurde überschwemmt. Dann ging der „Raubzug“ gegen die jonische Küste; der Artemistempel bei Ephesus, die heiligste Stätte Kleinasiens, ging in Flammen auf; Magnesia am Mäander wurde zerstört, die Gebiete der übrigen Griechenstädte verwüstet. Später gelang es Alyattes von Lydien, die Reste der Cimmerier aus Kleinasien zu vertreiben.

In einem wenn auch nicht klaren Zusammenhange mit dem Heranwälzen der Völkerwoge der Cimmerier erfolgten die Scytheneinfälle, in ihren Wirkungen auf das Assyrische Reich den Zügen der Hunnen und Mongolen ähnlich. Vielleicht auf den Wegen der Cimmerier, vielleicht vom Kaspischen Meere her über Medien und Armenien drang der scythische Völkersturm verheerend durch den ganzen Bereich der assyrischen Macht bis an die Grenzen Aegyptens. Assyrien hat sich von dieser Erschütterung nicht wieder erholt; das Schlussergebnis der gewaltigen Völkerbewegung ist die Gründung des Medischen Reiches.

Die Meder, welche Assyrien zu Fall brachten, waren ein indogermanisches Volk und zwar Iranier, die nächsten Verwandten der Perser. Mit den letzteren haben sie West-Iran besetzt, die gebirgigen Ränder westlich der grossen Wüste, während die Kossäer und Elamiten den Südwestrand inne hatten. Schon Salmanassar II. hat die Meder bekriegt. Seit Tiglat-Pileser III. zahlten die einzelnen Häuptlinge Assyrien Tribut, aber im übrigen führte das Volk in den einzelnen Dörfern und Genossenschaften ein ziemlich unabhängiges Dasein. Die Priester, die Träger und Apostel der Lehre des Zarathuschtra, bildeten unter dem Namen Magier einen eigenen Stand, der den übrigen Stämmen als letzter beigeordnet war. Nach der Einigung der Stämme unter einem Könige hat Cyaxares seine Truppen militärisch organisiert. Die Hauptstadt des Reiches, Ekbatana (j. Hamadan), war unbefestigt, aber die Burg von einem siebenfachen Mauerringe umschlossen. Da die Griechen bestimmt überliefern, dass die Staatseinrichtungen, die

Religion und Kultur der Perser den Medern entlehnt seien, so wird die Annahme und Umgestaltung der assyrisch-babylonischen Kultur, welche im Persischen Reiche bemerkbar ist, bereits von den Medern vollzogen sein.

Der zweite historische König Mediens, Cyaxares (624—585), einigte Medien völlig, verband sich mit Nabopolassar von Babylon zum entscheidenden Schlage gegen Assyrien, der um 606 v. Chr. erfolgte, und erntete als Anteil an der Beute alles Land östlich und nördlich vom Tigris. Nach dem Vertrage mit Alyattes von Lydien (585 v. Chr.) bildete im Westen der Halys die Grenze; Kappadocien, Armenien, das eigentliche Assyrien mit Teilen Nordmesopotamiens waren medische Provinzen; Persien erkannte die Oberhoheit Mediens an; endlich war der ganze Osten Irans mit Baktrien den Medern unterthan. Merkwürdig schnell fand das mächtige Reich ein Ende. Im Jahre 553 erhob sich der persische König Cyrus gegen seinen Lehnsherrn, den Mederkönig Astyages (584—550), der im Jahre 550 durch den Verrat seines Heeres in Cyrus' Hände fiel. Ekbatana wurde von den Persern besetzt und ausgeplündert, das Medische Reich die Siegesbeute Cyrus', der wie sein jugendfrisches Volk nach weiteren Erfolgen lechzte.

128. Das Neubabylonische Reich. Unter der Regierung Nabopolassars (626—605) und noch mehr Nebukadnezars (605—562) feierte das gesamte Babylonien seine Auferstehung nach zum Teil tausendjährigem Ruinenschlafe. Nabopolassar war ein Chaldäerfürst. Durch den mit Medien vereint ausgeführten Angriff auf Assyrien erreichte er das von so vielen Chaldäerfürsten erstrebte Ziel: eine chaldäische Dynastie regierte unumstritten in Babylon, und Vorderasien, soweit es babylonische Kultur angenommen hatte, bildete ein chaldäisch-babylonisches Reich. Dieses erhielt zugleich den Löwenanteil der assyrischen Beute: Mesopotamien, Syrien und das nordarabische Gebiet, also den Hauptteil der semitischen Kulturländer.

Freilich war dieser Besitz von Anfang an durch Medien bedroht. Zwischen beiden Mächten musste der Kampf um die Herrschaft über Vorderasien entbrennen und ausgefochten werden, da das Neubabylonische Reich unter chaldäischer Führung die alte semitische Kultur Mesopotamiens und Babyloniens gegenüber dem ganz anders gearteten indogermanischen Elemente zu verteidigen hatte. Ganz und gar nicht im Verhältnisse zur Grösse dieser Aufgabe standen die Mittel, noch weniger die inneren Zustände des Babylonischen Reiches. Die seit Tiglat-Pileser III. ein Jahrhundert lang erbittert geführten, für Babylonien unheilvoll endenden Kriege hatten nicht nur das Land immer von neuem verwüstet, sondern auch die Blüte des Volkes, ja einen

grossen Teil desselben vernichtet. Daraus erklärt sich auch zum Teil der Mangel wirklich schöpferischer Kraft im Neubabylonischen Reiche. Man suchte unter der chaldäischen Herrschaft lediglich ältere Einrichtungen blind nachzuahmen. Als Vorbild galt die Zeit der ersten babylonischen Dynastie, welche geradezu als das goldene Zeitalter babylonischer Herrlichkeit erschienen sein muss. Im Hinblick auf diese inneren Zustände erscheint das Werk der Wiederherstellung bewundernswert.

Nebukadnezar war ein tüchtiger Heerführer, aber nichts weniger als ein Eroberer. Die syrischen Lande konnte er freilich nicht missen; sie waren für den Handel und die Staatseinnahmen ebenso unentbehrlich wie für die Machtstellung des Reiches. Der Sieg bei Karkemisch (spätestens 605) über Necho von Aegypten nötigte diesen, seine Pläne auf Syrien aufzugeben. Nach der Eroberung Jerusalems im Juli 586 wurde das Reich Juda eine babylonische Provinz. Ein Zug gegen Amasis von Aegypten (568) nötigte auch diesen, auf Syrien zu verzichten. Aber Nebukadnezar sah es offenbar als eine weit grössere und edlere Aufgabe an, die tiefen Wunden zu heilen, welche die jahrhundertelangen Kämpfe seiner Heimat geschlagen hatten. Die verfallenen Wasserbauten wiederherzustellen, die Ent- und Bewässerung günstig zu gestalten und dadurch den Wohlstand des Landes neu zu begründen, hat ihm am meisten am Herzen gelegen. Schon früher ist der Kanal- und Deichbauten, der Flussregulierungen, der Anlage der grossen Verbindungskanäle vom Euphrat zum Tigris, des Beckens von Sippar, der Euphratkrümmungen bei Arderikka gedacht worden. Gewiss nie ist in Babylonien die Aufgabe der Ent- und Bewässerung nach gleich grossartigen Plänen und mit so weitgehender Berücksichtigung der Sicherheit des Landes, der Förderung des Verkehrs gelöst worden. Das Land verteidigungsfähig zu machen, wurde die sogenannte Medische Mauer erbaut, in einer Breite von 20 Fuss und einer Höhe von 100 Fuss, oberhalb des nördlichsten der Verbindungskanäle vom Euphrat zum Tigris ebenfalls vom Strome zum Strome. Die Ströme selbst mit ihren Dämmen wurden der Verteidigung dienstbar gemacht. Besonders umfassend befestigte Nebukadnezar Babylon. Wie die Hauptstadt, stellte er auch die anderen babylonischen Städte wieder her, vor allem ihre Tempel, so in Ur, Uruk, Larsa, Borsippa, Sippar, Nippur. „Fröhliche Chorgesänge erschollen unter Nebukadnezars langer und gesegneter Regierung wieder wie in grauer Vorzeit Tagen durchs ganze Land.“

Sein Nachfolger Nabuna'id (556—39) hielt sich geflissentlich der Hauptstadt fern, führte eine Art Einsiedlerleben, überliess die Regie-

rungsgeschäfte seinem Sohne, dem biblischen Belsazar. Auch die immer drohender sich erhebende Macht des Königs Cyrus vermochte nicht, ihn aufzurütteln. Und so gelang es diesem Eroberer anscheinend leicht, Babylonien zu besetzen und sich schliesslich der Hauptstadt zu bemächtigen (539). Das Babylonische Reich bis an das Mittelmeer fiel unter die Herrschaft der Perser.

129. Die Stadt Babylon. Das Neubabylonische Reich ging unter, wie vor mehr als tausend Jahren das Altbabylonische in die Hände fremder Herrscher gefallen war; aber die Stadt, nach der sie beide genannt wurden, blieb bestehen; sie dauerte noch unter den Persern als wirtschaftlich bedeutendste Stadt ihres Reiches fort und war bestimmt, die Hauptstadt von Alexanders Weltreich zu werden. Der hauptsächlichste Grund so langer Blüte waren natürliche Verhältnisse, besonders die Lage. Die Landenge zwischen Euphrat und Tigris war der fruchtbarste Teil Babyloniens, ein Paradies. Die wirtschaftliche Kraft dieses Gebietes musste den Euphrat als dem Verkehre günstigere Strasse an sich vorziehen, um so mehr als bei Hillah eine Naturfurche endet, deren Brunnen die wichtigsten Rastorte auf dem Wege aus Nordarabien und der Syrischen Wüste bilden. Auf denselben Punkt trifft die Verlängerung der Linie des nordsüdlichen Laufes des Tigris' bis Bagdad. Endlich wies die Rücksicht auf die militärische Sicherheit auf diese Stelle. Da die ganze Ebene jedem Feinde offen lag, mussten die wenn gleich schwachen Bodenerhebungen am linken, östlichen Euphratufer zur Anlage machtsichernder Herrscherburgen höchst willkommen erscheinen, zumal auch auf dem westlichen Ufer Sumpfstrecken die feindliche Annäherung erschweren. Mit dieser dauernden Gunst vereinigte sich die religiöse und zeitweilig auch die politische Anziehungskraft des Platzes. Durch die Vermischung des jüngeren Kultus des Marduk mit dem älteren des Bel erreichte die Stadt gleiches Ansehen mit den anderen alten Kultusstätten. Durch Hammurabi wurde sie endlich der Mittelpunkt des babylonischen Kulturbereiches.

Als wirtschaftlicher, religiöser, politischer Mittelpunkt gelangte Babylon bereits unter der ersten babylonischen Dynastie (etwa 2400 bis 2098 v. Chr.) zu hoher Blüte. Dies beweisen die in grosser Anzahl aus dieser Zeit aufgefundenen Verträge und Handelsurkunden. Ist schon die politische Geschichte der folgenden Zeit bis Sanherib lückenhaft, so erscheinen die inneren Verhältnisse der Stadt Babylon bis jetzt noch völlig dunkel, während für die Zeit des Neubabylonischen Reiches wieder Verträge und Handelsurkunden genaue Aufschlüsse über die mannigfaltigsten Seiten des bürgerlichen Lebens geben.

Die Erkenntnis der Bedeutung der Stadt hatte deren Bewohner anspruchsvoll gemacht, sie mit einem gewissen Dünkel erfüllt. Nur der einzige Sanherib versuchte es, sie um ihre überragende Stellung zu bringen, doch vergeblich. Assarhaddon liess gleich nach Antritt seiner Regierung den Wiederaufbau der Stadt und ihrer Heiligtümer in Angriff nehmen. Bald brach neues Unheil über sie ein. Der König Schamasch-schum-ukin von Babylon wollte seines Bruders Assurbanipal Versuche, die Schutzhoheit Assyriens über Babylonien wieder zur Geltung zu bringen, nicht dulden. Doch gelang es Assurbanipal, Babylonien zu unterwerfen, auch die drei bedeutendsten Kultusstätten Nordbabyloniens, Sippar, Babylon und Kutha, welche heftigen Widerstand leisteten, zu gewinnen. Die Einwohner, welche nicht durch Hunger und Krankheit umgekommen, wurden niedergemacht, Schamasch-schum-ukin fand, wahrscheinlich freiwillig, seinen Tod in den Flammen (648). Sein Ende mag die Veranlassung zur Sage vom Feuertode Sardanapals gegeben haben.

Babylon war wieder gründlich verwüstet, und doch stand es bereits nach einigen Jahrzehnten nicht allein durch seine Volkszahl und seinen Reichtum, sondern auch durch die Pracht seiner Bauwerke wieder als weitaus die erste Stadt Vorderasiens da. Phönixgleich erhob es sich aus der Asche; es war eben wirtschaftlich und kulturell der Mittelpunkt Babyloniens, ja es war und blieb der Mittelpunkt der vorderasiatischen Kultur und des Verkehrs, bis der Schwerpunkt durch den Hellenismus sich mehr nach Westen verschob. In welchem Grade Babyloniens Lebenselement Handel und Gewerbe gewesen sein müssen, geht daraus hervor, dass gegenüber Sanheribs wirtschaftlichen Massnahmen die Babylonier das schwere Joch der Chaldäer auf sich nahmen. Sie kämpften gegen Sanherib für ihren Geldbeutel; es war der richtige Aufstand einer seit lange nur dem Handel, den Gewerben und dem Luxus lebenden Bevölkerung. Nicht anders gestaltete sich die Entwickelung des Babylons Nebukadnezars. Alle Berichte der jüdischen und griechischen Schriftsteller melden den Reichtum, Glanz, die Prachtliebe, aber auch das Wohlleben, die Ueppigkeit, die Schwelgerei der „grossen Kaufmannsstadt“, welche das Klima und der Kultus förderten, wozu Handel und Gewerbe die Mittel lieferten.

Es waren die Bauten Nebukadnezars, welche als die Wunderwerke der Semiramis das Staunen der Alten erregten, welche noch später Darius es unmöglich machten, die Stadt anders als durch Verrat zu erobern. Babylon erhielt durch den grossen Herrscher ein ganz neues Ansehen. Es wurden neue Strassen angelegt, der Euphrat mit Ufermauern eingefasst, ein neuer Königspalast errichtet, die Mauern und

Festungswerke dermassen vergrössert, dass die Stadt als uneinnehmbar galt. Im Norden, Osten und Süden umschloss die Stadt zunächst die äussere Mauer in einer Länge von 60 km, 26 m Breite und 105 m Höhe; 100 metallene Thore gestatteten den Verkehr. Die äussere Seite der Mauer umgab ein tiefer und breiter, mit Wasser gefüllter Graben. Anscheinend war nicht die ganze umschlossene Fläche bebaut, da sie London mit seinen Vorstädten etwa zweimal hätte aufnehmen können. Die innere Stadt wurde von einer nicht viel schwächeren Mauer umschlossen. Längs des Euphrats war ebenfalls eine starke Mauer errichtet, das Ufer durch Quaianlagen geregelt und befestigt. Zur Verbindung mit dem westlichen Teile der Stadt und Borsippa diente die Euphratbrücke (§ 23). Wachhäuser, Kastelle, Burgen, Kanäle mit Dämmen, ein künstliches Meer im Süden, die Medische Mauer im Norden vervollständigten das Verteidigungssystem.

Schon Nabopolassar hatte am östlichen Euphratufer, etwa in der Mitte der Stadt, den Bau eines Königspalastes begonnen, den Nebukadnezar vollendete. Der Palast glich einer „Palaststadt“, in welcher auch der glänzende Hofstaat wohnte. Ferner liess Nebukadnezar in der Nordwestecke der Stadt einen neuen Palast anlegen, ein Wunderwerk! Es war ein terrassenförmiger Bau, auf dessen höchster Spitze der Königspalast sich erhob, aus kostbarem Materiale erbaut. Auf den durch Treppen miteinander verbundenen Terrassen waren Bäume und Sträucher gepflanzt; die hohen und mit Erde gefüllten Pfeiler vermochten die Wurzeln der grössten Bäume zu fassen, und mächtige Wasserwerke speisten aus dem Euphrat die Pflanzen und Springbrunnen. Es waren die berühmten „hängenden Gärten der Semiramis“. Nebukadnezars Gemahlin, eine medische Prinzessin, hatte sich diese Gärten gewünscht, um in der babylonischen Tiefebene einen Ersatz der Parkanlagen in den Bergen ihrer Heimat zu haben.

Wie Nebukadnezar fast in allen alten Kultusstätten die Tempel neu erbaute, so auch, nur mit besonderer Pracht, in Babylon. Neben dem grossen Königspalaste erhob sich auf riesiger Terrassenanlage das „hochragende Haus“ E-sagila, der Tempel Marduks, der „Palast Himmels und der Erde“. Nicht nur das Gebäude war aus dem edelsten Materiale mit verschwenderischer Pracht hergestellt, auch an Tempelgefässen und -schätzen hatte Nebukadnezar den Tempel überreichlich bedacht. Ebenso scheint Nebukadnezar den Tempel E-zida in Borsippa (j. die Ruinen von Birs Nimrud), den „Tempel der sieben Sphären“, von Grund aus neu aufgebaut und vollendet zu haben; Pracht und Reichtum schmückten ihn wie E-sagila.

Was die übrige Stadt betrifft, so meint Peiser, dass sie durchaus

den Eindruck einer grossen Stadt gemacht hat, nur dürfe man dabei nicht vergessen, „dass sie eine orientalische Stadt war, die eine andere Bauart verlangte wie unsere Grossstädte. Auf den Hauptstrassen, die mit Steinen ausgelegt waren, erhoben sich vor den Häusern kleine Ausbauten, die als Wechselbuden oder Bazare gedient haben müssen, wie wir sie noch in orientalischen Städten finden. Dort, sowie in den Stadt- und Tempelthoren spielte sich der sehr lebhafte Handel und Verkehr ab.“

130. Die babylonische Gesittung. So reich die Völkermischung in Mesopotamien allmählich auch geworden ist, das herrschende Element sind die Semiten geblieben, eine Wirkung der in ihnen besonders bestimmt ausgeprägten Charakterzüge. Grosse Nüchternheit des Denkens, scharfe Beobachtung des einzelnen, ein berechnender, stets auf das Praktische gerichteter Verstand, der die Gebilde der Phantasie durchaus beherrscht und jedem freieren Fluge des Geistes in ungemessene Regionen durchaus abhold ist, das sind Züge, die den Araber und den Phönizier (§ 240), den Hebräer und den Assyrer kennzeichnen. Sie erklären sich völlig aus dem fortwährenden Kampfe mit den Gefahren der Wüste. Den Mangel schöpferischer Kraft gleicht die Befähigung der Aneignung der geistigen Aufnahme fremder Errungenschaft aus. Die Energie ihrer Thätigkeit hat ihnen im Altertume Vorderasien in ihre Hände gegeben, in der ersten Hälfte des Mittelalters ihre Herrschaft über alle drei Erdteile der alten Welt ausgebreitet. Die Arbeitsamkeit, Ausdauer und leidende Ergebung der semitischen Sklaven liessen diese den Römern als Ideale ihres Standes erscheinen. Selbst das Verhältnis der einzelnen Menschen zu den Gottheiten ist verstandesgemäss und rechnend aufgefasst; er ist der Knecht des Gottes, vor dem er sich im Staube windet; vor den grossen Naturmächten beugt er sich in unbedingtem Gehorsam, aber die untergeordneten und lokalen Dämonen beeinflusst er. Aus alledem erklärt sich auch die centralistisch-despotische Regierungsform der mesopotamischen Semitenreiche und selbst die den Assyrern so besonders eigene Freude an der Grausamkeit, erklärt sich aber auch der weitreichende Einfluss der semitischen Kultur. Die Babylonier insbesondere erscheinen nach Peiser als ziemlich rachsüchtig, streitlustig und unternehmend, als Leute, die im Verkehre mit den Göttern bald sich als Gleichberechtigte aufspielen, bald ihnen die tiefste Ergebenheit bekunden, im Falle einer Versündigung „sich nicht genug thun können im Winseln vor den höheren Mächten“, ihnen opfern, aber auch verlangen, dass sich die Götter „dafür revanchieren“.

Die ersten Begründer der babylonischen Kultur waren die Sumerier.

Ihr Geist ist in Babylonien stets wirksam geblieben. Das sumerische Erbe war reich genug, um den Babyloniern das Uebergewicht über die kulturbedürftigen Nachbarvölker zu sichern. Anderseits ist festzuhalten, dass der Ausbau, die Vollendung auf der sumerischen Grundlage ein Werk der Semiten ist. Es scheint, dass die Sumerier eine vorwiegend friedliche, ja unkriegerische, der Entwickelung ihrer Kultur lebende Bevölkerung gewesen ist.

Wie die Kultur Chinas und Aegyptens, reicht die babylonische in eine ferne Urzeit hinauf; wie jene tritt sie der geschichtlichen Forschung mit einem Schlage durchaus fertig und in sich abgeschlossen entgegen; wie jene hat sie sich völlig selbständig entwickelt. Alle drei Kulturen sind die Anfänge der jetzt die gesamte Erde beherrschenden Kultur, die babylonische und ägyptische die Anfänge der abendländischen und unserer eigenen Kultur. Babylonischen Ursprunges ist die Zeiteinteilung der siebentägigen Woche mit den Planetennamen der Wochentage, des Tages nach Stunden und Minuten, ebenso die hauptsächlichsten Masse und Gewichte der Alten, mehrere Göttergestalten und Mythen der Griechen. Die chetitische, trojanische, mycenische Kunst ist durch babylonische Vorbilder beeinflusst worden. Der Gebrauch der Keilschrift hat sich weit über die Grenzen ihrer Heimatländer hinaus verbreitet. Die „Briefe von el Amarna", welche dem Staatsarchive des Pharaos Amenhotep IV. (Chuenaten) angehörten, haben gezeigt, dass um 1400 v. Chr. selbst in den gänzlich unter ägyptischer Herrschaft stehenden Teilen Syriens man sich im schriftlichen Verkehre mit dem ägyptischen Hofe der babylonischen Keilschrift und der semitischen Mundart Babyloniens bediente, wie auch die Könige von Babylon, Assyrien, Mitanni (das Land am linken Ufer des westlichsten Euphratbogens) an Amenhotep IV. in Keilschrift und babylonisch-assyrischer Sprache schrieben. Dieser Gebrauch der babylonischen Schrift und Sprache beweist einen Einfluss der babylonischen Kultur, der sich auf alle Gebiete des geistigen Lebens in ganz Vorderasien erstreckt haben muss. Es hat sich aber der Gebrauch der babylonischen Schrift und Sprache so lange erhalten, als Babylonien seine Stellung im Weltverkehre behauptete, selbst noch im Perser- und Seleucidenreiche.

Hatten die babylonischen Semiten die sumerische Kultur sich angeeignet, mit ihrer Eigenart durchdrungen und in neuem Rahmen weitergeführt, so ging den Assyrern eine solche geistige Fähigkeit völlig ab. Kein neuer Gedanke durchzog ihr geistiges Schaffen, kein neues Gebiet erschloss sich ihrem Forschen. Was die Babylonier des 3. und 2. Jahrtausends hervorgebracht, das schrieben sie ab und spra-

chen sie nach. Wenn sie etwas Neues zu schaffen suchten, so war es nur eine Blumenlese aus alten Erzeugnissen. Die gesamte assyrische Kultur, die Religion, das Staatsleben ist einfach von Babylonien herübergenommen.

Wie auf die Assyrer, hat sich der geistige Einfluss der Babylonier im Laufe dreier Jahrtausende auf zahlreiche andere Völker durch Vorderasien bis nach Europa geltend gemacht. Die assyrischen Kriegszüge haben zur Verbreitung der babylonischen Kultur beigetragen, auch die assyrische Völkervernichtungs-Politik. Aber schon lange zuvor hatte diese Kultur durch eigene Kraft sich verbreitet. Das nordmesopotamische Reich, dessen Blüte zur Zeit der assyrischen Eroberung bereits gewelkt war, war auf dem Boden babylonischer Kultur entstanden. Mit Syrien hatte vielleicht der Kriegszug Sargons von Agane die erste Verbindung hergestellt, wenn nicht, dann sicher die Eroberung des Elamiterkönigs Kudurlagamar (2300 v. Chr.). Der Mangel einer natürlichen Grenze zwischen Mesopotamien und Syrien erleichterte die Verbreitung babylonischer Kulturelemente nach dem letzteren, noch mehr die nationale Verwandtschaft.

Auf zwei Wegen wurde die babylonische, mit und neben ihr allerdings auch die ägyptische Kultur der Mittelmeerwelt, zunächst den Griechen vermittelt, zur See durch die Phönizier, zu Lande über Syrien und Kleinasien durch die Chetiter. In der „zweiten Stadt" Troja haben sich ausser „Spinnwirteln" mit chetitischen Schriftzeichen thönerne Siegelcylinder gefunden, die sich deutlich an chetitische Vorbilder anschliessen. Schon das Vorkommen von Siegelcylindern überhaupt, noch vielmehr ihre cylindrische Form weist auf orientalischen Einfluss hin. Auf Cypern sind chetitische Cylinder häufig; daselbst, ferner in Troja, in Mycenä finden sich teils bekleidete, teils nackte Idole einer Göttin der Zeugung und Ernährung, deren Typus aus Babylon stammt. Besonders deutlich sind die babylonisch-chetitischen Einflüsse in der mycenischen Kunst.

Die entwickelungsfähigere und später weit höher entwickelte griechische Kultur war es, welcher die babylonische schliesslich unterlag. Ihren Höhepunkt hatte sie bereits zu Hammurabis Zeit erreicht. Die Kontrakttafeln jener Jahrhunderte lassen in Handel und Wandel, in Gesetzen und Rechtsordnung, in Wohlstand und Sitten, in der sozialen Stellung der Frau solche Verhältnisse erkennen, dass diese Zeit als die Blüte bezeichnet werden muss. Weiterhin ist ein Stillstand, eine Verknöcherung eingetreten. Das Neubabylonische Reich erscheint als eine kurze Nachblüte.

131. Die geistige Kultur. Die spätere babylonische Religion

ruht in allen Hauptstücken auf den Anschauungen der Sumerier. Im Mittelpunkte der Religion standen die Dämonen und die grossen Götter. Die ersteren dachte man sich teils als menschenähnliche Wesen, teils in Gestalt von Löwen oder anderen wilden Tieren, vor allem als mischgestaltige Ungeheuer, Drachen, Einhorne, Greife u. a. Die grossen Götter walteten in den Machtgebieten des Himmels und der Erde und herrschten über die Geister. Jeder dieser Götter hatte seine besondere Kultusstätte. Wenig ausgebildet scheinen die Vorstellungen über das Verhältnis des menschlichen Geistes zur Gottheit und den Zustand nach dem Tode gewesen zu sein.

Die umfangreiche sumerische Litteratur bestand aus religiösen Hymnen, Gebeten, Beschwörungsformeln, astronomischen und astrologischen Aufzeichnungen, Grundsätzen des Rechtslebens.

Die für die semitischen Einwanderer sich ergebende Notwendigkeit, die alte Sprache des Landes zu erlernen, führte zu philologischen Studien und Arbeiten: Syllabaren, Wörterbüchern, grammatischen Beispielen u. ä., im Anschlusse daran zu mythologischen, geographischen, astronomischen Listen, fast alles durch Assurbanipals Bibliothek erhalten.

Die Schöpfer der Dichtungen (Kosmogonien, Isdubar- oder Nimrod-Epos, Tierfabel) waren die Priester, die zugleich ausschliesslich die Gelehrsamkeit pflegten. In ihren Händen lag die Pflege des Rituals, die Erforschung des göttlichen Willens, die Beobachtung und Aufzeichnung der Sternbahnen und Prodigien. Sie pflegten auch ausschliesslich die Gelehrsamkeit; denn sie waren durch ihren Beruf darauf angewiesen, und die Schreibkunst war in Babylonien wie in Aegypten eine äusserst schwierige, jahrelanges Studium erfordernde Aufgabe. Alle schriftlichen Dokumente wurden daher durch Schreiber von Beruf aufgesetzt. Die Kenntnisse erbten sich von Generation zu Generation fort, gelehrt in den Haupttempeln wie in den königlichen Palästen, wo die Verwaltungsbeamten für ihren Beruf ausgebildet wurden. Dort befanden sich auch die grossen Bibliotheken, welche den gesamten Wissensschatz und die Hilfsmittel zur Erlernung von Schrifttum und Sprache enthielten. Das Schreibmaterial bildeten Tafeln, Cylinder, Prismen aus Thon, nach der Benutzung gebrannt, wodurch die Schriftzeichen haltbar wurden, und Steinplatten. Die Priesterschaft bildete einen geschlossenen Stand; an ihrer Spitze standen die Könige.

Die Entwickelung der Gelehrsamkeit wurde veranlasst durch die religiöse Anschauung, dass die Hauptgötter in den Sternen wirksam seien. Diese Anschauung führte zur Ausbildung der Astronomie nebst

Astrologie und Mathematik, und zwar in einer Vollkommenheit, dass die alten Babylonier (Chaldäer) darin die Lehrmeister des gesamten Abendlandes geworden sind. In engster Verbindung mit der Astronomie stand die Mathematik. Nach der Grundlage des Sexagesimalsystems (die Zahl sechzig als Einheit) teilte man die Laufbahn der Sonne und darnach jeden Kreis in 6 mal 60 = 360 Grade, die Stunde in 60 Minuten, das Jahr in 12 Monate, den Tag in 24 Stunden; die Woche galt ein Mondviertel. In Larsa gefundene Tafeln enthalten Listen von Quadrat- und Kubikzahlen, sowie eine Darstellung des Systems der Längenmasse. Die Sorten der Flächenmasse waren Gan, Sar, Gin, Sche; deren Masszahlen sind noch nicht bekannt.

Die übrigen Wissenschaften traten in Babylonien ganz zurück, ausgenommen die Geschichte. Nicht nur dass jeder König sorgte, dass bei seinen Lebzeiten ein ausführlicher amtlicher Bericht über seine Thaten verfasst und aufbewahrt wurde, es gab auch zahlreiche eingehende Werke über die Geschichte Babyloniens und Assyriens.

Der geistigen Richtung der Semiten entsprechend, diente das gesamte Wissen fast ausnahmslos praktischen Zwecken; der Schritt zur philosophischen Spekulation, zur Erforschung der Ursachen der Erfahrungsthatsachen ist erst von den Griechen gethan worden.

Die erhaltenen Werke der Wissenschaften und Poesie sind zwar auf sumerischer Grundlage entstanden; aber so, wie sie sind, sind sie doch Erzeugnisse des semitischen Geistes. Nicht so in der Kunst. Ihre Entwickelung ist durchaus Eigentum der Sumerier, die Gudea-Statuen bezeichnen den Höhepunkt der babylonischen Kunst (2800 v. Chr.). Den Semiten fehlt der künstlerische Sinn; ihr Einfluss in der babylonischen Kunst macht sich in der derb materiellen und sinnlichen Richtung bemerkbar. Schon in sehr früher Zeit kann sich ägyptischer Einfluss geltend gemacht haben; die Bartlosigkeit Gudeas in einer Diorit-Statue und die vertikale Richtung der Schriftspalten auf derselben weisen auf ägyptische Vorbilder. Möglich ist dieser Einfluss, da die ägyptische Skulptur lange vor der Entstehung der ältesten Monumente Babyloniens auf ihrem Höhepunkte stand und ein mittelbarer Verkehr zwischen beiden Ländern in die ältesten historischen Zeiten hinaufreicht. Charakteristisch ist der babylonischen Kunst ein Haften am Aeusserlichen, ein Hang zum Ueber- und Unnatürlichen, der namentlich in den zahllosen mischgestaltigen Wesen (Greifen, Drachen, Einhornen u. s. w.) zum Ausdrucke kommt.

Die Kunst wurde hauptsächlich bei den königlichen Bauten ausgeübt. Fast jede Art der Technik kam dabei zur Anwendung: Metallarbeiten, namentlich getriebene Arbeit, Metallguss, Elfenbein- und

Holzschnitzerei, Stein- und Ziegelmosaik. Ein herrlicher Rest ehemaliger Kunsttechnik sind die Bronzethore von Balawat.

In der Bildhauerkunst bezeichnen die Gudea-Statuen den Gipfelpunkt der Entwickelung. Der harte Diorit ist mit grösster Sauberkeit bearbeitet. Der bis dahin beschrittene Weg wurde nicht mehr verlassen, wenn auch einzelnes später weiter und sorgfältiger ausgeführt worden ist. Bei der Steinbearbeitung fällt überhaupt auf, wie meisterhaft in der ältesten Zeit die härtesten Steine bewältigt sind, und zwar mit Instrumenten, mit denen heute Künstler gar nicht arbeiten können. Damals gab es noch keinen Stahl. Selbst die harten Basalte sind nur mit gehärteten Bronzemeisseln bearbeitet. Auch die Inschriften zeigen eine nur durch lange Entwickelung und häufigen Gebrauch sich erklärende Vollendung. Ebenso gehören die Siegelcylinder dieser und der folgenden Zeit zu den feinsten und am saubersten ausgeführten Erzeugnissen der Steinschneidekunst. Es finden sich geradezu entzückende Gravierungen in den härtesten Edelsteinen. Auch hier ist eine Entwickelung der Technik erreicht worden, wie sie nur durch eine jahrhundertelange Uebung ausgebildet werden konnte. Die Herstellung der Siegelcylinder oder Siegelsteine bildete einen mächtigen Kunstzweig des altbabylonischen Lebens; denn jeder vornehme und Geschäfte treibende Babylonier hatte seinen Siegelcylinder, um damit Kauf- und andere Geschäftsurkunden zu siegeln. Das Siegel diente statt der Unterschrift. Da die Keilschrift zu schwierig war, so griff man frühzeitig zur Verwendung von Siegelsteinen, um durch deren Abdruck auch Ungelehrten, Analphabeten die Beglaubigung von Urkunden und die Erkennung der Beglaubigung zu ermöglichen. Die Siegelcylinder waren die Hauptteile kleiner Walzen, die so als Petschafte dienten und umfassendere Darstellungen aufnehmen konnten. Als Material dienten Jaspis, Chalcedon, Serpentin. Zu Herodots Zeit war die bequemere Form des Siegelringes gebräuchlich; „ein jeder (Babylonier) trug einen Siegelring". Daneben wurden auch Gemmen geschnitten und diese teils als Schmuck, teils als Amulette getragen. Die ältesten Siegelcylinder reichen bis in die Zeit um 3000 v. Chr. hinauf.

Thonarbeiten finden sich in Menge aus allen Zeiträumen. Die Ausführung ist sehr verschieden; es finden sich sehr roh gearbeitete, jedoch auch äusserst lebenswahre Figuren. Die meist sinnliche Auffassung weist auf semitischen Ursprung hin.

Tiefe Einblicke in das Rechts- und Geschäftsleben Babyloniens in der Zeit von 2400—2100 v. Chr. gewähren die neuerdings aufgefundenen Thontafeln, welche verschiedenen Tempelarchiven angehört

haben. Die Priester übten als die einzigen Schriftkundigen auch die Gerichtsbarkeit. Sie leiteten das ganze Verfahren und nahmen Berichte der Verhandlungen auf. Die Befugnis erstreckte sich auf die streitige wie freiwillige Gerichtsbarkeit. Die Gegenstände des Verkaufs, Tausches, Darlehens sind Häuser, Felder, Gärten, Sklaven, Getreide, Sesam, Datteln, Geld. Ueber die Verkäufe, Lieferungsverträge, Quittungen ist weiter unten zu berichten. Es wird dann noch klarer werden, dass schon zu der angegebenen Zeit in Babylonien nicht nur ein wohlgeregeltes Gerichtswesen und ein festgeordnetes Beamtentum, sondern auch ein reger Geschäfts- und Handelsverkehr bestand.

132. Die Gesellschaft, der Staat, die Landwirtschaft. Den Brennpunkt des ganzen Lebens des Babyloniers bildete das Familienleben, eine Folge des ehemaligen Nomadenlebens. Die Familie bildete ein Ganzes, das einig und geschlossen nach aussen auftrat. Daraus erklärt sich die Erscheinung, dass Grund und Boden nur mit Einwilligung der sämtlichen Familienglieder verkauft werden durften. Es finden sich jedoch auch Erscheinungen (Adoptionen, Adoptionen von Sklaven, Verfügungsrecht der Frau), die sich aus der Weiterentwickelung der Familie unter dem Einflusse des Privateigentums erklären.

Der Staat setzte sich aus den gegebenen Einheiten der Familie zusammen. Die einzelnen Familienglieder fühlten sich hauptsächlich als Glieder ihrer Blutsfamilie, standen daher dem Staate bedeutend freier gegenüber. Daraus erklärt sich die oft feindliche Stellung der einzelnen Familien gegeneinander, die sich in der auswärtigen Politik nicht selten bemerkbar machte. Alle auswärtigen Mächte um Babylon herum, die Elamiten, Assyrer, Chaldäer, hatten ihre Parteigänger in der Stadt, die eben den verschiedenen Familien angehörten. Die Stellung des Königs fassten die Bürger in doppelter Weise auf. Einmal betrachteten sie ihn, infolge der Auffassung des ganzen Staates als einer Familie, als obersten Vertreter dieser Familie, d. h. seiner Unterthanen, gegenüber den Göttern; als solchem gebührte ihm grosse Autorität; das andere Mal stand er den Bürgern als Glied einer Blutsfamilie gegenüber. Es entstand oft ein Widerstreit zwischen den Familien-Interessen und der dem Könige schuldigen Verpflichtung.

Der Staat hatte eine zweifache Aufgabe, eine religöse und eine wirtschaftliche. Seinen Mittelpunkt bildete die Kultusstätte; sie war von der grössten Bedeutung, die Entwickelung des Staates mit ihr auf das engste verknüpft. Das Sesshaftmachen der nomadischen Familien

wurde nur möglich durch eine wirkliche Centralisation, da nur eine Centralstelle die notwendige geordnete Wasserwirtschaft treiben konnte. Die Verwaltung erfolgte durch drei Gruppen von Beamten: Civil-, politische und Militärbeamte. In alle Aemter teilten sich vornehmlich die eine Kaste bildenden alten Adelsgeschlechter. Das Interesse der Bürger am Staate lag im Schutze nach aussen durch die heimische Miliz- und Söldnertruppe und in der Rechtspflege.

Ursprünglich bildeten die sesshaft gewordenen Grundbesitzer die Bürger des Staates. Auf ihnen, den Bauern, lastete die Verpflichtung, den Staat mit der Waffe zu verteidigen. Schon früh, besonders durch die wechselnden Fremdherrschaften, muss sich ein Söldnerwesen entwickelt haben. Auf den einzelnen Gütern blieb jedoch die Verpflichtung haften, Soldaten zu stellen, ihre Ausrüstung und ihren Unterhalt zu besorgen. Die Fremdherrscher hatten ihre nationalen Truppen; sie werden die Babylonier höchst selten zum Kriegsdienste herangezogen haben. Diese Truppen wurden Besitzer und Babylonier; auch auf ihren Besitz ging die Verpflichtung über, Soldaten zu stellen.

Die Grundbesitzer bewirtschafteten ihre Grundstücke selbst oder verpachteten sie. In Assyrien hat sich bis zum Untergange des Staates ein freier Bauernstand erhalten. Unter den Sargoniden scheinen allerdings die Verhältnisse immer mehr zur Vernichtung dieses Standes geführt und damit den sozialen Boden geschaffen haben, der Assyrien ebenso schnell wie Babylonien nach dem Sturze der Dynastie zur medischen und persischen Provinz werden liess. In Babylonien ist der freie Bauernstand früh untergegangen. Aus der Idee, dass das Land den Göttern gehöre, und aus den mehrfachen politischen Umwälzungen hatten sich drei Formen des Grundbesitzes entwickelt: 1. Tempelbesitz, 2. Staatsländereien, 3. und wohl erst sekundär Privatbesitz. Die Tempel und auch Privatpersonen verpachteten zum Teil ihre Grundstücke, zum Teil wirtschafteten sie persönlich in der Weise, dass die Bauern ihre Erzeugnisse zu den Vorratshäusern oder Tempelmagazinen bringen mussten und darüber Empfangsbescheinigungen der angestellten Beamten erhielten. Diese Art der Bewirtschaftung scheint nicht allzu häufig gewesen oder im Neubabylonischen Reiche abgekommen zu sein. Sie wurde ebenfalls ersetzt durch ein System der Verpachtung, welches in feinster Weise durchgebildet war und den Uebergang aus der Natural- in die Geldwirtschaft darstellte. Die Pächter bebauten die Grundstücke entweder auf eigene Rechnung oder gaben einzelne Stücke in Unterpacht.

Die Landarbeiter waren entweder Bauern, die in ihrem Dorfverbande allmählich in eine gewisse Hörigkeit, sei es dem Tempel,

dem Staate oder den Adligen gegenüber, gekommen waren, oder Sklaven. Freie Bauern hatten eine Art Robot zu leisten, d. h. sie mussten an bestimmten Tagen für den Besitzer arbeiten und erhielten dafür einen Anteil am Ernteertrage. In den meisten Fällen waren sie Tempelhörige, die teils aus dem Stande der Sklaven hervorgegangen, teils aus dem Stande der Freien in die Sklaverei hinabgedrückt worden waren. Könige schenkten bisweilen ganze Familien dem Tempel. Die Sklaven wurden teils durch Kriegszüge, teils durch Kauf beschafft. Die Kriegsgefangenen fanden auf den Staatsländereien Verwendung oder gingen in Tempel- oder Privatbesitz über. Die meisten Hörigen besassen die Tempel, die auch die Gerichtsbarkeit über dieselben ausübten. Flüchtlinge und Widerspenstige wurden in Ketten gelegt, konnten indes freigelassen werden, wenn ein Genosse garantierte. Es giebt viele Reliefs aus Babylon wie aus Aegypten, worauf die Arbeiter stets durch Stockhiebe zur Arbeit angetrieben erscheinen; bei der Beförderung von Kolossen geht immer hinter drei oder vier Arbeitern ein Aufseher mit einem Knüttel. Die Lebenshaltung der Arbeiter Babyloniens kann nicht hoch gewesen sein. Sie erhielten ihren vollen Unterhalt, daneben einen Lohn. Bei freien Bauern bestand dieser in einem Anteile am Ernteertrage. Sklaven erhielten von ihrem Herrn den Unterhalt und Kleidung. Wurden sie vermietet, so konnte der Mietsherr ihnen Lohn wie freien Arbeitern gewähren, von dem sie dann an ihren Besitzer die Sklavenabgabe zahlten, der ihnen Kleidung lieferte.

In erster Linie richtete sich die landwirtschaftliche Arbeit auf die Gewinnung von Lebensmitteln. Die Berichte der Griechen, noch mehr die einheimischen Urkunden lehren, dass das Hauptgewicht der gesellschaftlichen Thätigkeit in Babylonien auf einer ganz ausserordentlich intensiven Bearbeitung des Ackerlandes gelegen hat. Unzählige Quittungen liegen vor über abgeliefertes Korn, Datteln, Dattelstreu, Dattelwein, Sesam, Knoblauch. Deutlicher als alles sprechen in dieser Richtung die Rechnungen der Tempel, deren Magazine den Markt beherrscht zu haben scheinen. Als eigenartig erscheint die Einrichtung, dass der Viehstand nicht auf eigenem Boden und unter eigener Aufsicht geweidet, sondern Unternehmern übergeben wurde, welche gegen Bezahlung Herden verschiedener Besitzer zur Weide, Pflege und Bewachung übernahmen. Die intensive Bearbeitung des Bodens lassen ferner die Abbildungen erkennen, welche zeigen, wie durch Schöpfmaschinen das Wasser auf das Land gehoben wurde, endlich auch die Abstufung der Abgaben von den Flurstücken nach der Art der Bearbeitung und der Höhe des Ertrages. Während in den assy-

rischen Kontrakten Brachland häufig erwähnt wird, scheint in Babylonien das Land ohne Ruhepause angebaut worden zu sein. Ueber die Bauernarbeit selbst ist wenig bekannt. Die Pachturkunden betonen besonders die Pflicht, die Gräben zu bewachen und im stande zu erhalten. Die Kontrakte geben vielfach an, dass die Lieferungen an Korn oder Datteln zu Schiff nach der Stadt gebracht und entweder in die Vorratshäuser am Quai oder in das Haus des Verpächters oder Käufers abgeliefert werden sollten. Sonach wurden die sorglich gepflegten Wasserstrassen auch zu dieser Beförderung benutzt; die Besitzer von Landgütern, auch die Tempel, erhielten ihr Einkommen in Naturalien oder Geld. Nach einer Urkunde verpfändete ein in Bedrängnis geratener Babylonier seine Ernte auf dem Halme.

133. Die Gewerbe. Der Ueberschuss der landwirtschaftlichen Erzeugnisse über den eigenen Bedarf der Erzeuger wurde zum grössten Teile in den Städten verbraucht. Schon dadurch ist ein Schluss auf erhebliche Grösse dieser Städte gerechtfertigt. Dieser nötigt zu dem weiteren Schlusse eines ausgedehnten Betriebes der Gewerbe in diesen Städten. Die Entwickelung ist schon früh eingetreten. Die Stärke der Betriebe beweisen die Urkunden. Aus der Unzahl vorhandener Lieferungsscheine geht hervor, dass erstens babylonische Privatleute gewerbliche Anlagen mit Grossbetrieb besassen, dass zweitens auch die Tempel Fabriken in Betrieb gehabt haben, ferner, dass die Magazine der Tempel Rohstoffe an die Arbeitsstätten abgaben, die letzteren Waren an die ersteren ablieferten, endlich wie lange die Arbeiter gearbeitet und wieviel Lohn sie bekommen haben. Natürlich fehlte es auch an Kleinbetrieben nicht. Selbst Frauen betrieben selbständig das Gewerbe wie auch die Landwirtschaft und den Handel. Kinder und Sklaven wurden Handwerksmeistern in die Lehre gegeben, je nach der Schwierigkeit des Handwerks einige Monate bis einige Jahre. Die Arbeiter waren teils freie Leute, teils Sklaven. Die ersteren erhielten ihren Lohn, die letzteren wurden zum Teil, wie die landwirtschaftlichen Sklaven, gemietet. Ihre Besitzer zogen aus ihnen eine Rente, die höher stieg, wenn die Sklaven geschulte Arbeiter waren. Doch hatten auch Private und die Tempel ausser den Sklaven zum häuslichen Dienste vielfach Sklaven zu gewerblicher Arbeit im eigenen Besitze. Die Sklaverei war im Gewerbe wie in der Landwirtschaft nicht so hart wie später vielfach im Abendlande. Ein fleissiger, anstelliger, gewandter Mann konnte sich leicht ein kleines Kapital sammeln und sich damit freikaufen; er konnte adoptiert werden und in die Familie übergehen, mit der er fortan in stetem Zusammenhange blieb, er konnte bis zu den höchsten Stellen aufsteigen. Es gab

eine gesetzliche Bestimmung, wonach der Mieter, im Falle der Sklave bei der Arbeit arbeitsunfähig wurde, dem Besitzer eine Entschädigung für die ganze Dauer der Erwerbsunfähigkeit zahlen musste. Diese humane Einrichtung, eine Invaliditätsrente, veranlasste eine vorsichtige Schonung des Sklaven.

Die Werkzeuge waren recht unvollkommen; um so bewundernswerter sind oft die technischen Leistungen. Ob eine Teilung der Arbeit in weiter reichendem Masse stattgefunden hat, ist noch nicht festgestellt. Doch liegen Thatsachen vor, welche darauf schliessen lassen.

Das natürlichste aller babylonischen Gewerbe war infolge des massenhaften Vorkommens des Rohstoffes das Thongewerbe. Aus Thon verfertigte man teils nur an der Sonne gedörrte oder gebackene, teils durch Feuer gebrannte Ziegel als hauptsächliches Baumaterial; ferner Schrift-Tafeln, -Cylinder, -Prismen, Schöpf- und Trinkgefässe, Lampen und andere Geräte, teilweise mit schöner Glasur, mehr oder minder kunstvoll gearbeiteten Figuren. Die Technik der Ziegelmosaik war besonders hervorragend. Man erstaunt über die Lasuren, die zum Zwecke der Mosaiken auf den Ziegeln eingebrannt waren, teils Metall-, teils Lapislazulifarben. Zu den feinen Thonarbeiten fand sich in ganz Babylonien der vorzüglichste Rohstoff in Menge. Der Thon, den die Flüsse schon fein geschlämmt hatten, wurde noch besonders gemahlen, sodass z. B. die Tafeln, Cylinder und Prismen zur Schrift von so vorzüglicher Qualität hergestellt werden konnten, dass man sie mit winzigen, fast nur mit der Lupe erkennbaren Schriftzeichen bedecken konnte. Im Anschlusse hieran mag erwähnt werden, dass die Babylonier bereits einen Anfang in der Buchdruckkunst gemacht haben; es sind Matrizen in Thon und Holz erhalten. Die zu vervielfältigende Schrift wurde erst in Holz geschnitten, dann in Thon abgegossen, dieser gebrannt und dann auf einer grösseren Anzahl Thontafeln abgedruckt.

Ein ebenso natürliches Gewerbe war die Rohr- und Korbflechterei, da das Rohr massenhaft vorkam. Hommel weist darauf hin, dass canna (Rohr) von bab. kanu stamme.

Für die Ausfuhr arbeitete am meisten die Weberei. Ihre Erzeugnisse müssen in der ganzen damaligen Welt bekannt und berühmt gewesen sein. Als Gespinststoffe verbrauchte sie vorzugsweise Wolle und Flachs, in späterer Zeit auch Baumwolle, wahrscheinlich von der Insel Tylus im Persischen Busen. Die Wolle wurde zum Teil im Lande selbst gewonnen. Nach zahlreichen Anweisungen erhielten die Tempelarbeiter Wolle aus den Magazinen, um Stoffe daraus zu fertigen. Diese Wolle entstammte teils dem eigenen Besitze der Babylonier,

gewiss aber auch den Herden der nomadischen Aramäer, welche durch den Absatz ihrer Erzeugnisse immer fester an die von ihnen durchstreiften Gebiete des Euphrat-Tigrislandes gekettet wurden. Den Flachs baute man im Lande. Aus diesem Rohstoffe webte man Kleidungsstoffe, Vorhänge, Decken, Teppiche von den billigsten bis zu den kostbarsten Stoffen, abgestuft nach der Feinheit des Gespinstes, der Art des Gewebes und der Färbung. Die babylonischen Prachtgewänder mit den eingewebten oder aufgestickten Mustern phantastischer Wundertiere, mythologischer, Jagd- und Schlachtbilder dienten als Kleidung der Könige und Grossen wie zur Bekleidung der Götterbilder. Das gewöhnlichste Kleidungsstück war ein bis auf die Füsse reichender leinener Rock oder Kittel, den auch in feinerem und in schönstem Weiss als Sinnbild der Reinheit erglänzenden Stoffe die Priester wie in Aegypten trugen. Darüber trug man nach Herodot ein wollenes Kleid und über diesem noch ein weisses Mäntelchen. Nach den Reliefdarstellungen traten die Bürger bei Staatshandlungen und beim Tempeldienste in reichem Schmucke und mit den Abzeichen auf, die sie als Bürger kennzeichneten, d. h. mit wallenden Gewändern, mächtiger künstlicher Frisur, dem Siegelringe am Finger, dem Stabe in der Hand, mit Gürtel und schön gestickten Lederschuhen. Im Lagerleben dagegen führten die Bürger ihre Verrichtungen in Schurz oder Hemd aus. Mit Decken und Teppichen wurde starker Luxus getrieben. Die Fussböden, die Sitze, die Ruhestätten der Harems, der königlichen Säle waren doppelt und dreifach damit belegt, die Wände damit behängt; Cyrus' Grabmal in Pasargadä fand man mit Purpurdecken aus Babylon belegt, wie auch Prachtgewänder nebst anderen Gebrauchsgegenständen bereit lagen. Die reichsten Decken, Teppiche und auch Vorhänge wetteiferten in prunkvoller Ausstattung mit den kostbarsten Gewändern. Der Betrieb der Weberei fand keineswegs bloss in Babylon, sondern in zahlreichen Städten und Flecken statt. Nächst der Hauptstadt hatte Borsippa die ausgedehnteste Wollen- und Leinenweberei, die noch zu Strabos Zeit fortbestand.

Nach den bildlichen Darstellungen war ferner die Gerberei und Lederarbeit sehr entwickelt. Das Sattelzeug der Pferde und die Schuhe erscheinen in feinster Weise ausgearbeitet.

In der Kunst des Erzgusses und der Metallarbeit haben die Babylonier etwa zu derselben Zeit wie in der Skulptur hohe Vollendung erreicht. Der Louvre bewahrt eine Bronzefigur Gudeas auf. Durch das nördliche Syrien hat sich ihre Kunst zu den Phöniziern verbreitet. Bewaffnung und Kriegführung der Syrer folgte den mesopotamischen Mustern. In Mesopotamien zuerst fuhren die vornehmen Krieger auf

Streitwagen in die Schlacht, mit Pfeil und Bogen gerüstet, den Schildträger, der die Geschosse auffing, bei den Cheta überdies noch einen Rosselenker zur Seite. Desgleichen ist babylonischer Goldschmuck durch den Handel westwärts gelangt, und die Muster sind im Westen nachgeahmt worden.

Eine der schwierigen Technik des Schneidens edler Steine zum Teil verwandte Arbeit erforderte der Gebrauch des Stockes, der offenbar beitragen sollte, den Trägern ein würdiges, patriarchalisches Aussehen zu verleihen. „Ein jeder trägt einen Siegelring und einen künstlich gearbeiteten Stab; auf jedem Stabe ist oben entweder ein Apfel oder eine Rose oder eine Lilie oder ein Adler oder etwas derartiges angebracht, denn es ist nicht Brauch bei ihnen, einen Stab ohne Abzeichen zu tragen“ (Herodot I 195). Die Stöcke selbst wurden nach Theophrast aus dem buntgefleckten, schweren, aber spröden Holze eines Baumes auf Tylus gearbeitet. Die Holzschnitzerei verwendete man z. B. bei der Herstellung von Thronsesseln und kleinen Venusgestalten in Holzbildhauerei. Eine gleiche, hoch entwickelte Technik tritt auch bei den Elfenbeinarbeiten zu Tage. Das Elfenbein war ein so sehr geschätzter Artikel, dass um seinetwillen die Könige oft Kriegszüge unternahmen, nachdem die Elefanten am Euphrat und Tigris etwa um 1000 v. Chr. ausgerottet waren.

Nicht bloss den Luxus, sondern zum Teil ein wirkliches Bedürfnis befriedigte die Herstellung von Salben, z. B. mittelst Myrrhen, und wohlriechenden Wässern.

134. Ursachen des Gedeihens des Handels. Durch planmässige, zusammengreifende harte Arbeit hatten die Sumerier den Boden Babyloniens gewonnen. Klima, Boden, Bewässerung vereint bewirkten nun zwar jene ausserordentliche Fruchtbarkeit; allein auch die Früchte jedes Jahr zu erlangen, gelang nur steter, ausdauernder Arbeit der einzelnen Bauern wie des Gemeinwesens. In diesen Verhältnissen wie in dem reichen Lohne der Thätigkeit ist die Ursache der steten friedlichen Haltung der Babylonier zu suchen. Die wichtigste Thätigkeit der sumerischen wie semitischen Herrscher Babyloniens bestand in der Pflege des Kanalwesens und der Erhaltung und Erneuerung der Tempel. Sie sind nie auf Eroberung ausgegangen. Das durch Hammurabi geeinigte Süd- und Nordbabylonien hat ebenso wenig wie vorher der Süden eine Eroberungspolitik befolgt, vielmehr als seine Aufgabe die friedliche Weiterbildung seiner Kultur erkannt. Anders Assyrien. Aus einem Vasallen erwuchs es zu einem Nebenbuhler Babyloniens und bildete allmählich die Anschauung aus, dass seinem Könige die ganze Welt zinspflichtig sei, dass wer „die Götter

nicht fürchte“, d. h. den Tribut nicht zahle, durch Krieg dazu zu zwingen sei. Die Babylonier dagegen haben selbst die Herrschaft der Kassiten, Chaldäer, Assyrer getragen, wenn nur die fremden Herrscher den Kultus der Hauptstadt anerkannten und deren wirtschaftliche Stellung nicht schädigten. Sie empörten sich jedoch gegen Sanherib, als dieser Babylons Stellung im Gebiete der mesopotamischen Kultur zu untergraben begann. Selbst die Chaldäerkönige Nabopolassar und Nebukadnezar, deren Vorfahren viele Jahrhunderte um den Besitz Babyloniens gekämpft hatten, betrachteten nach Erreichung ihres Zieles nicht Krieg und Eroberung, sondern Wiederherstellung ihres Reiches, die Erneuerung der Kulte und Kultusstätten, die Pflege der Wasserläufe, die Förderung des Handels und aller Thätigkeit des Friedens als ihre Aufgabe.

Diese Neigung zum Frieden und zu friedlicher Thätigkeit förderte den Handel um so mehr, als die Eigenart der Bodenerzeugnisse geradezu dazu drängte. Auf der einen Seite bedeutender Ueberfluss an Getreide, Oel, Datteln, Rohr, Thon, Asphalt, auf der anderen Seite völliger Mangel an Metallen, an Steinen und Werkholz, die zu den grossen Tempelbauten geeignetes Material boten, ferner nicht hinreichende Erzeugung von Wolle, Tierhäuten, Elfenbein u. a., während bei den Nachbarvölkern Besitz und Mangel sich gerade umgekehrt stellten. Der aus diesem Verhältnisse notwendig entstehende Handel steigerte sich mit der Entwickelung der Gewerbe und Künste in Babylonien durch das Bedürfnis weiterer Rohstoffe und Nachfrage auch nach Fabrikaten. In der Regel werden die letzteren als Tauschartikel der Babylonier gedient haben müssen, da die Nachbarländer bis auf Arabien wohl selbst genügend Getreide ernteten. Die Lage des Landes lockte ebensowohl die östlichen Gebirgsvölker wie die westlichen Wüstenbewohner zu Raub und Eroberung oder friedlichem Tausche, wie die grossen Naturstrassen des Euphrats und Tigris die Babylonier selbst in die Ferne, namentlich die erstere nach Syrien leitete.

135. Handel in der sumerischen Zeit. Die sicherste Bürgschaft für das Bestehen eines Handels in der sumerischen Zeit bietet das Dasein einer beträchtlichen Anzahl von Städten, die ohne Warentausch nicht gedacht werden können. Die Entwickelung der Gewerbe und Künste, insbesondere der Skulptur und Architektur, veranlasste bereits auswärtigen Handel. Das edle Material zu den Statuen, die Steine und das Bauholz zu den Tempeln, das Kupfer zu Waffen, Geräten und Schmuck mussten die Babylonier aus dem Auslande beziehen. Die Inschriften der Statuen Gudeas enthalten eine Reihe

Angaben über die Zufuhr dieser Waren. Der harte Diorit dieser Statuen selbst kam aus Magan (§ 118). Nach einer Inschrift brachten Gudea „aus der Hand der Göttin Ghanna und des Gottes Ningirsu seine Schiffe Erzeugnisse aller Art aus Magan, Miluch, Gubi, Nituk (nach Hommel die Insel Dilmun im Persischen Busen) und anderen Ländern, welchen Namen sie auch tragen“. Aus anderen Inschriften geht hervor, dass Gudea seine Leute bis in das Amanus-Gebirge, den Libanon und in das Land Martu (Nordpalästina bis Damaskus) ausschickte, um Baumaterial nach Babylonien zu bringen. Aus Miluch erhielt er eine kostbare Holzart und „Goldstaub“, aus den genannten syrischen Gebirgen Cedern-, Cypressen- und andere Hölzer, Kupfer, Alabaster. Kupfer mag er auch aus den dem späteren Ninive benachbarten Gebirgen bezogen haben. Liess er doch nach einer Inschrift ein Schiff nach Ghannaki gehen, wo er der grossen Urwassergöttin ein Heiligtum erbaut hatte. Er mag also dort als eine Vorläuferin des nach acht oder neun Jahrhunderten gegründeten Ninive eine Handelsniederlassung zur Ausbeutung der Metallbergwerke gegründet haben. Gudeas Handelsbeziehungen erstreckten sich demnach von der Insel Nituk (Dilmun) im Persischen Busen bis Ghannaki in Nordmesopotamien und den Landschaften des nördlichen und mittleren Syriens.

Nach der Angabe in einem in Assurbanipals Bibliothek enthaltenen Vorbedeutungs-Verzeichnisse soll bereits Sargon von Agane (3800 v. Chr.) mehrere Feldzüge nach dem „Westlande“ (Martu) unternommen haben. Wenn das wahr wäre, so würden diese Kriegszüge den Handel zu Gudeas Zeit vorbereitet haben. Den unmittelbaren Handel Babyloniens mit Syrien zu Gudeas Zeit wird die Ausdehnung seiner oder der Könige von Ur Macht bis an das Mittelmeer ermöglicht haben. Sicher ist, dass von Gudea an die Könige sehr oft Kriegszüge nach dem Amanus unternahmen, um einerseits den Handelsweg offen zu halten und anderseits sich das als Tribut zu verschaffen, was sie nicht kaufen konnten. Ein unmittelbarer Handel zwischen Babylonien und Aegypten ist weder vor noch zu Gudeas Zeit anzunehmen; doch können immerhin schon in dieser frühen Zeit durch Zwischenhandel Kulturelemente ihren Weg vom Nile zum Euphrat gefunden haben. In den folgenden Jahrhunderten, vor der assyrischen Zeit, hat Harran stets eine grosse Rolle als Vermittlerin des Verkehrs mit Syrien gespielt. Die zahlreichen westländischen Entlehnungen, die sich namentlich im Kultus Babyloniens und Assyriens finden, werden über Harran eingewandert sein, wie auch in Syrien und Palästina sich Kultureinflüsse aus Harran haben feststellen lassen.

Der Binnenverkehr der Sumerier scheint nach einer Andeutung einer alten Beschwörungsformel auf Strassen von Stadt zu Stadt sich vollzogen zu haben. Ueber die Benutzung von Zugtieren ist nichts bekannt, doch können nur Esel und Rinder als Lasttiere in Frage kommen. Die Herzuführung der grossen Steinblöcke zu den Statuen Gudeas, der Bausteine und Bauhölzer aus Magan, Miluch und Syrien müsste auf Fahrzeugen auf dem Euphrat, zum Teil auch Kanälen angenommen werden, auch wenn nicht die Inschriften ausdrücklich die Schiffsbeförderung auf dem Euphrat und Tigris feststellten. Allein H. Winckler geht weiter. Er nimmt an, dass Magan und Miluch (§ 118) Arabien mit Ausnahme des von Beduinen durchstreiften Nordarabiens ist und dass Gudeas Schiffe jedenfalls den Golf von Persien verlassen mussten, vielleicht ganz Arabien umfahren hätten. Das ist völlig unwahrscheinlich; denn es ist nicht denkbar, dass die Schifffahrt auf dem Persischen Busen und Indischen Ozeane dritthalb Jahrtausende hätte wieder ruhen können, nachdem sie einmal begonnen worden wäre. Jener Annahme gegenüber wird Ed. Meyer recht haben, wenn er sagt (I, S. 225): „Denn es steht völlig fest, dass von Babylon aus niemals Seehandel betrieben worden ist, sowohl durch ausdrückliche Angaben der Inschriften (s. Delitzsch, Paradies S. 76. 99), als auch durch den Umstand, dass Alexander von Babylon aus Expeditionen zur Erforschung der arabischen Küste aussandte, was völlig überflüssig war, wenn babylonische Kauffahrer hier Handel trieben. Im ganzen Bereiche des Indischen Ozeans beginnt ein umfassender direkter Handel erst in hellenistischer Zeit sich zu entwickeln und ist zu voller Entfaltung erst in der Römerzeit gelangt.“

136. Babyloniens wirtschaftliche Verhältnisse während der 1. babylonischen Dynastie (2400—2098 v. Chr.). Es ist eine sehr günstige Fügung, dass neuerdings für die Blütezeit der altbabylonischen Kultur in jenen schon erwähnten (§ 131) Kontrakttafeln aus Tell-Sifr, Telloh, Sippar urkundliches Material gewonnen worden ist, welches tiefe Einblicke auch in das wirtschaftliche Leben jener frühen Zeit thun lässt.

Unter den Verträgen und Quittungen sind in ziemlich grosser Zahl vorhanden solche über die Lieferung von Geld, Getreide, Erdpech, Ziegelsteinen, Wolle, Knoblauch u. s. w. Z. B. „1½ Sar Ziegelsteine wird Ibbatu, der Sohn des Idia, dem Luschtamar im Monat Dur-Rammân geben. Geld und Getreide hat er erhalten.“ (Folgen die Namen der Zeugen und das Datum.) Oder: „1 Talent Erdpech zum ...... wird Tarâm-Sin der Stadt Sippar liefern.“ „1 Schekel Silber hat Sin-idinna durch die Hand der Taribatu erhalten.“ „⅓ Schekel Silber

in Ringform von Ibku-Sin; $^1/_3$ Schekel Silber in Ringform von Sin-nadin-schumi; $^1/_3$ Schekel Silber in Ringform von Agil-ilischu; $^1/_3$ Schekel Silber in Ringform von Mannu-balu-Ischtar; $^1/_3$ Schekel Silber in Ringform von Ibgatu" u. s. w. „3000 KA Getreide hat Isimmanu an Ubaiatu und Abu-kima-ili gegeben." „...... wird X geben, und 180 KA Getreide, $2^1/_2$ KA Oel und $^1/_4$ Schekel Silber jährlich wird Arad-Ningirsu der Amat-Schamasch geben. Wenn sie dieses nicht geben, so müssen sie das Haus verlassen. Bei Schamasch, Malkatu, Marduk und Sin-mubalit schwuren sie". — Die Zahlung erfolgt in Geld oder Getreide, das die Verkäufer zuweilen schon bei Abschluss des Geschäftes erhalten. Ist der Kaufvertrag abgeschlossen, so sind beide Teile gebunden ihn zu halten. Will der Käufer die Ware nicht nehmen, so ist er trotzdem verpflichtet, den vertragmässigen Preis zu bezahlen. „Wenn der Besitzer eines Gartens zu seinem Käufer spricht: „„Die Datteln, welche in meinem Garten sind, nimm für dein Geld mit"", und der Käufer weigert sich, so wird der Besitzer des Gartens die Datteln, welche im Garten sind, nehmen, der Käufer muss seiner Verpflichtung gemäss das Geld und seine Zinsen bezahlen, und die übrigen Datteln, welche im Garten sind, wird der Herr des Gartens nehmen."

Nicht selten wurden auch Grundstücke und Häuser verkauft und getauscht. Bei Wertverschiedenheiten wurde der überschüssige Teil mit Geld bezahlt.

Wie das eine Beispiel der Kaufverträge zeigt, war Geld in Ringform im Gebrauche. Aber auch in dieser Ringform wurde das edle Metall gewogen wie in Barrenform. Ob mit den im Vertrage beigefügten Namen eine Prägung bezeichnet ist, giebt Meissners Kommentar leider nicht an. Gewiss aber ist, dass es nach dem Gewichte genau abgeteilte Stücke gab; Minen und Schekel waren in Halbe, Viertel, Drittel und Sechstel abgeteilt. Dann brauchte das Metall nicht jedes Mal abgewogen zu werden. Leider sind solche in bestimmten Gewichtsverhältnissen zu einander stehende Barren oder Ringe nicht gefunden; es giebt nur schriftliche Mitteilungen darüber. Schon um 2300 v. Chr. ist aber der Wertmesser in dieser Form zum Kapital geworden, das auf Zinsen ausgeliehen wurde. Peiser sagt ferner: „Der Wechsel ist in Babylonien bekannt gewesen, und man hat Angaben über Kursschwankungen des Geldes." Leider hat er keine näheren Angaben über beide Punkte hinzugefügt.

Nach einer Reihe von Verträgen wurden nicht bloss Häuserkäufe und Feldpachtungen von mehreren gemeinschaftlich unternommen, es fand auch die Vereinigung zu einer „Gesellschaft" statt

für das Handels- und Darlehnsgeschäft. Wie das Einlagekapital gleich war, sollte auch der Gewinn gleich geteilt werden. „Im streitsüchtigen Babylonien entstanden durch die Societät häufig Prozesse, welche den Richtern viel zu thun gaben.“

Darlehen in Geld wurden nach den Verträgen hauptsächlich zur Erntezeit gesucht, um die Miete für Mietssklaven und andere notwendige Ausgaben zu decken. Oefter wurde auch Getreide zur Aussaat oder zum Unterhalt, Sesam oder Ziegelsteine entliehen. Die Darleiher waren nach den bis jetzt bekannten Verträgen grossenteils Priester; das ganze Bankgeschäft scheint fast ausschliesslich von der Priesterschaft betrieben worden zu sein. Priester und noch mehr Priesterinnen, unter denen sich sogar königliche Prinzessinnen befanden, trieben Geldgeschäfte, verliehen Geld, verkauften Tempelländereien u. s. w. Privatbankherren finden sich seltener. Es ist jedoch zu berücksichtigen, dass die bis jetzt bekannten Verträge fast ausschliesslich Tempelarchiven entstammen. Merkwürdig ist, dass für Darlehen auf kurze Zeit, etwa auf zehn Tage bis zu einem Monate, keine Zinsen berechnet wurden. Als Zinsen berechnete man gewöhnlich für das Jahr von einem Schekel $^1/_6$ Schekel, von einer Mine 12 Schekel, demnach $16^2/_3$—20 Prozent (in Assyrien gewöhnlich 25 Prozent), von Getreideschulden gewöhnlich $33^1/_3$ Prozent. Der säumige Schuldner konnte gerichtlich zur Zahlung angehalten werden. — Die Bankherren nahmen auch Geld als Depositum auf, anscheinend ohne Zinsen zu zahlen, jedoch mit der Verpflichtung, es dem Depositar zu jedem beliebigen Zeitpunkte zurückzuzahlen.

Ein Gegenstand des Handels waren auch die Sklaven. Nach altbabylonischem Rechte war der Sklave kein Mensch, sondern eine Sache; es wird von ihm immer nur als ein „Stück“ geredet, „stückweise“ werden sie berechnet. Ein eingebranntes Mal machte sie kenntlich; häufig, besonders wenn sie als Ausreisser bekannt wurden, trugen sie sogar Ketten. Ohne Erlaubnis des Herrn durften sie die Scholle nicht verlassen; bei dem Tode des Besitzers fielen sie ohne weiteres seinen Erben zu. Dagegen war der Herr berechtigt, sie zu verkaufen oder zu verschenken. Flüchtende und wieder eingefangene Sklaven erwartete hohe Strafe; selbst die Todesstrafe durfte der Herr ohne weiteres gegen sie anwenden. In Wirklichkeit mag das Verhältnis gewöhnlich ein freundliches gewesen sein. Die Sklavin war in der Regel die Nebenfrau ihres Gebieters, der ihre Kinder zu erziehen verpflichtet war. Auch die männlichen Sklaven werden gut behandelt worden sein; es kam sogar vor, dass sie adoptiert wurden. Mittelst Loskaufs durch Geld konnten sie die Freiheit erlangen. Die

Anzahl der Sklaven war nicht gross. „Bei der Teilung von grossen Hausständen ist häufig nur ein Sklave aufgezählt; mehr als vier Sklaven habe ich überhaupt noch nicht im Besitze eines Mannes gefunden“ (Meissner).

Der Herkunft nach fanden sich In- und Ausländer als Sklaven. Wenn ein Sohn sich gegen seinen Vater schwer verging, so konnte er von diesem als Sklave verkauft werden. Ebenso hatte der Ehemann das Recht, seine zänkische Ehefrau zu verkaufen. Ob jemand durch Schulden in Sklaverei geraten konnte, wie in Israel und jedenfalls im späteren Babylon, steht noch nicht fest. Die ausländischen Sklaven waren durch Kriegsgefangenschaft oder Raub in ihre Stellung geraten; besonders beliebt waren weisse Sklaven aus dem östlichen Gebirgslande Gutium und Schubarti nördlich von Melitene, am linken Euphratufer. Aus vorhandenen Privatverträgen ist zu ersehen, dass von Babylon aus den Euphrat aufwärts zu Schiffe Züge nach den nördlichen Gebieten unternommen wurden, um Sklaven zu beschaffen, und dass unter den Freibeutern auch Kaufleute sich befanden.

Die Preise für einen Sklaven schwankten zwischen 10 und 20 Schekeln; eine Sklavin konnte man schon für $4^1/_2$ Schekel erhalten. Zum Vergleiche sei angeführt, dass der jährliche Mietpreis für ein Haus durchschnittlich 1 Schekel betrug.

Die Kontrakttafeln nennen oft eine Stadt Mair; sie erscheint als eine bedeutende Schiffer- und Gewerbestadt; ein gewisses Kleidungsstück erhielt von ihr den Namen Mairatu.

137. **Babyloniens auswärtiger Handel von der Zeit der 1. babylonischen Dynastie bis zur Assyrerzeit.** Um 2300 v. Chr. unterwarfen die Könige von Elam nicht nur Südbabylonien, es unternahmen auch mehrere von ihnen Eroberungszüge nach Syrien (Martu), darunter Kudurmabuk, Kudurlagamar (der bibl. Kedorlaomer) und vielleicht des ersteren Sohn Iri-Aku von Larsa (der bibl. Ariok von Ellasar Gen. 14, 1). Ed. Meyer hält es für möglich, dass diese elamitischen Eroberer die Hyksos waren. Hommel ist der Ansicht, dass sie nur Anlass zu dem Eindringen der Hyksos in Aegypten gegeben hätten dadurch, dass sie die sämtlichen Beduinen und sesshaften Stämme von Elath bis Kanaan aufgescheucht und zum Einbruche in Aegypten gedrängt hätten. Sicher ist, dass diese äusseren Berührungen Babyloniens mit Syrien einen mächtigen Einfluss geübt haben auf die äussere Gestaltung des Lebens, das Gewerbe, die Kunst, die Religion, die ganze Denk- und Anschauungsweise. Syrien begann nunmehr den durch seine geographische Lage zwischen Aegypten und Babylonien ihm zugefallenen Beruf der Vermittlung zu üben. Baby-

lonien lernte durch die Syrer den Wein, den Wettergott Ramman, den Gott Schulmanu oder Salman kennen. Das Land der Chetiter war das neutrale Gebiet, wo sich unbeabsichtigt babylonischer und ägyptischer Einfluss zum ersten Male in der Geschichte begegneten. Im Zusammenhange damit muss es stehen, dass in der Blütezeit der chetitischen Kultur ein Teil der Kulturelemente, vor allem in der Kunst, babylonischen, ein anderer Teil ägyptischen Ursprunges erscheint. Manche Erzeugnisse dieser nach Syrien übertragenen Kultur haben sogar in Aegypten bereits zu den Zeiten des Mittleren Reiches Eingang gefunden. Es tauchen z. B. in der dekorativen Kunst Formengebilde auf, die während des Alten Reiches in Aegypten noch unbekannt gewesen zu sein scheinen und Nachahmungen aus Vorderasien eingeführter Muster sein können. Ebenso haben die neueren Ausgrabungen auf Cypern aus Grabstätten, in denen noch keine sicheren Spuren von der Anwesenheit der Phönizier auf Cypern zu entdecken sind, Siegelsteine zu Tage gefördert, auf welchen bildliche Darstellungen von babylonischem Formengepräge und Inschriften in babylonischer Keilschrift mit Namen altbabylonischer Herrscher eingraviert sind.

Einen Beweis für den aufblühenden Handel zwischen Babylonien und Syrien und den dadurch erzeugten Wohlstand liefert die Schilderung der Pracht, welche der Kassitenkönig Agu-kak-rime (um 1600 v. Chr.) auf die Herstellung des alten Heiligtums E-sagila und seiner Bilder verwendete. Cedern- und Cypressenholz wurden wie zu Gudeas Zeit aus Syrien herbeigeschafft, eine Menge mit Namen aufgeführter Edelsteinarten verwendet, darunter gewiss der lapis lazuli, der bald nachher unter den Geschenken und Tributen der assyrischen, mesopotamischen und syrischen Fürsten an Aegypten oft genannt wird, ein wichtiger Handels- und Ausfuhrartikel Babylons gewesen sein muss.

Als Weg von Babylonien nach Syrien bot der Euphrat erhebliche Schwierigkeiten, geringere bei der Thalfahrt. Der Weg durch die Syrisch-arabische Wüste über Palmyra (Tadmor) scheint erst in hellenistischer Zeit in grösserem Umfange benutzt worden zu sein, da diese Stadt vor der Seleucidenzeit nicht nachweisbar ist. Die Kaufleute zogen daher zu Lande nach dem mittleren Tigris, dann durch die Steppenlandschaft von Sangar (Singara, Sindschar) über den Chaboras nach Harran, oder über Nisibis nach dieser Stadt, von da nach dem Euphratübergange bei Karkemisch, dessen Ruinen bei dem heutigen Dscherabis (d. i. Europus) liegen. Thapsakus am Euphrat kommt erst zur Perserzeit vor. In umgekehrter Richtung wurde wohl auch der

Euphrat benutzt, zu dem man von Harran aus am Chaboras entlang kam. Von dem wichtigen Uebergange bei Karkemisch ging die Strasse nach Chaleb (Aleppo), dem Knotenpunkte der Strassen nach dem Busen von Issus, den nordsyrischen Häfen oder den Städten Hamât, Kadesch, Damaskus. Durch das Orontesthal gelangte man zu den mittleren und südlichen Hafenstädten Syriens.

138. Die Chetiter und Aramäer. Die Herkunft und Abstammung der Chetiter ist noch unbekannt; wahrscheinlich waren sie ein nichtsemitischer Stamm. Ebenso ist ungewiss, seit wann sie in ihren Wohnsitzen am Euphrat sich befunden haben; nur dass sie am Ende des 3. Jahrtausends sich dort befanden, bezeugen Keilinschriften. In Nordsyrien erstreckten sich ihre Wohnsitze bis ins Orontesthal nach Süden und in das Gebiet des Amanus im Norden; vielleicht waren auch die Bewohner des ebenen Ciliciens, die von den eigentlichen Ciliciern im Taurus sich unterschieden, ihnen zuzurechnen. Die Denkmäler Kleinasiens veranlassen Ed. Meyer zu der Annahme, dass die Chetiter erobernd auch in Kleinasien vorgedrungen und daselbst ihre Kultur verbreitet haben. Die geschichtlich wichtigsten Städte der Chetiter sind Karkemisch am Euphrat und Kadesch, wahrscheinlich am Tumulus Tell Nebby Mindu am Libanon. Ausserdem gehörten ihnen die Hauptstädte der kleinen, von den Assyrern unterworfenen Reiche am Amanus, von denen eine, Samaal, neuerdings in dem Schutthügel von Sendscherli aufgedeckt ist.

Das grosse Chetiterreich ist erst im 14. Jahrhundert aus einer Reihe Kleinstaaten im Kampfe gegen die ägyptische Grossmacht entstanden. Auf seinem sechsten Feldzuge nach Asien eroberte Dhutmes III. Kadesch. Seitdem erschienen die „Könige des grossen Chetalandes“, die aber ihren Herrschersitz immer in Kappadocien, nicht in Kadesch hatten (W. Max Müller, S. 322), wiederholt unter den Tributzahlern Aegyptens. Unter den folgenden schwächeren Herrschern Aegyptens gelang es den Grossfürsten der Chetiter, den einzelnen Stämmen ihre Oberhoheit aufzuzwingen und dann mit der Gesamtmacht des Reiches in langem Kriege gegen Ramses II. von Aegypten (1348—1281) die Anerkennung als ebenbürtige Macht zu erstreiten. Beide Mächte einigten sich dahin, dass Aegypten Südsyrien, den Chetitern Nordsyrien überlassen wurde, schlossen bald ein Schutzbündnis gegen jeden äusseren Feind und standen über ein Jahrhundert in enger Freundschaft. Um 1200 v. Chr. ergoss sich ein Strom fremder Völker über Syrien nach Aegypten zu; Schardana, Turscha, Schakaruscha, Danauna, Zakkari, Pursta, Uaschasch werden die Völker genannt (vgl. § 163). Der erste und schwerste Stoss

traf das Chetiterreich und schlug es in Trümmer; eine Reihe Kleinstaaten traten wieder an seine Stelle, eine leichte Beute Tiglat-Pilesers I. (um 1110). Als Assurnasirpal nach Syrien vorrückte, zahlte der Chetakönig von Karkemisch Tribut. Im Jahre 717 machte Sargon auch diesem alten, längst der Ohnmacht verfallenen Reiche von Karkemisch für immer ein Ende. In späterer Zeit ist Sprache und Nationalität der Chetiter völlig verschwunden; jedenfalls haben sie sich gänzlich aramäisiert.

In Bezug auf die Leistungen der chetitischen Kunst und ihren Zusammenhang mit der kleinasiatischen fehlt es noch sehr an sicheren Ergebnissen. Es besteht sogar die Vermutung, dass keines der erhaltenen Denkmäler über 1000 v. Chr. hinaufreiche; die Schrift der Chetiter ist noch nicht entziffert. Doch findet sich in den kleinasiatischen Denkmälern bezeichnende chetitische Eigenart, z. B. die schreitende Beinstellung der Königsbilder an der Felswand unter der Feste Giaurkalessi im inneren Phrygien und an zwei Felsen des Sipylus bei Nymphäum, ferner der Brauch, die Götter auf Bergspitzen stehend darzustellen auf einem mycenischen Goldringe, noch häufiger der Brauch, die Gottheiten auf den Rücken von Tieren zu stellen. Der erwähnte mycenische Goldring liefert auch durch seine sonstigen Darstellungen den Beweis, dass jedenfalls die Typen der kleinasiatisch-chetitischen Kunst lange vor dem Ende des 2. Jahrtausends geschaffen sind. Ferner ist erwiesen, dass diese Kultur über die Grenzen ihres unmittelbaren Herrschaftsgebietes hinaus Einfluss geübt hat. Die Silbenschrift der cyprischen Griechen ist anscheinend aus der chetitischen Schrift hervorgegangen. Thonscherben mit Schriftzeichen, die den cyprischen ähnlich sind, kommen schon unter der 12. Dynastie (2130—1930) in der Ansiedelung Kahun im Faijûm, später auch unter der 18. Dynastie in Aegypten vor. Auch auf einer Anzahl von „Spinnwirteln“ der „zweiten Stadt“ Troja, die nach Furtwängler „mindestens in die zweite Hälfte des 3. Jahrtausends v. Chr. hinaufzudatieren ist“, scheinen solche Schriftzeichen vorzukommen. Ebendaselbst haben sich auch thönerne Siegelcylinder gefunden, die sich deutlich an chetitische Vorbilder anschliessen. Auf Cypern sind chetitische Cylinder häufig. Schon das Vorkommen überhaupt und nun gar ihre cylindrische Form weist auf Einfluss aus Babylonien hin. Durch die Chetiter mag auch der Typus der babylonischen Göttin der Zeugung und der Ernährung nach Cypern, Troja und Mycenä gelangt sein, wo sie sich in Thon nachgebildet gefunden hat. Besonders deutlich sind die chetitischen Einflüsse in der mycenischen Kunst. Sie beweisen, dass auch auf dem Landwege eine Verbindung zwischen dem Oriente und dem

Aegäischen Meere hergestellt worden ist, die chetitischen und babylonischen Typen den Griechen durch den Handel übermittelt worden sind.

Der Gesamtcharakter der chetitisch-kleinasiatischen Kunst besteht in der Verbindung einheimischer Roheit mit ägyptischen und babylonischen Elementen, eine Verbindung, die sich nur in Nordsyrien durch die Chetiter vollzogen haben kann. Als hervorragendste Eigentümlichkeit des chetitischen Stils macht sich zunächst geltend die äusserste Roheit, so wie sie den künstlerischen Anfängen eigen ist, ferner gewisse stereotype Züge der Zeichnung, z. B. die gedrungenen, ja plumpen menschlichen Gestalten, die schreitende Beinstellung, charakteristische Züge der Tracht wie die Schnabelschuhe und die spitze Mütze. Den ägyptischen Einfluss bezeichnen die Umgestaltungen der geflügelten Sonnenscheibe, die Sphinx, die Uräusschlange an der spitzen Mütze der Herrscher; auch die chetitische Schrift scheint durch die ägyptische Hieroglyphenschrift beeinflusst zu sein. Den babylonischen Einfluss bezeichnet das Vorkommen von Siegelcylindern und Gemmen selbst, die Darstellung der seltsamen Mischwesen aus Mensch und Tier, z. B. esels- und löwenköpfige Dämonen, Greife u. ä., Verkoppelungen von Tieren, die gegeneinander aufgerichtet sind, Tierkämpfe, Kämpfe von Dämonen und Tieren u. a. Die Erfindung dieser Elemente ist Eigentum der Babylonier, aber die chetitische Kunst hat sie in bizarrer Weise weitergebildet.

Die Chetiter haben demnach das Verdienst, die Elemente der babylonischen und ägyptischen Kultur angenommen und weitergebildet zu haben; sie haben das weitere Verdienst, die Kulturelemente wie die Kunstwerke und mit ihnen selbstverständlich vieles andere durch den Handel verbreitet zu haben. Der Anfang dieses Handels fällt mindestens in die zweite Hälfte des 3. Jahrtausends v. Chr.

Dass die Babylonier regelmässig unmittelbar mit den Chetitern getauscht haben, ist nicht wahrscheinlich, vielmehr anzunehmen, dass Harran vermittelt hat. Nicht nur, dass die damaligen Wege zwischen Babylonien und dem Chetalande durch Harran führten, dieser Platz war auch der geistige und politische Mittelpunkt der alten babylonisch-semitischen Bevölkerung Nordmesopotamiens.

In dieses Land und das Chetagebiet drang später ein neues Volk ein, die Aramäer. Ihre Heimat ist wahrscheinlich das östliche Arabien. Die Volksvermehrung einerseits, der verlockende Anblick des Kulturlandes anderseits mögen die Ursachen der Wanderung gewesen sein. Sprenger weist eine Reihe von Wanderungen arabischer Stämme von Süden nach Norden nach. Auch die Wanderung der Aramäer war

nordwärts gerichtet, vielleicht weil damals die Chaldäer in Südbabylonien eindrangen. Die weiten Steppen Nordmesopotamiens zwischen Euphrat und Tigris und am Chabur wurden zunächst als gute Weideplätze besetzt. Ramman-nirari I. von Assyrien (um 1325) hatte hier zuerst mit ihnen zu kämpfen. Ihre erste Besitznahme, die steten Versuche weiterer Eroberungen bedeuteten „Verwüstung und Zerstörung“ für weite Gebiete, namentlich in den Zeiten der Schwäche Assyriens von Tiglat-Pileser I. bis Assurnasirpal. Als halbe Beduinen breiteten sie sich unaufhaltsam in der ganzen nordmesopotamischen Tiefebene aus, setzten sich in den Besitz der Städte und gründeten eigene Staatswesen, ein Gemisch von Kulturstaat und Nomadentum. Die Bevölkerung von fast ganz Mesopotamien mit Ausnahme des südlichsten Teiles nahm einen vorwiegend aramäischen Charakter an, und die Verkehrssprache wurde das Aramäische, die altansässige Bevölkerung wurde aufgesogen. Am dichtesten sassen sie in dem Gebiete zwischen Balich und Euphrat und selbst auf des letzteren rechtem Ufer. Aber sogar in Südbabylonien fanden sie sich später sesshaft, ferner in den Landschaften von Malatia und Amid am oberen Euphrat, im Orontesthale, in Damaskus (hier „seit den ältesten Zeiten“. In der israelitischen Königszeit erscheint das Reich von Damaskus fertig als Aramäerreich.). Wohin sie kamen, überall haben sie sich unausrottbar festgesetzt und ihrer Sprache in den von ihnen bewohnten Gegenden zur unbestrittenen Herrschaft verholfen. Das Aramäische wurde die Umgangssprache in fast ganz Mesopotamien und verdrängte das Assyrisch-Babylonische, welches nur Schriftsprache blieb. Bereits im 10. Jahrhundert war die aramäische Sprache die verbreitetste in Syrien, spielte die Rolle des Babylonischen im 15. Jahrhundert, wurde als Handelssprache bis nach Aegypten gebraucht. Den keilschriftlichen Handelsurkunden wurden Vermerke in aramäischer Sprache in der phönizischen Buchstabenschrift beigefügt, um sie den Nichtgelehrten verständlich zu machen.

Es war für die Assyrer nicht leicht, die Aramäer von ihrem Standpunkte unabhängiger halber Beduinen zu festangesessenen Steuerzahlern und Frondienstleistenden herabzudrücken. Zum grössten Teile gelang dieses Werk Assurnasirpal in einer Reihe von Feldzügen. Sie wurden in ihrem Besitze belassen und zahlten ihre Steuern; den Assyrern war es gleichgiltig, ob ihnen die Eroberer oder die ehemaligen Herren des Landes die Tribute darbrachten.

139. Der Handel im Assyrerreiche. Wie in der altbabylonischen Zeit die Nordmesopotamier von Harran und die Chetiter, so vermittelten in der späteren assyrischen Zeit die Aramäer den

Handel Babyloniens mit dem Westen. Harran, Karkemisch, Hamât, Damaskus waren grosse Handelsmittelpunkte; in den hauptsächlichsten Städten Assyriens wie in Babylon fanden sich zahlreiche Kaufleute aramäischen Ursprungs. Ihre hervorragende Stellung im Handel Mesopotamiens und Syriens bezeichnet zweierlei: erstens, dass in Ninive nicht nur nach „königlichem Gewichte“, sondern daneben das Silber auch nach „Minen von Karkemisch“ verrechnet wurde, zweitens, dass das Aramäische die allgemeine Verkehrssprache Vorderasiens geworden, selbst den assyrischen und jüdischen Staatsmännern geläufig war (2. Kön. 18, 26) und allmählich die Sprachen der einzelnen Völker verdrängte. Wenn Nahum (3, 16) Ninive anredet: „Du hast mehr Händler, denn Sterne am Himmel sind“, so mögen das vorzugsweise aramäische Kaufleute gewesen sein. Ihre Menge, die Blüte des Handels und Gewerbes in Ninive lassen erklärlich erscheinen, dass Sanherib durch wirtschaftliche Massregeln Ninive auf Kosten Babylons heben wollte.

Es ist begreiflich, dass der Militärstaat Assyrien aller Erwerbsthätigkeit, besonders dem Handel schwere Wunden schlug. Schon die grausame, auf die kostenlose Erhaltung des Heeres bedachte Kriegführung, die nur auf Beute und Tribute abzielenden Staatsverwaltung musste den Handel schwer schädigen. Es kam auch vor, dass Assyriens Feinde ihren Gegnern durch Störung des Handels Verluste bereiteten. Der Kedreerscheich Jauta (die Kedreer waren der bedeutendste Stamm der Syrisch-arabischen Wüste) schickte 651/0 Hilfstruppen nach Babylon gegen Assyrien und liess die Kaufleute Syriens ausplündern. Allerdings beweisen auch die Araberkriege Assarhaddons und Assurbanipals, dass sie um die Aufrechterhaltung der Ordnung und Sicherheit des Handels besorgt waren.

Die grausame Art, alle Völker, die sich ihnen widersetzten oder auch nur ihre Selbständigkeit zu wahren suchten, zu zerstören, alle Völker zu nivellieren, hat die tiefsten Erschütterungen des wirtschaftlichen Lebens bewirkt. Nachdem die Herrschaft indes einmal begründet war, hat sie wiederum belebend auf Handel und Verkehr eingewirkt. Zum ersten Male in der Geschichte ist ein weit umfassendes Gebiet, durch Lage und eigenartige Erzeugnisse für den Weltverkehr bestimmt, politisch geeinigt worden. Vom Mittelmeere bis zum Westrande von Iran, Elam und den Persischen Busen, von der Arabischen Wüste bis zum armenischen Hochlande und dem Taurus gehorchten die Völker den assyrischen Königen. Die Heereszüge bahnten dem Handel die Wege. Je weiter die Macht der Grosskönige gefürchtet wurde, desto weiter konnten die Kaufleute ihre Handels-

reisen regelmässig und sicher ausführen. Auch über die Reichsgrenzen hinaus gestattete die Achtung oder Furcht Assyriens den Schutzbefohlenen Unternehmungen nach bisher abseits liegenden Gegenden und ermöglichte deren Hineinziehung in das Handelsleben Vorderasiens. Die wichtigen Handelswege vom Mittelmeere zum Euphrat und durch Medien mit der Fortsetzung nach Centralasien, vom Tigris und Armenien zum Persischen Busen, von hier nach Arabien, Aegypten, Phönizien, Kleinasien: sie alle lagen im Assyrischen Reiche. Wenigstens in den letzten Zeiten Assyriens kam der Handelsweg nach der Mederstadt Ekbatana vom Mittellaufe des Kleinen Zabs in der Richtung des heutigen Sulimanieh in Gebrauch. Auch das erste Handelsvolk der damaligen Welt, die Phönizier, war den Assyrern unterthan und vermittelte den Austausch zwischen dem Reiche und der übrigen Handelswelt. Endlich ist nicht zu vergessen, dass wenigstens einzelne der Könige sich der wirtschaftlichen Interessen ihres Landes angenommen haben, wie Assurnasirpal, Salmanassar II., Assarhaddon, Assurbanipal.

Syrien zu gewinnen und festzuhalten durch endlose Kriege, bestimmte die assyrischen Könige wie später Nebukadnezar nicht bloss die Fähigkeit des Landes zu reichen Tributzahlungen, sondern auch die handelspolitischen Interessen ihres Reiches. Denn Syrien vermittelte eben den Handelsverkehr zwischen Babylonien und Aegypten einerseits, Kleinasien und den Gestaden am Aegäischen Meere, später am ganzen Mittelmeere anderseits. Um sich den Handel mit dem syrischen Festlande zu sichern, erkannten selbst die cyprischen Fürsten die Oberhoheit Assyriens an. Im Jahre 709 schickten sieben cyprische Fürsten reiche Geschenke an Sargon, der sein Steinbild als Zeichen seiner Herrschaft in Citium aufstellen liess.

Auf die Waren, welche Assyrien aus Mesopotamien und Syrien erhielt, fällt Licht durch die Aufzählung der Tribute. Von dem Aramäerstaate Bit Adini (am Euphrat von der Mündung des Balich bis Biredschik sich erstreckend) wurden von Salmanassar II. besonders Arbeiten aus Elfenbein und Gold abgeliefert. Derselbe König empfing von Jehu von Israel (842): Silber und Gold in Barren, eine Schale, eine Kelle, Pokale und Schöpfeimer von Gold, Zinn (oder Blei?), „einen Stab für die Hand des Königs“ und Speerschäfte. Die Beute Ramman-niraris III. in Damaskus ist bereits § 53 genannt worden. Zum Umbau des Centralpalastes Salmanassars II. in Kalchi „nach syrischem Muster“ verwendete Tiglat-Pileser III. besonders die Tribute der Chetiterkönige und der Chaldäerfürsten, bestehend in Elfenbein, wohlriechenden Hölzern, Palmstämmen u. a.

Als Haupt- und Residenzstadt des Assyrerreiches von etwa 850 bis 600 musste Ninive ein wichtiger Sammel- und Stützpunkt des Handels werden, um dessenwillen neue Verkehrslinien entstanden, bestehende abgeändert wurden, wie das die Hauptstädte orientalischer Despoten so oft bewirkt haben. Der Weg von Ninive nach Syrien lief zunächst entweder über Nisibis oder über Sangar am Fusse der Sindschar-Höhen und den Chaboras nach Harran, dann bei Karkemisch über den Euphrat, von dort sich verzweigend nach dem Busen von Issus, den nordphönizischen Häfen Gabala und Aradus, dem Oronteshale und dann nach den mittleren syrischen Häfen oder bis nach Damaskus.

Nach Norden, nach dem armenischen Hochlande, dem Kaspischen und Schwarzen Meere ist in der assyrischen Zeit schwerlich ein regelmässiger Handel entstanden. Weder die Barbarei der in primitiven Kulturverhältnissen lebenden Gebirgsvölker noch die Feindschaft mit Assyrien und die häufigen Kriegszüge dieses Staates liessen mehr als einen Verkehr bis an die Grenzen aufkommen. Wohl hatte Tiglat-Pileser I. seine Herrschaft über die Gebirgslandschaften Westarmeniens und des östlichen Kleinasiens bis nach dem Schwarzen Meere ausgebreitet; aber selbst diese Eroberungen waren nicht von Dauer; die Gebirgsländer weiter östlich bis zum Wansee sind trotz wiederholter Angriffe bis zum 9. Jahrhundert im wesentlichen unabhängig geblieben. Im 8. Jahrhundert erweiterte sich das Reich Urartu zu einem grossen armenischen Reiche, das im Westen bis Melitene und zu den Cheta, im Norden über den Araxes bis nördlich von Eriwan reichte, im Süden aber öfter seine Waffen gegen die Assyrer kehrte; selbst Tiglat-Pileser III. und Sargon vermochten nicht es zu unterwerfen. Es herrschte also steter Kriegszustand zwischen Assyrien und dem Norden, bei dem der Handel nicht gedeihen konnte. Als Salmanassars II. Beute in einem dieser Kriege wird aufgezählt: Gold, Silber, Zinn (bez. Blei), Bronze, Bronzegefässe, Streitwagen, Rosse, Rinder, Maultiere, zweihöckerige Kamele, Kleinvieh, Wein, kostbare Gewänder. Das Vorwiegen der rohen Metalle und des Viehes lassen schliessen, dass noch wenig Bedürfnisse durch den Handel zu befriedigen waren. Im 7. Jahrhundert bestand offiziell ein freundliches Verhältnis zwischen Assyrien und Urartu, aber die Könige betrachteten sich mit Misstrauen und bereiteten sich insgeheim Schwierigkeiten.

Dagegen scheinen am Schwarzen Meere friedliche Beziehungen mit den griechischen Kolonisten eingetreten zu sein. Tiglat-Peliser III. und Sargon drangen auch in Kleinasien ein; die Fürsten der Tiba-

rener und Moscher im späteren Kappadocien wurden wenigstens vorübergehend Vasallen der Assyrer. Nun wird bei den älteren Griechen das Gebiet von Sinope durchweg Assyria genannt und der Assyrername auch auf die Kappadocier (weisse Syrer) übertragen (vgl. § 470). Daraus scheint doch hervorzugehen, dass die Jonier an den Küsten des Pontus mit den Assyrern in nahe friedliche Beziehungen getreten sind. Die Cimmerier- und Scythen-Einfälle müssen hier wie in Armenien arge Störung der friedlichen Thätigkeit herbeigeführt haben.

Nach Kleinasien haben sich die schon früher durch die Chetiter vermittelten Beziehungen fortgesetzt, ohne dass bis jetzt Einzelheiten klar geworden sind. Die „mycenische Kultur“ spiegelt die Einflüsse des Orients wieder. Die Unkultur auch der kleinasiatischen Völker, die Schwierigkeiten der Wege durch das Land vom Osten her, die feindliche Haltung der Assyrer wirkten zusammen, einen bedeutenderen Handel nicht aufkommen zu lassen. Erst der wirtschaftliche Aufschwung unter den Griechen seit dem 8. Jahrhundert und besonders ihre Kolonisation vom Hellesponte bis zur Mäotis haben wirtschaftlich anregend auf das innere Kleinasien gewirkt. Sinope wurde der Ausgangspunkt einer Handelsstrasse nach Kappadocien und dem Euphrat. Dieser Verkehr entstand aber erst im 7. Jahrhundert, nachdem die Cimmerier überwältigt oder verdrängt waren.

140. Fortsetzung. Der seit dem 3. Jahrtausende durch vielleicht viele Zwischenglieder vermittelte Verkehr zwischen Babylonien und Aegypten hat sich um die Mitte des 2. Jahrtausends in unmittelbaren Verkehr umgewandelt. Von ausserordentlichem Werte als Zeugnis hierfür sind die Amarnabriefe (§ 130). Denn der Umstand, dass man in Aegypten die in Keilschrift geschriebenen Briefe der Könige von Babylon, Assyrien, Mitanni u. s. w. verstand, ist für den Verkehr der Fürsten und Völker ein ebenso starker Beweis wie der Inhalt der Briefe, der meist unverblümte Bettelei um Geschenke ist, zum Teil unter Uebersendung von eigenen Geschenken. Es schickt z. B. der König von Assyrien, Aschuruballit, an Amenhotep IV. mehrere Streitwagen, ein Gespann weisser Rosse, ein Petschaft aus „Uknu“-Stein (= Lapislazuli), erinnert indes auch in nicht misszuverstehender Weise an die Sendung Gold, welche seinem Vater zu teil geworden ist, und rühmt die Grösse seines Reiches.

Von Aegypten aus bewegte sich dieser Verkehr zunächst auf dem „Königswege“ (§ 23), der wenigstens seit den syrischen Eroberungen der 18. Dynastie (von 1580 an) in Gebrauch war. Ueber seinen genaueren Verlauf vgl. § 186. Damaskus und Aleppo bildeten seit den ältesten Zeiten die Hauptstapelplätze des Handels mit den Nomaden

der Syrisch-arabischen Wüste, das erstere auch den Ausgangspunkt der Karawanenstrasse nach Südarabien.

Der unmittelbare Verkehr Babyloniens mit Südarabien ist jedenfalls viel jünger als mit Aegypten. Die Wüste trennte in der älteren Zeit beide Gebiete um so schärfer, als an Lasttieren nur der Esel, noch nicht das Kamel zur Verfügung stand. Immerhin zeigen die Denkmäler Jemens, von denen die ältesten allerdings nur bis ins 5. Jahrhundert v. Chr. hinaufreichen, einen Kunststil, der in entschiedener Abhängigkeit von dem babylonischen steht; unter den Gottheiten der Sabäer wurden der Mondgott Sin und der Gott Atthar, eine Umbildung von Ischtar, eifrig verehrt. Beide Thatsachen weisen auf alte Verbindungen mit Babylonien hin. Der Verkehr kann nur durch Karawanen, auf Landwegen, vermittelt worden sein. Den Kriegen der späteren assyrischen Zeit gegen arabische Stämme lag in erster Linie das Streben zu Grunde, die Karawanenstrassen durch die Wüste, den Handel nach Südarabien zu sichern. Es wird die erste feindliche Berührung gewesen sein, als der Araberfürst Gindibu 1000 Kamelreiter stellte zu der grossen syrischen Koalition gegen Salmanassar II. im Jahre 854. An einer ähnlichen Vereinigung gegen Tiglat-Pileser III. beteiligte sich die Königin Samsie von Aribi (dem nördlichsten Teile von Arabien und der Wüste); sie musste nach der Niederlage grosse Herden von Kamelen und Rindern als Tribut geben. Viel weiter in Arabien drang Sargon ein; er überwand Stämme, deren Gebiete sich wahrscheinlich südlich über Mekka hinaus erstreckten und an sabäisches Gebiet grenzten; denn selbst der König Jatha-amar von Saba fand sich bewogen, Sargon Geschenke zu schicken.

Auch nach Osten, nach Iran, trieben Babylonien und Assyrien Handel. Die Kultur Westirans wie Susianas stand ganz unter babylonischem Einflusse. Als einer der wichtigsten Einfuhrartikel aus dem Osten muss der Lapislazuli (= Blaustein), wahrscheinlich aus Baktrien, gelten. Dhutmes III. erhielt vom Könige von Assyrien als Geschenke: „echten Blaustein, einen grossen Stein, der beträgt 20 Vodn 9 Kite (an Gewicht); echten Blaustein, zwei Blöcke, 30 Vodn — Summa drei, die machen 50 V. 9 K. Guten Blaustein von Babel, Hrtt-Stein (= Kristall?), Gefässe von ’-s-su-ra in Farben, 65 Sklaven und Sklavinnen“. Desgleichen schickte das Reich Sangar: „echten Blaustein, Vodn 4 + X, künstlichen Blaustein 24 Vodn, Blaustein von Babel, von echtem Blaustein: einen Widderkopf von Blaustein, 15 Kite, und Gefässe“. Merkwürdig, welche Rolle der Lapislazuli in den Geschenken dieser transeuphratenischen Länder spielt! Als ein Zeichen des Verkehrs zwischen Babylonien und Indien ist

anzusehen, dass bereits die noch im Siebenstromlande ansässigen Inder der vedischen Zeit die babylonische Mine als Gewichtseinheit für das Gold kannten. Nur ist auch nach dieser Richtung nicht an unmittelbaren Handel, sondern Vermittlung durch die Völker Irans zu denken. Der Austausch mochte sich hauptsächlich auf der Linie Holwan-Ekbatana-Kaspische Pforte-Herat-Baktra vollziehen. Seehandel ist von Babylonien und Assyrien aus nach Indien nie betrieben worden.

Das Vorhandensein der beiden Ströme und die Anlage von Kanälen seit der Sumerier-Zeit machen zu der Annahme geneigt, dass die Lastenbeförderung in Babylonien und, wenn auch in geringerem Grade, in Assyrien vorzugsweise zu Schiffe erfolgt sei. Die Berichte rechtfertigen diese Annahme nicht. Zwar die Beförderung von Steinblöcken und langen Balken zu Statuen, Tempel- und Palast-Bauten wird wie zu Gudeas Zeit so viel immer möglich auf Wasserwegen ausgeführt worden sein. Derartige Frachten kamen aber doch gar nicht häufig vor; denn die älteren babylonischen Herrscher verbrauchten sie nur zu Tempeln, die assyrischen vorzugsweise zu Palästen; es sind aber thatsächlich nur die Zeiten ganz besondern Aufschwunges, in welchen den Herrschern reichliche Mittel die kostspielige Herbeischaffung jener Baumaterialien namentlich aus den syrischen Gebirgen gestattete und auch da zur spärlichsten Verwendung, da selbst die Fundamente der assyrischen Königspaläste regelmässig aus Ziegeln hergestellt sind. In den Zeiten des Niederganges wurde selbst die Erhaltung der Kanäle vernachlässigt; wieviel weniger konnte dann an jene Luxusbauten gedacht werden! Andere schwere Waren kamen nur in geringen Mengen zur Beförderung, das Getreide in dem ausserordentlich fruchtbaren Lande nur ausnahmsweise.

Dazu kam die Erschwerung der Binnenschiffahrt durch die Stromverhältnisse. Die Periode der Hochwasser und des Tiefstandes sind zeitlich sehr ausgedehnt; die Euphratfahrt erschwerte eine grosse Zahl, häufig eine ununterbrochene Folge von Biegungen und Untiefen; den Tigris fand Oberst Chesney oberhalb Mosul an vielen Stellen weniger als einen Meter tief; erst die aus dem „Zagros“ kommenden Zuflüsse machen ihn zur Lastenbeförderung geeigneter, doch nicht in dem Masse, dass die Bergfahrt bis Ninive in dessen Blütezeit hätte ausgedehnt werden können. Es kommen in der assyrischen Zeit nur Thalfahrten vor, ein Umstand, der die Annahme einer regelmässigen Fahrt ausschliesst. Selbst in der neubabylonischen Zeit, welche doch den Euphrathandel zur Entwickelung gebracht hat, ist die Bergfahrt auf dem Tigris nur bis Opis ausgedehnt worden. Nach assyrischen Abbildungen sind zwar mit Bewaffneten bemannte Fahrzeuge der San-

herib-Flotte von Sklaven und Nicht-Assyrern bergwärts gezogen worden; allein für staatliche militärische Zwecke kommen andere Gesichtspunkte in Frage wie für den privaten Geschäftsmann. Dass trotz aller Erschwerungen Binnenschiffahrt stattfand, beweisen auch die Abbildungen zum Isdubar-Epos, die einen vorn und hinten stark emporgeschweiften Kahn zeigen, während der Bericht von einem in Abteilungen geteilten und in den Fugen mit Asphalt kalfaterten Schiffe spricht.

Im Jahre 694 kam es zu dem für die Assyrer unerhörten Wagnisse einer Seefahrt. Um die Chaldäer, welche, aus dem „Meerlande“ verscheucht, nach Elam ausgewandert waren, zu vernichten, rüstete Sanherib eine Expedition gegen dieselben aus. Er liess von syrischen Schiffbauern eine Flotte auf dem Tigris, wohl in Ninive, bauen, bemannte sie mit tyrischen, sidonischen und cyprischen Gefangenen, liess sie flussabwärts bis Opis, dann auf Kanälen nach dem Euphrat und bis ans Meer bringen. Da vor Beginn der Seefahrt eine Springflut die Assyrer in Schrecken setzte, so blieb Sanherib aus Furcht vor dem unheimlichen Elemente zurück. Ein Teil des Heeres nur unternahm die Ueberfahrt, schlug die Chaldäer und Elamiter an der Mündung des Euläus und kehrte mit vielen Gefangenen zurück. Da diese Fahrzeuge von Fremden gebaut und geführt werden mussten, wird man auch für die letzten assyrischen Zeiten höchstens Fahrten mit kleinen Fahrzeugen auf den dazu geeigneten Kanälen und Thalfahrten in den leichten geflochtenen Booten annehmen dürfen.

Weil eine Expedition Alexanders auch Licht auf die Euphrat-Schiffahrtsverhältnisse überhaupt und der vorhergehenden Jahrhunderte insbesondere verbreitet, mag ihrer schon hier gedacht werden. Strabo erzählt: „Alexander beabsichtigte auch Arabien zu erobern und hatte schon Flotte und Abfahrtsorte vorbereitet, indem er die Schiffe teils in Phönizien, teils in Cypern in Einzelstücken und zusammengepflöckten Teilen abzimmern liess, welche dann nach Thapsakus gebracht und von dort auf dem Strome bis Babylon hinabgeführt wurden, teils andere in Babylonien aus den Cypressen der Götterhaine und Lustgärten erbaute; denn dort ist an Bauholz Mangel, bei den Kossäern und anderen Völkern aber nur mässiger Vorrat.“ Die Expedition verlief kläglich; sie gelangte wegen Unkenntnis der Gewässer nur wenig über die Insel Tylus hinaus.

Für den Zeitraum, in welchem Babylonien und Assyrien mit den Waffen und in friedlichem Wettbewerbe um die leitende Stellung in Vorderasien rangen, sind die Nachrichten über die politischen Verhältnisse noch sehr lückenhaft; noch schlimmer steht es mit der

Kenntnis der inneren Entwickelung. Während zahlreiche Verträge und Handelsurkunden aus der Zeit der ersten babylonischen Dynastie und aus der des Neubabylonischen Reiches vorhanden sind, fehlen solche bis jetzt für die Zeit der zweiten babylonischen Dynastie bis zur Zerstörung Babylons durch Sanherib.

141. Der Handel im Neubabylonischen Reiche. Kurz war die Blüte des von Nabopolassar und seinem grösseren Sohne geschaffenen Neubabylonischen Reiches, aber glänzend. Mit den Machtmitteln seines weiten Reiches, namentlich Babyloniens und Syriens, schuf Nebukadnezar in langer Friedensarbeit jene Wunderwerke seines neuen Heimatlandes, welche durch ihre Grossartigkeit die alten Schriftsteller in Staunen und Begeisterung versetzten und für immer den Namen Babylon in dem Schimmer des Wunderbaren strahlen lassen. Mehr als jemals vor- und nachher erreichte Nebukadnezar durch die Wasserbauten die Sicherung gegen die Verheerung durch Hochwasser, Bewässerung in der trockenen Zeit, Beschaffung von Verkehrswegen, Verteidigung des Landes. Hierdurch schuf er neuen Wohlstand. Die Landwirtschaft erzielte die höchsten Erträge. Die Gewerbe steigerten ihre Thätigkeit mächtig. Der Handel führte Rohstoffe aus den eigenen und fremden Ländern zur Verarbeitung herbei und vermittelte die Fabrikate in alte und neugewonnene Absatzgebiete. Wohl erneuerte Nebukadnezar, um sich als guten Babylonier zu erweisen, alle die uralten Tempel, erneuerte er ihre Kulte und baute er thatsächlich fast in jeder Stadt; allein keiner Stadt kam entfernt sein Walten so zu gute wie der Hauptstadt Babylon; keine andere Stadt des ganzen Niederlandes ist neben ihr zu erheblicher Bedeutung gelangt. Die mannigfaltigen Bauten, wie die vielfachen Festungswerke, die Burgen, die Paläste, die Quaianlagen, die Kanäle, Brücken, Strassen mehrten die Bevölkerung, reizten zur Niederlassung in der schon immer volkreichen Gewerbe- und Handelsstadt. Jetzt wurde Babylon die Hauptstadt eines mächtigen Reiches, jetzt wurde es die Vermittlerin des Völkerverkehrs nicht mehr bloss Vorderasiens, sondern des Weltverkehrs im Besitze der westöstlichen Handelswege nach Iran, Indien, Centralasien, der nordwestlichen Handelswege durch Armenien und Kleinasien nach den Ländern am Kaspischen, Schwarzen und Aegäischen Meere, der westlichen Handelswege durch Phönizien und die übrigen syrischen Küstenstrecken nach den Ländern am Mittelmeere.

Inmitten der privaten Handlungshäuser lag auf einer Terrasse das palastartige königliche Bankhaus. Hier konzentrierte sich der Grosshandel, hier wurden alle grösseren und wichtigeren, privaten wie öffentlichen Geschäfte abgeschlossen. Hier wurden die Abgaben

für die Benutzung von Strassen und Kanälen, der Zoll für die Einfuhr in Babylon entrichtet, Anlehen, Lieferungsverträge für Getreide, Datteln, Bauholz, Ziegeln abgeschlossen, Häuser mit und ohne Inventar, Schiffe, Kähne vermietet und verkauft, Felder verpachtet, vertauscht oder verhandelt, Arbeiter gedungen, Sklaven und Sklavinnen verkauft und andere dergleichen Geschäfte abgeschlossen. Ueber jedes Geschäft wurde ein schriftlicher Vertrag vereinbart, auf einer Thontafel eingetragen, untersiegelt, worauf die Tafel gebrannt wurde. Ein ganzes Heer von Tafelschreibern war mit dem Anfertigen solcher Kauf- und Mietverträge, Rechnungen, Quittungen, Schuldscheine beschäftigt; denn die Babylonier waren ein schreibseliges Volk, sie schrieben im amtlichen und Geschäftsverkehr fast mehr wie die Gegenwart. Es zeigen aber auch die Urkunden dieser Zeit das Geschäfts- und Rechtsleben der Babylonier auf einer Höhe der Entwickelung wie in irgend einem modernen Kulturstaate. Einen grossen Umfang erreichte das Geschäft der weitverzweigten Familie der „Kinder Jakobs" (Bit Egibi), einer Familie, deren Stammvater, wie es scheint, schon von Sargon ins Exil nach Assyrien geschleppt worden war, die sich aber dann, vielleicht nach Ninives Zerstörung, in Babylon niedergelassen hatte und hier schnell zu umfassender Geschäftsthätigkeit gelangte.

Am Tigris erlangte einige Bedeutung die Stadt Opis, etwas nördlich des 34. Breitengrades, einige Meilen oberhalb des späteren Bagdads, bis zu welchem die Schiffe der Gerrhäer regelmässig fuhren, vielleicht den Euphrat aufwärts bis Babylon und dann auf dem Nahar malka oder irgend einem der anderen Kanäle nach dem Tigris.

Unter den Zweigen des auswärtigen Handels erlangte der syrische erhöhte Bedeutung. So wenig Nebukadnezar zum Kriege geneigt war, um Syrien hat er eine Anzahl Feldzüge unternommen. Es galt Aegyptens Herrschaft daselbst wie die von diesem veranlassten Aufstände, besonders in Juda, zu überwinden. Nach Jerusalems Zerstörung ging Nebukadnezar gegen Tyrus vor, das zwar dreizehn Jahre die Angriffe abwehrte, aber doch im Jahre 574 sich ergeben musste. Mit Tyrus wurde ganz Phönizien Nebukadnezar unterthan.

Wahrscheinlich entwickelte sich in dieser Zeit der Euphrathandel, dem früher die Stromverhältnisse, noch mehr die politischen Zustände hinderlich gewesen waren. Thapsakus, der südlichste Ort an dem Syrien nahen Euphratbogen, wurde eine blühende Stadt, in welcher die Kaufleute den Euphrat überschritten oder sich nach Babylon einschifften. Die Bergfahrt zu erleichtern durch Verminderung des Gefälls, liess Nebukadnezar die Krümmungen bei Arderikka anlegen.

Zu Landreisen werden wie früher meist die Wege über Sangar oder Nisibis und Harran eingeschlagen worden sein, um so mehr als der Verkehr zwischen Iran und dem Mittelmeere sich steigerte. Doch ist nicht ausgeschlossen, dass bereits unter Nebukadnezar nach Herstellung von Brunnen und Wegzeichen der Weg durch die Wüste nach Damaskus und dem Aelanitischen Busen in Aufnahme kam, obschon Palmyra (Tadmor) vor der Seleucidenzeit nicht nachweisbar ist.

Für das Bestehen von Handelsverbindungen zwischen Babylonien und Griechenland wird der Umstand angeführt, dass ein adeliger Mityleneer, Antimenidas, Alcäus' Bruder, in Nebukadnezars Heere diente. Dafür sprechen auch mehrere Uebereinstimmungen im Sklavenwesen, die nur durch Entlehnung der Griechen erklärt werden können. Der Verkehr dürfte sich schon jetzt auf der Linie der späteren persischen Reichsstrasse von Susa nach Sardes bewegt haben.

Die Kriegszüge der Assyrerkönige und Nebukadnezars nach Aegypten, die Vorbereitungen für den Durchzug Assarhaddons durch die Wüste von Raphia nach Pelusium mussten auch den Handel der Babylonier und Assyrer nach Aegypten fördern, um so mehr als derselbe für den grössten Teil des Weges mit dem arabischen verknüpft war und Babylon in den Waren aus Indien und Centralasien die begehrtesten Tauschartikel bieten konnte. Ebenso wie midianitische und edomitische Kaufleute Weihrauch, Myrrhen, Balsam und Sklaven von Gilead nach Aegypten brachten, konnten sie auch mit diesen Waren an den Euphrat vordringen. Seit Tiglat-Pileser III. und Sargon waren die nördlichen arabischen Stämme Assyrien tributpflichtig; Babyloniens Kulte und Kunststil verbreiteten sich nach Jemen. Da ist es doch undenkbar, dass Arabiens Weihrauch, Gold und Edelsteine nicht den Weg nach dem unteren Euphrat gefunden haben sollten. Die Vermittlung durch Gerrha in der neubabylonischen Zeit ist gewiss; ungewiss bleibt nur, ob zu dieser Zeit oder auch schon vorher daneben auch der später benutzte Weg von Elath oder Petra durch die Wüste nach dem unteren Euphrat benutzt worden ist. Der Umstand, dass noch zu Alexanders Zeit der Weg ein Geheimnis enger Kreise war, spricht gegen die Benutzung im 7. oder 6. Jahrhundert.

Ueber die Handelsbeziehungen nach dem Osten fehlt es auch für diese Zeit noch an Zeugnissen, obwohl sie angenommen werden müssen. Die Meder hatten ihre Macht bis nach dem äussersten Nordost-Iran ausgedehnt, sie beherrschten die Sogdier zu beiden Seiten des Serafschans. Damit waren die Beziehungen mit Baktrien hergestellt, welches seit alten Zeiten in Verbindung mit Indien stand und wahrscheinlich in der medischen Zeit zuerst durch Zwischenhändler die serischen

Gewebe erhielt. Die Seide („medische Gewänder“?), der Lapislazuli, Rubine aus Badachschan, Gewürze, Edelsteine, Farbstoffe und feine Gewebe aus Indien nahmen ihren Weg über Baktra, Herat, Kaspische Pforte, Ekbatana, den Holwan-Pass nach Babylon. Für den später ebenfalls in Aufnahme gekommenen Weg südlich der Persischen Wüste über Kabul, Kandahar, Jesd oder Karmana, Susa sind für diese Zeit keine Gründe zu finden.

Nach Armenien konnte zwar bis ins 7. Jahrhundert ein regelmässiger Handelsverkehr nicht gedeihen; aber es giebt keinen Grund, die Entwickelung des von Herodot bezeugten Verkehrs nicht schon für diese Zeit anzunehmen. Als das „grösste Wunder in dem Lande nächst der Stadt Babylon selber“ erschienen ihm die armenischen Fahrzeuge. Nach seiner Beschreibung waren die lediglich zur Thalfahrt bestimmten Fahrzeuge rund und ganz von Leder. Die Armenier fertigten ein Gerippe von Weiden, das sie aussen mit einer Decke von Häuten überkleideten. Die Schiffe waren weder nach vorn, noch nach hinten zugespitzt, sondern rund wie ein Schild. Sie wurden ganz voll Stroh gefüllt und die Ladung, meist Fässer voll Palmwein, darauf gelegt. Während der Strom durch sein Gefälle das Fahrzeug abwärts führte, erfolgte die Lenkung durch zwei aufrechtstehende Männer. Nach der Ankunft in Babylon wurden die Waren samt den Schiffsrippen und dem Stroh verkauft, die Häute aber auf einen eigens dazu mitgebrachten Esel gepackt, worauf die Rückreise nach Armenien zu Lande angetreten wurde; „denn den Fluss hinauf zu fahren ist durchaus nicht möglich wegen seiner reissenden Strömung, und eben deswegen machen sie auch ihre Fahrzeuge nicht aus Holz, sondern aus Häuten“. Die grössten dieser Fahrzeuge vermochten eine Last von 5000 Talenten zu tragen. Es ist aus diesem Berichte ersichtlich, wie schwer trotz aller Bauten Nebukadnezars die Bergfahrt auf dem Euphrat blieb. Ed. Meyer macht darauf aufmerksam, dass Aristobuls Angabe (vgl. unten), die Gerrhäer führen zu Schiffe bis Thapsakus hinauf, mit der zuletzt angeführten Stelle Herodots im Widerspruche steht. — Auf welchen Wegen nun auch die Waren befördert worden sein mögen, die Befestigung der Handelsbeziehungen zwischen Babylonien und Syrien ist so innig geworden, dass der Welthandel beinahe zwei Jahrtausende, bis zur Mongolen-Eroberung, durch die Hauptstadt Babyloniens vermittelt worden ist.

Trotz der Zunahme des Landhandels nach allen Seiten gilt auch für die neubabylonische Zeit der Satz, dass von Babylon aus niemals Seehandel betrieben worden ist. Zwar hat Nebukadnezar die Stadt Teredon (Diridotis) an der damaligen Euphrat-Mündung zum Schutze

gegen die Araber angelegt, und dieselbe hat gewiss Handelszwecken gedient, aber nur dem Karawanenverkehre der Araber und dem Schiffsverkehre der Dedaniten und Gerrhäer (vgl. § 269. 270). Die Beförderung der gerrhäischen Waren erfolgte nach Aristobulus meist auf Holzflössen nach Babylonien. Diese Angabe erklärt, dass zu Alexanders Zeit Schiffbau wie Schiffahrt im Persischen Busen so unbekannt waren, dass seine arabische Expedition nicht weit über die Bahrein-Inseln hinaus kam, macht aber auch Aristobulus' eigene Angabe verdächtiger, dass die Gerrhäer auf dem Euphrat bis Thapsakus hinauf gefahren wären. Die kostbaren Erzeugnisse Arabiens mögen immerhin durch Mesopotamien nach dem nördlichen Syrien gelangt sein.

Vierter Abschnitt.

Persien.

142. Die physischen Verhältnisse Irans. Das Hochland von Iran wird begrenzt im Osten vom Indus, im Süden vom Persischen Meere und Persischen Busen, im Westen vom mesopotamischen Tieflande und armenischen Hochlande, im Norden vom Araxes, Kaspischen See und der Tiefebene Turan. Im Nordosten steht es durch den Hindukuh und die Berge von Kafiristan mit dem Pamir und dem Himâlaya in Verbindung. Der Flächenraum beträgt 2580000 qkm, etwa $4^3/_4$ mal den des Deutschen Reiches. Das Hochland ist ringsum von Randgebirgen eingefasst, im Norden vom Hindukuh und dessen Fortsetzungen, den Bergen von Chorasan, dem Elbursgebirge, dessen Verzweigung (der Karadagh) die Verbindung mit dem armenischen Hochlande darstellt; im Westen, ebenfalls in Verbindung mit dem armenischen Hochlande, vom Gebirge von Kurdistan (dem „Zagros" der Alten) mit seinen Fortsetzungen in den persischen Provinzen Luristan, Chusistan, Farsistan, Laristan; im Süden von den Randgebirgen von Mekran und Belutschistan; im Osten von den Khirtah-Bergen, dem Hálar-Gebirge und dem Suleiman-Gebirge. Diese Gebirge erreichen bedeutende Gipfelhöhen: im Hindukuh der Kund 5768 m, der Kuh-i-baba 5175 m, der Sefid-Kuh (mit dem Khaibar-Passe) 4760 m, im Elburs-Gebirge der Demawend 5465 m, im Gebirge von Kurdistan der Elwend 3270 m, im Suleiman-Gebirge der Kaisargarh 3450 m und der Takht-i-Suleiman 3375 m. Das Innere Irans ist kein Tafelland, sondern, wenn auch oft in weiten Abständen, von Bergreihen durchzogen, welche teilweise 4000 m Höhe überschreiten. Den meisten derselben sind wilde Zerrissenheit, schroffe Abstürze und Vegetationsarmut eigen. Zwischen ihnen findet man Hochthäler, die jedoch meist nur bei künstlicher Bewässerung fruchtbar sind, oder weite

Hochebenen von Steppen- oder Wüstencharakter, so im südlichen Afghanistan östlich vom Hilmend die Salzwüste Registan, westlich Seistan, in Persien Descht-i-Lut und Descht-i-Kawir und viele andere. Die bedeutenderen Städte liegen in grösseren Kulturoasen ansehnlich hoch: Kelat 2067 m, Ketta 1680 m, Kandahar 1055 m, Kabul 1762 m, Herat 922 m, Teheran 1132 m, Isfahan 1698 m, Schiras 1550 m.

Die gebirgige Umrahmung und die daraus folgende Abflusslosigkeit des Innern bewirken vereint mit der Trockenheit die „Verwüstung“ des Innern. Kaum ein Fluss ist für die Schiffahrt benutzbar. Die bedeutendsten Abflüsse der Randgebirge nach aussen sind: der Kercha und Karun zum Schatt el Arab, der Sefid-Rud und Etrek zum Kaspischen See, der Kundus und Koktscha zum Amu-Darja und der Kabul zum Indus. In den Salzsteppen und Wüsten des Innern enden die Flüsse entweder in seichten Salzseen oder versiegen im Sande. Die bedeutendsten Seen sind der Urmia-See mit den Zuflüssen Adschi und Dschagatu, der Bachtegan-See östlich von Schiras mit dem Kur oder Bandamir, der Hamun-See mit dem Hilmend. Zur Regenzeit füllen sich auch die häufig vorkommenden Salzsümpfe, deren Wasser mit Beginn der trockenen Jahreszeit allmählich verdunstet, worauf Flächen mit weissem Salze bedeckt erscheinen.

In Klima und Erzeugnissen schliesst sich Iran mit ganz Vorderasien dem Mittelmeergebiete an, steht im grössten Gegensatze zum Monsungebiete. Iran hat also wie Mesopotamien zwei Jahreszeiten, geniesst wie dieses viel Sonnenschein und wenig Regen. Vom April bis Oktober ist die Luft trocken, der Himmel heiter, erreicht die Lufttemperatur in den tiefer liegenden Gebieten bedeutende Höhe, während die Gebirgsthäler mittlerer Höhe durch mildes Klima ausgezeichnet sind, die hochgelegenen Gebirgslandschaften durch rauhes Klima nur Viehzucht gestatten oder ganz öde sind. Nur das Südufer des Kaspischen Sees erhält ein grösseres Mass jährlicher Niederschläge, etwa fünfmal so viel als das Innere. Auf den höheren Gebirgen fallen dieselben meist als Schnee. Trockene Hitze im Sommer und ansehnliche Kälte mit geringen Niederschlägen im Winter charakterisieren das Klima der Steppen und Wüsten. Ueberaus trocken bei starker Besonnung ist der ganze Südrand, eines der heissesten Gebiete der Erde. Schon die Gebirge Süd-Persiens, aus Kalkstein aufgebaut, sind meist nackt, mit trockenen, steppenartigen Hochebenen zwischen den vielen Ketten. Dieser Charakter setzt sich in Mekran und Belutschistan fort. Die Küste von Mekran heisst Germesir, d. h. „das heisse Land“. Die Küste endigt meist in einem

flachen Sandstreifen, hat keinen guten Hafen von Karatschi in der Nähe des Kaps Monse bis zum Persischen Busen, zum grossen Nachteile von Iran. Die beiden grossen Salzwüsten Descht-i-Kawir und Descht-i-Lut (Descht = Salzwüste), Depressionsgebiete von trostlos ödem Charakter, setzen sich südöstlich bis unmittelbar an das Meer fort und scheiden Iran in einen westlichen Teil — im Altertume die Gebirgslandschaft Persis, die Ebene des südlichen und das Alpenland des nördlichen Mediens — und einen nordöstlichen Teil, dessen Skelett der Hindukuh (Paropamisus) mit den Landschaften Chorasan, Afghanistan und Belutschistan. Die beiden getrennten Gebiete sind nur durch einen schmalen Streifen kulturfähigen Landes am Südrande des Kaspischen Sees miteinander verbunden.

Wo Wasser ist, entweder durch reichere Niederschläge oder durch künstliche Leitung, entwickelt sich die Vegetation mehr oder weniger üppig; wo das Wasser fehlt, ist Oedland. Wüste, Steppe und kahle Gebirge bilden die Regel, Wald und fruchtbares Ackerland die Ausnahme in dem Landschaftsbilde des heutigen Persiens wie des alten Irans.

Die Lage des Landes ist günstig, insofern erstens der Indische Ozean und der Persische Busen eine sehr ausgedehnte Küstenstrecke bespülen, zweitens zwei Gebiete alter Kultur und frühzeitig entwickelten wirtschaftlichen Lebens seinen Westen und Osten begrenzen, deren Kulturwirkungen sich Iran nach ihrem Beginne nie mehr hat entziehen können. Diese günstigen Umstände werden aber stark beeinträchtigt, vielfach bis zur völligen Aufhebung, durch die mangelnde Gliederung der Küste und die sandige Beschaffenheit des Strandes, die bedeutende Erhebung des ganzen Gebietes, die wallartig abschliessenden Randgebirge, die Abflusslosigkeit des weiten Innern, die übermässige Trockenheit des Klimas und die durch die beiden letzten Faktoren veranlasste Wüstenbildung.

143. Die Bevölkerung Irans. In dem gebirgigen Westrande wohnten die Elamiter in Susiana, nördlich davon die Kossäer, dann die von den Assyrern Meder genannten Stämme, ferner die Ellip, Parsua, Chubuschkia, Namri, Mannäer am Urmia-See. Die ethnographischen Verhältnisse dieser Völker sind noch nicht bekannt, auch nicht die der medischen Stämme der Assyrer in dem rauhen nordwestlichen Gebirge, während die Meder, welche Assyrien zu Fall brachten, deren Hauptsitze die Ebenen um Ekbatana und Ragä waren, unzweifelhaft Iranier und die nächsten Verwandten der Perser gewesen sind.

Arjana (j. Iran) ist der von Arja abgeleitete Name, welcher bei den westlichen Ariern üblich geworden ist. Vor der Loslösung ein-

zelner Zweige hatte die indogermanische Gruppe der Arier ihre Sitze in dem nordöstlichen Iran samt den nach Süden vorliegenden Thalgebieten des Kabuls und des Indus' sowie den nach Norden weit sich ausdehnenden Steppen und Wüsten. Als Zweige trennten sich von dem alten Stamme die arischen Inder, die Wanderstämme des Nordens, von den Persern Saken, von den Griechen Scythen genannt, unter ihnen die Margianer und Chorazmier, die Massageten, die skolotischen Scythen (die sich im 8. Jahrhundert v. Chr. an der Nordküste des Pontus festsetzten) und die Sarmaten (zwischen Don und Wolga).

Trotz der gemeinsamen Abstammung bestand zwischen den Nomaden Turans und den Ansiedlern Irans schon im Altertume dasselbe feindliche Verhältnis wie im 19. Jahrhundert, da die armen Nomaden sich zu allen Zeiten auf die billigste Weise, durch Raub, Plünderung, Mord, in den Besitz der Reichtümer ihrer begünstigten Nachbarn zu setzen suchten. Eine gewisse kriegerische Ausbildung wurde dadurch den letzteren aufgezwungen. Es waren aber die Ostiranier, welche ihr Besitztum gegen die turanischen Nomaden zu verteidigen hatten, die Stämme zwischen dem Indus, den persischen Wüsten und Turan. Den nördlichsten Stamm bildeten die Sogden am Serafschan; südlich schlossen sich an die Baktrer bis zum Paropamisus, weiter nach Westen zunächst am Herirud die Arier (um Herat), dann die halbnomadischen Parther im westlichen Chorasan, endlich in den fruchtbaren Thälern am Südrande des Kaspischen Sees die Hyrkanier. Südlich von den Ariern wohnten am Hamun-See und unteren Hilmend die Drangen, östlich von ihnen in Arachosien die Paktyer, die Vorfahren der Afghanen.

Die grosse Wüste zwischen Ost- und West-Iran war gleichfalls von arischen Stämmen besetzt, von denen die Gedrosier an der Küste häufiger hervortraten. Die beiden arischen Völker West-Irans waren die Perser im Süden, die Meder im Norden.

144. Gesittung der Iranier vor Cyrus. Fast jede Kunde fehlt über die politischen und Kulturverhältnisse Irans in der Zeit vor Cyrus. Dass vom babylonischen Tieflande aus Handelsbeziehungen nach Iran bestanden haben, dass die Gesittung West-Irans und Susianas unter babylonischem Einflusse stand, ist unzweifelhaft; allein die unmittelbare Berührung scheint sich auch auf diesen Westrand beschränkt zu haben; denn es findet sich keine Spur von babylonischer Einwirkung auf die Entwickelung der Religion der Iranier. In Ostiran scheint vor der Achämenidenzeit die Kunst des Schreibens ebenso wenig bekannt gewesen zu sein, wie man verstand einen Tempel zu bauen oder die Gestalt der Götter zu bilden. Nach den Berichten der

Zeitgenossen Alexanders war der Kulturzustand Ostirans noch damals ein sehr niedriger, weit unter dem Indiens. Die höhere äussere Kultur Mediens und Persiens ist aus Babylon und Assyrien entlehnt und reicht schwerlich in frühe Zeit hinauf.

Die Entwickelung der iranischen (Ahuramazda-)Religion ist unbekannt, nur sicher, dass Baktrien und seine Nachbarschaft der Hauptschauplatz derselben war. Die religiösen Anschauungen sind durchaus auf das praktische Leben gerichtet. In ihrem Mittelpunkte steht der im Leben sich bethätigende Gegensatz der lichten, heilbringenden und der finsteren, verderblichen Mächte. Der arische Himmelsgott, der Herr (Ahura), der Weise (Mazda), ist der Inbegriff aller Macht, Einsicht und Majestät. Den guten Göttern gegenüber stehen die bösen Mächte, an ihrer Spitze der böse Geist Angramanju (Ahriman). Der Gegensatz und Kampf der beiden Mächte entlehnt seine Formen den altarischen Anschauungen vom Gewittermythus. Die Formen der Anschauung dieses Kampfes sind, zum Teil völlig unverstanden, durch die geheiligte Tradition zwar erhalten geblieben, allein der alte Gegensatz hat sich auf ein geistiges, vor allem auf das ethische Gebiet verschoben.

Ahuramazda und Angramanju sind Wahrheit und Lüge, Ordnung und Zerstörung, Lebenskraft und Todesschlaffheit. Ahuramazda ist ein Gott der Kultur; er hat das Rind bestimmt, dem Menschen zu dienen, und segnet den, der es gerecht behandelt; er freut sich am Ackerbau, an der Urbarmachung des Oedlandes. Die Verehrer Ahuramazdas sind die sesshaften Ackerbauer und Viehzüchter; seine Gegner, die Diener der Dämonen, sind die Nomaden, welche die Dörfer überfallen, das Vieh stehlen, Menschen rauben und durch die weite Wüste in das Elend der Sklaverei schleppen. Alles Leben kommt von Ahuramazda; er gebietet den Menschen sich zu mehren, denn dadurch wird sein Reich erweitert. Der einzelne Mensch ist verpflichtet, in dem Kampfe Stellung zu nehmen. Durch Opferspenden und Gebete vernichtet er zahllose Dämonen, mehrt er die Kraft der Gottheit, während er durch Begehen verbotener Handlungen das Reich der bösen Geister vermehrt. Vor allem wird von den Frommen äussere Reinheit verlangt. Jeder, der das Feld bestellt, das Vieh pflegt, Kinder zeugt, den Krankheiten wehrt, ist ein Mehrer des Reiches Ahuramazdas, des Gottes der Kultur. Aber das höchste Gebot ist, die Wahrheit zu üben, die Lüge zu meiden.

Diese Lehre hat Ahuramazda dem rein mythischen Zarathustra (Zoroaster) geoffenbart. Sie ist keine streng nationale Religion wie die brahmanische oder die jahwistische, Ahuramazda ist kein spezi-

fisch nationaler Gott. Da die Priesterschaft in Persien wie in Medien den Namen Magier trägt, so gilt es für möglich, dass die Religion wie die Priesterschaft von den Medern zu den Persern sich verbreitet hat. In der Achämenidenzeit verbreitete sich dann die Religion in der ihr damals gewordenen Umgestaltung, die als Mithrareligion bezeichnet werden kann, über die Grenzen Irans, zunächst nach Armenien und Kappadocien; in der hellenistischen und besonders der römischen Kaiserzeit gewann sie, vielfach verändert, Anhänger im ganzen Römischen Reiche. In der späteren Arsacidenzeit wahrscheinlich ist eine Wiederherstellung der alten Religion versucht worden. Auf diesem Standpunkte steht das Avesta.

Die Entwickelung der iranischen Religion hat sich wie die der indischen in den Kreisen der Priester vollzogen. In beiden Ländern hat sich der Priesterstand vollkommen abgeschlossen, ist zu einer erblichen Kaste geworden, in die kein Fremder Aufnahme finden konnte; in beiden nahm er die erste Stelle im Volke für sich in Anspruch, monopolisierte er den Kultus. Während jedoch die Brahmanen sich zu einer übermenschlichen Rasse erhoben, haben die iranischen Priester nie staatliche Macht erlangt. Erst unter den Sassaniden erscheint die Kirche selbständig organisiert, vom Staate anerkannt und geschützt, die Magier als der herrschende Stand; ihr Gesetzbuch ist das Avesta.

Die äussere Gestaltung des Lebens ist nur wenig bekannt. Die Masse der Bevölkerung bestand aus Bauern, die von Viehzucht und Ackerbau lebten. Darum galt ihnen das Rind als das wertvollste, heiligste Besitztum; denn es diente zur Bestellung des Feldes, gewährte Milch und Fleisch. — An der Spitze der einzelnen, einander viel befehdenden Stämme standen Könige; die wohlhabenden Grundbesitzer waren wie bei den vedischen Indern die naturgemässen Verteidiger des Landes und entschieden über die staatlichen Fragen, bildeten also einen Adelsstand. Die Masse der Bauern war von ihnen abhängig, die Gewerbtreibenden und Händler traten ganz zurück.

145. Politisches. Es ist möglich, dass die Völkerwanderung der Cimmerier und Scythen im 7. Jahrhundert auch die Festsetzung der Meder und Perser im westlichen Iran erst zum Abschlusse gebracht hat. Jedenfalls sind die Perser durch deren Folgen weiter nach Westen vorgedrungen. Der Titel der persischen Könige: „König von Anschan“ lässt sich nur so erklären, dass Cyrus' Vorgänger bereits Anschan (= Elam, Susiana) erobert hatten. Daraus erklärt sich auch, dass Susa durchweg als die eigentliche Residenz der Perserkönige erscheint, während Persepolis die alte, als solche auch immer

hochgeehrte Hauptstadt des Volkes war. Die Perserkönige zogen dem Aufenthalte in ihrer unkultivierten Heimat Susa, zu Assurbanipals Zeit reich an Bauten und Schätzen, vor. Durch die Eroberung Elams mag Persien erst zu fester staatlicher Einrichtung gelangt sein. Nach den Angaben von Jeremias (25, 25; 49, 34 ff.) und Hesekiel (32, 24 ff.) ist anzunehmen, dass die persische Eroberung Elams im Jahre 596 vollendet wurde.

Die Assyrer hatten durch ihre Kriegszüge, ihre Verpflanzung der Besitzenden und Kolonisation den Persern den Weg gebahnt, das persische Weltreich ermöglicht. Im Jahre 558 folgte dem Könige Kambyses I. sein Sohn Cyrus II. Derselbe erhob sich 553 gegen seinen Lehnsherrn, Astyages von Medien, eroberte und plünderte 550 die Hauptstadt Ekbatana. Cyrus war ein energischer, thatenlustiger Fürst, die Perser ein frisches Naturvolk, das vor Begierde brannte, weitere Erfolge zu erringen. Vor der drohenden Gefahr schloss Krösus von Lydien mit Nabuna'id von Babylon, Amasis von Aegypten, dem spartanischen Staate ein Bündnis und brach im Frühjahr 546 verwüstend in Kappadocien ein. Mit voller Macht warf sich Cyrus diesem Hauptgegner entgegen, schlug ihn bei Pteria, darauf in einer zweiten Schlacht in der Hermusebene; nach vierzehn Tagen fiel Sardes und mit ihm Krösus in die Hände des Siegers (Herbst 546). Das mächtige Lydische Reich war vernichtet. Bald nach 545 war das ganze Festland Kleinasiens den Persern unterthan. Babylons Fall erfolgte im Jahre 539 (§ 128). Die Provinzen des Reiches bis nach Aegypten hin fielen dem neuen Herrscher ohne Schwertstreich zu.

Die Nachrichten über Cyrus' weitere Thaten sind unsicher. Wie über ganz Vorderasien hat er auch über ganz Iran seine Herrschaft ausgebreitet, vielleicht bis auf indisches Gebiet. Alexanders Zeitgenossen erfuhren, dass Cyrus wie angeblich Semiramis das wüste Gedrosien durchzogen hatte, dass die Ariaspen an der Südgrenze Drangianas ihn freundlich aufgenommen und dafür Abgabenfreiheit erlangt hatten. Die Stadt Cyreschata am oberen Jaxartes wurde auf ihn zurückgeführt. In seinem letzten Kriege gegen die Nomaden Turans fand er den Tod (529).

Mit raschen entscheidenden Schlägen hat Cyrus drei gewaltige Reiche für immer vernichtet. Seinen Persern blieb er der Volkskönig, der in Uebereinstimmung mit den Edlen des Landes nach gemeinsamer Beratung handelte. Wie Darius war er auch ein frommer Mazdaverehrer; er schonte indes durchweg die religiösen Gefühle wie auch die einheimischen Einrichtungen seiner Unterthanen. Als die nächsten Stammverwandten der Perser haben die Meder besondere

Vergünstigung erfahren. Sie bildeten mit den Persern den Kern der Truppen; Cyrus vertraute den Medern Mazares und Harpagus die Führung des Heeres an; Darius redet in den Inschriften durchweg von „Persien, Medien und den übrigen Provinzen".

Cyrus' nächste Nachfolger erweiterten und organisierten das Reich. Kambyses (529—22) eroberte, unterstützt durch eine von den Phöniziern, Polykrates von Samus und den cyprischen Fürsten gestellte Flotte Aegypten (525). Die Libyer und die Fürsten von Cyrene und Barka huldigten. Die gegen Karthago geplante Expedition scheiterte jedoch an der Weigerung der Phönizier, gegen ihre Landsleute zu Felde zu ziehen. Durch seinen Zug nach Aethiopien gelang dem Könige wenigstens die Unterwerfung an der Grenze Aegyptens; denn Darius erhielt jedes zweite Jahr einen Tribut von zwei Mass rohen Goldes, 200 Balken Ebenholz, 20 Elefantenzähne und 5 Sklaven von den Kuschiten. Ein Ort zwischen dem 2. und 3. Katarakte hiess noch zur Römerzeit „Markt des Kambyses". Bis nach Napata, der damaligen Hauptstadt des Aethiopenreiches, mag Kambyses vorgedrungen sein und vielleicht durch seinen Feldzug zur Verlegung des Mittelpunktes nach Meroe beigetragen haben.

Nach Kambyses' Tode kam eine schwere Krisis über das Perserreich. Es brachen Aufstände in allen Provinzen, in Persien selbst aus; nur Baktrien und Arachosien blieben treu. Kühnen Sinnes bemächtigte sich ein Spross aus einer Nebenlinie der Achämeniden, Darius, dessen Vater Hystaspes Parthien als Satrap verwaltete, der Herrschaft. Er zeigte sich der schweren Lage gewachsen. Seit dem Ende des Jahres 519 war die Weltherrschaft der Perser von allen Völkern vom Nile bis zum Jaxartes, vom Hellesponte bis zum Indus anerkannt und ist nicht wieder bestritten worden. Hatte Cyrus in kürzester Zeit das Perserreich geschaffen, so hat es Darius in der schwersten Krisis neu gewonnen. Dazu erwarb er sich das Verdienst der Organisation der Verwaltung und Ordnung der Finanzen. Auf die weiteren Kämpfe ist hier nicht einzugehen. Nachdem Persien den Jonischen Aufstand bewältigt und die Küste Kleinasiens wiedergewonnen hatte, folgte es dem Gesetze, das die Besitzer der Küsten zur Eroberung der vorliegenden Inseln und deren Besitzer zur Eroberung der nächsten Küste treibt. Mit der Schlacht bei Marathon beginnt eine neue Epoche in der Entwickelungsgeschichte der Mittelmeerwelt.

146. Ausdehnung und Macht des Reiches. Die sämtlichen vier bestehenden grossen Reiche des Orients, Medien, Babylonien, Aegypten, Lydien, waren dem Persischen Reiche einverleibt worden.

Bis an die grosse Syrte, den mittleren Nil, den Indus, Jaxartes, unteren Oxus, das Schwarze und Aegäische Meer galt das Gebot der persischen Könige. Es war ein Reich geschaffen worden, wie es die Welt noch nie vorher gesehen hatte, das zugleich die einzige Grossmacht seiner Zeit bildete, neben der es nur unbedeutende Kleinstaaten gab.

Die ungeheuersten Machtmittel standen zur Verfügung. Durch die Verpflichtung jedes unterworfenen Volkes zur Heeresfolge schien der König in der Lage, aus dem weiten Gebiete mit den dicht bevölkerten Ländern Babylonien, Syrien, Aegypten jede wünschenswerte Truppenmasse aufbieten zu können. Ebenso gewährte der Besitz der Mittelmeerküste vom Nile bis zum Hellesponte, vor allem Phöniziens, die Mittel zur Aufstellung der mächtigsten Kriegsflotten. Die vereinigten Länder zeichneten sich durch den grössten Reichtum aus. Die Griechen des 5. Jahrhunderts blickten mit derselben Bewunderung auf die Städte Memphis, Babylon, Susa, Ekbatana wie die Reisenden des Mittelalters auf Kairo und Bagdad. Die von Darius festgesetzten Tribute beliefen sich ohne die Satrapie Indien (von angeblich 360 Talenten Gold = 25,3 Millionen M.) auf 7600 persische Silbertalente = 53½ Millionen M jährlich. Dazu kamen noch höchst umfängliche Lieferungen der vorzüglichsten Erzeugnisse der einzelnen Satrapien. Alexander d. Gr. soll in Susa 40—50000, in Persepolis 120000 Talente Silber erbeutet haben. Die gesamten Einkünfte des Attischen Reiches erreichten zu Beginn des Peloponnesischen Krieges nur 600 Talente jährlich.

In der Verfügung über diese unermesslichen Machtmittel hemmte den Grosskönig keine menschliche Beschränkung; der Satrap warf sich vor der Majestät ebenso in den Staub wie der Tagelöhner. Es schien also einzig von dem Willen des Herrschers abzuhängen, wo er die Grenzen seiner Macht setzen wollte. Auch das kleine Griechenvolk schien Xerxes mit einer ungeheuren Macht erdrücken zu können.

147. Regierungssystem. „Die Perser“, sagt Herodot, „betrachten Asien als ihr und ihres jedesmaligen Königs Eigentum“. Es galt also der orientalische Begriff des Herrschers: der König ist nicht bloss Beherrscher, sondern auch oberster Eigentümer von Land und Leuten; es giebt keine Bürger, alle Einwohner sind Knechte des Königs, der über sie nach Gutdünken schalten kann; so ist auch durch die Eroberung alles Gut sein Eigentum geworden, worüber er in der Weise verfügt, dass er jährlich einen bestimmten Betrag Edelmetall, ausserdem bestimmte Mengen der vorzüglichsten Erzeugnisse des Landes als Tribut fordert.

Als einziges Ziel galt den Perserkönigen die gesicherte Beherrschung ihrer Völker. Sie haben nicht vermocht, ja nicht versucht, diese Völker zu einem Ganzen zu verschmelzen. Babylonier, Meder, Aegypter, Kleinasiaten standen einander zu Alexanders Zeit noch genau so fremd gegenüber wie zu Darius' Zeit; jedes Volk führte sein unbeeinflusstes Sonderleben weiter, von keinem einheitlichen Kulturstrome durchdrungen; selbst der Gedanke einer Förderung der wirtschaftlichen Interessen, des äusseren Wohlstandes der Völker lag ganz ausserhalb des Ideenkreises der Perserherrschaft. In der Pflege ihrer Eigentümlichkeiten kam sie sogar den Völkern entgegen. Dem phönizischen Hauptplatze liess sie die Freiheit, seinen Handel zu pflegen, um sich eine hervorragende Seemacht zu sichern. Aus gleichem Grunde erfuhren die freiheitgewohnten Griechenstädte der kleinasiatischen Küste Nachsicht; die Perserkönige begünstigten das Emporkommen von Tyrannen, die um ihrer Selbsterhaltung willen ihnen treu bleiben mussten. Als ein Entgegenkommen war es auch aufzufassen, dass die ersten Perserkönige Babylonien zum Winteraufenthalte wählten; erst von Darius an wurde Susa die ständige Residenz (510). Anderseits hat es auch bei den Persern an jenen grausamen Verpflanzungen grosser Volksmassen nach Art der Assyrer nicht gefehlt. Besonderer Bevorzugung erfreuten sich die Perser, genauer die edleren Stämme, vielleicht gar nur der Stamm der Pasargaden. Sie bildeten das gesamte Hoflager des Königs; aus ihnen wurden die obersten Beamten des Reiches, besonders die Satrapen, Feldherren und höheren Offiziere entnommen. Persis war auch frei von Tributleistung. Anfangs bildeten die Perser ausschliesslich das Heer; als gute Soldaten, namentlich vorzügliche Reiter und Bogenschützen, schritten sie lange von Sieg zu Sieg; noch in Xerxes' Heere galten sie als das tapferste Volk, der Kern. Dann wirkte die Verweichlichung, dass sie sich dem Kriegsdienste gern entzogen. Hohe Gunst genossen auch die Meder, die nächsten Verwandten der Perser, denen sie zur Zeit der Gründung des Reiches an Civilisation überlegen sein mochten.

Nach der Anschauung der persischen Regierung hatten die Länder als Eigentum des Königs die Aufgabe, für den Unterhalt des Königs, des Hofes und gewissermassen des ganzen herrschenden Volkes zu sorgen. Cyrus und Kambyses forderten nach der Eroberung einmalige Lieferungen; Darius setzte für immer jährliche Mengen an Edelmetall und Naturalien fest. Die Lieferungen der letzteren erstreckten sich ebensowohl auf Gegenstände zur Befriedigung der dringendsten Lebensbedürfnisse wie die kostbarsten und seltensten Luxuswaren: Getreide, Früchte, Tiere wie Rinder, Schafe, Esel, Maultiere, Pferde, Kamele;

Kleidungsstücke wie Gewänder, Shawle, Pelzwerk; Wohlgerüche; Schmuck mannigfachster Art, überhaupt die edelsten Erzeugnisse der Natur und menschlichen Fleisses. Ungeheure Mengen an Naturalien flossen an dem Hoflager des Königs zusammen (im Werte von 13000 Talenten jährlich) und erzeugten jene Ueppigkeit und Schwelgerei, durch welche die Perser so berüchtigt geworden sind.

Mit den erwähnten Natural- und Geldlieferungen waren die Leistungen der Provinzen noch nicht erschöpft. Wollte der König seinen vornehmen Beamten, Verwandten und Freunden eine besondere Gunst erweisen, so gab er denselben Anweisungen auf Dörfer und Städte, d. h. er verlieh denselben das Recht, die Einkünfte der Ortschaften zu beziehen. Den Gemahlinnen, Müttern, aber auch Satrapen wurden bald einzelne Oerter für jedes bestimmte Bedürfnis verliehen. So war für den Gürtel der Königin eine fruchtbare Landschaft von der Ausdehnung einer Tagereise bestimmt; Themistokles erhielt die Stadt Magnesia, die 50 Talente eintrug, zu seinem Brote, Lampsakus für seinen Wein, Myus für die Zukost; der Satrap Tritantächmes von Babylon erhielt vier grosse Flecken in Babylonien für die Fütterung seiner indischen Jagdhunde. Ferner hatten die Provinzen den Unterhalt des Heeres und den nach dem königlichen Muster im kleineren Massstabe eingerichteten Haushalt des Satrapen zu bestreiten.

In den Schatz des Königs flossen weiter die Abgaben der Unterthanen für in Iran wenigstens meist nicht zu umgehende Benutzung der staatlichen Bewässerungsanlagen, die Einkünfte der Fischerei in dem Kanale vom Nile zum Möris-See (240 Talente), die Einkünfte der eingezogenen Güter nach den Hinrichtungen von Satrapen und anderen Grossen, die freiwilligen Geschenke an gewissen Feiertagen, besonders dem Geburtstage des Königs.

Die Erhebung der Gefälle war ein Hauptgeschäft der Satrapen, denen ausserdem die Beförderung der Kultur des Landes, des Ackerbaues, der Gärtnerei, der Viehzucht, anvertraut war. Dagegen ist es erst später üblich geworden, ihnen auch den Befehl über die Truppen ihrer Provinz zu übertragen. Zur Besorgung der Geschäfte waren ihnen königliche Schreiber beigegeben, die ihnen auch die Befehle des Königs vermittelten. Diese Befehle forderten unbedingten, schnellen Gehorsam. Schon ein blosser Verdacht reichte hin, den Satrapen ins Verderben zu stürzen. Ohne Urteil, ohne Rechtsform fand die Hinrichtung durch die Trabanten statt.

Es war der wundeste Punkt des Perserreiches, dass es nur auf brutale Gewalt begründet war und durch brutale Gewalt zusammengehalten wurde. Die unzähligen Völker des Reiches verband kein

einziges gemeinsames Interesse. Dadurch wirkte die grosse Ausdehnung des Reiches selbst wie eine bedenkliche Schwäche. Ein Heer von Babylon nach Sardes oder an den Nil zu führen, erforderte mindestens vier Monate.

Auf den Trümmern zahlreicher Völker, die sich ausgelebt hatten, im Absterben begriffen waren, hatte das jugendliche Perservolk seine Herrschaft errichtet. Es hat die Erbschaft der Assyrer angetreten und die weltgeschichtliche Aufgabe gelöst, den iranischen Stämmen die vorderasiatische Kultur zu vermitteln. Nach Lösung dieser Aufgabe unterlag das Perserreich der mittlerweile gereiften überlegenen griechischen Kultur.

148. Reichsstrassen und Reichspost. Zur Sicherung ihrer Herrschaft schufen die Perser die Reichsstrassen und Reichspost (§ 23 und 32). Für die Eilboten (Angaroi) waren in Entfernungen von durchschnittlich vier Parasangen = 3 Meilen oder $22^{1}/_{2}$ km Stationen oder Herbergen angelegt, mit bereitstehenden Postpferden und Verpflegungseinrichtungen für die Boten und ihre Pferde oder Maultiere. Die ankommenden Staatsdepeschen mussten ohne jeden Verzug von frischen Boten auf frischen Tieren weiter befördert werden. Möglichste Schnelligkeit war das einzige erstrebte Ziel; weder Nacht, noch Regen, noch Schnee, noch Hitze durften Zögerung bereiten. Darum erklärt Herodot diesen Postkurierdienst als „die schnellste Art, wie Menschen auf dem Lande reisen“.

Es versteht sich von selbst, dass die Wege ebensowohl zur Heeresbeförderung, namentlich der Reiterei und Streitwagen, wie zur Beförderung der Handelsgüter benutzt wurden. Nur ist nicht zu vergessen, dass die Wegearbeit nicht in der Anlegung fester Strassenkörper, sondern in leichter Nachhilfe zur Ebnung und Festigung der natürlichen Bodenfläche, in dem Bau von Brücken über schmale Wasserläufe, der Einrichtung von Fähren über breitere Flüsse bestand, schwierige, dauernde Arbeiten, wie Brückenbauten und Felsensprengungen nur in sehr seltenen Fällen vorkamen. Die Strassen suchten nicht die wichtigeren Orte der Provinzen auf, führten vielmehr selbst, wenn sie in deren Nähe kamen, in einiger Entfernung vorüber, um unnützen Aufenthalt zu vermeiden. Wohl aber machten sie Biegungen nach besiedelten und ertragsfähigen Gegenden, wichen öden Landschaften aus. Auch die besondere politische Bedeutung einer Gegend, wie der Gebiete am Busen von Issus, der pontischen Landschaften Kleinasiens konnten Abbiegungen von der geraden Linie veranlassen. Endlich mied man die heissen, mit Sand bedeckten, der Ueberschwemmung ausgesetzten Ebenen und bevorzugte die Linien durch die niederen

Gebirgszonen, deren Wasserläufe allenthalben auch geringere Schwierigkeiten boten.

Aus diesen Gründen führte die wichtigste Reichsstrasse, die von Susa nach Sardes, nicht durch das Euphrat-Tigris-Tiefland, sondern durch das östliche Gebirgsland. Von dem etwa 170 m hoch gelegenen Susa ging es nordwestlich im Thale des Choaspes (j. Kercha) aufwärts, nördlich von dem Orte Celonä (Sirwan) in das Kerind-Thal über das heutige Harunabad nach Kerind, durch die Zagros-Pforte (Pass Tagi-Girra, etwa 1660 m) rasch hernieder nach Chala (im Mittelalter Holwan, dessen Ruinen in der Nähe des jetzigen Seripul), dann wahrscheinlich nicht die beschwerlichere östliche Linie über Sohab und Suleimaniah, sondern die in einer Höhe von 300—500 m verlaufende westlichere, dem Niederlande nähere Linie nach Arbela. Hierauf schlug die Strasse westliche Richtung ein nach dem Tigris, in der Nähe der Ruinen von Ninive vorbei, und erreichte die Ueberfahrtstelle bei dem heutigen Dschesireh. Auf dem Plateaurande des Mons Masius (El Tor) erst nach Westen, dann nach Nordwesten bis in die Nähe von Amida (Diarbekr), dann ziemlich westlich über die wellige Hochebene von Süwerek gelangte man zu der Ueberfahrtsstelle des Euphrats, wahrscheinlich bei Kores, etwa in der Mitte zwischen Samsat und Gerger. Die nächste Strecke bis zum Becken von Malatia (Melitene) ist die unsicherste.. Am wahrscheinlichsten lief die Strasse von Kores nach Kakhtah oder Kiachtah und dann nach der Station für Melitene bei dem westlich an der Mündung des Sultan-Su gelegenen heutigen Asbusu. Von hier ging es nordwestlich nach Sebaste (j. Sirvas), dann nach Ancyra (Angora), an Gordium und Pessinus vorüber nach dem obersten Sangaria oder Sakaria, am nordwestlichen Ausläufer des Emirdagh vorüber nach dem heutigen Afiun Karahissar, Uschak, Kula, in das Hermusthal zum Zielpunkte Sardes. Bis Smyrna war noch eine Strecke von 11, bis Ephesus von 13½ Meilen. Die Gesamtlänge der Strasse von Susa bis Sardes betrug 326 Meilen (= 2419 km) oder 450 Parasangen. Herodot giebt als Reisezeit für die ganze Strasse 90 Tage an. Da die Stationen nur etwa 3 Meilen voneinander lagen, wird bei einer mässig beschleunigten Wagen- oder Karrenfahrt oder selbst Packpferdgang eine Station zur Mittags-, eine zweite zur Nachtrast erreicht worden sein. Dann ergeben sich von Susa bis in die Gegend von Ninive 26, bis Melitene 37, bis Sardes 65 Tagereisen (ohne Rasttage).

Eine zweite Hauptstrasse war die nach Iran, endigend in Sogdiana. Sie zweigte von Celonä (Sirwan) von der ersten ab, führte nördlich nach dem jetzigen Kirmanschah, dann durch die Enge von Behistun

(Baghistan) und über das westliche Joch des Elwend nach Ekbatana. Der nächste Hauptort war Ragä, dessen Ruinen 1½ Meilen von Teheran liegen. Dann führte der Weg 7—8 Meilen östlich zu einem langen Felseneinschnitte, den Pylä Kaspiä (heute nach dem Orte Serdarra genannt), jenseits am südlichsten Abhange der Gebirgszüge von Chorasan nach Hekatompylus (wahrscheinlich das heutige Schahrud), einem Knotenpunkte mehrerer Wege (heute sechs). Von Hekatompylus aus ging die Strasse östlich über den unteren Herirud nach Magaris (Merw), Marakanda (Samarkand) und endigte in Cyreschata (Uratiübe). — Von Hekatompylus ging eine zweite Linie östlich nach Herat, über das heutige Merutschak und Maimene nach Baktra, über den Hindukuh (Pass von Bamian) nach Kabul. — Anstatt des westlichen Abschnittes der ganzen Strasse von Susa aus führte die alte Hauptstrasse vom heutigen Kirmanschah über Harunabad nach Chala (Holwan), wo die weite Fruchtebene plötzlich das Auge entzückte, dann über Opis am Tigris nach Babylon.

Eine normale Reichsstrasse verband ferner Susa mit der alten Perserhauptstadt Persepolis durch das Bergland der Uxier. Wirtschaftlich wichtiger war die Linie Persepolis nach Aspadana (Isfahan) und Ekbatana.

Von Susa führte eine Strasse ersten Ranges wegen ihrer wirtschaftlichen wie politischen Bedeutung nach Babylon über den Dschebel Hamerin, bei dem heutigen Kalat Seruk über den Tigris (Reste einer alten Brücke), auf dem rechten Tigrisufer nach Kut el Amara, der südlichen Uferseite des Hauptkanals Schat en Nil und Babylon. Diese Strasse war etwa 60 Meilen lang, konnte also mit tüchtigen Lasttieren in 11—12 Tagen zurückgelegt werden.

Für eine Euphratstrasse von Babylon nach Syrien geschah von Reichs wegen nichts; der Güterverkehr mag vorzugsweise zu Wasser erfolgt sein. Und doch hat ein Euphratweg bestanden. Die Strecke bis Is (j. Hit) wurde stark benutzt zur Zufuhr von Asphalt nach Babylon. Von dieser Stadt aus führte der Landweg über die vier grossen Kanäle, vom letzten in etwa 4 Meilen zum Thore der „Medischen Mauer", am Ende der 6. Tagereise nach Hit, in etwa 14 weiteren Tagereisen bis zur Mündung des Chaboras, in 5 Tagereisen bis Thapsakus, dann auf dem rechten Euphratufer bis oberhalb des Knies nach dem heutigen Balis, von wo der Hauptweg nach Chalybon (Haleb, Aleppo) und über den Beilan-Pass ging und am Busen von Issus endete. Vom Amanus bis zum Euphrat müssen Wege auch für schwere Lasten bestanden haben, da Alexander d. Gr. das gezimmerte Schiffsbauholz in 7 Tagen zum Euphrat bringen lassen konnte.

Vom Busen von Issus ab führte eine wohlgehaltene Strasse nach Kleinasien über Ikonium, deren Uebergang über den Taurus bei Tarsus deshalb gerühmt wurde, weil er für zwei- und vierräderige Wagen geeignet war.

Die Bedeutung Aegyptens nötigte die Perser für Herstellung einer kürzeren und gesicherten Verbindung bedacht zu sein. Daher kam wohl in dieser Zeit der Weg über das freilich erst in der Seleucidenzeit genannte Tadmor (Palmyra) nach Damaskus in Aufnahme. Der Satrap von Memphis wurde verpflichtet, für fortwährende Aufstellung von Wasserkrügen auf der Wüstenstrecke der Strasse zu sorgen, eine der wenigen staatlichen Massnahmen der Perserherrschaft zu Gunsten von Privatreisenden, also auch des Handels.

Im Anschlusse hieran ist noch eines Weges zu gedenken, der zwar keine Reichsstrasse, auch zum Teil Wasserweg gewesen ist, dessen Bereich aber Darius zu Kriegszügen und Besetzungen lockte, und der für den Handel von der Perserzeit an erhebliche Ausnutzung erfuhr. Das ist der Weg von Baktra nach dem Oxus zum Kaspischen See (vgl. § 97), über den See in 8tägiger Fahrt, den Cyrusfluss (Kur) aufwärts zu Schiffe bis etwa 10 Meilen oberhalb des heutigen Tiflis, dann über den Wasserscheiderücken nach der Stelle des Phasis (Rion), wo er seine westliche Richtung einschlägt, endlich diesen Fluss hinab bis zur gleichnamigen Stadt an seiner Mündung.

Die Perser zogen den Verkehr auf Landwegen mit Lasttieren und Fuhrwerken bei weitem dem Wasserverkehre vor. Darum erbauten sie zahlreiche steinerne Brücken über die Kanäle zwischen dem Euphrat und Tigris, bei Sittace eine Pontonbrücke über den Tigris. Infolge davon blieben die Euphrat- und Tigrisstädte zurück, während die Knotenpunkte von Landstrassen wie Sittace aufblühten.

Von den Lasttieren wurden Pferde und Kamele ausgedehnter verwendet, der Gebrauch des Esels räumlich beschränkt. Wie die Assyrer benutzten die Perser das Pferd zum Ziehen der Kriegswagen, besonders als Reittier, ferner als Packpferd und zum Ziehen zwei- und vierräderiger Lastkarren. Als Lasttiere zog man ihnen in klimatisch geeigneten Gebieten die Kamele vor.

149. Staatliche Förderung des Handels. Von einer solchen kann man nur in verneinendem Sinne sprechen; die Absicht, den wirtschaftlichen Wohlstand ihrer Völker zu heben, lag der Perserherrschaft fern. Die von Darius veranlasste Erkundung des Indusgebietes und der Seefahrt vom Indus nach Westen durch Scylax, sowie die Vollendung des Kanals vom Nile zum Roten Meere sind vereinzelte und ziemlich oder gänzlich folgenlose Unternehmungen gewesen. Dass

der Handel von Tyrus, der griechischen Städte Kleinasiens und mancher anderen Stadt doch gedieh, war zum Teil eine Folge davon, dass die persische Regierung sich mit der Anerkennung ihrer Herrschaft, der Leistung der Tribute und Heeresfolge begnügte, die Ordnung und Förderung ihrer Angelegenheiten im übrigen den Städten selbst überliess. Und wie gegen diese Städte, so verfuhr die persische Regierung im allgemeinen gegen die Völker, nachdem die Periode der Eroberung abgeschlossen war; die Völker blieben mehr sich selbst überlassen.

Der Neigung zur freien Bewegung gab aber mächtigen Anreiz die Grösse des Reiches. Verhältnismässig sicher, unter fest geordneten Leistungen konnten die Kaufleute ihre Reisen in dem weiten Gebiete vom Nile und Hellesponte bis zum Indus und Jaxartes betreiben. Ausgedehnte Länder wie Iran, die Oxuslandschaften, das Indusgebiet, aus denen früher nur spärlich durch Zwischenhandel die kostbaren Güter nach Vorderasien gelangten, wurden dem Handel dieses alten Kulturgebietes nun wirklich erst erschlossen. Da für den König das Beste und Köstlichste aller Provinzen zu seinem Gebrauche geliefert werden musste oder freiwillig als Geschenk dargebracht wurde, so fanden bald auch die Perser Geschmack an den kostbaren Erzeugnissen, und ihre Neigung zu Glanz und Ueppigkeit verbreitete sich im Reiche zur Förderung landwirtschaftlicher wie gewerblicher Produktion und des Handels.

150. Kulturverhältnisse. Herodot kennt ausser den ackerbautreibenden Persern noch vier nomadische Stämme. Plato sagt: „Die Perser waren ursprünglich ein Hirtenvolk, Bewohner einer rauhen Gegend, welche harte und dauerhafte Leute erzeugte, die im stande waren, Kälte und Nachtwachen zu ertragen und, wenn es sein musste, zu Felde zu ziehen.“ Aehnliches berichtet Arrian. Zu Cyrus' Zeit waren in der That die Perser ein noch in den Anfängen der Kultur stehendes, von Ackerbau, Viehzucht und Jagd lebendes Naturvolk, noch nicht verweichlicht durch fremde Kultureinflüsse. Der Stolz auf den Besitz der Ahuramazda-Religion liess sie auf alle anderen Völker herabsehen; doch waren ihre Kriege keine Religionskriege; vom Fanatismus haben sie sich frei gehalten. Die urwüchsigen Sieger nahmen sehr bald vieles von den Sitten, der Lebensart, selbst der Religion der Besiegten an, wurden zumal in den Künsten des Luxus und der Ueppigkeit gelehrige Schüler der Meder, Babylonier, Lydier. Schon Herodot bemerkte, es sei kein Volk der Welt so bereit, fremde Sitten anzunehmen, als die Perser. Immerhin haben sie sich nicht wie andere Völker vor ihnen von der babylonischen Kultur aufsaugen

lassen, sie haben diese vielmehr in eigenem Geiste weitergebildet. Die höhere materielle Kultur haben sie von den Babyloniern entlehnt, indes anscheinend mehr mittelbar durch die Meder. Die enge Verwandtschaft der Perser und Meder, der ersteren Lehensverhältnis zum Medischen Reiche bis Cyrus, der Luxus der Meder, zumal in Ekbatana, begünstigten die Verbreitung der babylonisch-medischen Kultur zu den Persern. In Sachen der Religion und des Kultus, der Einrichtung des Hofes waren die medischen Anschauungen massgebend; Ekbatana blieb dauernd Sommerresidenz; am Hofe, in der Verwaltung, im Heere standen die Meder den Persern ungefähr gleich an Verwendung und Ansehen. Die biblischen Schriftsteller (Buch Esther, Daniel) sprechen von den Königen in Medien und Persien, den Fürstinnen in Persien und Medien, dem Rechte der Meder und Perser, der Perser und Meder Gesetz.

151. Bodenerzeugnisse, Bodenkultur, Gewerbserzeugnisse. Die Begleiter Alexanders fanden im westlichen Karmanien ein paar Berge, in denen Salz und Arsenik gegraben wurde.

Durch seine Fruchtbarkeit berühmt vor allen Landschaften Persiens war Susiana. Babylonien ähnlich als Tiefebene, durch reiche Bewässerung einer Anzahl von Flüssen, bedeutende Wärme, höchst fruchtbaren Boden, brachte es Weizen, Reis, Baumwolle, Zucker in Fülle hervor. Das ebene Medien von Ekbatana nach Ragä erzeugte die kostbarsten Früchte, besonders Wein, die Agrumen. Im östlichen Iran beschränkte sich notgedrungen der Anbau auf die Flussränder, so am Hilmend, um Herat. Das von der Natur mehr begünstigte Hyrkanien war noch wenig angebaut. Reichlich lohnten Klima und Boden die Kulturarbeit in dem herrlichen Serafschanlande Sogdiana, wo die Baumwolle und die prächtigsten Früchte gedeihen. Aehnlich war es in Baktrien. — Rauh, namentlich im Osten durch steile, vegetationslose Abhänge unfruchtbar erwiesen sich die Gebirge, nur in tiefen Thalsenkungen anbaufähig, hier aber auch oft von überraschend üppigem Pflanzenwuchse. So war Karmanien im südwestlichen Teile nach Ormus hin in der persischen Zeit wohl angebaut, erzeugte Baumfrüchte aller Art, besonders Oliven und Wein, während der nördliche Teil auch damals schon sich nicht von den übrigen ausgedehnten Steppen und Salzwüsten des Innern Irans unterschied. Als ödeste Landschaft wurde Gedrosien durch Alexanders Rückzug sattsam bekannt; in den dem Indus näheren Gebieten sammelten die das Heer begleitenden phönizischen Kaufleute noch Myrrhen und Narden; beim Fortschreiten artete die Landschaft derart in Wüste aus, dass nur die Gestirne als Wegweiser dienen konnten.

Der indische Reis ist schon unter der Perserherrschaft und wohl infolge derselben der Reisbau vom Indus bis zum Oxus und Euphrat vorgedrungen. Theophrast beschreibt die Pflanze und ihren Gebrauch genau. Aristobulus stellt den Anbau in geschlossenen, überschwemmten Beeten überraschend richtig dar und bezeichnet Baktrien, Babylonien und Susis als reisbauende Landschaften. Infolge Getreidemangels in Susis nährte Eumenes seine Truppen mit Reis, Sesam und Datteln. Nach dem Periplus m. E. erzeugte selbst die Gegend um Parsis, die Residenz des Königs von Gedrosien, „viel Getreide, Wein, Reis und Datteln, aber das Küstenland nichts anderes als Bdella".

An eigenartigen Früchten gewann man in Persien, Medien, Armenien den Pfirsich, die Aprikose, die Agrumen. Der Pfirsichbaum hat seine Heimat höchst wahrscheinlich in China. Eine Verbreitung desselben nach Iran erst infolge des unmittelbaren Handels von China nach dem Westen am Ende des 2. Jahrhunderts v. Chr. anzunehmen, erscheint nicht unbedenklich, da für die Weiterverbreitung nach Italien, Aegypten u. s. w. zu kurze Zeit bleibt. Der Name Pfirsich (= persischer Apfel) darf als Hinweis auf eine frühere Zeit des Anbaus in Persien angesehen werden. Ebenso mag es mit der Aprikose (armenische Pflaume) sich verhalten. Sicher kamen die edelsten Früchte, die Agrumen, aus Ostindien stammend, zu Alexanders Zeit in Persien und Medien vor. Theophrasts Beschreibung diente ein halbes Jahrtausend als Quelle, bis die Zucht des Baumes auch in Italien in günstigen Lagen gelang. Nach Hehn war es ausschliesslich die Citronat-Citrone, Citrus medica cedra, die damals das Abendland als „medischen Apfel" kennen lernte und später durch Uebertragung Citrone nannte. Mit dem Namen Kédros bezeichneten die Griechen die duftigen unzerstörbaren Koniferenhölzer: Cedern, Wachholderarten, Thuja articulata u. a., die nicht nur selbst den Würmern widerstanden, sondern auch die Kleider vor denselben schützten. Dieses Kédros war in Italien zu citrus geworden und bedeutete insbesondere das seit alter Zeit aus Afrika eingeführte Holz des Lebensbaumes (Thuja articulata), von dem man Splitter oder Harz zum Schutze gegen Motten oder andere Schädlinge in die Kleider steckte. Da der goldene medische Apfel zu gleichem Zwecke in die Kleiderladen gelegt wurde und dem Cedernharze ähnlich roch, so wurde er in der Vorstellung des Volkes zur Frucht des Citrusbaumes und später auch von den Gebildeten in Rom, auch in Griechenland darnach benannt. — Erst in der Zeit der Kreuzzüge ist die saure Limone, deutsch fälschlich Citrone benannt, wie die süsse Limone eine Varietät der Citrus medica, nach Europa gelangt, zu gleicher Zeit mit ihr auch die glühend rotgoldene, bitter aroma-

tische Pomeranze (franz. Orange, Citrus Aurantium amarum), während die süsse Pomeranze (Citrus Aurantium dulce), die Apfelsine (= chinesischer Apfel) erst durch die Portugiesen aus dem südlichen China (angeblich im Jahre 1548) nach Europa verpflanzt wurde.

In den Steppen und gebirgigen Hängen lohnte vielfach noch die Viehzucht reichlich. Man züchtete an Grossvieh Pferde, Kamele, Rinder, Esel, an Kleinvieh hauptsächlich Schafe und Ziegen. Die Rinder gewährten an Nutzung nicht bloss Milch, sondern auch Butter und Käse. In Medien wurden ausgedehnte Weiden zur Zucht edler Pferde, den nisäischen, verwendet. Diese Provinz lieferte jährlich ausser dem Tribute an Geld 3000 Pferde, 4000 Maulesel und beinahe 100000 Schafe an den persischen Hof. Die edelste Wolle erzeugte die Schafzucht Karmaniens. Aus Indien verbreitete sich durch die medisch-persischen Kriegszüge auch der Haushahn nach Persien und wurde den Mazda-Verehrern ein heiliges Tier wie der Hund, der letztere als der treue Hüter der Herden und des Hauses, der erstere als Verkündiger des Morgens und als Symbol des Lichtes und der Sonne.

Das Gesetz Zarathustras machte die Kultur des Bodens durch Ackerbau, Gärtnerei und Viehzucht zu einer der heiligsten Pflichten seiner Anhänger. Infolge der Trockenheit hängt die Fruchtbarkeit wesentlich von der künstlichen Bewässerung ab; Vorrat an Wasser bedeutet Ueberfluss an Früchten. Daher haben die persischen Herrscher schon im Altertume Bewässerungsbauten ausführen lassen: Kanäle, Schleusen, Dämme, Brunnen, unterirdische Leitungen, um das befruchtende Element flussfernen Fluren zuzuführen. Den Satrapen war die Beförderung der Bodenkultur als wichtige Aufgabe gestellt; dieser Teil ihrer Thätigkeit unterlag einer alljährlichen eingehenden Prüfung durch den König selbst oder einen Bevollmächtigten.

Die gewerbliche Entwickelung zeigte nach der Fruchtbarkeit des Landes sehr ungleichen Stand; grosse Bezirke mussten selbständige Handwerker entbehren, die nur in Städten oder grösseren Ortschaften gedeihen konnten. Das Avesta erwähnt die Handwerker nur einmal. Anderseits sind der Glanz Ekbatanas wie die Annahme medischer Tracht und Sitte durch die Perser Zeichen eifriger Nachahmung babylonischer Technik durch die Meder. Zunächst freilich standen die Perser auf tiefer Stufe bezüglich ihrer gewerblichen Leistungen. Der Lyder Sandanis sagte zu Krösus: „O König, wider solche Leute rüstest du dich ins Feld zu ziehen, welche lederne Hosen tragen und alle übrige Kleidung von Leder?“ Die alte rauhe Einfachheit schwand bald. Es ist nicht unmöglich, dass die in der Perserzeit viel genannten medischen Gewänder aus feiner Wolle, aus verschiedenen Gründen wahrschein-

licher, dass sie aus Seide gewesen sind (§ 62). Für letzteres spricht auch, dass sie die Kleidung des Hofes geworden waren, d. h. des Königs selbst und aller derer, denen er solche Gewänder als Ehrengeschenk verlieh. Sie zeichneten sich aber aus durch Feinheit des Gewebes wie die Schönheit ihrer Farben. Nach Ktesias wurden die persischen Färbereien nur von den indischen übertroffen. Die Auszeichnung der mit dem Titel „Verwandter des Königs" beehrten höheren Hofbeamten bestand in einem Purpurgewande und einer goldenen Dekoration. Dass die Perser selbst ihre kostbaren Gewänder, desgleichen den edlen Schmuck gefertigt haben, darf man wohl bezweifeln; dagegen entspricht es ihrer bis zu Cyrus' Zeit erlangten Kultur, wenn Sprenger sagt, dass die von Dedan den Tyrern gelieferten Decken oder Teppiche (Ezech. 27, 20) Filzteppiche, fast ausschliesslich in Fars hergestellt, gewesen seien. Der Periplus m. E. führt an, dass aus den beiden persischen Häfen Apologus und Ommana „nach Barygaza wie nach Arabien viel Stoffe aus den Fäden der Steckmuschel, jedoch geringer an Wert als die indischen, Purpur und einheimische Gewänder" ausgeführt worden seien.

152. Luxus der Perser. Mannigfache Förderung erfuhr Gewerbe und Handel durch den bald sich entfaltenden Luxus der Perser. Durch die Sitte, dass niemand dem Herrscher ohne kostbare Geschenke nahe, noch mehr durch die staatliche Einrichtung alljährlicher bedeutender Naturallieferungen der Provinzen an den König flossen ausserordentliche Vorräte der Kostbarkeiten aller Art zusammen und trugen wesentlich bei zur Entstehung des Luxus am Hofe, der sich dann nach dem Gesetze der Nachahmung an die Höfe der Satrapen und durch alle Stände und Schichten des Volkes abwärts verbreitete. Nach den Darstellungen von Tschihil-Minar (Persepolis) brachten die Gesandten der Völker als Geschenke: Gefässe von mancherlei Form und Stoff, angefüllt mit Spezereien und anderen Kostbarkeiten; Kleidungsstücke: Shawle, Gewänder, Pelzwerk; Schmuck: Arm- und Halsbänder; Gerätschaften mancherlei Art; kostbare, besonders eingemachte Früchte; Tiere: Pferde, Kamele, Rinder, Maultiere, Esel, Schafe.

Das zum königlichen Hoflager gehörige Gefolge glich einem grossen Heere; bei dem Umzuge aus einer Residenz in die andere mussten ärmere Provinzen gemieden werden, um sie nicht einer Hungersnot preiszugeben, da der König und sein Hof auf der Reise Gäste des Landes waren. Nach Ktesias' Berichte speisten von dem Tische des Königs täglich 15000 Menschen, die keinen Sold oder Gehalt, sondern lediglich Naturalien erhielten. Einen beträchtlichen Teil der Masse bildete das stets am Hofe anwesende Heer, vorzugsweise

Reiterei, meist Perser. Jedoch auch an niederen Hofbediensteten gab es solche Massen, dass sie wie das Heer nach Zehn und Hunderten eingeteilt wurden. Allein das Ordnen des königlichen Bettes erforderte nach Xenophon eine grosse Schar von Leuten. Ueber ihnen standen eine ebenfalls bedeutende Zahl höherer Beamter mit den Titeln Knechte, Verwandte, Freunde des Königs. Das strenge Hofceremoniell trug nicht wenig bei zur Vermehrung der Aemter. Die Bevölkerung des mit echt orientalischer Ueppigkeit eingerichteten Harems zählte gleichfalls nach vielen Hunderten. Es erscheint vollkommen begreiflich, dass für dieses königliche Hoflager ausser mancherlei Geflügel „täglich tausend Opfertiere“ geschlachtet wurden: Pferde, Kamele, Ochsen, Esel, grösstenteils Schafe, begreiflich, dass die Anwesenheit der betroffenen Provinz eine tägliche Ausgabe von 20 bis 30 Talenten verursachte, ungerechnet die kostbaren Tafelgeräte, welche in den Schatz des Königs wanderten.

Für den Tafelluxus des Königs zu sorgen war eine um so schwierigere Aufgabe, als er nur das Beste und Köstlichste aus dem ganzen Reiche geniessen durfte: das Wasser aus dem Choaspes, den Wein aus Helbon bei Damaskus, das Brot aus äolischem Weizen, das Salz aus der Oase Siuah u. s. w. Der königliche Palast in Ekbatana hatte nach Polybius sieben Stadien im Umfange. Obschon alles Holzwerk dieses Palastes aus Cedern und Cypressen bestand, war nichts davon unbedeckt gelassen, vielmehr alle Säulen, Balken, Decken in den Hallen und Vorhöfen mit Platten von Gold und Silber beschlagen, selbst alle Ziegel der Dächer aus Silber gearbeitet. Nach der doppelten Beraubung dieses Palastes durch Alexander und Seleukus Nikator fand Antiochus der Grosse doch noch so viel Silber, dass er fast für 4000 Talente (21¾ Millionen Mark) Münzen daraus prägen konnte. — Die Paläste waren sämtlich von „Paradiesen“ umgeben, d. h. Parken, und zwar von solcher Ausdehnung, dass ganze Heere darin gemustert, umfängliche Jagden angestellt werden konnten. Die Jagd war das Lieblingsvergnügen der persischen Könige und Grossen, in den Paradiesen, noch häufiger in freier Landschaft. Die Reize des Klimas in den verschiedenen Jahreszeiten in wechselnden Höhenlagen zu geniessen, verlegten die Könige ihren Hofhalt von der ständigen Hauptstadt Susa im heissen Sommer nach dem kühleren Ekbatana und, im Anfange wenigstens, während der Wintermonate nach Babylon.

Das Buch Esther erzählt, dass der König allen Vornehmen seines Reiches ein grosses Hoffest veranstaltete, einhundertachtzig Tage lang. Wie Ahasverus hierbei von seinem Reichtum spendete, so verliehen die Könige überhaupt als Ehrengeschenke Halsketten, Ohrgehänge,

Armbänder, Kronen und andere Gegenstände aus Gold (nach Ktesias galt eine goldene Mühle als höchstes Geschenk), medische Gewänder so häufig, dass alle vornehmen Perser solchen Schmuck trugen. Von den Stücken des Königsschmuckes: Tiara mit darum gewundenem Diademe, Krone, Szepter, purpurnem Oberkleide und Beinkleide, dem halb purpurnen, halb weissen Mantel kamen Tiara mit Diadem bei den königlichen Verwandten, Kronen bei den sieben edelsten Familien der Perser, später bei den Frauen überhaupt in Gebrauch. Als unentbehrlichen Schmuck erachteten die Männer den edelsteinbesetzten Dolch, goldene Ketten, Siegelringe, die Frauen Krone, Halsband, Gürtel. An Stelle der Lederkleidung trat solche aus Wolle, vielleicht auch Seide, vielfach aus Brokat und kostbarem Pelzwerke. Mit Teppichen und Decken waren nicht bloss die Fussböden, Sitze und Bänke belegt, die Wände und Decken behängt und bespannt, im königlichen Palaste wie in allen vornehmen Häusern, sondern selbst Grabmäler reich geschmückt, wie das des Cyrus in Pasargadä.

Nach dem Vorbilde des königlichen Hofes waren die der Satrapen geformt, nur in kleinerem Massstabe, doch immerhin häufig so, dass die Einkünfte die Bedürfnisse nicht deckten. Auch sie hatten ein zahlreiches Gefolge, eine Leibwache, einen Harem, ein „Paradies“; auch sie verlegten mitunter ihr Hoflager je nach den Jahreszeiten an verschiedene Orte.

153. Landhandel im Perserreiche. Nach Spiegel „lässt sich nicht bestreiten, dass die Iranier zu kaufmännischen Geschäften ein grosses Geschick zeigen. Sie liebten von alters her den Besitz und suchten daher ihr Vermögen zu vermehren. Die Parsenbücher bezeichnen ein mit Rechtschaffenheit erworbenes Vermögen als ein Gott wohlgefälliges Werk“. Immerhin erscheint es wahrscheinlicher, dass während der Zeit der Perserherrschaft der Grosshandel mehr von den Babyloniern, Phöniziern und Griechen betrieben worden ist. Selbst die von den Königen zu Spionendiensten verwendeten Kaufleute müssen nicht notwendig Perser gewesen sein.

Es hat sich früher ergeben (§ 140. 141), dass ein Zwischenhandel von Babylon aus durch Iran nach Baktrien, vielleicht auch nach Indien bereits um die Mitte des 2. Jahrtausends v. Chr. stattgefunden hat, ferner dass die Anknüpfung eines unmittelbaren Handels nach dem Osten mit der Ausdehnung der medischen Herrschaft bis Sogdiana angenommen werden darf. Auf einen lebhafteren Verkehr zu schliessen, verbietet die Kultur Ostirans zu Beginn der Achämenidenzeit. Da selbst zu Alexanders Zeit der Kulturstand dieses Gebietes weit niedriger war als in Indien, so darf auch für die Perserzeit ein

starker Verkehr durch Iran nach dem Osten nicht angenommen werden. Anderseits ist zu beachten, dass die Perserherrschaft den Verkehr sicherte, erleichterte und förderte. Darius lag offenbar am Herzen, das reiche Indien zu gewinnen, und der bedeutende Tribut der indischen Satrapie reizte, die gewonnene Beute festzuhalten. Manche Luxuswaren der Perser und ihrer Unterthanen haben ihren Ursprung im Osten. Die schöne rote Farbe, bezüglich deren Ktesias berichtet, dass die Perser dieselbe ihren einheimischen und den berühmten sardianischen vorzogen, dass sie ihre „purpurnen" Kleider damit färbten, wird die indische Lackfarbe gewesen sein. Die wertvollen indischen Jagdhunde haben natürlich ausser dem Satrapen Tritantächmes von Babylon noch andere der jagdlustigen Herren sich kommen lassen. Die Edelsteine, welche die Perser zu mannigfachem Schmucke, die Babylonier auch zu Stockzierden und Amuletten verwendeten, mögen zum Teil aus Indien, zum Teil aus Baktrien gekommen sein, mit letzteren die „medischen Gewänder", sofern dieselben chinesische Seide waren. — Der Verkehr bewegte sich vorzugsweise auf der nördlichen Strasse, über Ekbatana und Hekatompylus.

Cyrus' zäher Kampf um die Landschaften am Oxus und Jaxartes, sowie die Besitzergreifung des Gebietes am unteren Oxus und des kolchischen Landes durch Darius haben, wenn nicht den Handel zwischen Baktrien und dem Pontus über den Kaspischen See hervorgerufen, denselben wesentlich gefördert. Die genaue Kenntnis Herodots von den Schiffahrtsverhältnissen dieses Sees, die Blüte der griechischen Kolonien am Pontus, allen voran Dioskurias, spricht für den Betrieb dieses Handels, welcher die Erzeugnisse des fernen Ostens dem fernen Westen zugänglich machte.

Die grossartige Entwickelung Babylons seit Nebukadnezars Schöpfungen ist weder durch Cyrus noch durch seine Nachfolger sonderlich beeinträchtigt worden, obschon sie nur anfangs die Wintermonate daselbst residierten. Dass die Perser so wenig in die inneren Verhältnisse der Völker eingriffen, kam der Gewerbe- und Handelsthätigkeit der Babylonier gewiss zu statten. Reger als früher gestaltete sich ihr Verkehr nach den wirtschaftlich bedeutenden Ländern des Westens: Syrien, Aegypten, Kleinasien. Obwohl die „Reichsstrasse" nach dem nördlichen Syrien sich vom Euphrat fern hielt, vollzog sich der Güterverkehr auf diesem Strome oder auf der, erst östlich, später westlich von ihm verlaufenden Handelsstrasse (§ 148). Der vermehrte Verkehr nach Aegypten und dessen politische Bedeutung für das Perserreich gab wahrscheinlich bald Anlass zu der bedeutenden Wegabkürzung über Tadmor nach Damaskus. Am Ende der Perserzeit

benutzten Kaufleute einen noch kürzeren, die Syrisch-arabische Wüste weiter südlich durchquerenden Weg vom Euphrat nach Aegypten. Nach der Schlacht von Arbela (331) erbot sich ein Kaufmann aus Sidon zu raschester Besorgung eines Auftrages nach Aegypten auf diesem Wege. Nach wenigen Jahren liess Ptolemäus Lagi die fragliche Linie von Aegypten nach dem Euphrat durch Kamelboten zurücklegen.

Auf diesem, das Gebiet der zu Macht gelangenden nabatäischen Fürsten durchschneidenden Wege kamen auch die Wohlgerüche Arabiens über Petra nach dem Euphratlande. Die grösseren Beträge des in Mesopotamien und Iran in steigenden Mengen begehrten Weihrauchs vermittelte Gerrha.

Der Handel, welchen nach Herodots bekannter Schilderung die Armenier euphratabwärts nach Babylonien betrieben (§ 141), mag zur Zeit des Neubabylonischen Reiches begonnen worden sein; seine grössere Lebhaftigkeit fällt in die Perserzeit.

Den Verkehr zwischen Mesopotamien und Kleinasien begünstigte die Perserherrschaft durch die politische Vereinigung Kleinasiens mit dem grossen Reiche und durch die Förderung des Landverkehrs. Die alten Mittelpunkte des Kultus, wie die beiden Komana und Pessinus, fesselten durch ihre Kultusstätten zugleich den Handel, den ihre Lage an den Karawanenstrassen dahin zog; die religiösen Feste waren zugleich Märkte, welche die Fremden in Menge anlockten. Sardes verlor durch die persische Eroberung wenig von seiner früheren Bedeutung. Denn durch die politischen Beziehungen zwischen Persern und Griechen wurde Sardes weitaus die wichtigste Provinzialhauptstadt. In ihr endete die grosse Reichsstrasse, welche die Regierung nicht nach der Küste, etwa nach Ephesus oder Smyrna, weiter führte, um nicht dem betreffenden Hafenplatze mit griechischer Bevölkerung eine unerwünschte Stärkung zu verleihen zum Nachteile von Sardes und nicht das Eindringen der Fremden, der Kaufleute oder Krieger, ins Innere des Reiches zu sehr zu erleichtern. Auch die Strasse vom Busen von Issus über Tarsus nach Ikonium musste dem Handel zu gute kommen. Das 5. und 4. Jahrhundert ist die Blütezeit des griechischen Handels. Zu dieser Entwickelung hat ganz wesentlich beigetragen die Verbindung mit dem Osten, dem weiten Persischen Reiche, welche die Griechen des reichen Städtekranzes von der Küste Lyciens bis zur Nordostküste des Pontus pflegten. Die Griechen bemächtigten sich mehr und mehr des Handels im östlichen Becken des Mittelmeeres wie die Karthager im westlichen und schränkten den Handel der phönizischen Städte, selbst der Königin Tyrus, ein.

Der Zusammenbruch der attischen Seeherrschaft änderte die Sach-

lage zu Gunsten der Phönizier. Ihre Betriebsamkeit und ihr Wohlstand war vielleicht während ihrer völligen Unabhängigkeit nicht so gross gewesen wie unter der Perserherrschaft, die ihrem Handel ein unermessliches Hinterland sicherte. In welchem Masse sie diese Gunst ausbeuteten, beweist die Thatsache, dass phönizische Kaufleute mit ihren Kamelen sich Alexanders Zuge vom Indus durch Gedrosien anschlossen und ihre Handelsgeschäfte trieben. Da die Perserkönige sich gern mit der Anerkennung der Oberherrlichkeit und der Befugnis, die Flotte aufzubieten, begnügten, so behaupteten die Phönizier nicht bloss ihre alte Verfassung, sondern bewahrten auch ihren alten Handelsgeist und die dem Handelsbetriebe nötige Freiheit. Als freilich die Sidonier sich verleiten liessen, mit Nektanebus von Aegypten sich gegen die Perser zu empören, während Tyrus und Aradus sich abwartend verhielten, da wurde Sidon von Ochus verbrannt, wobei 40000 Menschen in den Flammen umkamen. An seiner Statt trat Byblus neben Tyrus und Aradus in den Bundesrat von Tripolis ein.

154. Seehandel des Perserreiches. Den Perserkönigen fehlte die Erkenntnis des Wertes der maritimen Thätigkeit; sie haben sich der Schiffahrt gegenüber im besten Falle passiv, zum Teil schädigend erwiesen. Die Stärke der Abneigung gegen das Seewesen lässt sich daraus ermessen, dass die vielen Kämpfe gegen die griechischen Seemächte, gegen Cypern und Aegypten nicht zur Schöpfung einer wirklich persischen Flotte geführt haben. Alle die sogenannten persischen Flotten haben in erster Linie die phönizischen Handelsstädte, dann die Griechen Kleinasiens und der Inseln, endlich Aegypten gestellt. Persische Seeleute gab es nicht.

Nur in einigen Unternehmungen offenbart sich mehr Kühnheit, mehr Unternehmungslust. Zur Vorbereitung seines Eroberungszuges nach Indien schickte Darius jene nach dem einen Teilnehmer, Scylax aus Karyanda, benannte Expedition ab, welche den Indus hinabfuhr, dann den Seeweg von Indien nach Aegypten zurücklegte und nach „fast 30 Monaten“ in einem ägyptischen Hafen am Roten Meere landete. Ferner liess Darius den von Necho begonnenen Kanal vom Nile zum Roten Meere vollenden. Sein Nachfolger Xerxes gab wie Necho den Auftrag, von der Ostküste Afrikas aus den Erdteil zu umschiffen; die Schiffer erreichten höchstens die Strasse von Moçambique, vielleicht nur die Somaliküste. Einen Erfolg für die Seeschiffahrt hatte keine dieser Unternehmungen.

Den Seehandel an den Küsten des Perserreiches betrieben im östlichen Mittelmeere die Griechen, Phönizier und Aegypter, auf dem Kaspischen See wahrscheinlich meistens die pontischen Griechen, auf

dem Persischen Busen die Ostaraber. Das von Nebukadnezar an der Euphrat-Mündung angelegte Teredon (Diridotis) verkümmerte unter den Persern, sodass sich Alexander genötigt sah, an Stelle dieses versandeten und verödeten Hafens an der Tigris-Mündung einen neuen Hafen zu schaffen, welcher in der späteren Zeit Charax genannt wurde. Es gab auf dem Persischen Busen nur Küstenverkehr, von den ostarabischen Schiffern auf kurze Strecken betrieben. Wie unbedeutend derselbe geworden war, kann durch nichts schlagender bewiesen werden, als dass die mühsam vorbereitete Expedition Alexanders nach Südarabien so kläglich verlief.

Eine Fortsetzung der Fahrten auf dem Persischen Busen im Binnenlande, auf den Strömen Euphrat und Tigris, wurde mit der Zeit gleichfalls erschwert. Der Euphrat und die von ihm abgezweigten Kanäle waren so wenig gepflegt worden, dass Alexander ein weites Gebiet auf dem rechten Ufer des Unterlaufes völlig versumpft vorfand. Auf dem Tigris wurde ein Verkehr bis in die Nähe der Hauptstadt Susa unterhalten. Weiter aufwärts machten die Perser die Schiffahrt völlig unmöglich. Um sich gegen Seeräuber oder feindliche Unternehmungen, die den Tigrislauf benutzen konnten, zu sichern, zogen sie in gewissen Entfernungen hintereinander Mauern aus Quadersteinen durch den Strom, schufen also künstliche Wasserfälle. Gegen die Annahme, dass es sich bei diesen Steinmauern um Stauanlagen zur Bodenbewässerung gehandelt haben könne, spricht der Umstand, dass im Euphrat- und Tigris-Tieflande seit Jahrtausenden genügend Erfahrungen gesammelt waren, um nicht durch die Bewässerungsanlagen den Wasserverkehr völlig zu vernichten, sowie der Umstand, dass Alexander jene Schiffahrtshindernisse beseitigen liess.

155. Münzen, Gewichte, Masse. In der älteren Zeit kannten die Perser keine Münzen. Nach dem Avesta erhielt der Priester (als Arzt) für die Heilung eines Hausherrn ein geringes Zugtier (einen Esel), eines Clanherrn ein mittleres (ein Rind), eines „Herrn der Genossenschaft“ ein grosses (Pferd), eines „Herrn einer Gegend“ einen Wagen mit vier Tieren, einer Hausfrau eine Eselin, der Frau eines Clanherrn eine Kuh, der Frau eines „Herrn einer Genossenschaft“ eine Stute, der Frau des „Herrn einer Gegend“ ein weibliches Kamel. Erst Cyrus hat als König von Lydien, vielleicht darin Krösus folgend, Münzen aus reinem Golde schlagen lassen, daneben auch aus Silber. Unter Darius hat sich dann die persische Reichswährung auf Grund dieser lydischen Münzen entwickelt. Die Münzeinheit wurde der Darikus, eine Goldmünze von 8,4 g Gewicht. Neben dieser Goldmünze gab es eine Silbermünze von 5,6 g Gewicht, genannt der „medische“,

d. h. persische Schekel. Die Könige der älteren Zeit behielten sich nur das Recht der Goldprägung vor, gestatteten Satrapen und Städten auch Silber zu prägen. — Nach Strabo hatten die Perser immer nur geringen Vorrat an Münzen, da sie goldenes Gerät den Münzen vorzogen. Das wird vorzugsweise von den Königen der älteren Zeit gelten, die im Schatze Gerät und Schmuck aus Edelmetall häuften, die Ausgaben ihres Hofhaltes einschliesslich der Truppen mit den von den Provinzen gelieferten Naturalien bestritten. In der späteren Zeit mag sich das etwas geändert haben. Die griechischen Miettruppen erhielten wie in ihrer Heimat ihren Sold in Münzen, vor dem jüngeren Cyrus monatlich einen Darikus, von ihm an die Hälfte mehr.

Als Gewichte galten das Goldtalent von 25,2 kg und das Silbertalent von 33,6 kg. Nach diesem Silbertalente hatte Darius die Geldtribute der Provinzen festgesetzt. — An Längenmassen erwähnt das Avesta: Finger, Spanne, Ellbogen, Arm, Fuss, Schritt.

Fünfter Abschnitt.

Aegypten.

156. Die physischen Verhältnisse. Wie Babylon und Ninive, Tyrus und Karthago hat das Schicksal auch Memphis und Theben und alle die zahlreichen und mächtigen blühenden Städte, die Sitze hoher Kultur des alten Aegyptens vom Erdboden vertilgt. Nur die Behausungen der Toten und die den Göttern errichteten Heiligtümer, die Gräber und die Tempel, haben das lange verloren gewesene Wissen von dem alten Aegypten wieder aufleben lassen. Staunend betrachtet die Gegenwart die Höhe der Kultur im Nilthale vor vier bis fünf Jahrtausenden. Näheres Zusehen lehrt sie auffassen vor allem als eine Frucht der physischen Verhältnisse.

Die tiefgehenden Wirkungen auf den Welthandel durch den Suezkanal, die beiden Blüteperioden Aegyptens vom 13.—15. Jahrhundert n. Chr. und die in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung durch die Vermittlung des Handels zwischen dem südöstlichen Asien und Europa weisen darauf hin, dass die vorteilhafteste Handelslinie zwischen Mitteleuropa und Indien Aegypten durchschneidet, da das Adriatische und das Rote Meer in einer geraden Linie liegen und der Weg zwischen den beiden wichtigsten Handelsgebieten früher bis auf eine kurze Landstrecke ganz zu Schiffe zurückzulegen war. Dazu kommt die unmittelbare Nähe der reichsten Länder Vorderasiens: Arabiens, Syriens, Babyloniens, ferner der Besitz des grossen Naturweges nach dem östlichen Sudan und ganz Ostafrika. Aegypten konnte sich dem Handel mit diesen Ländern nicht entziehen und verschliessen, am wenigsten in den Zeiten, da der Handel die Seebeförderung noch gern mied.

Im östlichen Teile der Sahara, durchschnittlich etwa 180—225 km vom Arabischen Busen entfernt, erstreckt sich in südnördlicher Richtung in sehr geringer Breite das Nilthal, eine Oase von riesiger Aus-

dehnung in der sie umgebenden Wüste. Während den Nil bis zur Mündung des Blauen Nils grasige Steppen säumen, hat er sich weiter abwärts ein enges Thal tief in die Hochebene des nordöstlichen Afrikas gesägt, zuerst in den nubischen Sandstein, dann in den noch weicheren Kalkstein Aegyptens. Wo in dem nubischen Sandsteinplateau härteres Urgestein den Flusslauf durchsetzt, sind Felsen stehen geblieben, zwischen welchen und über welche hinweg die Wassermassen stürzen und sich winden, die verkehrhindernden Stromschnellen oder „Katarakte“ in einer Länge von je 15—60 km und einer Breite von je 100 bis 150 m. Den untersten, den ersten Katarakt, bildet ein Granitriegel, den der Fluss auf etwa 15 km seines Laufes durchbricht, oberhalb Syene (j. Assuan). Einige Meilen unterhalb dieses alten Grenzplatzes Aegyptens, beim Dschebel Silsilis, tritt an Stelle des Sandsteins ein tertiärer Nummulitenkalk, dessen Abstürze von hier an etwa 750 km das Nilthal bis zu seinem breiteren Mündungsgebiete begrenzen; erst von da an ziehen sich die Kalkwände zurück, machen jüngeren geologischen Bildungen Platz. Aegypten ist also seiner ganzen Länge nach von Felswänden eingeschlossen, die zuweilen eine Höhe von 200—250 m erreichen. Diese Kalkwände gehören jedoch nicht einem Gebirge, sondern einer grossen Hochebene an, die sich nur hier und da ein wenig und auch dann nur terrassenförmig erhebt; sie ist völlig wasserarm und mit weissem Wüstensande bedeckt, der allenthalben bestrebt ist, durch die Rinnen der einförmigen, dunkeln Steilwände in das Nilthal herabzurieseln.

Trostlose Oede umschliesst den grünen Garten Aegypten im Osten und Westen, das gewaltige Wüstengebiet, dem das Wasser als Lebenselement bis auf einzelne kleine Bezirke und infolgedessen das Gedeihen der Pflanzen, Tiere und Menschen versagt ist. Ganz besonders schlimm ist der Westen, die meist ebene, völlig kahle, von undurchdringlichen Sandmassen bedeckte Libysche Wüste, deren wandelnde Dünenreihen noch kein Forscher durchzogen hat. Eine Ausnahme in ihr bilden nur die merkwürdigen Vertiefungen, die in etwa 150 km Entfernung dem Nile parallel ziehen, von starken Quellen bewässert sind und eine grosse Fruchtbarkeit entwickeln, die „Oasen“. Im Osten zieht sich die „Arabische Wüste“ bis zum Arabischen Busen hin. Zunächst bietet sie wie ihre westliche Schwester den gleichen Anblick eines Kalkplateaus dar. Weiterhin ändert sie sich geologisch völlig; es folgt ein Gebirge von Granit, Porphyr, Gneis und anderen kristallinischen Gesteinen, dessen dunkle, kühn geformte Berge bis zu 2000 m aufsteigen. Allein auch diese grossartige Bergwelt ist eine furchtbare Einöde, der Kultur ebenso verschlossen wie die Libysche Wüste.

Denn wenn auch die Nähe des Roten Meeres die Luft etwas anfeuchtet und Gewitter selbst einzelne Quellen entstehen lassen und Cisternen füllen, zähe Wüstenpflanzen häufig wachsen und kleine Pflanzenansiedlungen dem Wilde und dem Vieh der Nomaden Nahrung gewähren, so machen doch der Wassermangel und die Glut der Luft den Aufenthalt höchst beschwerlich.

Die ältesten Aegypter dachten sich den Nil hervorbrechen aus dem Wasserlabyrinthe des ersten Kataraktes. Der Geograph Ptolemäus wusste aber bereits, dass die Schneelager des „Mondgebirges" unter der Breite von Madagaskar zwei mächtige Quellseen füllten. Erst die Forschungen der letzten Jahrzehnte haben sichere Kunde gebracht. Der grösste Quellsee ist der 1190 m hoch gelegene Ukerewe (Viktoriasee), dessen Abfluss sich in den Mwutan (Albertsee) ergiesst. Dieser erhält noch einen bedeutenden Zufluss (den Semliki) aus dem dritten Quellsee, dem Albert-Eduard-See. Das Niveau des Albertsees beträgt 732 m; bei Ladó erreicht der Nil in 465 m Seehöhe bereits eine flache Thalniederung, sodass unter Gordons und Emins Verwaltung Dampfer zwischen dieser Stadt und Chartûm verkehrten. Auf dieser Strecke, wo der Strom den Namen Bahr el Abiad („Weisser Fluss") führt, münden die grossen Zuflüsse Bahr el Ghasâl (Gazellenfluss) und Sobat, bei Chartûm in 378 m Höhe der Bahr el Asrak („Blauer Fluss"). Von dieser Vereinigung an durchströmt der Nil etwa 2800 km lang Wüstengebiet, in dem er nur noch den Atbara (Astaboras) aufnimmt. Durch Verdunstung, Einsickerung, Ableitung in ein System von Bewässerungskanälen verliert der Strom fortan nur Wasser, sodass er, der bei Chartûm 1000 m Breite hat, in dem ganzen weiteren Laufe nirgends mehr den Eindruck eines majestätischen Gewässers macht.

Die Stromlänge beträgt 6000 km, die Breite des Nilthales, einschliesslich der wüsten Strecken an den Rändern, in Nubien 7—14, in Aegypten 21—50 km. Viel schmäler noch ist das anbaufähige Kulturland, das sich genau so weit erstreckt, als die Wasser des Nils zur Ueberschwemmungszeit dringen oder von Menschen geleitet werden, und durch seine schwarze Farbe gegen das Graugelb der umrahmenden Wüste scharf abgrenzt; es hat nirgends mehr als 14 km Breite. Ja, in Nubien ist nur ein schmaler Ufersaum bebaut, in der 1600 km langen Thalstrecke von Chartûm bis zum ersten Katarakte etwa 2800 qkm. Aegypten ist das schmalste Land der Welt; trotz der Länge von 900 km enthält es nur 29150 qkm Kulturland, ist also nicht ganz so gross wie Belgien, ziemlich doppelt so gross wie das Königreich Sachsen.

Dieses kleine Land gliedert sich in zwei ganz verschieden geartete Teile, das eigentliche schmale Nilthal, etwa $^1/_4$ des Kulturlandes umfassend, und das Delta mit etwa 22000 qkm Fruchtboden. Das letztere ist ein niedriges, sumpfiges Acker- und Weideland mit ausgedehnten Strandseen, durchzogen von zwei Haupt- und zahllosen kleinen Armen des Nils, von der Flussspaltung bei Kairo sich fächerartig bis auf 300 km an der Küste verbreiternd. Heute ist es durch seine Fruchtbarkeit hochberühmt, „der grüne Fächer, an dessen Griff als kostbarer Demant Kairo schimmert“. Zur Zeit des Alten Reiches stand es noch bedeutend in der Kultur zurück hinter dem leichter urbar zu machenden „Süden“ des Landes, es war „das Byssus- und Papyrusgebiet“, in noch älterer Zeit wahrscheinlich Wald- und Sumpfregion.

Die alten Aegypter verherrlichten in schwungvollen Hymnen den Nil als den geheimnisvoll wirkenden Gott Hapi und bezogen auf die verschiedenen Stadien seines jährlichen Lebens die Hauptfeste der nach seinem Kommen und Gehen geordneten Jahreszeiten; die heutigen Aegypter nennen ihren Strom dankbar den „Vater des Regens“; Herodot bezeichnete Aegypten als ein „Geschenk des Nils“, Dümichen als sein „schönes Kind“. In der That ist der Strom der Erzeuger und Ernährer des Landes. Er hat das Thal geschaffen, indem er sein Bett in das nubische Sandstein- und das ägyptische Kalkplateau einsägte; er macht es fruchtbar durch sein Wasser und den darin enthaltenen Schlamm.

Das Klima Aegyptens müsste eigentlich dem der übrigen Mittelmeerländer, den Ländern der subtropischen Zone gleichen mit ihren zwei Jahreszeiten, der Regen- und der regenlosen Zeit. In Wirklichkeit ist Alexandria sechs Monate regenlos, und mit ihm hat auch das Delta seine regelmässige Regenperiode; indes im Nilthale gehören Regen zu den Seltenheiten, in Oberägypten kommen sie so gut wie nicht vor. Das Land ermangelt also der Quellen und Brunnen; es ist in der Regel allein auf das Wasser angewiesen, das ihm sein Strom aus dem Süden zuführt. Nur ausnahmsweise treten Regen mit Gewittern ein. Schweinfurth schreibt (Westermanns Monatshefte 1895, April S. 36 f.): „So hatte es, um ein Beispiel anzuführen, am 6. Januar 1893 in der Umgegend von Heluan (Luftkurort südlich von Kairo) sehr stark geregnet. Das Wadi Hof, ein Thal zweiter Grösse von 40 km Länge, ... führte mehrere Stunden hindurch Wasserfluten in einer Höhe von 1 m und von 20 m Breite. Diese zerstörten den Eisenbahndamm und unterbrachen für einige Tage die Verbindung mit Kairo. Man kann die an jenem Tage dem Nil zugeführte Wassermasse in der Mindestschätzung auf 600000 cbm berechnen. ...... Aller-

dings können in diesen Gegenden manchmal einige Jahre vergehen, ehe derartige Regenfluten wiederkehren."

Der Himmel ist im Nilthale viel heiterer als im Bereiche des Aegäischen Meeres. Der trockenen Luft und dem Sande verdankt man die treue Erhaltung selbst unscheinbarer und zerbrechlicher Denkmäler, wie der Kleider und Papyrusrollen, Jahrtausende hindurch. Die trockenen und heissen Südostwinde von Mitte Februar bis Mitte Juni werden recht lästig, da sie oft orkanartig anwachsen, die Luft mit feinem Staube erfüllen und die Pflanzen damit bedecken. Selbst die grösste Hitze im Juli (in Oberägypten bis 44° C. im Schatten) wird erträglicher, weil der die übrigen acht Monate des Jahres wehende Nordwestwind die Glut des Tages mildert, dessen „süssen Hauch zu atmen" den alten Aegyptern eine der grössten Wonnen der Erde erschien. Vom Dezember bis zum Februar herrscht Kühle, die nachts zuweilen dem Gefrierpunkte sich nähert; die Durchschnittstemperatur des Januars beträgt in Kairo 12,1 gegen 9,7° C. in Bagdad. Die Trockenheit und Regenlosigkeit lässt daher der Vegetation wie den lebenden Wesen als ein Labsal die Ueberschwemmung des Nils erscheinen, welche das eigentlich massgebende Element im Verlaufe des ägyptischen Jahres bildet.

Die Ursache der Nilüberschwemmungen und zugleich der völligen Regelmässigkeit bezüglich der Zeit ihres Eintretens bilden die gewaltigen Regengüsse im Quellgebiete des Nils und seiner Nebenflüsse, deren Maximum mit dem Zenithstande der Sonne eintritt. In Aegypten beginnt der Strom schon Anfang Juni leise zu steigen; aber erst vom 15.—20. Juli schwillt er mächtig an, sodass die alten Aegypter den letzteren Tag als Beginn der Ueberschwemmung und Neujahrstag festsetzten. Vom Ende September an verharren die Wasser 20—30 Tage auf dem erreichten höchsten Stande, um dann anfangs langsam, später schnell zu fallen. Im Januar fliesst der Strom bereits ganz in seinem Bette, in welchem sich sein Wasserstand bis Anfang Juni vermindert.

Die verbreitete Ansicht, dass der Nil von selbst das ganze Thal weit und breit unter Wasser setze, zu einem See umgestalte, aus dem nur die Dorfhügel wie Inseln hervorragen, entspricht wenigstens für Ueberschwemmungen durchschnittlicher Höhe nicht der Wahrheit. Es gehört sehr schwere menschliche Arbeit dazu, wenn alle Felder das Nilwasser erreichen soll. Eine mittlere Ueberschwemmung ist vorhanden, wenn der Strom beim Beginne des Deltas 10, bei Theben 12, bei Assuan 15 m steigt. In den Jahren 1737—1800 beobachtete man 16 schwache und 9 ungenügende Ueberschwemmungen, welche

letztere Hungersnot entstehen lassen. Daher sind die Tage der Ueberschwemmung zugleich Tage ängstlicher Erwartung und Besorgnis. Hängt doch das Schicksal des ganzen Landes von dem Ausfalle ab. Steigt das Wasser nur um $^1/_{10}$ zu wenig, so vermag es bereits die Kanäle nicht mehr zu füllen, die es auf die höher gelegenen Aecker führen sollen, und Misswachs und Hungersnot ist die Folge. Steigt es aber zu hoch, so richtet es arge Verheerungen an Dämmen, Bauwerken und frisch bestellten Feldern an. Daher hat man seit ältester Zeit die Schwellung des Nils genau beobachtet durch „Nilmesser". Der Staat liess die Höhe verkünden und bemass die Grundsteuer nach dem Ausfalle der Ueberschwemmung.

Verleiht der „Weisse Nil" (d. h. helle, klare, weil in den Seen abgeklärte N.) Aegypten die Lebensfähigkeit, verhütet er durch seine Ausdauer, dass das Land in der tropischen Trockenperiode verdurste, so wird der „Blaue Nil" (d. h. dunkle, trübe N.) und neben ihm in geringerem Masse der Atbara und der Sobat die Ursache der Nilschwelle und durch den Nilschlamm die Ursache der ägyptischen Fruchtbarkeit. Wenn in dem abessinischen und nach Süden sich fortsetzenden Hochlande die Regenzeit beginnt, so führen die Gebirgsbäche Massen fein zerriebenen Gesteinsschuttes durch jene drei Flüsse zum Nile, sodass er mit aufgelöstem Schlamme erfüllt nach Aegypten gelangt. Während die Wassermassen lange Zeit hindurch auf dem überschwemmten Thalboden ruhig stehen, schlägt sich aller Schlamm zu Boden. Sobald sich der Strom in sein Bett zurückzieht, erscheint der Boden mit einer dünnen Schlammkruste bedeckt, die bald trocknet und in kürzester Zeit sich mit grünenden Saaten bedeckt. Das ist der berühmte schwarze Nilschlamm, der aufs feinste zermahlene Gesteinsstaub der abessinischen Berge, der Aegypten seine Fruchtbarkeit alljährlich neu verleiht. Er bildet den Boden Aegyptens, in der Mitte der Thalrinne in einer Mächtigkeit von 10 m. — So ist der Nil der Erzeuger und Ernährer Aegyptens: durch die Erosion seines Thals, durch sein Wasser, durch seinen Schlamm.

Ein herrliches Stück Land ist das Nilthal, der wunderbarste Gegensatz zur angrenzenden Wüste, zwischen den rötlich-grauen Mauern der einfassenden Wüstengebirge ein frisch grünender Garten, zwischen tötendem Sande und öden Felsen eine Leben atmende Oase, die den grössten Teil des Jahres in üppiger Vegetation prangt, den fleissigen Bewohnern eine zwei- bis dreimalige Ernte gewährt. Und doch ist die ägyptische Landschaft ungemein schlicht, auf weite Strecken oft recht einförmig. Wer in diesem Lande aufwächst, wird immer nüchtern und prosaisch bleiben. Einförmig sind die den Strom im Osten

und Westen begleitenden Felsenmauern; einförmig sind die Ortschaften mit ihren aus lufttrockenen Nilschlammziegeln aufgeführten Hütten, spärlich umgeben von Palmen, Sykomoren- und Mimosengruppen, aus denen ein oder mehrere schlanke Minarets aufragen; einförmig sind die Flächen zwischen den Felsenmauern und den Ortschaften in ihrer Oberfläche wie in ihrer Vegetation. Keine Felsen, Gebirgszüge, Schutthügel, Wälder, Heiden, Wiesen, Seen, Sümpfe, oder letztere doch nur vorübergehend, überall nur angebautes Land. Unter den Pflanzen herrschen in diesem merkwürdigen Kulturlande die Getreide- und Gemüsearten in solchem Grade, dass wildwachsende Pflanzen verhältnismässig ohne Bedeutung sind und die Holzarmut infolge des Mangels an Bäumen ein schwerer Notstand ist.

157. Ausdehnung und Namen des Landes. Name und Abstammung des Volkes. Als das eigentliche Aegypten bezeichnet man heute wie im Altertume den Teil des Nilthals, welchen die Arabische und Libysche Wüste im Osten und Westen, das Mittelmeer im Norden und der erste Katarakt im Süden begrenzen. Auch die letztere Grenze ist eine scharfe Naturgrenze. Bei Assuan legt sich ein Gebirgszug aus Granit und Syenit wie ein Querriegel dem Flusse vor und bildet das erste der verkehrhindernden Kataraktengebiete. Es nimmt nicht bloss die Landschaft durch den Sandstein einen neuen Charakter an, es wohnen auch heute wie im Altertume Nubier im Kataraktenlande. Syene war die Grenzfestung gegen Nubien.

Zu Zeiten ist allerdings die Südgrenze hinausgeschoben worden, jedoch nie auf lange Dauer. Schon Usertesen I. (um 2100 v. Chr.) scheint Nubien erobert zu haben. — Ferner waren die Bewohner der Oasen im Westen Aegypten unterthan; ausdrücklich bezeugt wird das von der „grossen Oase“ (el Chargeh) wie von dem fern gelegenen „Gefilde der Dattelpalmen“, dem alten Amonium (j. Siuah). Ebenso beugten sich die Nomadenstämme des östlichen Gebirgslandes der Hoheit des Pharaos. Die grösste Ausdehnung erlangte das Reich unter der 18. Dynastie (1580—1370). Ein Reich wie das Dhutmes' III. hatte die Welt bis dahin noch nicht gesehen; denn es erstreckte sich von der Negerlandschaft Kari im Sudan bis Naharin am westlichen Euphratbogen, den Küsten und Inseln des Aegäischen Meeres und vielleicht Libyen.

Die Aegypter nannten ihr Land Qemt, d. h. das „dunkle“ Land; sie bezeichneten damit nur das fruchtbare Nilthal, das Land des schwarzen Nilschlammes im Gegensatze zu dem „roten“ Lande, den Oasen im Westen und Osten, den kahlen, rötlich schimmernden Hochebenen der Libyschen und Arabischen Wüste. Die semitischen Völker nannten

Aegypten Misr oder Musr (hebr. Misraim). Den Namen Aegyptus gebrauchten die Griechen zuerst für den Strom, dann für das Land. Es war auch nur das eigentliche Aegypten, das Nilthal, das der ägyptische Volksstamm bewohnte. Selbst die Bewohner der Oasen und des östlichen Gebirgslandes gehörten nicht zu den Aegyptern.

Die Aegypter hielten sich für autochthon und nannten sich einfach „Menschen“ (rometu). Ihre Heimat mag in Asien zu suchen sein. Als ihre nächsten Verwandten sind anzusehen die Libyer, Numidier und Mauren (die heutigen Berbervölker), dann eine grosse Anzahl Stämme östlich vom oberen Nilthale, darunter in alter Zeit das Volk Kasch, von Hebräern und Assyrern Kûsch (davon Kuschiten), von den Griechen Aethiopen genannt. Diese Kasch oder Kuschiten drangen im Laufe der Geschichte in die Sitze der Neger des Nilthals ein und gründeten hier schliesslich ein mächtiges Reich mit der Hauptstadt Napata. Das Aethiopien des Altertums deckt sich geographisch etwa mit dem heutigen Nubien.

158. Die Gesittung der Aegypter. Aus der eigenartigen geographischen Veranlagung des Landes am Nilstrome ist eine eigenartige Gesittung der Bewohner entsprossen wie im Mündungsgebiete des Euphrats und Tigris' und am mittleren Hoangho. Ohne Zweifel hat freilich zu der geographischen Veranlagung die Veranlagung und Thätigkeit der Bewohner hinzukommen müssen, um eine Gesittung zu entwickeln wie aus einem Gusse, von innerer in sich abgeschlossener Folgerichtigkeit, so ganz aus dem Volksgeiste hervorgewachsen und von ihm durchtränkt, dass jedes Individuum der Nation sich seiner unüberwindlichen Gewalt beugte und fügte.

Als die eigenartigen Faktoren der Landesnatur haben sich in jenen drei Stromthälern erwiesen: die Fruchtbarkeit des Bodens und die Gunst des Klimas, welche die von der Jagd und Viehzucht lebenden umherschweifenden Nomadenhorden veranlasste, zu der geordneten Lebensweise des Ackerbauers überzugehen; ferner die harte Schule der Arbeit und Not, welche die schlummernden geistigen Fähigkeiten weckte und ausbildete; endlich eine gewisse Abgeschlossenheit, welche lange Zeiten hindurch Frieden gewährte und eine von fremden, zerstörenden Eingriffen sichere Entwickelung gestattete. In Aegypten sind diese Faktoren so scharf ausgeprägt, dass es überhaupt kein anderes Land giebt, in welchem dessen Natur so überwiegend die äussere und innere Entwickelung eines Kulturvolkes beeinflusst hätte.

Das Nilthal ist abgeschlossen nach Osten und Westen durch die Wüste, nach Norden durch das Meer mit einer hafenlosen Küste und widrigen Strömungen, nach Süden durch den ersten Katarakt, der wie

die folgenden alle eigentliche Schiffahrt so gut wie unmöglich macht. Die Bewohner der Nachbarländer: Syrien, Kleinasien, Nubien gelangten erst zur Zeit des Neuen Reiches zu einer der ägyptischen nahekommenden Kultur. Als Schattenseiten dieser Abgeschlossenheit machen sich bemerklich, dass die Aegypter die am wenigsten kriegerische Nation unter allen Völkern des alten Orients gewesen sind (sie haben „nie Helden besessen“), und dass sie nie recht gelernt haben, Schiffahrt und aktiv Handel zu treiben.

Von dem Nile hing vor Jahrtausenden wie heute in erster Linie das Wohl und Wehe des Landes ab. Er ist nicht bloss in dem von ihm selbst der Wüste abgerungenen Gebiete in materieller Hinsicht allezeit der treue Ernährer des Landes und Volkes gewesen, sondern hat auch die geistige Ausbildung, das soziale Werden und Wachsen der Bevölkerung seines Thals entscheidend beeinflusst.

Die Entwickelung der Gesittung von den ursprünglichen Verhältnissen der ersten Ansiedelung an ist nicht bekannt. Die Aegypter der Pyramidenzeit, der ältesten bekannten Periode, standen bereits auf einem Höhepunkte der Entwickelung.

Die Natur des Landes zwang zu fester Ansiedelung. Das Volk, das sich hierzu entschloss, musste jedoch erst den Boden urbar machen. Es begann die harte, aber lohnende und erziehende Arbeit; denn dem Aegypter ist nichts weniger als ein Phäakenleben beschieden. Zunächst galt es, zwei Arbeiten auszuführen, den Urwald auszuroden und die Sümpfe in anbaufähigen Boden umzuwandeln. Damit war in Oberägypten, dem Nilthale, ein gut Teil der ersten Arbeit für immer vollbracht; nicht so im Delta. Es hat Jahrtausende gedauert, bis seine Sümpfe in Kulturland umgewandelt waren; ja noch heute ist die Urbarmachung bei weitem nicht abgeschlossen. Dann galt es, den Strom zu bezwingen, das Land zu entwässern, die Ueberschwemmung zu regeln, jeder Veränderung des gewonnenen Fruchtlandes vorzubeugen. Drittens galt es, die namentlich von Westen vordringende Wüste zu bekämpfen, ihr durch sorgfältige Berieselung Boden zu entreissen. Diese Aufgaben erforderten unablässige, umsichtige, die Kräfte des ganzen Volkes beanspruchende Arbeit. Aber auch die Arbeit des einzelnen Landmannes ist keine leichte und mühelose, wie man etwa von dem immer klaren Himmel, der üppigen Vegetation, dem Fischreichtume des Stromes erwarten könnte. Das Leben des ägyptischen Bauers ist schwer, hat für jeden Tag seine eigene Plage; immer wieder fordert sein Acker harte Arbeit von ihm, vor allem vor und während der Ueberschwemmung; jede Jahreszeit erfordert ihre besondere Arbeit. Daher hatte der ägyptische Bauer

zu allen Zeiten wenig Freude am Leben; er verrichtete seine Arbeit so ernst und verdrossen wie sein Ochse und Esel. Neben dem Ackerbau her geht die Viehzucht; namentlich das Rind, dem Aegypter das heiligste Tier, verlangt sorgfältige Pflege.

In welchem Masse die alten Aegypter alle jene Arbeiten geleistet haben, geht daraus hervor, dass man vor wenigen Jahren noch (vor der neuesten starken Bevölkerungszunahme) annahm, die gegenwärtige Bevölkerung habe die Höhe der Glanzzeit im Altertume noch nicht wieder erreicht. Und doch kamen nach der Zählung von 1882 (6 821 412 Einwohner) auf 1 qkm Kulturland 234 Einwohner, d. i. genau so viel wie im Königreich Sachsen nach der Zählung von 1890, dem dichtest bevölkerten Staate Europas.

Die zunehmende Dichtigkeit der Bevölkerung führte zur Arbeitsteilung, zum selbständigen Betriebe von Gewerbe und Handel; auch hierzu lieh der verkehrerleichternde Strom seine Mitwirkung.

Die Errichtung der Kanäle, Deiche, Stauwerke, desgleichen ihre Unterhaltung war nicht dem einzelnen Bauer, sondern nur grösseren Vereinigungen möglich. Die Verhältnisse drängten unerbittlich zur Bildung eines festen Staates. Als eigentümliche Folgen der Staatsbildung entwickelten sich die Art der Verwaltung und die Verhältnisse des Grundbesitzes. In der ägyptischen Verwaltung geschah nichts ohne Akten; zum einfachsten Geschäfte galten Listen und Protokolle unerlässlich. Diese Schreibewut war bereits dem Alten und Mittleren Reiche eigen. Der Grundbesitz gehörte im Alten und Mittleren Reiche einem reich begüterten Adel, im Neuen Reiche teils dem Staate, teils den Priestern. Die Arbeit mussten zu allen Zeiten hörige Bauern und leibeigene Arbeiter verrichten.

Das Regieren bestand nicht bloss in einem Befehlen und Leiten, sondern setzte umfassende Kenntnisse auf verschiedenen Gebieten des Wissens voraus. Mehr als in irgend einem anderen Lande hüllte sich die wohlthätige Wissenschaft in ein religiöses Gewand; Sitten und Gesetz, Staatseinrichtungen und bürgerliche Verhältnisse, Wissenschaft und Kunst erschienen hier in innigster Beziehung zur Religion. Ihre Verkündiger, die Priester, erlangten hohe Verehrung um ihres Amtes willen, den mächtigsten Einfluss durch ihre Wissenschaft. Die Schreibkunst bildete die Grundlage und zugleich den Hauptinhalt alles Wissens; sie allein gewährte die Möglichkeit, die heiligen Schriften zu lesen wie an der Regierung, der Herrschaft teilzunehmen. Darum ist der Stand des „Schreibers“ „fürstlich, und sein Schreibzeug und Buch sind süss und reich“; „denn der fleissige Schreiber gelangt zu Ansehen, Macht und Reichtum“; alle anderen Stände gleichen dem Esel,

der Schreiber dem Treiber, der den Esel vor sich her treibt. Allmählich versetzte der Gelehrtenstand, die Priesterschaft, selbst den König, „den Sohn der Sonne“, in Abhängigkeit von sich; das absolute Königtum musste sich beugen vor der Macht dieses durch sein Wissen herrschenden Priestertums, bis dasselbe den letzten Schritt that, die königliche Gewalt selbst an sich riss.

Die unwandelbare Regelmässigkeit in dem alljährlichen Steigen und Fallen des Nils war es, die zu höherer Betrachtung und Forschung leitete. Um die wichtigen Zeitpunkte des Beginns, des höchsten und niedrigsten Standes der „Nilschwelle“, wonach ja alle Geschäfte und Hantierung im Laufe des Jahres sich richten, zu bestimmen, lernte man den Stand der Sonne und den Lauf der Gestirne beobachten und gelangte zu astronomischen Kenntnissen und auf diesen fussendem Kalender mit einer nahezu richtigen Feststellung des Sonnenjahres. Der hohe Wert des Bodens veranlasste die Grundstücke sorgfältig zu vermessen, um die Grenzen derselben genau festztstellen; da die häufigen Ueberflutungen oft auch die Grenzzeichen verwischten, so gelangte man zum Ueben im Vermessen und Berechnen, zum Ausbilden geometrischer Kenntnisse. Der Aufschwung von Gewerbe und Handel rief die Aufstellung eines anfangs einfachen, später ausgebildeten Mass- und Gewichtssystems und die Anwendung einer Reihe von Rechnungsweisen hervor.

Die harte, unablässige Arbeit machte den Aegypter nüchtern und prosaisch, schärfte seinen Verstand, lenkte sein Dichten und Trachten auf praktische Thätigkeit. Auf diesem Gebiete lag die Grösse des Aegypters. In den öffentlichen Arbeiten und in der Verwaltung hat der ägyptische Staat alle anderen Staaten des Altertums übertroffen. Der unablässig verfolgte Zweck der emsigen praktischen Thätigkeit war kein anderer als die Erleichterung der Mühen und Sorgen und die Sicherung eines behaglichen Lebensgenusses. Die ganze Kulturentwickelung Aegyptens muss von diesem Gesichtspunkte aus beurteilt werden. Höhere Zielpunkte lagen dem Aegypter völlig fern; rein geistige Schöpfungen waren ihm so unbekannt wie abstrakte Spekulationen; jedes Kunstwerk diente einem bestimmten praktischen Zwecke; das Gefühls- und Gemütsleben trat zurück. Aber innerhalb der Grenzen seines Naturells hat er Gewaltiges und Bewundernswürdiges geleistet; der Sinn für das Zweckentsprechende, für das Stilvolle war in ihm voll und scharf ausgebildet. Um sich ein behagliches Dasein in der gegenwärtigen und in der künftigen Welt zu schaffen, scheute er kein Opfer, keine Anstrengung, wie die Grabbauten, die Pyramiden beweisen.

Da dem Aegypter ein rein geistiges Fortleben nach dem Tode stets völlig unvorstellbar gewesen ist, er durchaus eine Auferstehung des Fleisches geglaubt hat, so suchte er die Leiche nach Möglichkeit zu erhalten, und zwar durch die hohe Kunst der Balsamierung, der Beisetzung in einem Sarge von Holz oder Stein in Felsengräbern oder in Ziegel- und Steinbauten in dem erhaltenden Wüstensande. So hoffte man nach dem Tode wieder aufzuleben, um in aller Zukunft die Freuden des vorigen Lebens zu geniessen. Dazu genügte indessen die Bestattung nicht; der Tote bedurfte Speise, Trank, Kleidung. An jedem Tage, besonders an allen Festtagen musste ihm sein Opfertisch bereitet werden, wohlversehen mit Rindfleisch und Gemüsen, Wein und Bier, Brot und Kuchen; selbst Weihrauch, Oele und Spezereien aller Art, zusammen mehr als hundert Dinge zählen die Opfertafeln der ältesten Zeit auf. Später haben diese Anschauungen einer mehr geistigen Auffassung weichen müssen durch das Eindringen der geheimen Lehre, welche an den Kultus des Gottes Osiris anknüpft.

Hohe Befriedigung gewährt die Wahrnehmung des lebhaften Sinnes für Regelmässigkeit, die hohe Achtung vor dem bestehenden Gesetze, das strenge Festhalten an der hergebrachten Ordnung: alles unverkennbare Wirkungen der Eigenheiten ihres Ernährers und der durch ihn auferlegten erziehenden Arbeit. Besonders deutlich prägen sich diese Eigenschaften aus in den Denkmälern, sowohl in der Symmetrie ihrer Anlage wie in der Ausschmückung mit bildlichen Darstellungen und Inschriften.

159. Alter und Selbständigkeit der Gesittung. Die ältesten erhaltenen Denkmäler der Aegypter sind die Pyramiden. In der Zeit ihrer Erbauung waren die Aegypter bereits ein Volk alter Gesittung, die vollständig durchgebildet, auf einem Höhepunkte der Entwickelung erscheint, sodass diesem Zeitpunkte eine lange Periode ruhiger Entfaltung vorangegangen sein muss, über welche erst die allerletzten Jahre einige Kunde gebracht haben. Mit König Snofru (4. Dynastie) treten Pyramiden und Privatgräber mit ihren Inschriften in reicher Fülle entgegen; völlig fertig stehen Staat und Gesittung des Alten Reiches vor unseren Augen.

Ein festgeordneter Beamtenstaat mit einem absoluten, in die Götterwelt hineinragenden Könige an der Spitze und eine alle Anschauungen und Thätigkeiten durchdringende Religion, in der die Sorge für die Erhaltung des Toten den Mittelpunkt bildet, das sind die beiden Grundlagen der Gesittung der Pyramidenzeit. Die treibende Anschauung zu allem Thun ist das Streben nach einem friedlichen und behaglichen Leben in dieser und jener Welt. Ackerbau und Viehzucht

blühen; die Leistungen der Gewerbe lassen am besten die Grabbauten selbst wie ihr Schmuck erkennen, welcher mannigfach die Erzeugung wie die Erzeugnisse vor Augen führte. Bereits ist die Erfindung gemacht, welche für die Entwickelung des Landes und Charakters der Aegypter von besonders bestimmender Bedeutung gewesen ist, die Schreibkunst. Die Entdeckung des Lautes und seiner Bezeichnung durch einen Buchstaben ist eine der genialsten Erfindungen der Aegypter, die zu Snofrus Zeit mit naiver Freude und dem grössten Eifer angewandt wird. Die bildende Kunst erscheint jugendfrisch und bringt Meisterwerke hervor, welche die spätere Zeit nicht mehr erreicht hat.

Diese völlig durchgebildete und in sich abgeschlossene Gesittung ist durchaus selbständig wie die am Hoangho und Euphrat-Tigris erwachsene. Nach Hommel zwar „beginnt die Weltgeschichte in Babylonien", ist die babylonische Gesittung älter als die ägyptische, sind „nur die Aegypter, nicht aber die Sumerier die Entlehner". Ed. Meyer dagegen kann die Ansicht, „die ägyptische Kultur sei in wesentlichen Punkten von der babylonischen abhängig", nicht billigen. Er gesteht zu, dass mittelbare Beziehungen zwischen Aegypten und Babylonien seit uralter Zeit durch Syrien vorhanden gewesen seien, dass ein Zusammenhang zwischen der ägyptischen Hieroglyphen- und altbabylonischen Keilschrift, ebenso den Pyramiden und den Terrassentempeln der Chaldäer möglich sei; habe indes eine Entlehnung stattgefunden, so seien die Babylonier die Entlehner. Diese Ansicht wird auch nicht erschüttert durch die in den letzten Jahren erfolgte Entdeckung der Gräber des Menes und anderer Könige der ersten Dynastie.

160. Das Alte Reich (bis etwa 2230 v. Chr.). Nachdrücklicher noch als verschiedene Vorgänger weist W. Max Müller auf die „leere Fiktion von dem vor jedem Fremden behüteten Aegypten" hin. Er bezeichnet als die Hauptursache, dass wir über die Beziehungen des Alten Reiches zu Asien so wenig wissen, „den Eigendünkel, mit dem die Schriftgelehrten der damaligen Zeit sich schämten, die Namen der unsauberen Barbaren, denen jede Bildung nach „Schreiber"begriffen abging, zu erwähnen"; deswegen seien auch der Nachwelt die Kriege mit jenen Horden nicht ausführlich inschriftlich überliefert worden. Trotzdem durch diesen „Schreiber"hochmut die auswärtigen, kriegerischen wie kommerziellen, Beziehungen Aegyptens höchst mangelhaft überliefert sind, wird sich durch die folgende Darstellung ergeben, dass Aegypten zu keiner Zeit vom Auslande irgendwie künstlich abgeschlossen gewesen ist. Allerdings zeigt auch die Geschichte, dass zwei Eigentümlichkeiten des Aegypters ausser den geographischen Schranken hemmend auf den Verkehr eingewirkt

haben: die gänzlich unkriegerische Natur und die dünkelhafte Verachtung des Fremden.

Die Grundlage des ägyptischen Lebens bildete zu allen Zeiten der Ackerbau, am allermeisten in den Anfängen des Staates. Der Grundbesitz war zu dieser Zeit in den Händen reicher Familien, unter denen der Erbadel die höchste Stelle einnahm. Die Zahl der einem Adligen gehörigen Leibeigenen erscheint oft unglaublich gross; sie arbeiteten für ihn als Ackerbauer, Hirten, Handwerker, Schiffer und Händler. Aus den Gauen, ursprünglich völlig selbständigen Gemeinwesen, bildeten sich in vorgeschichtlicher Zeit zwei Staaten: „der Süden“, das langgestreckte Nilthal, und „das Nordland“, das Delta nebst dem Gebiete des späteren Memphis. Die Vereinigung der beiden Lande ist die Thatsache, mit der die Geschichte Aegyptens beginnt. Menes (Mena), der Gründer der 1. Dynastie, mag der Gründer des Königtums des geeinten Landes gewesen sein (3180 v. Chr.). Geschichtliche Nachrichten beginnen erst mit Snofru (2830 v. Chr.), dem Gründer der 4. Dynastie nach Manetho. Ein Relief mit Inschrift im Wadi Maghara auf der Westseite der Sinaihalbinsel stellt Snofru dar, wie er die Mentiu, das sind die räuberischen Beduinen oder nur ein um das Bergwerksgebiet wohnender Stamm, niederschlägt. Merkwürdig ist es jedenfalls, dass das älteste geschichtliche Denkmal Aegyptens die Thatsache eines auswärtigen Krieges feststellt. Der Zweck dieses Krieges war vielleicht die Besitznahme der Bergwerke.

Snofru folgte sein Sohn Chufu, der Cheops Herodots; dessen zweiter Nachfolger war Chafre. Beide Könige sind die Erbauer der beiden grössten Pyramiden von Gize, von denen die Chufus 146,3 m, die Chafres 138,4 m hoch ist. Die Chufupyramide enthält 2300000 Steine von je 1,13 cbm Inhalt, zum grössten Teile mindestens auf der Ostseite des Nils gebrochen, über den Strom und durch die Ebene befördert auf einem Steindamme, der selbst ein ungeheures Werk sein musste.

Die Herrschaft der 5. Dynastie endigte nach der 30jährigen Regierung des Königs Unas (2530 v. Chr.). Es folgte eine Zeit innerer Wirren und Kämpfe als eine Folge innerer Wandlungen.

Die Entstehung der nationalen Monarchie bedeutete den Sieg der Ordnung und des Gesetzes. Sie leitete eine lange Friedensperiode ein, in welcher Ackerbau und Gewerbe gediehen, der Wohlstand und die Kultur sich mächtig hoben. Die gewaltigen Bauwerke der Pyramidenzeit sind nicht Denkmäler tyrannischer Bedrückung und ruchloser Ausbeutung des Landes durch seine Herrscher, sondern unvergängliche Zeichen seiner Blüte zur Zeit der 4. Dynastie.

Der Herrscher dieser Zeit ist der Sohn des Sonnengottes Re und dadurch ebensowohl der Besitzer aller Macht auf Erden, der unumschränkt über Leben und Gut seiner Unterthanen verfügt, wie der Schöpfer und Erhalter aller staatlichen Ordnung, der die Gerechtigkeit pflegt, Leben und Eigentum sichert. Wie der Adel über seine Leibeigenen, so ragt der König über alle Unterthanen empor. Die Verwaltung ist völlig centralisiert; jeder Gauvorsteher verwaltet seinen Gau vom Hofe aus. Die Durchführung dieses Systems ermöglicht die Kunst des Schreibens; die schriftliche Erledigung aller Geschäfte sichert zugleich eine einheitliche Praxis in der Verwaltung und Rechtsprechung. Der Beamtenstaat ist völlig ausgebildet; zahllos sind die Aemter und Titel. Sehr bezeichnend für den friedlichen Charakter des Reiches ist der Umstand, dass dieser Beamtenstaat eine selbständige Militärverwaltung nicht kennt, die Kriegsmacht nicht irgendwie einheitlich organisiert ist. Der alte Landadel, dessen Glieder als Grossgrundbesitzer durch ihre materielle Macht einen tiefgreifenden politischen Einfluss ausübten, stand mit dem Herrscher in persönlicher Verbindung, wenn auch nur durch ein Titularamt. Höchst wahrscheinlich stärkte der König durch massenhafte Landschenkungen die Macht des neuen Beamtenadels, um in ihm ein Gegengewicht gegen den alten erbgesessenen Adel grosszuziehen. Im allgemeinen waren Beamte und Priester scharf geschieden. Zu jedem der zahlreichen Heiligtümer gehörte schon grosser Besitz an Land und Leuten, von eigenen Beamten verwaltet.

Das Alte Reich gilt in seiner ersten Hälfte, der Zeit von Snofru bis Unas (bis 2530), als eine Zeit friedlichen Stilllebens. Allein die Zeugnisse mehren sich, dass nach aussen nicht immer friedliche Beziehungen geherrscht haben.

Die Sitze der Nubier reichten in der ältesten Zeit nilabwärts bis Silsilis. Nur allmählich wurde das Gebiet bis zum ersten Katarakte ägyptisiert. Erst den Königen des Mittleren Reiches gelang es, Nubien ganz in eigene Verwaltung zu bringen. Die Unterwerfung und Kolonisation mag schon unter Snofru, wenn nicht früher, erfolgt sein, wie namentlich aus dem Vorkommen nubischer Söldner in Aegypten zu schliessen ist. Die Städte Syene und Elefantine entstanden, erstere als Grenzfestung und zum Schutze der Steinbrüche (Syenit), letztere als der Ort, wo die nubischen Händler den Aegyptern das Elfenbein vertauschten. Das Gold im Gebiete der vom ersten Katarakte aufwärts hausenden Stämme der Aartet, Uaua, Amam und Maza reizte die Aegypter, auch diese Stämme wenigstens tribut- und heerpflichtig zu machen. Spätestens zu Anfang der 6. Dynastie war dieses Ziel

erreicht. Das Gold, Elfenbein, die wertvollen Steine und das in Aegypten schon fehlende Schiffbauholz hatten zur Unterwerfung der Nubier geführt.

Jedenfalls waren die Bergwerke der Sinaihalbinsel (Kupfer und Malachit) bereits unter Snofru in ägyptischem Besitze. Wahrscheinlich waren daselbst Arbeiter in einer ständigen Kolonie angesiedelt, zu deren Schutze gegen die räuberischen Beduinen die Könige ständige Garnisonen unterhielten. Es wird eine Expedition mit 734 Soldaten Bedeckung erwähnt.

Gegen die Raubzüge der Wüstenstämme hatten sich noch weit bedeutendere Abwehr- und Schutzmassregeln notwendig erwiesen. Um das reiche Nilthal zu schützen, hatte man die am leichtesten zugängliche Stelle der Landesgrenzen an der Landenge von Suez durch Militärposten besetzt und zu deren Schutz und wirksamen Verteidigung Befestigungen angelegt, aus der die „Fürstenmauer" hervorging, die mindestens in die Zeit der 4.—5. Dynastie zurückreicht. Sie sperrte die durch das Wadi Tumilat zum „Schwarzwasser" (dem bibl. Schilfmeere) führende Strasse. Ausser ihr gab es noch mehrfach grössere Befestigungen im Norden und etwa ein Dutzend kleinere vorgeschobene Forts. Aber auch nach dieser Richtung hat sich das Aegypten der 4. und 5. Dynastie nicht mit der Verteidigung seines Besitzes begnügt, wie sich unten ergeben wird.

Die Nomadenstämme der öden Gebirgslandschaften östlich vom Nile waren zur Heeresfolge und zum Frondienste verpflichtet wie die Nubier. Seit dem Ende der 5. Dynastie wurden die Steinbrüche des Wüstenthals Rohanu, des jetzigen Wadis Hammamât, durch welches die Strasse von Koptus zum Roten Meere führt, ausgebeutet. — Dass die libyschen Grenzstämme seit alter Zeit Aegypten unterthan gewesen seien, behauptet Manetho; anderweit ist es jedoch noch nicht erwiesen.

Zweifellos hat demnach eine Ausbreitung der Macht der Aegypter in der ersten Hälfte des Alten Reiches über ihre natürlichen Grenzen stattgefunden: im Süden, im Osten, im Nordosten. Vor den erwähnten Thatsachen wird die Vorstellung der Abschliessung Aegyptens unhaltbar, erblasst das Bild des friedlichen Stilllebens bis auf einen Zug, die unkriegerische Natur der alten Aegypter. Nur in ausserordentlichen Fällen wurde das Aufgebot der ägyptischen Fellachen einberufen. Mindestens seit der 4., vielleicht schon seit der 3. Dynastie rekrutierten sich die regulären Truppen grösstenteils aus den wilden nubischen Stämmen. Offenbar waren die Nubier und Neger kampflustiger als die vielgeprügelten Fellachen.

Nach inneren Kämpfen und Wirren gelangte die 6. Dynastie zur Herrschaft (2530). Ihr Begründer ist Teti, sein Nachfolger der auf den Denkmälern in den Steinbrüchen von Hammamât und in den Bergwerken des Wadis Maghara vielgenannte Pepi I. Nach diesen Bergwerken hat er „eine Expedition mit seinem Schatzmeister des Gottes geschickt, um Grünstein (mafk) zu schneiden“. Das Ende seiner Regierung füllte der Krieg aus gegen die Heruscha, d. i. die Sandbewohner, die Beduinen, allem Anscheine nach die halb sesshaften Beduinen des alttestamentlichen Edoms, des späteren peträischen Arabiens. Gegen die Annahme eines blossen Raubzugs spricht die Folge von fünf Feldzügen, spricht auch der Umstand, dass nach Bewältigung dieser Feinde der Feldherr Una sein Heer auf „Seeschiffe“ lud, nach Syrien, mindestens nach der Philisterküste führte und dort nach der Landung „alle schlug und jeden Rebellen unter ihnen tötete“. Es erscheint hiernach die Annahme geboten, dass schon unter der 4. oder 5. Dynastie nicht bloss die Bergwerke der Sinaihalbinsel, sondern auch das „peträische Arabien“ und Teile des nördlichen Kulturlandes ägyptischer Besitz geworden sind und Una die Aufstandsversuche in den letzteren beiden Gebieten niederschlug.

Wie die Fürsten der sechs nubischen Stämme, welche der ägyptischen Grenze zunächst wohnten, Truppen stellten zu Unas Kriegen gegen die Heruscha und in Syrien, so forderte derselbe Una als Gouverneur von Oberägypten als Frondienst von ihnen auch das Schlagen und die Beförderung von Akazienholz zum Schiffbau aus ihrem Lande nach Elefantine.

Demnach erstreckte sich die Herrschaft der 6. Dynastie bis in das nördliche Nubien, das östliche Gebirgsland, das südliche oder mittlere Palästina und vielleicht in das Gebiet der libyschen Stämme westlich vom Delta.

Ueber die folgenden Jahrhunderte, die Zeit der 6.—11. Dynastie, herrscht fast völliges Dunkel. Nur so viel wird klar, dass Aufstände, Usurpationen, Thronwechsel rasch aufeinander folgten, die Einheit des Reiches verloren gegangen war, die Gaufürsten und der alte Erbadel sich souverän zu machen suchten. Das Ende des Alten Reiches trat ein unter grossen Kämpfen mit den andringenden Semiten, die vielleicht schon vorher seinen Bestand erschüttert hatten.

Auch in der Entwickelung der Gesittung waren grosse Veränderungen eingetreten. Der Charakter der Denkmäler, die Sprache, die Schrift, der Kunststil in Malerei und Skulptur erscheinen wesentlich verändert. Die Könige bauten zwar noch Ziegelpyramiden, aber dieselben stellten sich dar als äusseres Beiwerk der grossartigen Felsen-

gräber, während die Mastabas (Privatgräber der Grossen) völlig verschwanden. Auch in der Religion und Spekulation hat eine tiefgehende Entwickelung stattgefunden.

161. Das Mittlere Reich (2230—1580 v. Chr.). In den Wirren und Kämpfen, welche den Untergang des Alten Reiches herbeiführten, gelang es dem „Fürsten“ Antef, sich in Theben unabhängig zu machen. Seine Nachfolger breiteten ihre Macht aus; die sechs letzten Herrscher der 11. Dynastie geboten bereits über ganz Aegypten. Unter Mentuhotep IV. wurden die Porphyrbrüche in Hammamât wieder ausgebeutet, 3000 Arbeiter hingeschickt, ein neuer Brunnen in der Felsenwüste gegraben. Infolge dieser Unternehmungen wurde das „rote Land“, auch das „Götterland“ genannt, Aegypten einverleibt, die Nomaden unterthänig gemacht und ägyptische Kolonisten an wichtigen Punkten, namentlich an dem Wege von Koptus nach dem Roten Meere, angesiedelt. Sanchkare, der letzte König der Dynastie, entsandte seinen Schatzmeister Hanu, die berühmt gewordene Expedition nach Punt zu unternehmen. An dieser Stelle ist zu betonen, dass der Staat eine direkte, den Umweg durch das Wadi Hammamât vermeidende, mit Brunnen ausgestattete Handelsstrasse anlegte und den Bewohnern des Gebirgslandes und der Küste seine Macht zeigte.

Die Zeit der 11. Dynastie war eine Periode des Aufstrebens und Kämpfens; die Früchte genoss die 12. Dynastie (2130). Ihre Herrschaft bezeichnet den Höhepunkt der Entwickelung Aegyptens, das vollkommenste innere und äussere Gedeihen, die höchste Blüte, welche dem Lande im ganzen Verlaufe seiner Geschichte bis auf den heutigen Tag beschieden gewesen ist. Es ist die Zeit, die den späteren Aegyptern, die ihr Volkstum wiederherzustellen trachteten, als die klassische galt.

Die 12. Dynastie war ein in jeder Beziehung zur Herrschaft berufenes Geschlecht. Ihr Gründer, Amenemhat I., beugte die Vasallen unter die Macht des Königtums und führte eine feste Ordnung durch; er wurde der Organisator des Lehnsstaates. Wie ein deutscher König zog er von Gau zu Gau, durch das ganze Land, um überall Ordnung zu schaffen.

Nach aussen hat die 12. Dynastie das Reich erweitert. Der bedeutendste Erfolg war die Unterwerfung des oberen Nilthales. Die erste Eroberung scheint Usertesen I. gelungen zu sein. Es waren die Goldbergwerke in den Gebirgsthälern südöstlich von Kuban und Korosko am Nile, welche die Aegypter in „das elende (= wüste) Kusch“ lockten. Usertesen III. vollendete die Eroberung in zwei Feldzügen. Das Land wurde militärisch besetzt, die Häuptlinge mussten Tribut

entrichten und, das Wichtigste, Leute zu den Arbeiten in den Goldbergwerken und Goldwäschen liefern. Bezüglich des Grenzverkehrs verordnete er, „dass kein Neger die Grenze überschreite, weder zu Wasser noch zu Lande, weder mit Schiffen noch mit Herden“, lediglich mit Ausnahme der Gesandten und der nach Eqen (wahrscheinlich einer ägyptischen Grenzstation) zu Markte Ziehenden. Unter der 13. Dynastie wurde die Herrschaft über die Provinz Kusch noch weiter nach Süden ausgedehnt. Der König Sebakhotep errichtete auf der Insel Argo, mehr als 600 km von der ägyptischen Grenze, eine Statue.

Ueber das östliche Gebirgsland blieb die Herrschaft bestehen; die zunehmende Ausbeutung der Steinbrüche von Hammamât und der vermehrte Handel mit Punt forderten das. Von den Oasen westlich vom Nile ist bekannt, dass die grosse Oase (el Chargeh) zum Bezirke des Grafen von Thinis (westlich von Abydus) gehörte, weil hier der Karawanenweg seinen Anfang nahm. Die Kupfer- und Malachitgruben der Sinaihalbinsel wurden nach Ausweis zahlreicher Inschriften eifrig ausgebeutet.

Der Besitz in Süd- oder Mittel-Palästina scheint wieder verloren gegangen zu sein. Für den Anfang der 12. Dynastie beweist die Senuhyt-Erzählung, dass kein Teil Palästinas von den Aegyptern als tributpflichtig beansprucht wurde. Grössere Unternehmungen über die Deltagrenze hinaus nach Syrien mögen sehr selten gewesen sein, haben jedoch nicht ganz gefehlt. Friedliche Beziehungen zwischen Aegypten und Syrien nebst dem nördlichen Arabien (Edom) haben in Menge bestanden. Die Stämme Syriens und Arabiens waren für den Absatz ihrer kostbaren Erzeugnisse auf das reiche Kulturland am Nile angewiesen. Den bekanntesten Beleg dafür bietet das berühmte Wandgemälde im Grabe des Gaugrafen Chnemhotep in Benihassan (vgl. § 175). Wenn die fremden Händler so weit nach Oberägypten vordrangen, mögen sie in grösserer Anzahl in die östlichen Städte des Deltas eingedrungen sein, wo sich bald nachher kanaanäische Händler und Gewerbtreibende in Menge fanden. Die ägyptischen Schriftgelehrten hielten freilich fest an der Vorstellung der Syrer als „Barbaren“, schmutziger, zerlumpter und hungriger Nomaden, die nur von ihren Herden lebten, bis die gewaltige Niederlage durch die Hyksos ihnen Achtung abzwang. Durch das Zusammenwirken ägyptischer und babylonischer Einflüsse war in Syrien um das Jahr 2000 bereits ein Kulturzustand erreicht, zu dem die Bezeichnung „Barbaren“ nicht passte.

Die eigentliche Residenz blieb wie im Alten Reiche Memphis, obschon die 12. Dynastie aus Theben stammte und für ihre Heimat-

stadt und ihre Götter eifrig Sorge trug. Der Gräberbau verlor seine beherrschende Bedeutung. Zahlreiche Tempelbauten entstanden, sämtlich aus Stein, von der auch im Neuen Reiche festgehaltenen Grundform. Amenemhat I. legte den Grund zu dem Amonstempel in Theben (Karnak), der durch spätere Erweiterungen das umfänglichste Bauwerk der Erde geworden ist. Seine Nachfolger bauten an den Tempeln von Heliopolis, Abydus, Dendera, im Faijûm, in Herakleapolis, Tanis und anderen Orten. Alle übertraf als Bauherr Amenemhat III., der im Faijûm zwei Grabpyramiden, den berühmten, von den Griechen das Labyrinth genannten Tempel errichtete und vielleicht das grösste Werk von allen, den Mörissee, anlegte (vgl. jedoch § 166). Die Gaufürsten hielten an den alten Ueberlieferungen der Grabbauten und Statuen für dieselben noch fest.

Unter die 12. Dynastie fällt auch die Blütezeit der Litteratur. Die Schriftsprache des Mittleren Reiches galt immer als die eigentlich klassische Sprache; die litterarischen Werke wurden als mustergiltig angesehen und daher vielfach abgeschrieben und nachgeahmt.

Mit Sebakhotep I. bestieg die 13. Dynastie den Thron (1930 v. Chr.). Nach einem 200jährigen Zeitraume kaum gestörten inneren und äusseren Friedens und völlig gesichert erscheinender staatlicher Ordnung brach plötzlich die Macht der Regierung zusammen, kein Versuch der Wiedererrichtung errang dauernden Erfolg, bis endlich aus der permanenten Krisis eine neue Gestalt des Staates herauswuchs. Vermutlich ist unter der 13. Dynastie die Lehnsordnung aus den Fugen gegangen, der Feudalstaat zusammengebrochen, dadurch dass die Gaufürsten nach Unabhängigkeit und der Krone strebten. Durch die Masse der Usurpatoren und Prätendenten müssen entsetzliche Zustände geherrscht haben, etwa wie im Römischen Reiche von Commodus bis Diokletian. Die Erlösung aus der dauernd gewordenen Anarchie kam den Aegyptern nicht durch eine innere Erstarkung, sondern zunächst von aussen durch die Hyksos.

Die Hyksoszeit ist eine der dunkelsten Perioden der ägyptischen Geschichte, durch ihre Folgen gleichwohl eine der interessantesten. Die Heimat der Hyksos ist nach W. Max Müller (S. 330 Anm. 3) „allerdings fern zu suchen (mehr im Osten?)“. Hommel ist der Ansicht, dass durch den Zug des Iri-Aki = Rim-Sin, des letzten der südbabylonischen Könige vor Hammurabi, nach dem „Westlande“ „sämtliche von Elat bis Kanaan wohnenden Beduinen wie sesshaften Stämme aufgescheucht“ wurden, und dass diese die in Aegypten zu derselben Zeit einbrechenden Hyksos gewesen seien (vgl. § 137). Ed. Meyer hält für zweifellos, dass „im Gefolge der Hyksos massenhaft kanaanä-

ische, nicht arabische Elemente in Aegypten eingedrungen sind". Darauf weist nach ihm auch der Name Hyksos, in den besseren Handschriften Hykussos hin. haq, Plural haqu bedeutet Herrscher, Fürst; Schasu ist der im Neuen Reiche für die Beduinen der Sinaihalbinsel gebräuchliche Name, Hyksos also Fürst der Schasu.

Das Eindringen der Hyksos hat viel Aehnlichkeit mit der Eroberung Aegyptens durch ihre Stammverwandten, die Araber, im 7. Jahrhundert n. Chr. Beide Male dringen die unkultivierten Wüstenstämme in das hochentwickelte, aber durch Parteikämpfe zerrüttete Kulturland, um seine Schätze, seine reichen Erträge zu geniessen.

Vermutlich bildeten die erobernden Hyksos ausschliesslich die herrschende Kaste, die sich wenig mit den Eingebornen vermischte, der ägyptischen „Schreiber" zur Erhebung der Abgaben, der Verwaltung des Landes sich bediente, die äussere Form der bisherigen Staatsordnung, selbst das Königtum, natürlich in Abhängigkeit von sich, bestehen liess. Nach den ägyptischen Angaben scheint die Herrschaft der Hyksos auf Unterägypten beschränkt geblieben zu sein. Als Dauer der Hyksoszeit, vom Einfalle bis zur Vertreibung, will Ed. Meyer höchstens 250 Jahre (1830—1580 v. Chr.) ansetzen.

162. Das Neue Reich (1580—939 v. Chr.). In langwierigen Kämpfen gelang es den Herrschern von Theben (17. Dynastie), die Hyksos zunächst auf ihre grosse Stadt Auaris im östlichen Delta einzuschränken. Durch Belagerung zu Lande und zu Wasser nahm schliesslich König Aahmes I. die Stadt ein, setzte den abziehenden Hyksos nach, belagerte und eroberte die feste Stadt Scharuhan, für ihn das Thor zu den phönizischen Städten.

In dem Zeitraume der politischen Zersetzung und der Fremdherrschaft ist die Ausbildung des Aegyptertums zum Abschlusse gekommen. Auf allen Gebieten des Lebens wurden die Ergebnisse der jahrtausendelangen Erfahrungen zu einem festen Schema zusammengestellt, das fortan als bindend galt, natürlich als göttlichen Ursprunges betrachtet wurde. Auf politischem Gebiete lag fortan der Schwerpunkt der Macht in den Händen der Priester. Als Inhaber der altererbten Weisheit leiteten und regelten sie das Leben des Königs wie der Unterthanen. Der Hauptruhm der Könige des Neuen Reiches war, gewaltige Tempelbauten aufgeführt, den Göttern reiche Gaben gespendet zu haben. Durch solches System gelang den Priestern zuletzt, sich die Krone aufs Haupt zu setzen. Die Satzungen der Rechtsbücher wurden gleicherweise als göttliche Ordnung betrachtet; die wissenschaftlichen Ergebnisse galten als unabänderlich. So besass das Aegypten des Neuen Reiches zwar eine hochentwickelte

und durchgebildete materielle Kultur, stand aber in seinem geistigen Leben weit unter dem alten Aegypten. Auch bei anderen Völkern ist nach dem Hervortreten höherer Ideen, tieferer religiöser Entwickelung vollständige Erstarrung gefolgt; Aegypten ist typisch für diese Erscheinung.

Dass es trotzdem im Neuen Reiche noch einmal eine Zeit hellsten Glanzes erlebte, ist eine Wirkung der Hyksosherrschaft. Nach zwei Richtungen hat dieselbe Umwälzungen von weltgeschichtlicher Bedeutung hervorgerufen, indem sie Aegypten in eine rege, seitdem nicht wieder unterbrochene Verbindung mit Syrien gesetzt und aus dem friedlichen Bauernvolke ein kriegs- und eroberungslustiges Volk gemacht hat.

Nachdem die Aegypter den verachteten Syrern (Asiaten) hatten gehorchen müssen, lernten sie dieselben würdigen; die Eroberungspolitik führte dazu, dass sie sich ihnen weitgehend annäherten. Mit und nach den Hyksos kamen kanaanäische Handwerker und Kaufleute in Menge in die Städte des Deltas; kanaanäischen Personennamen und Kulten begegnet man im Neuen Reiche in Unterägypten auf Schritt und Tritt; kanaanäische Worte drangen in Aegypten ein. In den höheren Ständen wenigstens machte sich eine krankhafte Sucht geltend, sich zu semitisieren.

Ein neuer, bisher ganz fremder Geist war über das Volk gekommen. Der langjährige Kampf gegen die fremden Eindringlinge hatte Volk und Fürsten zu Kriegern erzogen, die an Kampf und Sieg Freude fanden. Ein einheitliches, ein stehendes Heer war geschaffen worden, das nun die Hauptstütze des Staates, die treibende Kraft der ägyptischen Geschichte wurde. Die Kriegswagen mit Rossen werden vorzugsweise von Berufssoldaten besetzt gewesen sein, während im Fussvolke, vielleicht von Anfang an, fremde Söldner, namentlich die Nubier, den Kriegerstand ergänzten; die unkriegerischen Bauern hat man kaum ausgehoben. Als dritter Heeresteil ist die wohlgeschulte, kampffähige Nilflotte zu nennen.

Wie Amenemhat I. sah sich Aahmes I. und seine Nachfolger genötigt, den Staat neu zu organisieren. Der Feudaladel und damit die Grundlage des Staates war zu Grunde gegangen; im Neuen Reiche war der weitaus grösste Teil des Landes königliche Domäne, von leibeigenen Bauern bewirtschaftet. Neben den Staatsbeamten stand das Heer zur unbedingten Verfügung des Königs, während die Priesterschaft als dritte Macht neben dem Könige sich zu gefahrdrohender Höhe entwickelte. Das Tempelgut wuchs durch fromme Stiftungen, Steuerfreiheit und die festen Einkünfte der Priester vom Könige von

Jahr zu Jahr; der Staat selbst unterlag allmählich dem Einflusse der Priesterschaft, wurde von dieser für religiöse Zwecke ausgebeutet.

Aahmes I., der Stifter der 18. Dynastie (1580 v. Chr.), begann den Krieg mit Nubien. Der Entscheidungskampf unter Dhutmes I. wurde auf dem Strome mit Nilkähnen geliefert. Der Siegespreis war die Unterwerfung Nubiens bis an den dritten Katarakt. Unter Dhutmes III. war die Stadt Napata unterhalb des vierten Kataraktes ägyptisch, ja es ist möglich, dass Aegyptens Macht sich noch viel weiter, bis in den Sudan hinein erstreckt hat.

Im Verzeichnisse der Südlande befindet sich auch das Land Punt. Im 9. Jahre ihrer Regierung sandte Hatschepsut (Tochter Dhutmes' I. und Schwester Dhutmes' II. und III.) eine Expedition von Koptus aus, die auf dem Roten Meere in fünf starken Segelschiffen, mit je 30 Ruderern und mehreren Matrosen bemannt, nach Punt fuhr, an der „Weihrauchtreppe" landete. Es entwickelte sich ein friedlicher Tauschverkehr, und einige Häuptlinge entschlossen sich, mit den Fremden die Schiffe zu besteigen, um in Theben der grossen Königin zu huldigen. Die durch diese Expedition mit Punt hergestellte Verbindung ist jahrzehntelang nicht wieder unterbrochen worden, aber wirklich unterworfen ist Punt niemals gewesen; das Wort Tribut oder Abgabe wird von den Waren aus Punt nie gebraucht.

Von weit geringerer Dauer als in Nubien erwiesen sich die Erfolge der dritthalb Jahrhunderte (bis zum Chetafrieden Ramses' II. 1327 v. Chr.) fortgesetzten Eroberungskriege in Syrien. Aahmes I. hatte Palästina und Phönizien erobert. Nach etwa drei Jahrzehnten zog Dhutmes I. aus, „sein Herz zu baden unter den Barbaren". Er drang vor bis nach Naharin, dem Lande zwischen dem westlichen Euphratbogen und dem Amanus, und an den Euphrat selbst. Unter Dhutmes II. und Hatschepsut wurde der Besitz in Asien auf Palästina eingeschränkt. Der grösste Eroberer, Dhutmes III., zog die Grenze von ungefähr der Stelle, wo der Euphrat (nördlich von Karkemisch) den westlichsten Punkt seines Laufes erreicht, dann erst westlich, weiter südwestlich nach dem Amanus. Diese Nordgrenze behauptete sein Nachfolger Amenhotep II. Es ist die Zeit des grössten Glanzes. Die Herrscher von Miten oder Mitanni (dem Lande zwischen Euphrat und Chaboras?), von Sangar, Assyrien und Babylonien sandten Geschenke als Huldigung, während die Völker von Napata in Nubien und der Negerlandschaft Kari im Sudan bis Naharin, den Küsten und Inseln des Aegäischen Meeres und Libyen ihre Tribute darbrachten.

Etwa 80 Jahre hat die von Dhutmes III. begründete Herrschaft über Syrien bestanden. Sie ging grösstenteils verloren teils durch

das Erstarken der einheimischen Mächte, teils durch die schweren religiösen Wirren in Aegypten am Ende der 18. Dynastie. In langen und blutigen Kriegen haben die Könige der 19. Dynastie, Seti I. (— 1348) und Ramses II. (1348—1281) nur das südliche Syrien behauptet. Dem ersteren gelang die bescheidene Erweiterung an der Küste Südphöniziens; der letztere vervollständigte die Eroberung des Hinterlandes und gewann Phönizien, vermutlich bis Berytus. Diese Grenze scheint während der 19. und 20. Dynastie fortbestanden zu haben; erweitert hat sie selbst Ramses III. (um 1180) nicht mehr. Etwas vor dem Jahre 1000 bekümmerte sich die 21. Dynastie nicht mehr um Syrien; dagegen machten die folgenden Könige, namentlich der berühmte Scheschonk (von 943 an), der Stifter der 22. Dynastie, kräftige Versuche, Palästina wiederzugewinnen. Später folgte wieder eine Zeit schwächlicher ägyptischer Politik bezüglich Syriens, wie aus der Bibel bekannt ist. Erst Necho versuchte nochmals eine Eroberung; Nebukadnezars Sieg zwang ihn zum Verzichte. Sicher ist, dass Palästina, mindestens dessen südwestlicher Teil von 1600—1100 ununterbrochen unter ägyptischer Oberhoheit stand, wahrscheinlich auch vorher schon unter der Herrschaft der Hyksoskönige, mit Unterbrechungen seit der 5. Dynastie. — Zur Verminderung des ägyptischen Besitzes in Syrien haben die Chetiter wesentlich beigetragen (§ 138).

Syrien wurde nicht wie Nubien als Provinz verwaltet; das Verhältnis der Unterthanen zu ihrem Herrscher war noch loser als im Perserreiche. Man liess den Völkern ihre eigenen Fürsten, meist Stadtfürsten, und ihren Adel, suchte dieselbe aber persönlich an Aegypten zu fesseln, indem man die Söhne als Geiseln bis zum Antritte ihrer Herrschaft in Aegypten festhielt, die Töchter in des Pharaos Harem aufnahm. Zu weiterer Sicherung wurden Besatzungen in die „königlichen Städte“ gelegt. Es waren das meist zur Beherrschung des Landes und der Strassen günstig gelegene Plätze, welche die Aegypter stärker befestigten. Das Hauptziel der ägyptischen Herrschaft war natürlich, die unterworfenen Gebiete möglichst auszubeuten. Die Häuptlinge lieferten alljährlich grosse Tribute an Silber, Weissgold und Gold, Sklaven, Pferden, Rindern, Kleinvieh, Getreide, Oel, Wein, Bauholz, Elfenbein, Kupfer, Eisen und andere Metalle, merkwürdige Tiere wie Bären und Elefanten, Wagen, Rüstungen und Hausrat, namentlich kostbare Krüge. Ausserdem erhoben die Aegypter wie in der Heimat eine feste Abgabe vom Ertrage des Bodens.

Wenn auch der Friedensvertrag zwischen Ramses II. und dem Chetiter-Grossfürsten den Grundsatz aufrechthielt, dass kein Angehöriger eines Staates denselben auf die Dauer verlassen dürfe, so

entwickelte sich doch ein lebhafter Verkehr und Handel zwischen Aegypten und Asien. Von der Stadt Ramses, in der Nähe von Tanis, im östlichen Delta, heisst es, dass in ihr die Schiffe landen und die Produkte aller Länder zusammenströmen. Auf allen Gebieten hat die Berührung mit der fremdartigen und hochentwickelten Kultur Syriens einen nachhaltigen Einfluss geübt. Die Aegypter nahmen von den Fremden an, was nützlich und brauchbar schien, wie in der Hyksoszeit Pferd und Wagen, so jetzt Pflanzen und Tiere, Erzeugnisse der Gewerbe und Künste. Die Flügelwesen und Mischgestalten auf den bunten Vasen und Geräten der Syrer, Phönizier und Inselbewohner finden sich später auf ägyptischen Erzeugnissen, selbst in religiösen Darstellungen. In der Dekoration des Hausrats, der Stühle, Krüge, der Zimmerdecken in den Gräbern finden sich asiatische Kunstformen. Syrischer Einfluss liegt wohl auch vor, wenn um die Mitte der 18. Dynastie die Kleidung sich ändert, dem alten einfachen Lendenschurze ein Untergewand hinzugefügt wird und in rascher Folge weite, faltenreiche Gewänder Mode werden. In der Litteratur wird es Mode, im eleganten Aegyptisch kanaanäische Fremdwörter zu gebrauchen; in einzelnen Schriftstücken sind sie fast so häufig wie französische Wörter in den deutschen Büchern des 18. Jahrhunderts. Am Hofe, in staatlichen und geistlichen Aemtern, fanden sich Personen mit syrischen Namen in Menge. In Memphis entstand ein Fremdenviertel, in dem Baal und Astarte ihre Tempel hatten.

163. Fortsetzung. Der lebhafte Verkehr mit dem Auslande erzeugte in Aegypten wie noch mehrfach in späteren Zeiten die gleiche Ursache einen ausserordentlichen Wohlstand. Selbst an Tributen strömten gewaltige Schätze ins Land. Nur die grossen Einkünfte machen die Bauten der Könige begreiflich, deren Ausführung die grosse Zahl der zu Leibeigenen gemachten Gefangenen erleichterte. Vor allen Städten wurde Theben vergrössert und verschönert. Von ihr war die Wiedergeburt des Reiches, die Befreiung von der Fremdherrschaft ausgegangen. Aahmes I. machte sie zur Hauptstadt des Landes. Das ganze Leben Aegyptens in Politik, Wissenschaft, Kunst und Handel konzentrierte sich in Theben; hierher kamen die Gesandtschaften und Tribute der fremden Völker aus Afrika und Asien. Noch weiter hinaus drang ihr Ruhm. Homer sagt:

„Hundert der Thore hat sie, und es ziehen aus jedem zweihundert
Rüstige Männer zum Streit, mit Rossen daher und Geschirren."

Und sie blieb die eigentliche Hauptstadt des Reiches, bis die Könige der 26. Dynastie den Schwerpunkt des Landes nach dem Norden verlegten (Sais). Auch dann noch blieb Theben eine wichtige Stadt;

erst unter den Ptolemäern sank ihr Wohlstand, und unter den römischen Kaisern ging sie langsam zu Grunde. Eine ungeheure Ansammlung von Tempeln, Sphinxalleen, Kolossalstatuen und Gräbern, die grösste Ruinenstätte der Welt bezeichnet die Lage und Ausdehnung der vielgefeierten alten Amonsstadt Uast, von den Griechen Diospolis oder Theben genannt. Zu ihrer Blütezeit muss sie einen Umfang von wenigstens 45 km gehabt haben; noch in der römischen Zeit besass sie eine Längenausdehnung von 15 km. Die Stadthälfte östlich vom Nile war die Stadt des regsten Schaffens. Im Hafen, wo die von Süden und Norden kommenden Schiffe die Rohstoffe und Fabrikate Ostafrikas und Asiens landeten, in den Magazinen und Kaufhallen waren Gross- und Kleinhandel thätig; neben und zwischen ihren Geschäftsräumen lagen zahlreiche Arbeitsstätten der mannigfachen Gewerbe und Künste, Tausende von Wohnhäusern, zum Teil hochragend und luxuriös ausgestattet, in den entfernteren Bezirken bis zu den Nilschlammhütten sich abstufend. Auf all den zahlreichen Plätzen und Strassen herrschte durch Gewerbe, Handel, Künste und durch den Aufenthalt der Fürsten eines mächtigen Staates das Leben und Treiben einer Weltstadt. Ueber dem Strome drüben, in der Weststadt, herrschte der Tod. Es mangelte dort keineswegs an Leben, aber alles Leben stand mit dem Tode in Beziehung. In den das Nilthal begrenzenden Felsen und öden Schluchten der Libyschen Wüste befand sich die Nekropolis Thebens. Zum Teil in das Nilthal vor erstreckten sich die Grab- und Tempelbauten, und dort schlossen sich an bis zum Nile die Wohn- und Arbeitsstätten der grossen Scharen aller bei der Bestattung Beschäftigten.

Von den Königen der 18. Dynastie hat namentlich Dhutmes I. in Theben und anderen Städten gebaut, noch mehr Amenhotep III., nächst Ramses II. der gewaltigste Bauherr Aegyptens. Den künstlerischen Höhepunkt erreichte die ägyptische Baukunst unter Seti I. (19. Dynastie) und während der ersten Hälfte der Regierungszeit Ramses' II. Dann trat allmählich ein Rückgang ein, der sich in der Kunstleistung wie in dem verwendeten Materiale kund giebt. So sind z. B. Ramses' Bauten in Abydus im Gegensatze zu den Meisterwerken seines Vaters flüchtig gearbeitet. Man musste eilen, zu Ende zu kommen, begreiflich genug bei der ungeheuren Anzahl der in Angriff genommenen Werke und der gleichbleibenden Höhe, wenn nicht Abnahme der verfügbaren Mittel.

Den späteren Aegyptern galt die Zeit Ramses' II. als der Höhepunkt ihrer Geschichte. In der That ist nie wieder gleicher Glanz im Nilthale entfaltet worden. Nirgends tritt jedoch auch zugleich

der typische Charakter des späteren Aegyptens auffälliger entgegen. Das geistige Leben ist schon in der Erstarrung begriffen; denn der Wendepunkt des geistigen Lebens war bereits ein halbes Jahrhundert vor Ramses II. eingetreten. Bis dahin hatte im religiösen Denken ein zwar langsames, doch unverkennbares Fortschreiten stattgefunden. Der König Amenhotep IV. (Chuenaten, um 1400) wollte mit seinem Reformversuche die Konsequenz aus dem Erreichten ziehen. Sein Unternehmen scheiterte, die Bewegung wurde blutig unterdrückt, die Religion auf dem innerlich schon überwundenen Standpunkte gewaltsam festgehalten, für alle Zukunft feste, unüberschreitbare Normen aufgestellt. Leider führte der Ring der Orthodoxie auch zur Erstarrung des geistigen Lebens. In der Ramessidenzeit ist das priesterliche Staatsideal ausgebildet worden, wonach das Leben des Königs durch die Satzungen der heiligen Bücher für jede Stunde des Tages und der Nacht bis auf die geringsten Einzelheiten bestimmt, jede Abweichung verpönt war, der König ausschliesslich von den Söhnen der Priester bedient, vom Oberpriester geleitet und über seine Pflichten belehrt wurde, das Staatsideal, welches später im Aethiopischen Reiche verwirklicht wurde, während im Aegyptischen Reiche die Priesterschaft das Königtum bei Seite schob und die Krone an sich riss. Mittlerweile war auf allen Gebieten des geistigen Lebens die Schablone zur Herrschaft gebracht worden; die Formen und Formeln wurden mit entsetzlicher Eintönigkeit immer langweiliger und widersinniger ausgesponnen; aber der Geist war ertötet und ist nie wieder erwacht.

Die ägyptischen Eroberungskriege fanden ihr Ende mit Ramses' II. Chetafrieden (1327). Seitdem haben die Pharaonen fast ausnahmslos nur Verteidigungskriege geführt. Die auf den Frieden hindrängende Natur des Volkes und Landes setzte der Kriegslust der Könige unüberwindliche Schranken. Selbst die grössten Kriegsfürsten, Dhutmes III. und Ramses II., klagten in lebhaften Ausdrücken über den Kleinmut und die Unzuverlässigkeit ihrer Truppen. Die üblen Erfahrungen veranlassten die Könige, fremde Söldner anzuwerben. Seit Seti I. werden in den Inschriften „Oberste der Fremdvölker“ viel genannt. Unter Ramses' II. Truppen finden sich Neger, Libyer und vor allem das Korps der Schardîn (Scharadina, Schardana), die offizielle Leibwache und Elitetruppe. Die letzteren werden in der Folgezeit häufig erwähnt. Nach der 20. Dynastie jedoch, als sich die Libyer so zahlreich in Aegypten festgesetzt hatten, dass ihre Anführer den Thron besteigen konnten, verdrängten die Libyer die Söldner aus den nördlichen Ländern, die erst unter Psammetich wieder Verwendung fanden.

Wiederholt traten die Nordländer oder „Seevölker“ in diesen Zeiten den Aegyptern auch feindlich entgegen, Völker aus Kleinasien, Griechenland, Italien. Grosse Massen junger Mannschaft zogen jahrhundertelang nach Syrien und Aegypten, kriegerische Beschäftigung suchend, als Söldner oder Piraten. Jahrhundertelang war die Seeräubernot an den Küsten des Deltas ständig. Etwa wie die Germanen in den römischen Provinzen oder die normannischen Wikinger an allen Gestaden Europas traten jene „Seevölker“ als Söldner und Räuber auf. Zu einer wirklichen Wanderung ganzer Völker Kleinasiens mit aller Habe nach Syrien und Aegypten, wie später der Cimbern, ist es jedoch wahrscheinlich nicht gekommen; jene Scharen, denen Ramses III. (um 1200) im mittleren Phönizien südwestlich von Tyrus erfolgreich entgegentrat, waren trotz ihres Trosses (Weiber und Kinder auf Ochsenkarren) wahrscheinlich auch nur Plünderer.

In einer mächtigen Verbindung mit den das westliche Delta „seit der Zeit der Vorfahren“ regelmässig verheerenden Libyern bedrängten die „Seevölker“ Aegypten unter Merenptah. An der Grenze des Natronbezirkes kam es zur Schlacht (1276), in welcher die Feinde vernichtet wurden; 6311 Libyer wurden getötet, 2372 Hände (die rechte galt als Trophäe) der Unbeschnittenen von den Aegyptern heimgebracht. Die Nicht-Libyer, die „Nordländer, gekommen aus allen Gegenden“, „von den Ländern des Meeres“ bildeten also etwa ein Viertel der Angreifer. Diese Nicht-Libyer werden angegeben als Aqaiwascha, Ruku, Turscha, Schakaruscha, Schairadina. Unter jenen Scharen, welchen Ramses III. entgegentrat, werden neben den Schardana, Turscha, Schakaruscha genannt die Danauna (Danona oder Dano), Zakkari (Takkara), Pursta (Purasati), Uaschasch (Vaschascha). Nach den Erörterungen von Ed. Meyer und W. Max Müller können angesehen werden die Ruku als Lycier, die Pursta, Danauna, Takkara, Schakaruscha (nicht als Sikeler!) als Stämme von den Küsten Kleinasiens und den Inseln des Aegäischen Meeres, die Aqaiwascha als Achaier, die Schardana als Sarden oder irgendwelche italische Stämme, als Italer auch die Uaschasch, die Turscha als Tyrsener (Etrusker). Die Inschriften und Abbildungen der ägyptischen Denkmäler, Funde „mycenischen“ Stils in Aegypten, Funde in Sardinien sind die Grundlagen dieser Ergebnisse. Ihre Bedeutung liegt darin, dass sie den ersten Vorstoss des Abendlandes gegen die Kulturländer des Orients erkennen lassen. Die Völker Italiens und der Länder des Aegäischen Meeres leiteten den aktiven Verkehr des Abendlandes mit dem Morgenlande ein; sie sind die Vorboten der künftigen Seeherrschaft der Griechen.

164. Die Fremdherrschaft. Das Reich von Napata. In

einem ausführlichen Rechenschaftsberichte stellte Ramses III. am Ende seiner 32jährigen Regierung zusammen, was er zu Ehren der Götter gethan hatte. Er hatte 169 Ortschaften, 113433 Sklaven, 493386 Stück Vieh, 1071780 Morgen Aecker, 514 Weingärten, 2756 Götterbilder aus Gold und Silber u. s. w. an die Tempel geschenkt. Dazu bezogen die Tempel ihre regelmässigen Einkünfte an Gold- und Silbersachen, Garn und Gewändern, Wein, Oel, Korn u. s. w. aus ihrem eigenen Besitze, ferner die Zuweisungen an Weihrauch, Früchten, Brot, Bier, Kostbarkeiten u. s. w., welche der König für die Opferfeste schenkte. Den Löwenanteil, etwa $^3/_4$, erhielt der Amonstempel in Theben. Der Besitz der toten Hand wuchs von Jahr zu Jahr. Anscheinend war die Macht des Königs völlig unumschränkt wie nur je eines Sultans. Thatsächlich waren die Priester die einzige selbständige Macht im Staate. Während die Macht der Könige verfiel, wuchs das Ansehen der Priesterschaft beständig. Der Oberpriester Amons wurde der mächtigste Mann im Staate, der dem Könige zum Scheine huldigte, allmählich selbständiger vorging. Unter Ramses XII. schaltete der Oberpriester Hrihor in seinem Gebiete so unabhängig wie nur je der mächtigste Adlige des Mittleren Reiches und verwaltete die höchsten Staatsämter. Nach dem Tode dieses Herrschers setzte sich Hrihor die Krone selbst aufs Haupt, ohne die Oberpriesterwürde niederzulegen. Das Ziel jahrhundertelangen Strebens war erreicht, die Gottesherrschaft aufgerichtet. Indes erhielt die weltliche Herrschaft in Hrihors Geschlecht keinen Bestand. Sein Sohn und Enkel folgten ihm wohl als Amons Oberpriester, aber in der Deltastadt Tanis erhob sich eine neue, eine fremdländische Dynastie (die tanitische, 21., etwa 1050—940), welche ihre Herrschaft auch in Theben zur Anerkennung brachte, aber den geistlichen Besitz dem Oberpriester Amons liess.

Das Reich Dhutmes' III. und Ramses' II. war langsam und ruhmlos an Altersschwäche entschlafen. Sein Untergang bezeichnet zugleich den politischen Tod der ägyptischen Nation.

Die seit Seti I. den Kern der Streitmacht bildenden fremden Söldner hatten sich in den letzten Jahrhunderten durch immer neue Zuzüge aus Libyen verstärkt. Ansässig geworden, bildete sich aus ihnen, ähnlich den Mamluken im Mittelalter, ein völlig gleichartiger, abgeschlossener Stand fremdländischen Ursprunges aus, in dem sich das Kriegshandwerk vom Vater auf den Sohn forterbte, dem schliesslich die Entscheidung über die Schicksale des Landes zufiel. Scheschonk war der erste Söldnergeneral, der sich zum Nachfolger des letzten Taniten machte und damit die libysche (22.) Dynastie (939 bis

735) gründete. Der Aufschwung der ägyptischen Macht unter der neuen Dynastie war von kurzer Dauer. Der Staat zerfiel allmählich in eine Reihe von Fürstentümern, mindestens 19, die selbst die Oberhoheit der in Bubastis residierenden Könige abschüttelten.

Das schmale, enge Nilthal von Nubien war ursprünglich von Negern bewohnt. In den östlichen goldreichen Felsenthälern, zum Teil mit anbaufähigem Boden, bis zum Roten Meere hausten die braunen Kuschiten, welche später in das Nilthal vordrangen, das Uebergewicht über die Neger gewannen, sich vielfach auch mit den ägyptischen Beamten, Söldnern und Händlern vermischten und sich völlig ägyptisierten. Das geschah erst, nachdem die Aegypter (seit Dhutmes I.) Nubien dauernd gewonnen hatten, als ägyptische Provinz verwalteten. In den fünf Jahrhunderten der ägyptischen Herrschaft wurde die ägyptische Kultur in dem Grade in Nubien heimisch, dass später die grundfalsche Ansicht entstehen konnte, Aethiopien (= Nubien) sei die Heimat der ägyptischen Gesittung. Aegyptische Kleidung, Sprache, Schrift wurde angenommen, vor allem gelangte die Amonsreligion zur vollen Herrschaft. Am Fusse des „heiligen Berges“ (j. Dschebel Barkal) bei Napata, unterhalb des vierten Kataraktes, stand das Hauptheiligtum Amons.

Die ägyptische Herrschaft über Nubien dauerte noch unter den Ramessiden fort. In den Kämpfen zwischen den Taniten und den Oberpriestern von Theben ging den Aegyptern Nubien verloren und bildete seitdem ein eigenes Königreich, das Königreich Kusch oder Napata. Wahrscheinlich haben Hrihors Nachkommen das neue Königreich gegründet. In noch weit höherem Grade als das Reich der thebanischen Amonspriester war das Reich Napata ein Priesterstaat. Die Könige richteten ihr gesamtes Handeln nach den Weisungen und Orakeln der Priester.

Gegen 800 v. Chr. haben die äthiopischen Könige Theben erobert, und um 775 drang der König Pianchi weiter nach dem Norden vor, erstürmte Memphis. Nunmehr unterwarfen sich die Dynasten des Deltas bis auf Tefnacht von Sais, mit dessen Scheinhuldigung sich Pianchi begnügte. Wohl herrschte dieser jetzt über das ganze Nilthal vom Sudan bis zum Meere; indes das schmale Nubien mit seiner geringen Bevölkerung war keine genügende Grundlage für die Herrschaft bis ans Mittelmeer. Die äthiopische Herrschaft über Aegypten hat niemals feste Gestalt gewonnen. In der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts nahte der Entscheidungskampf zwischen den beiden Grossmächten Assyrien und Aethiopien. In Syrien hoffte man auf des Aethiopen Sabako (728—717) Hilfe gegen Assyrien, lange vergeblich.

Salmanassar IV. belagerte drei Jahre lang Samaria, worauf Sargon es 722 eroberte. Endlich erschien Sabako mit einem Heere und vereinigte sich mit Hanno von Gaza; aber Sargon schlug das vereinigte Heer bei Raphia an der Südgrenze Philistäas und nahm Hanno gefangen. Mit Sabako kam vermutlich ein Vertrag zu stande. Um das Jahr 704 gelangte ein junger, kräftiger Fürst, Taharka, auf den Thron von Kusch, wahrscheinlich ein Usurpator, der auch Aegypten unterwarf. Im Vertrauen auf seine Unterstützung leisteten die Fürsten Süd-Palästinas, darunter Hiskia von Juda, Sanherib Widerstand, der die kleineren Städte Judas eroberte, 200150 Menschen wegführte und Jerusalem belagerte, nachdem er die vereinigten Gegner geschlagen hatte (701). Wahrscheinlich hat eine Seuche Sanherib zur Aufhebung der Belagerung genötigt; Hiskia erkaufte den Fortbestand seiner Herrschaft mit einem für ihn fast unerschwinglichen Lösegelde von 30 Talenten Gold und 300 (oder 800) Talenten Silber, und die assyrische Herrschaft stand in Syrien fester als je, während die Aegypter dreissig Jahre lang sich dort nicht einmischten. Endlich entschloss sich Assarhaddon von Assyrien, um den Keim der ewigen Unruhen in Syrien, d. h. die Hoffnung auf ägyptische Hilfe, zu töten, das Nilland selbst zu unterwerfen. Im Jahre 671 wurde der beschwerliche Wüstenmarsch von Raphia nach Pelusium zurückgelegt, Memphis erobert; vor dem bis Theben vordringenden assyrischen Heere zog sich Taharka nach Aethiopien zurück; Assarhaddon nahm den vollen Titel der Könige von Aegypten an und übertrug die Regierung Aegyptens zwanzig lokalen Dynasten, den Nachkommen der alten Söldnerfürsten. An ihrer Spitze als mächtigster stand Necho I., der Herrscher von Sais und Memphis. Der Thronwechsel in Assyrien veranlasste Taharka, die Wiedergewinnung Aegyptens zu versuchen. Doch warfen die assyrischen Feldherren die Gegner bald nieder. Taharka starb 664 oder 663. Auch sein Nachfolger versuchte alsbald Aegypten wiederzuerobern und drang in der That erfolgreich bis Heliopolis vor. Wahrscheinlich hat in diesen Kämpfen Necho I. seinen Tod gefunden (663); sein Sohn Psammetich I. floh zu den Assyrern. Ein assyrisches Heer warf die Aethiopen in ihre Heimat zurück, Theben wurde nochmals gründlich ausgeplündert, wovon es sich nie wieder erholt hat. Die Aethiopenherrschaft über Aegypten erreichte damit ihr Ende (663).

Bald nachher ist die Priesterherrschaft in Aethiopien vollendet worden. Die Priester wählten durch das Orakel den König, der im Namen des Gottes, d. h. in der Priester Namen gebot und, von ihnen zur Absetzung verurteilt, sich selbst töten musste. Dieser letzteren

Ausschreitung hat erst Ergamenes um 270 v. Chr. ein Ende gemacht. Mit der Loslösung von Aegypten trat das afrikanische Element im Reiche von Napata immer mehr hervor. Das zeigte sich bald darin, dass sich der Schwerpunkt des Reiches von dem nördlichen Teile, Nubien, nach dem südlichen Teile, dem Steppenlande von Berber und Chartûm, verschob. Die Residenz, welche die Griechen Meroe nannten, war die Stadt Berua (j. Begerauie) zwischen den Mündungen des Atbaras und Blauen Nils, etwas unterhalb Schendis gelegen. Napata blieb noch der religiöse Mittelpunkt des Reiches bis zu Ergamenes' Revolution. Unter Augustus wurde es bei einem Grenzkriege vollends zerstört und war seitdem nur noch ein unbedeutender Ort. Dafür erbauten die Könige in Meroe Tempel mit prächtigen Grabkammern nach Art der ägyptischen des Mittleren Reiches. Bis in die römische Zeit haben Ergamenes' Nachfolger das ganze Nilthal vom Sudan bis zur Grenze Aegyptens und das östliche Gebirgsland bis zum Roten Meere beherrscht. Zur Römerzeit nahm gewöhnlich eine Königin, von den Griechen durchweg Kandake genannt, den Thron ein. Etwa im 3. Jahrhundert n. Chr. ist das Reich Kusch zerfallen. Meroes Glanz ist fortan ebenso erloschen wie der Napatas. Im Norden belästigte der kuschitische Stamm der Blemmyer, welcher das Nilthal sich unterworfen hatte, die Nubier wie die römischen Unterthanen Aegyptens, bis das im 6. Jahrhundert emporkommende christliche Nubische Reich sein wildes Treiben hinderte. Im Süden gründeten eingewanderte Semiten am Anfange des 4. Jahrhunderts das Abessinische Reich, das nach der Bekehrung zum Christentume den ruhmreichen äthiopischen Namen annahm.

165. Psammetich I. und seine Nachfolger (26. Dynastie). Psammetich I. hat das Reich im Innern noch einmal wiederhergestellt. Es machte sich eine völlige Neuordnung des Staates erforderlich. Die Stützen der Macht fand indes Psammetich nicht in Aegypten. Die unkriegerischen Eingebornen waren des Krieges gänzlich entwöhnt. Die zu Herren des Landes gewordenen Nachkommen der alten Söldner, die längst ägyptisierte Kriegerkaste betrachteten Psammetich als Usurpator. Daher musste er sich ganz auf die Fremden stützen. Den Kern seines Heeres bildeten jonische und karische Söldner, die sich stetig durch Zuzug aus der Heimat vermehrten; neben ihnen fanden auch syrische, phönizische und zahlreiche libysche Söldner Verwendung. Es war ein gefährlicher Versuch, der Kriegerkaste die Macht zu entreissen; er gelang jedoch; ein Teil wanderte nach Aethiopien aus. Um die Priesterschaft etwas zu befriedigen, gab ihnen Psammetich freie Hand zur Durchführung einer umfassenden Restau-

ration. Dafür nahmen die Könige nach aussen hin eine weit freiere Stellung ein als die Pharaonen bis zum Neuen Reiche. Spezifisch ägyptische Politik zu treiben, war nicht mehr durchführbar. Dafür suchten sie durch geschickte Ausnutzung der Weltlage, durch Anknüpfung von Beziehungen zu allen Staaten und Städten, durch Entwickelung des Handels und Wohlstandes die militärischen Schwächen ihres Staates den grossen Weltmächten gegenüber zu verbessern oder zu verdecken. Die Pharaonen der 26. Dynastie sind die Vorgänger der Ptolemäer. Sie residieren nicht im Innern, sondern an der Grenze des Landes, in einer halblibyschen Stadt; die Grundlagen ihrer Macht sind die Soldtruppen aus der griechischen Welt, die Kriegsflotte, der Handel, der Reichtum; die Aegypter sind nur noch steuerzahlende Unterthanen, nicht mehr Träger des Staatslebens.

Zum ersten Male verfolgten die Könige von Aegypten eine umfassende Handelspolitik. Es wird sich weiterhin noch deutlicher ergeben, dass die Ansicht von der früheren Abgeschlossenheit Aegyptens, von der erstmaligen Eröffnung für die Fremden durch Psammetich völlig falsch ist; neu war nur, dass unter Psammetich und seinen Nachfolgern der Staat zum ersten Male fördernd in den Verkehr mit dem Auslande eingriff, und dass ein neues, den Aegyptern bisher fremd gebliebenes und ihrem Wesen viel fremderes Volk als die Afrikaner und Asiaten, die Griechen, mit den Aegyptern in enge Beziehung trat. Die Innigkeit der Verbindung beider Völker erweisen unter anderen folgende Thatsachen. Periander von Korinth gab seinem Neffen und Nachfolger den Namen Psammetich. Necho II. weihte einen von ihm getragenen Waffenrock dem grossen milesischen Nationalheiligtume von Branchidä. Bei Psammetich II. soll eine Gesandtschaft aus Elis erschienen sein, um Rat zu holen, wie die Satzungen der olympischen Spiele am unparteiischsten geordnet werden könnten. — Weit zahlreicher als mit den Griechen müssen die Verbindungen Aegyptens mit den Phöniziern gewesen sein, ruhend auf den alten Verbindungen. Den phönizischen Kaufleuten schlossen sich zahlreiche Aramäer an. — Durch seine Kriegsflotten auf dem Mittel- und Roten Meere trat Aegypten unter die Seemächte ein.

Im Innern des Reiches sollte die Restauration die grosse Vergangenheit in idealisierter Gestalt wiederherstellen. Von allem, was den alten Göttern verhasst sein musste, sollte Aegypten gründlich gereinigt werden. Das gerade jetzt massenhaft eindringende Fremde veranlasste strengeres Abschliessen als früher, peinlicheres Befolgen der Reinheitsgesetze. Die Erblichkeit des Priesterstandes wurde jetzt vollständig durchgeführt. Freilich verlor die Priesterschaft durch

ihre herbe Abschliessung die Fühlung mit dem Volke, den Einfluss auf den Staat; mit ihrer Herrschaft war es für alle Zeiten vorbei. Der Grundbesitz der Priester und Tempel war steuerfrei wie der der Krieger. Alles andere Land gehörte, soweit es nicht als Belohnung hervorragenden Staatsdienern geschenkt wurde, dem Staate, der von den Bauern als Erbpächtern zwanzig Prozent des Ertrages erhielt. Zu dieser Haupteinnahme erhob der Staat noch Abgaben von allen Kaufgeschäften, Zölle und Marktsteuern. — Das wirtschaftliche Gedeihen erfreute die Bevölkerung wie nur je zuvor. Unter Amasis (569—26) soll Aegypten nach Herodot den grössten Wohlstand gehabt haben.

Die offenbare Schwäche des Assyrerreiches suchte Psammetichs I. Nachfolger Necho II. (609—595) auszubeuten; er eroberte Syrien bis zum Euphrat (608). Jedoch Nebukadnezars Sieg bei Karkemisch (605) entriss ihm ganz Syrien wieder. Die Abrechnung mit Aegypten vollzog der Sieger erst 568. Im Jahre vorher hatten die nach Libyen geschickten ägyptischen Krieger gegen den König Apries (588—569) sich empört und Amasis die Krone angeboten. Nebukadnezar kämpfte erfolgreich gegen diesen, hat aber Aegypten nicht unterworfen. Es bestand fortan Friede zwischen Babylonien und Aegypten. Gegenüber den Griechen setzte Amasis Psammetichs I. Politik fort. Auch verfolgte er wie die Ptolemäer das Ziel, Aegypten zu einer Seemacht zu machen und die Herrschaft des östlichen Mittelmeeres zu erringen. Doch zunächst erlag Aegypten einer neuen Fremdherrschaft, anders als bisher, denn es verlor seine Selbständigkeit. Kambyses fügte das alte Pharaonenreich dem persichen Weltreiche als Provinz ein (525). Die Kriegerkaste und die Flotte musste den Persern Heerfolge leisten.

166. Die Wasserbauten. Der Nil ist es, „der alle Menschen durch Nahrung und Speise erhält“. Das Kulturland Aegyptens erstreckt sich genau so weit, wie das Nilwasser die Fluren befeuchtet und befruchtet. Die Ansiedler haben die Gestalt des Landes wesentlich verändert (§ 158). Noch immer fliesst der Strom in mannigfachen Windungen und mit zahlreichen Nebenarmen durch das Thal; aber er setzt die Thalfläche nur unter Wasser, wenn im Hochsommer die Schneewasser Abessiniens sich zum Meere wälzen. Auch diese Ueberflutungen haben die Menschen in unablässiger harter Arbeit beherrschen, sich dienstbar machen gelernt.

Der Nil floss und fliesst, ähnlich wie der Po, zwischen zwei festen Schlamm- und Erdterrassen, deren Krone sein Wasserstand nie erreicht, selbst wenn er um einige Meter höher steht als das hinter den Uferdämmen liegende niedere Land. Diesem das befruchtende Wasser

zuzuführen, ohne gleichzeitig das Land zu vernichten, fordert nun weit mehr als ein paar Dammdurchstiche zur Zeit der Flut. Selbst in dem schmalen Oberägypten reicht, abgesehen von den Gefahren einer allgemeinen Ueberschwemmung, das Nilwasser bei weitem nicht hin, um die ganze Niederung gleichzeitig zu überfluten. Hier führen rechts und links Kanäle, höher liegend als der mittlere Nilwasserstand, rechtwinklig ins Land bis an die hemmenden Bergketten; von ihnen zweigen Kanäle von geringeren Massen wiederum im rechten Winkel ab, und so ist das Land kreuz und quer von Wasseradern durchschnitten, deren Bett überall unter dem Hochwasser, aber über dem Niederwasser des Stromes liegt. Jeder Hauptkanal und auch jede Abzweigung versorgt ein bestimmtes Gebiet; hohe Dämme, deren Herstellung und Erhaltung unendliche Geduld und nimmer erlahmende Beobachtung und Arbeit fordert, trennen die Bewässerungsgebiete voneinander, auch die einzelnen Abschnitte der Kanäle voneinander. Die kommende Flut stürzt sich nun gierig in den ersten Hauptabschnitt des Kanals und die davon zu beiden Seiten abgehenden Nebenkanäle bis zu den ersten Querdämmen, die demnach die Ueberschwemmung zunächst auf ein schmales, dem Nile paralleles Gebiet einschränken. Dort lässt man die Schlammflut wochenlang ruhig über den Feldern stehen. Dann werden die Querdämme zu dem zweiten Parallelstreifen geöffnet, heute meist durch Schleusen, in der alten Zeit geschah es mittelst Durchstechen, die Flut stürzt sich auf das Land, befruchtet es wie den ersten Streifen. Dann wird das Wasser weiter und weiter geleitet, um nach und nach das ganze Land zu befruchten und zu durchtränken. Stets werden die rückwärts nach dem Nile zu liegenden Dämme geschlossen, um die vorzeitige Rückflutung zu verhindern. Wenn aber die sämtlichen Parallelstreifen durchtränkt sind und gleichzeitig der Strom wieder den Niederstand erreicht hat, lässt man das überflüssige Wasser durch erneutes Oeffnen oder Durchstechen der Dämme zum Strome abfliessen. Die Gelände trocknen rasch und harren der Bestellung. — Der Landverkehr ist, wie auch sonst meist, zur Ueberschwemmungszeit ausschliesslich auf die Dämme angewiesen. So in Ober-Aegypten, im Delta verändert, entsprechend den Verzweigungen des Nils und der Wassermasse.

Da auch die höchste Ueberschwemmung die höher gelegenen Felder nicht erreicht, so müssen diese künstlich bewässert werden. Zunächst führt ein Graben das Nilwasser so nahe als möglich zu dem Felde; von dem Graben aus hebt der Fellah jeden einzelnen gefüllten Eimer mittelst einer Art Ziehbrunnen (Schaduf) auf die höher gelegene Fläche. Es ist eine harte Arbeit, den Eimer des Schadufs den langen

Tag über unermüdlich zu füllen, zu heben und auszugiessen. Ueberhaupt ist in der gesamten Thätigkeit des ägyptischen Landwirtes nichts so schwer wie die Bewässerung der Felder.

Die Bewässerung des Faijūms ermöglicht der Bahr Jusuf (Josephsfluss). Er ist der Rest eines alten Nilbettes, das sich von Abydus an westlich vom jetzigen Nillaufe bis ins Delta verfolgen lässt. Der mittlere Teil ist in einen Kanal verwandelt, der durch mehrere Abzweigungen des Nils gespeist wird; die wichtigste befand sich im Altertume bei Ellahun unterhalb Herakleopolis. Etwas oberhalb Memphis war der alte Stromlauf abgedämmt, nach Herodot von Menes, dem ersten Könige Aegyptens. Vielleicht geichzeitig mit diesem Unternehmen ist ein anderes bedeutendes Werk ausgeführt worden, wenn nicht etwa die Natur selbst es vollbracht hat. Eine Bergwand, kaum eine Stunde breit, trennt das Nilthal vom Faijūm. Man hat nun eine diese Bergwand, diesen Felsriegel durchsetzende Schlucht vertieft und die Wasser des Josephs-Kanals durch sie in das Faijūm geleitet. Ein grossartiges Schleusenwerk bei Ellahun regulierte den Eintritt des Wassers. Eine zweite Schleuse, welche nach Strabo das Wasser des Kanals nach Norden, nach Memphis zu, abgab beim Niederstande des Nils, lag nach Ed. Meyer (Gesch. d. alt. Aeg., S. 176f.) nicht am „Möris-See“, sondern im Kanale selbst.

Die Bewässerung dieses Kanals macht das Faijūm zur fruchtbarsten und ertragreichsten Provinz Aegyptens. Die Landschaft bildet eine grosse Depression in der Libyschen Wüste. Die tiefste Stelle befindet sich an ihrem westlichen Rande und wird durch einen See, den Birket el Kurun, ausgefüllt, dessen Oberfläche jetzt etwa 40 m unter dem Meeresspiegel liegt. Diese tiefe Lage der Landschaft in Verbindung mit der Neigung der Oberfläche vom Eintritte des Josephs-Kanals, 67 m auf 18 km, hat zu einer anderen Wasserwirtschaft als im Nilthale geführt. Im Faijūm giebt es keine Ueberschwemmung, es bedarf ihrer nicht; es hat 13 Hauptkanäle und zahlreiche Nebengräben, alle das ganze Jahr durch den Josephs-Kanal gespeist. Schweinfurth (Westermanns Monatshefte 1895, Juni, S. 370f.) hält darnach die Anlage eines von Dämmen umgebenen Bassins, des „Möris-Sees“, zum Zwecke einer zeitweiligen Ueberschwemmung für ausgeschlossen. Nach Aufstellung der genauen Niveaulinien des ursprünglich vorhandenen Sees durch die englische Wasserverwaltung scheine der mittlere Wasserstand desselben ungefähr + 21 m gewesen zu sein, der See in dieser Wasserhöhe einen Umfang von 220 km und einen Flächenraum von nahe 2000 qkm gehabt zu haben, sodass nur ein kleiner Teil des Faijūmer Beckens

bebaut gewesen sein könne. In der frühesten Zeit, vor der Urbarmachung und Bebauung des Seenlandes, müsse der See jedes Jahr nach dem Zurücktreten der Nilschwelle in seinen flachen Teilen ausgedehnte Sümpfe dargestellt haben. Diese seien unweit der Eintrittstelle des Nilzuflusses gewesen, bei dem heutigen Medinet el Faijūm (+ 23 m). Dort hatten die ersten Urbarmacher des Landes, Könige der 6. bis 12. Dynastie, begonnen, durch poldermässige Sicherstellung dem Anbau ein Stück nach dem anderen zu gewinnen. Auch Ed. Meyer hält es für das Wahrscheinlichste, dass der „Möris-See“ nichts anderes sei als der Birket el Kurun, dass der letztere ehemals einen grösseren Umfang gehabt habe als gegenwärtig; jedenfalls habe der See mit dem Könige Möris der Sage und mit den Massregeln der Herrscher der 12. Dynastie zur Hebung des Wohlstandes des Landes nichts zu thun gehabt. Diese letzteren hätten mit ihren Bauten im Faijūm nicht die Anlegung eines Beckens zur Regulierung der Ueberschwemmung, sondern die Urbarmachung einer neuen Provinz, die Gewinnung eines ausgedehnten und äusserst ertragfähigen Ackerbodens bezweckt. — Anderer Ansicht über die Lage des Möris-Sees ist der Hauptmann Linant de Bellefonds; er behauptet, der ehemalige Möris-See hätte auf dem höchsten Plateau der drei Erhebungen des Faijūm gelegen und wäre von einem gigantischen Damme abgeschlossen gewesen, der ihn von dem heute existierenden See Birket el Kurun vollständig abgetrennt habe. Diese Ansicht hat durch die allerneuesten Ausgrabungen eine feste, vielleicht entscheidende Stütze erhalten. Es ist unterhalb des zweiten Plateaus ein Friedhof mit Denkmälern bis zur 12. Dynastie zurück aufgefunden worden, während dieses Gebiet nach der anderen Ansicht vor Herodot unter Wasser gelegen hätte. (Vgl. Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1900, No. 96. 99.)

Schweinfurth beschreibt (Westermanns Monatshefte 1895, April S. 35—45) „ein altes Stauwerk aus der Pyramidenzeit“, welches die Aegypter in dem heutigen Wadi Gerraui, 11 km südöstlich von Heluan unweit Kairo, zu dem Zwecke ausgeführt hatten, um die in regenreichen Wintern von den höher gelegenen Plateaustufen der östlichen Gebirgswüste oft mit grossem Ungestüm herabkommenden Wassermassen aufzufangen und das von steilen Felswänden eng umschlossene Thalbett auf eine weite Strecke zu einem dauernden Sammelbecken umzugestalten.

Unweit Bubastis zweigt vom Delta nach Osten ein Thal ab, das durch das Hügelland der Arabischen Wüste nach dem heutigen Timsah-See führt, das Wadi Tumilat. Vielleicht hat früher ein Nilarm dieses Wadi bewässert; jedenfalls hat Ramses II. einen Kanal hindurchge-

führt und es damit der Kultur erschlossen (Landschaft Gosen). Im östlichen Teile der Landschaft gründete Ramses II. die Stadt Pitum. Nach Ed. Meyer wissen wir nicht, ob dieser Kanal durch Ramses II. vom Timsah-See bis zum Busen von Suez weiter geführt wurde, oder ob der See damals noch von Natur mit dem Roten Meere in Verbindung stand; er bezeichnet es jedoch als sicher, dass die Verbindung, falls sie bestand, Handelsinteressen nicht diente, dass eine Schiffahrtsstrasse vom Nile zum Roten Meere erst Necho II. und dann Darius herzustellen versucht haben.

In älterer Zeit reichte vom Busen von Suez ein ganz schmaler Meeresarm bis zur Stelle des heutigen Ismailia. Die verschiedenen Bitterseen sind seine Ueberreste. Schon in der Zeit des Mittleren Reiches scheinen eine Reihe zusammenhängender Salzseen, ohne offene Verbindung mit dem Meere, daher mit stagnierendem, brackigem Wasser, zum grossen Teile sumpfig, vorhanden gewesen zu sein, das hebräische „Schilfmeer“. Eine Verbindung dieses ehemaligen Meeresarmes mit dem Kanale durch das Wadi Tumilat bestand bis Necho nicht. Dieser Herrscher fand sich nun für seine Meerflotten in schlimmerer Lage als der deutsche Kaiser vor der Vollendung des Kaiser Wilhelm-Kanals. Um eine Verbindung herzustellen, befahl er, den Ramses-Kanal durch das Wadi Tumilat durch den Bitter-See bis nach Klysma (Suez) weiterzuführen, den neuen und alten Teil in solcher Breite herzustellen, dass zwei Trieren nebeneinander fahren konnten. Das Werk war schon weit fortgeschritten, 120000 Arbeiter waren dabei umgekommen, als Necho die Einstellung befahl, vielleicht infolge der Annahme, der Spiegel des Roten Meeres liege höher als das Nilthal und der fertige Kanal werde das letztere mit dem Salzwasser überfluten. Darius Hystaspes vollendete das Werk. Durch Denksteine verkündete er der Nachwelt: „Ich habe diesen Kanal bauen lassen vom Flusse Pirâva (dem Nile), der in Aegypten fliesst, bis zum Meere, das von Persien kommt.“ Zu Herodots Zeit war der Kanal offenbar im Gebrauche. Stete Versandung bedrohte ihn wie den heutigen Suez-Kanal und machte mehrfach Wiederherstellung nötig. Die erste war das Werk des Ptolemäus Philadelphus, der vielleicht auch eine noch vorhandene Lücke zwischen dem Nilkanale und dem Bittersee beseitigte und einfache Schleusen an dieser Stelle wie am Ausflusse des Meeres anlegte. Die Kauffahrer konnten nunmehr aus dem Roten Meere bis zum heutigen Ismailia fahren. Doch schon Trajan, vielleicht auch Hadrian, hatten Veranlassung zu neuen Verbesserungen. Trotzdem scheint der Kanal noch zur Zeit des ungeteilten Römerreiches verfallen zu sein. Ein Vorläufer des Suez-Kanals ist dieser Kanal nicht. Nur vom Tim-

sah-See nach Süden durchschneiden beide dasselbe Gebiet; der Lauf des alten lässt sich noch deutlich neben dem des neuen verfolgen. Dagegen ist der Höhenrücken el Gisr zwischen dem Timsah und dem Ballah-See im Altertume niemals durchstochen worden.

167. Die Landwirtschaft. Die hervorragende Stellung, die das kleine Aegypten in der Kulturgeschichte einnimmt, erwuchs auf der Grundlage seiner Landwirtschaft. In Ackerbau und Gewerbe haben die Aegypter wirklich Grosses geleistet. Nicht einer besonderen Begabung und Geschicklichkeit verdankten sie ihre Erfolge, sondern der wunderbaren Ergiebigkeit, der unerschöpflichen Fruchtbarkeit ihres Bodens. Ein Feld liefert jährlich zwei bis drei Ernten. — Die reichen Erträge den Feldern abzugewinnen, erforderte freilich eine unablässige schwere Arbeit; seinen eigenen städtischen Landsleuten galt der ägyptische Bauer immer als ein jämmerliches, vielgeplagtes Geschöpf, das sie mit Vorliebe mit seinem Vieh verglichen. Jede Jahreszeit erforderte ihre besondere Arbeit.

Das Getreidefeld dominiert in der ägyptischen Landschaft. Im Altertume wurden hauptsächlich Weizen und Gerste angebaut, letztere, besonders zur Bierbereitung verwendet, anscheinend vorzugsweise in Oberägypten, ausserdem auch im Neuen Reiche die Mohr- oder Negerhirse (Durrah, Sorgum), die den Römern aus Aegypten zugeführt wurde. Von der Perserzeit an erlangte die Getreideausfuhr, zunächst nach den ägäischen Gestaden, grosse Bedeutung für Aegypten. In Rom galt zur Kaiserzeit die Getreidezufuhr aus Aegypten als die weitaus wichtigste für die Hauptstadt; Rom bezog den dritten Teil seines jährlichen Verbrauches aus Aegypten, 1740000 hl Weizen. — Von Hülsenfrüchten ist das Vorkommen der Linse und „ägyptischen Bohne" bezeugt.

Die Flachskultur muss besonders eifrig betrieben worden sein, da die ägyptischen Gewebe durchweg Leinen sind. Die Gemälde in den Gräbern der 12. Dynastie stellen schon den ganzen Vorgang der Bearbeitung des Flachses, das Rösten, Bläuen, Kämmen u. s. w. dar.

Ohne die Mühe des Anbaues gewann man den im Altertume für Aegypten sehr wichtigen Papyrus, eine Charakterpflanze des Landes, der in ungeheurer Menge wuchs. Man verwendete die Wurzeln zur Nahrung, den Bast zu Stricken, Matten, Körben, die Stengel zu Flusskähnen, die feinen Häute zu Schreibpapier.

Die Kultur der Zwiebelgewächse ist nach Schweinfurth in Aegypten so alt wie die der Getreidearten; Zwiebel und Knoblauch bildeten von jeher Bestandteile der allgemeinen Volksnahrung.

Die Israeliten erinnerten sich nach 4. Mose 11, 5 sehnsüchtig der

in Aegypten genossenen Nahrung: „Wir gedenken der Fische, die wir in Aegypten umsonst assen, und der Kürbis, Pfeben, Lauch, Zwiebeln und Knoblauch.“ Die ersteren Gewächse werden neuerdings mit „Gurken und Melonen“ übersetzt, da der echte Kürbis höchst wahrscheinlich in Amerika heimisch ist. Dagegen ist die Wassermelone (Citrullus vulgaris Schrad.), in Südafrika heimisch, schon in den ältesten Zeiten nach Aegypten gebracht, die Melone (Cucumis Melo L.) in Aegypten selbst zur Kulturpflanze gemacht worden.

Der ägyptische Kümmel (Cuminum Cyminum L.) stand an Güte dem äthiopischen nach. — Der Stengel des ägyptischen Lotus (Nymphaea Aegyptiaca) enthielt eine süsse, essbare Substanz, welche die Aegypter wegen ihres Wohlgeschmackes schätzten.

Die bildlichen Darstellungen lassen die Kultur des Weinstockes bis zur 4. Dynastie zurück verfolgen. In dem schönen Parke, den sich Amten, der Oberjägermeister des Königs Snofru, anlegte, liess er einen grossen Teich graben, Feigen und Weinstöcke pflanzen, von denen „er sehr viel Wein gewann“. Trat der Wein auch im ägyptischen Volksleben gegen das Bier zurück, so war er doch zu allen Zeiten ein sehr beliebtes Getränk. Das Alte Reich unterschied schon mindestens sechs Sorten. In der griechisch-römischen Zeit erfreuten sich die verschiedenen Deltaweine eines hohen Rufes. Weinkultur wurde im ganzen Reiche eifrig betrieben. Ramses II. z. B. legte „Weinberge ohne Zahl“ in der südlichen und nördlichen Oase, in Ober- und Unter-Aegypten an und gab ihnen fremde Sklaven zu Gärtnern; in seiner Liste der Tempel-Schenkungen führt er „514 Weinberge und Baumgärten“ auf. Die sorgsame Pflege der Weinstöcke, das Verscheuchen der Vögelscharen, das primitive Keltern, die Aufbewahrung in grossen zugebundenen Krügen stellen die Gemälde des Neuen Reiches oft dar.

Als ständiger Begleiter des Weinstockes erscheint die Feige. Die Abbildung einer Feigenernte zur Zeit der 12. Dynastie enthält die älteste Darstellung eines Feigenbaumes. Man vermutet darnach die Einführung dieses Gewächses durch Hanus Expedition (11. Dynastie) nach Punt. Dieser Annahme scheint jedoch die vorhin angeführte Angabe Ermans (Aegypten S. 276) entgegenzustehen, wonach Snofrus Oberjägermeister bereits Feigen und Weinstöcke in seinem Parke pflanzte.

Vom Olivenöle sprach der Aegypter des Mittleren Reiches noch mit Verachtung. Aber bereits auf den Denkmälern der 18. Dynastie wird der Oelbaum nicht selten dargestellt. In dem grossen Weingute des thebanischen Amon befanden sich auch „grosse Oelbaumpflan-

zungen voll Früchten". Nach Schweinfurth wurde der Oelbaum unter der 19. Dynastie aus Syrien eingeführt. Man verwendete das Olivenöl ausser zum Salben auch schon zu Speisen.

Der Granatapfelbaum wurde in sehr früher Zeit aus dem südlichen Arabien eingeführt und seit dem Neuen Reiche mit Vorliebe gepflanzt. — Der Beginn der Dattelpalmenkultur wird bereits in die Zeit der 10. und 11. Dynastie verlegt. Auch für ihre Einführung werden die Punt-Expeditionen in Anspruch genommen; doch hält Schweinfurth und Th. Fischer einen in Afrika einheimischen Ursprung der Dattelpalmenkultur nicht ausgeschlossen, während Hommel (Allgemeine Zeitung 1895, Beilage 197 S. 4) aus der Weihinschrift des uralten Königs Ur-channa: „Aus dem Lande Magan (vgl. § 118) den ugin-Baum (= musukkan = Dattelpalme) habe ich gebracht" die Einführung der Dattelpalme aus Arabien nach Babylonien in der frühesten Zeit für erwiesen hält und daraus die Einführung nach Aegypten aus Arabien oder auch aus Babylonien folgert.

Selbst die Weihrauchbäume Arabiens und Aethiopiens versuchte man in Aegypten einzuführen. Hatschepsuts Punt-Expedition brachte 31 Weihrauchbäume in Kübeln nach Theben. Ramses III. wiederholte den schwierigen Versuch. Von dauerndem Erfolge ist nichts bekannt. — Die Vorliebe für Blumen und Gärten war bei den Aegyptern allgemein; sie war es auch, die zur Einführung fremder Gewächse führte. Ramses III. schuf in der neuen Gründung im Delta ausser grossen Weingärten auch „Orte zum Spazierengehen mit allerhand süssen Fruchtbäumen, die mit Früchten beladen sind, einen heiligen Weg, der von Blumen aller Länder glänzt, von Lotus und Papyrus zahlreich wie der Sand". Die Rose war den Aegyptern noch zu Herodots Zeit nicht bekannt, auch den Israeliten nicht; was Luther mit Rose übersetzt, war eine Feuerlilie oder Kaiserkrone.

Zahlreiche im Nillande gedeihende offizinelle Pflanzen wurden nach Ausweis der alten Rezeptsammlungen seit Anfang des 2. Jahrtausends zu medizinischen Zwecken gebraucht, und noch in der Zeit der Griechen und Römer galt Aegypten als ein an Heilkräutern reiches Land.

Die Viehzucht der alten Aegypter ist ziemlich eingehend bekannt; namentlich das Alte Reich stellte das Leben der Herden ungemein häufig und mit grösster Treue dar. Das bevorzugteste Tier war das Rind; es war den Aegyptern wie dem Inder und Perser ein heiliges Tier. In der Gestalt der Kuh erschienen die höchsten Göttinnen; der „starke Stier" galt als Inbegriff heldenhafter Stärke und Kraft wie anderen Völkern der Löwe. Die „Marschen des Nordlandes" auszu-

nutzen, wurden die Herden einen Teil des Jahres dort geweidet; die Hirten, die niedrig geachteten „Sumpfbewohner“, freuten sich, wenn es Zeit war, die Herden „nach oben“ zurückzutreiben. Nach der Rückkehr erfolgte die Abrechnung; nach einer solchen hatte ein Grundbesitzer 5023 Stück Vieh auf der Weide gehabt, und zwar 835 langhörnige Rinder, 220 hornlose, 760 Esel, 974 Schafe und 2234 Ziegen; ein anderer Herr besass sogar 1300 Kühe. Schafe, Ziegen und Esel stellen die Bilder selten dar, das Schwein gar nicht; vermutlich hinderten religiöse Bedenken die Künstler; erst ein Bild des Neuen Reiches zeigt eine Schweineherde. Das Vorhandensein des „unreinen“ Tieres beweist aber eine Stelle des „Totenbuches“, welches erzählt, dass der Gott Set einmal in der Gestalt des Schweines erschienen sei. — Mit den Haustieren gemeinsam aufgezogen wurden auch auf der Jagd unverletzt gefangene Antilopen und Steinböcke; man mästete sie selbst wie die Rinder.

Geflügel bargen und nährten die ausgedehnten Sümpfe in der alten Zeit im Ueberflusse. Die Vogelfänger erbeuteten sie mit grossen Schlagnetzen, worauf man die gefangenen Tiere noch mästete. Die heimischen Arten waren Gänse, Enten, Schwäne, Tauben, Kraniche; merkwürdigerweise ist das Haushuhn nicht nachweisbar, obgleich die Hieroglyphe u das deutliche Bild eines Hühnchens zeigt. Aus den Schriften des Ptolemäus Euergetes II. ergiebt sich, dass der Fasan aus Medien eingeführt worden war. — Allbekannt ist, dass die Aegypter die Katzen in Menge aufzogen, sie heilig hielten, nach dem Tode einbalsamierten. Virchow hat indes festgestellt, dass kein einziger der Knochen aus den Katzengräbern von Felis domestica herrühre, dass die altägyptischen Katzen nur gezähmte, nicht wirklich domesticierte Wildkatzen gewesen seien, dass unsere Hauskatze nicht aus Aegypten, vielleicht aus Asien oder gar Europa stamme. Dagegen nimmt A. Nehring an, dass den Aegyptern in der späteren Zeit eine dauernde Domestikation der Felis maniculata gelungen sei. — Nach den Wandgemälden wurden Wildkatzen, Ichneumone, Löwen, Leoparden in gezähmtem Zustande als Jagdtiere benutzt. Dass man fremde Tiere einführte, um sie gezähmt um sich zu haben, wie namentlich die Affen, oder ungezähmt in Tiergärten zu halten, wird sich unten ergeben.

Wie Jagd und Vogelfang trieben die alten Aegypter auch die Fischerei zur Ernährung und zum Vergnügen. Die ruhigen, fischreichen Fluten des Nils laden ja unablässig die Anwohner zu dem leichten Fange ein. Gedörrte Fische spielten im Leben des Volkes eine grosse Rolle; sie bildeten das Hauptnahrungsmittel der niederen

Stände; denn sie waren sogar billiger als der Weizen, den das Land doch im Uebermasse hervorbringt. Dass der Preis des Getreides einmal so niedrig werden möge wie der der Fische, war der höchste Wunsch des armen Volkes. Aber auch für die höheren Stände waren Fische eine beliebte Speise; die Feinschmecker wussten von jeder Art, in welchem Gewässer sie am schmackhaftesten gedieh. Es wird demnach mit Recht als eine der tollsten Ausgeburten bezeichnet, dass die ägyptische Orthodoxie der späteren Zeit die Fische als unreine Speise erklärt hat.

Die Waldwirtschaft fehlte schon dem alten Aegypten, da der Urwald bereits in vorgeschichtlicher Zeit verschwunden ist, ein schwerer Uebelstand für das Land zu allen Zeiten. Ausser den als Fruchtbäumen gezogenen Dattel- und Dumpalmen, der Feige u. a., die meist in Gruppen um die Ortschaften das Auge erquicken, finden sich allenfalls noch Akazien, Mimosen, am häufigsten die Sykomore oder wilde Feige, ein weitschattender, in Aegypten heimischer Baum, der indes auch nur vereinzelt wie bei uns die Linde oder Kastanie auftritt.

168. Der Bergbau. Die Ausbeutung der Bodenschätze an nutzbaren Steinen und Metallen scheint zu allen Zeiten Regal gewesen zu sein; sie gewährte den Königen recht ergiebige Einkünfte.

An Steinen zu Bauten und Bildhauerarbeiten verwendete man Kalkstein, Sandstein, Granit, die dunkeln harten Steine, Porphyr, Alabaster. Der gewöhnliche Kalkstein war überall mit leichter Mühe am Wüstenrande zu brechen; der edlere war auf nicht allzu viele Stellen beschränkt. Der zu den besseren Mastabas, zu den Pyramiden und zu so vielen Statuen benutzte feine, weisse Kalkstein wurde in den grossen Brüchen von Terofu oder Roau (j. Turra), nordöstlich von Memphis, gewonnen. Aus diesem weicheren Kalksteine und aus Holz sind die künstlerisch vollendetsten Skulpturen hergestellt worden.

Den Sandstein gewann man am Dschebel Silsilis. Aus seinen Blöcken hat man die meisten Tempel, besonders in Oberägypten, so in Karnak, Luksor, Medinet Habu aufgeführt. Ramses II. beschäftigte in den Brüchen 3000 Arbeiter einschliesslich 500 Steinmetzen.

Von Syene ziehen sich ostwärts meilenweit im Granitgebirge die verlassenen Gänge und Kammern hin, in denen Jahrtausende die weltberühmten schönen roten Granite als hochgeschätztes Bau- und Bildhauermaterial gebrochen wurden. Fast an allen Ruinenstätten des Nilthals finden sich aus Syenit gearbeitete Götterbilder, Königskolosse, Sarkophage, Tempelportale, Obelisken. Namentlich grosse Stücke, so

sämtliche Obelisken, sind aus diesem Materiale hergestellt worden. In Chafres Tempel unweit der grossen Sphinx messen Blöcke zum Teil 4,25 m in der Länge, zwei Architrave im Allerheiligsten des Krokodilgottes im Faijūm mehr als 8 m; einer der thebanischen Obelisken hat mehr als 33 m Höhe; ein Papyrus spricht von einem Obelisken von 63 m Höhe; die sitzende Riesenstatue, deren Trümmer vor dem Ramesseum in Theben liegen, hat aus einem einzigen Blocke von 17 m Höhe und entsprechender Breite bestanden.

Die dunkeln Steine, der schwarze Granit, der Diorit, der grüne Basalt, ausserdem auch Porphyr und Alabaster, die „prächtigen Steine, die schönen Bechen-Steine“ wurden in dem Thale Rehanu (j. Hammamât), 2—3 Tagereisen von Koptus an der Strasse nach dem Roten Meere, gebrochen. Fast alle Statuen und Sarkophage aus dunklem Gesteine in den ägyptischen Museen sind an dieser Stelle gewonnen worden. Es zwingt zur Bewunderung, welche Schärfe der Einzelheiten, welche Weichheit der Flächen die ägyptischen Bildhauer diesem eisenharten Materiale abgewonnen, welche glänzende Politur sie ihm verliehen haben. Die Dioritstatue des Königs Chafre ist ein Muster solcher Arbeit. Ungewöhnliche Schwierigkeiten waren auch mit der Gewinnung des Rohmaterials verbunden. Die Steinbrüche liegen in der Wüste; von Koptus her musste aller Proviant bezogen werden, nach Koptus mussten alle Blöcke befördert werden. Die Ausbeutung hat bereits unter König Esse (5. Dynastie) begonnen. Der Vezier Mentuhoteps (11. Dynastie) schickte 3000 Arbeiter nach Rehanu. Unter Ramses IV. wurde eine Unternehmung im grössten Stile ausgeführt. Zur Beförderung der Denkmäler für Amon war eine Expedition von 8368 Köpfen aufgeboten; die Beförderung selbst besorgten 5000 gemeine Soldaten unter 200 „Offizieren der Truppe der Fischer des Hofes“, 800 Mann von den barbarischen Hilfstruppen und 2000 Leibeigene der Tempel, während 50 Schutzleute für das Wohlverhalten dieser Masse sorgten.

Die Porphyrbrüche erreichte man durch einen Weg, welcher zwischen Abydus und Siut vom Nile östlich in die Arabische Wüste führte. — Im Wadi Gerraui fand Schweinfurth aufwärts von dem früher (§ 166) erwähnten „Sperrdamme“ die alten Alabasterbrüche wieder auf. Feineren Alabaster gewann man ausserdem schon seit der 6. Dynastie bei der Stadt Hat-nub (= Goldhaus).

Die Vorliebe für schöne farbige Steine prägte sich auch in dem lebhafteren Begehren des „Blausteins“ (Lapislazulis) und „Grünsteins“ (Malachits) aus. Usertesen III. z. B. schmückte nicht bloss das Allerheiligste des Osiristempels in Abydus mit nubischem Golde, sondern

stattete auch die Barke und die Geräte des Gottes mit Lapislazuli und Malachit, mit Weissgold und allen edlen Steinen aus.

Was die Metallgewinnung betrifft, so waren die ägyptischen Könige wirklich schon von der auri sacra fames ergriffen. Wilkinson berichtet, dass, wo nur immer die goldführenden Quarzgänge in der Arabischen Wüste zu Tage treten, dieselben auch von den Bergleuten des Altertums angeschlagen seien. An einer Stelle bei Koptus hatten die Goldsucher Erfolg gehabt; sie dürfte die älteste Bezugsquelle des Goldes für Aegypten gewesen sein. In der That hat sich daselbst, im Wadi Foachir, ein altes aufgelassenes Goldbergwerk gefunden, dessen Betrieb wenigstens für die Ptolemäer-Zeit sicher steht. Eine andere Fundstätte lag in einem Gebirgsthale, östlich von Edfu, durch welches auch eine Strasse zum Roten Meere führt, die den Nil bei dem Orte Redesie verlässt. Die Könige Seti I. und Ramses II. liessen hier für die Goldsucher Brunnen graben und einen kleinen Tempel anlegen. Die ergiebigsten Goldstätten lagen in Nubien (= Goldland), im Wadi Allaki und den benachbarten Gebirgsthälern, südöstlich von Kuban und Korosko am Nile. Eines der alten Bergwerke, im Wadi Eschuranib, haben Linant und Bononi wieder aufgefunden. — Der von Dhutmes' III. Vezier Rechmare abgewogene „grosse Haufen“ Gold war usm, Elektron, Weissgold, neben welcher Qualität im Neuen Reiche noch Gebirgsgold, gutes Gold, Gold von zweimal, Gold von dreimal, Gold von der Wage, das gute Gold von Katm genannt werden. Als Weissgold galt eine Mischung von 40 Prozent Gold und 60 Prozent Silber (2 : 3) dem Gewichte nach. Vielleicht bezeichnen alle jene Namen bestimmte Mischungen beider edlen Metalle, die ja regelmässig nicht absolut rein, sondern in Verbindung miteinander, auch mit anderen Metallen vorkommen, z. B. in dem berühmten Comstock-Gange in Washoe durchschnittlich in dem Verhältnisse von 40 Prozent Gold und 60 Prozent Silber dem Werte nach (Süss, Die Zukunft des Goldes, S. 128).

Nach alter ägyptischer Anschauung galt das Silber als das kostbarste Metall. Alle älteren Inschriften nennen es vor dem Golde, und in den Gräbern erscheint silberner Schmuck weit seltener als goldener. Diese auffallende Erscheinung erklärt sich daraus, dass Aegypten selbst nie Silber besass. Erst im Neuen Reiche wird das Verhältnis umgekehrt, nach Erman zuerst wohl unter Dhutmes III. Nicht bloss durch Tribute, sondern früher schon durch den Handel der Phönizier und Syrer kam das Silber nach Aegypten, wahrscheinlich spanischer Herkunft.

Völlig rätselhaft ist noch immer die Herkunft des Zinns, das doch

zur Bereitung der Bronze in Aegypten massenhaft verbraucht wurde. Auch die Herkunft des Eisens, im Vergleich zur Bronze sehr spärlich verwendet, hat sich noch nicht feststellen lassen.

Aus Bronze stellten die Aegypter ihre grossen Gefässe, ihre Werkzeuge, ihre Waffen her. Ihre Bronzetechnik war zu grosser Vollkommenheit gediehen; als Arten werden besonders „Schwarzbronze“ und „Bronze in der Vereinigung von sechs“ genannt. Entsprechend dieser Bedeutung haben sie an die Erhaltung des Besitzes der Kupfergruben auf der Sinaihalbinsel grosse Mittel und Kräfte gewendet. Die Denkmäler sprechen aber fast nie von dem prosaischen Kupfer, sondern stets von einem nebensächlichen Erzeugnisse, dem Halbedelsteine Malachit. Die vielgenannten Kupfergruben lagen in den Bergen der Westseite der Sinaihalbinsel und zwar im Wadi Nasb, im Wadi Maghara und beim Berge Serbût el châdem. Mit Ausnahme der ersteren sind sie sämtlich im Altertume erschöpft worden. Die ergiebigsten scheinen die im Wadi Maghara gewesen zu sein, als „Bergwerk des Königs Snofru“ bezeichnet. Ausserdem besassen die Aegypter noch ein Kupferbergwerk in Atika, das unter den Ostländern aufgeführt wird, dessen Kupfergruben zu Schiffe und dann mit Eseln aufgesucht wurden; wahrscheinlich lag es hiernach am nördlichen Roten Meere.

169. Die Gewerbe. Grösseres noch als in der Landwirtschaft haben die Aegypter im Gewerbe erreicht. Die Abbildungen wie die erhaltenen Denkmäler selbst bieten überall Zeugnisse von der hohen Vollendung der Technik, von der Sauberkeit und Genauigkeit der Arbeit, von dem feinen Stilgefühle, welches sich z. B. in den Formen des Hausrats kundgiebt. Fast alles, was die klassische Ueberlieferung den Phöniziern als Erfindung anrechnet, haben dieselben den Aegyptern entlehnt. Aegyptische Erfindungen sind die Bereitung der Fayence und wahrscheinlich die des Glases. Hervorragend entwickelt war das Leinengewerbe, die Holz-, Thon-, Steinarbeit; vor allem waren die Aegypter Meister in der Metallarbeit; die Phönizier, auch darin ihre Schüler, haben die technische und künstlerische Vollendung ihrer Meister nicht einmal erreicht.

Und diese Vollendung war schon grösstenteils im Alten Reiche vorhanden. Ja, die Funde in den Gräbern der Könige der 1. Dynastie an Grabsteinen, Bruchstücken von Thongefässen, thönernen Bierkrügen, Fayencefabrikaten, Bruchstücken von Steingefässen, Alabasterkrügen, Feuersteinwaffen, Kupfergeräten, Elfenbeinschnitzereien beweisen, dass Gewerbe und Kunst schon damals in hoher Blüte standen, gegen die Leistungen des Alten Reiches kaum zurückstehen.

Spinnen und Weben ist lange Zeit ausschliesslich Frauenarbeit

gewesen. Die grossen Göttinnen Isis und Nephthys hatten schon für ihren Bruder und Gatten Osiris gesponnen, gewoben und Kleider gebleicht. Auf den Gütern der älteren Zeit verrichteten die Sklavinnen, für die grossen Verwaltungen der späteren Zeit verrichteten die Frauen der leibeigenen Bauern diese Arbeiten. Wenn jedoch Herodot verwundert berichtet, dass Männer am Webstuhle arbeiteten, so war das schon lange nichts Neues mehr. Auf den Totenstelen der 20. Dynastie zu Abydus haben mehrfach Männer die Weberei als ihren Beruf bezeichnet. — Die Gewebe sind durchweg Leinen. Linnene Stoffe wurden fast ausnahmslos verwendet zu Kleidern, Tüchern, Binden, Panzern, Zeltdecken, Segeln, Netzen, Stricken und Tauen. Die gröberen Gewebe stellte man gern in farbigen Mustern her; bei den feineren, zur Kleidung bestimmten Stoffen waren Farbe und Muster fast ganz verpönt. Man wandte für diesen Zweck alle Kunst an die eine Aufgabe, möglichst feines, weisses Leinen herzustellen, und man hat darin bereits unglaubliche Vollkommenheit erreicht. Im Neuen Reiche trugen die Vornehmen weisse faltige Gewänder von solcher Feinheit, dass die Glieder durchschimmerten. Die erhaltenen Stücke wetteifern an Geschmeidigkeit und Zartheit mit unseren Seidenstoffen. Wie man die Toten ausschliesslich in Leinen hüllte, so gestattete das Klima auch den Lebenden fast ausschliesslich Benutzung linnener Kleidung. Diese war lange Zeit sehr einfach, wenn auch durchaus nicht ohne Wechsel der Mode, sodass stets die unteren Stände den oberen nachahmten, z. B. in späterer Zeit die Handwerker allein der Form des alten Königsschurzes sich bedienten. Das Alte Reich trug nur einen Schurz um die Hüften, das Mittlere fügte einen zweiten hinzu, das Neue hüllte auch die Brust in ein Gewand. Innerhalb dieser Epochen traten mannigfache Aenderungen auf nach Ständen, Altersstufen, Geschlechtern. Schon das Mittlere Reich erreichte jene durchsichtigen Gewänder, welche die Formen des Körpers mehr zeigten als verhüllten. Da wurde es nötig, unter dem durchsichtigen Schurze einen zweiten anzulegen. Das rasche Aufblühen des ägyptischen Staates und der Umschwung in fast allen Verhältnissen im Neuen Reiche rief auch einen rascheren und vielfachen Wechsel der Mode hervor. Nur bei der Masse des Volkes, den Bauern, Hirten, Arbeitern, Dienern, blieb der kurze Schurz, meist aus Leinwand, bei den „Sumpfbewohnern“ auch aus Schilf, den Feldarbeitern aus Mattenstoff, die Regel. Vielfach erwähnt in späterer Zeit wird der linnene Panzer. Amasis schenkte den Lacedämoniern und dem Tempel der Athene zu Lindus auf der Insel Rhodus je ein leinenes Panzerhemd, mit eingewebten Tierbildern, mit Gold und Baumwolle gestickt.

Eine Kopfbedeckung trugen nur die Mitglieder der königlichen Familie. Ebenso blieb das Volk bezüglich des Schuhwerks lange dem Urzustande treu. Selbst in eleganter Tracht ging alt und jung, Mann und Frau fast noch immer barfuss; erst im Neuen Reiche scheinen die Frauen Sandalen getragen zu haben.

Schöne Felle verwendete man als Kleidung, zu Schilden und Köchern, als Decken auf die Sessel. Die minderschönen Felle der Rinder, Gazellen u. s. w. verarbeitete man zu Leder von den gröbsten bis zu den feinsten Sorten, brauchbar zu Sandalen, Gürteln, Schürzen, Lederhemden, Riemenwerk, Schreibmaterial, Schmuck mit eingepressten Ornamenten.

Die Zimmereinrichtung lieferten verschiedene Gewerbe. Die Wände wurden gern mit bunten Matten und Teppichen behangen, die durch lebendigen Wechsel der Farben das Auge fesselten; auch den Fussboden bedeckten dicke Matten. Das gesamte Gerät, namentlich Sessel, Lagerstätten, Tische, Kästen zur Aufbewahrung der Kleider u. s. w., war einfach gestaltet, zeigte zu allen Zeiten schlichte, vernunftgemässe Formen; am reichsten schmückte man meist die Sessel, deren Füsse seit der ältesten Zeit die Form der Löwenfüsse erhielten, mit andersfarbigem Holze, auch Elfenbeinintarsia in Ebenholz, oder füllte die Vertiefungen brauner Hölzer mit einer dunkelgrünen Paste aus.

Die Leistungen der Tischler und Zimmerleute in der Anfertigung von Hausgeräten und Hausteilen, Waffen, Wagen, Schiffen, Särgen und Gräberausstattung sind ganz vortrefflich, namentlich in Erwägung des Holzmangels und der Einfachheit ihrer Werkzeuge. Schon in sehr alter Zeit hat man begonnen, besseres Holz aus der Fremde einzuführen. Drei Holzsärge des Berliner Museums aus den dunkeln Zeiten zwischen dem Alten und Mittleren Reiche sind aus gewaltigen Nadelholzbrettern gefügt, die wahrscheinlich aus den syrischen Gebirgen bezogen worden sind. Wegen der hohen Preise des fremden Holzes hat man sich so viel als möglich mit dem einheimischen (Sykomore, Dattel- und Dumpalme, Tamariske, Akazie) zu behelfen gesucht und in merkwürdiger Weise dessen Schwächen durch geschickte Zusammensetzung kleiner Stücke, Ausbesserung schadhafter Stellen und Bemalung überwunden. Sogar einen Ersatz schuf man in der sogenannten ägyptischen Pappe, indem man übereinander gelegte Leinenstücke durch ein Klebemittel fest vereinigte und mit Stuck überzog. Wirkliche Pappe wurde in der griechischen Zeit aus alten Papyrushandschriften hergestellt.

Die Töpferei begünstigte der Reichtum an gutem Thone. Die

einfachsten Gefässe wurden im Alten und Mittleren Reiche noch aus freier Hand gearbeitet, doch war bereits die Zeit der 1. Dynastie mit der Töpferscheibe vertraut. Die einfache irdene Ware: Töpfe, Flaschen, Schalen, Kinderpuppen und ähnliche rohe Bildwerke, alles ist durchweg ohne Glasur und ohne andere Verzierung als höchstens einige aufgemalte Farbenstreifen. Alle feineren Gegenstände sind aus der sogenannten Fayence. Selbst die moderne Technik hat hierin die alten Aegypter kaum erreicht. Bis vor kurzem kannte man als älteste Fayencen solche aus den letzten Zeiten des Alten Reiches; doch haben die Funde in den Gräbern der 1. Dynastie gelehrt, dass selbst dieser Zeit die Fabrikation nicht unbekannt gewesen ist. Aus dem Neuen Reiche sind zahlreiche Stücke an Perlen, Amuletten, Schalen, Kacheln, Totenstatuetten, Kinderpuppen, Karikaturen u. s. w., sogar kleinere Statuen erhalten. Staunenswert ist die Sicherheit, mit welcher Glasflüsse von verschiedener Schmelzbarkeit scharf und klar nebeneinander auf den Figuren angebracht sind.

Die Glasuren und mehr noch die prächtig gefärbten Glasflüsse, die als Email in ägyptischen Goldschmiedearbeiten aus dem Anfange des Neuen Reiches sich finden, zeigen, dass die Bereitung des Glases den Aegyptern frühzeitig vertraut gewesen ist. Wann sie indes Glas selbständig hergestellt haben, oder ob vielleicht doch die Phönizier selbständige Glasgefässe und farbloses Glas zuerst bereitet haben, ist noch nicht festzustellen. Als das älteste datierbare Stück gilt eine blaue Glasflasche mit gelben Ornamenten im Britischen Museum, die den Namen Dhutmes' III. trägt. Zwei Bilder, die mit grosser Wahrscheinlichkeit als Darstellungen des Glasblasens gedeutet werden, gehören dem Mittleren und Neuen Reiche an.

Unübertroffene Meisterschaft haben die Aegypter in allen Metallarbeiten erreicht. Ein Bild des Alten Reiches stellt das Schmelzen des Metalls mittelst des Feuers und Blasebalges dar, während die übrigen Arbeiten: das Giessen, Schmieden, Treiben, Löten in den Gräberdarstellungen nicht vorkommen. Doch lehrt die häufige Erwähnung der Metallhandwerker die Bedeutung ihres Berufes. Den wichtigsten Zweig bildete die Bronzetechnik. Die grossen Gefässe, fast sämtliche Werkzeuge und Waffen, in späterer Zeit auch Statuen wurden aus Bronze hergestellt. Doch kamen auch eiserne Werkzeuge und Waffen vor, wenn auch wegen ihrer Kostbarkeit im Alten Reiche zumal noch selten. Der Trumbasch (Wurfeisen) der schon im Alten Reiche verwendeten nubischen Bogenschützen scheint aus Eisen zu sein (W. Max Müller S. 6); im Neuen Reiche kamen auch Beile aus Eisen vor. Die gewöhnlichen Waffen und Werkzeuge waren indes

aus Bronze. Schon im Mittleren Reiche arbeitete man für die Ausfuhr. „Der Waffenfabrikant zieht aus in fremdes Land, viel lädt er den Eseln auf“, sagt ein Gedicht. Die Götterbilder der Tempel, den königlichen Schmuck und andere wertvolle Erzeugnisse bereiteten die Goldschmiede, die am häufigsten genannt werden, eine geachtete Stellung einnahmen, in deren Familien sich das Gewerbe meist fortpflanzte. An ihren Leistungen bewundert man in gleicher Weise die geschmackvollen Formen, die Sicherheit der Technik, die Feinheit der Arbeit, die leuchtenden Farben des Emails. Berühmte Stücke sind der Schmuck aus dem Grabe der Königin Ahhotep im Museum zu Bulaq: ein Dolch, auf dessen Bronzeklinge in Gold eingelegt sind als Sinnbilder des Krieges ein jagender Löwe und Heuschrecken, dessen hölzernen Griff dreieckige eingelegte Edelsteinplatten zieren, dessen Knopf drei goldene Frauenköpfe bilden, während ein goldener Stierkopf die Verbindung von Griff und Klinge verdeckt; ferner eine zum Dolche gehörige goldene Scheide, ein Beil, eine grosse Amulett-tafel mit besonders meisterhaftem „Zellenschmelze“. Die Kunst des Vergoldens war bereits in der Zeit zwischen dem Alten und Mittleren Reiche bekannt und wurde später sehr häufig angewendet.

Eine tüchtige Gesamtleistung der Metall-, Holz- und Lederarbeiten stellten die Wagen dar; sie waren berühmt durch ihren leichten Bau.

170. Fortsetzung. Aus Flachs, Palmbast, Papyrus flocht man Matten, Stricke, Taue. Seile aus Papyrus lieferten die Aegypter zur Befestigung der Schiffbrücke des Xerxes über den Hellespont. Der Papyrusschilf wurde ein Universalstoff des Gewerbes. Aus zusammengebundenen Lagen von Stengeln stellte man Fahrzeuge her; aus einzelnen Stengeln flocht man Matten, drehte man Seile oder Taue, fertigte man Sandalen, fertigte man auch das wichtigste Erzeugnis, das Papier. Zu letzterem Zwecke schnitt man die Stengel der Länge nach in dünne Streifen, klebte quer über eine Reihe solcher aneinander liegender Streifen eine zweite Schicht, ebnete und presste dann durch Schlagen die so gebildeten Blätter. Zahlreiche erhaltene Papyrus, bis in das Mittlere Reich hinauf, beweisen die früh erreichte hohe Vollendung dieser Fabrikation. In der griechisch-römischen Zeit waren ausser dem Getreide Papyrus, feine Leinwand und Luxusgläser die wichtigsten Ausfuhrartikel.

Vornehme Aegypter trugen zu allen Zeiten Stöcke. Anscheinend waren die verschiedenen Arten ursprünglich alle ein Symbol der Macht und Würde, wurden jedoch später von Privatleuten als Spazierstöcke getragen.

Im Alten Reiche standen die Aegypter auf der Stufe, dass die

Männer sich mehr putzten als die Frauen. Die Haarbehandlung erfuhr besondere Aufmerksamkeit. Frauen und Männer trugen Perücken, gewöhnlich aus Schafwolle; im Alten Reiche erschien der Perückenmacher unter den ersten Hofbeamten. Zu allen Zeiten schmückten Männer und Frauen bunte gestickte Halskragen und Armbänder am Ober- und Unterarme, die Frauen häufig auch Ringe um die Knöchel der Füsse. Ohrringe scheinen erst im Neuen Reiche als Nachahmung fremder Völker üblich geworden zu sein; Fingerringe dienten vielleicht meist als Siegelringe. Wie der Schmuck insgesamt, so spielte insbesondere das Bemalen und Schminken des Gesichtes, das Salben der Glieder und des Haares eine fast ebenso grosse Rolle wie die Kleidung. Selbst der Tote vermochte nicht ohne sieben Sorten Salböl und zwei Sorten Schminke auszukommen. Die hungernden unbezahlten Arbeiter klagten in einem Atem darüber, dass man ihnen nichts zu essen und keine Salbe gäbe. Mussten sich die gemeinen Leute mit einheimischem Fette begnügen, so forderten doch schon die Soldaten „Oel vom Hafen“, d. h. zur See eingeführte Ware. Die Vornehmen haben ihre Salben und Wohlgerüche immer aus fremden Ländern bezogen. Von den Südküsten des Roten Meeres kam der wertvolle Stoff Qemy, mit dem ein König einen seiner Grossen zu besonderer Ehre zu salben befahl, ein Balsam, dessen man sich im Neuen Reiche regelmässig zur Salbung des Hauptes bediente. Man salbte sich an jedem Festtage, zu jedem Gelage, wie man Kränze, Schmuck und Festkleider anlegte. Als Schminken verwendete man, besonders um die Augen grösser und glänzender erscheinen zu lassen, eine grüne und schwarze Schminke. Einen wichtigen Bestandteil der letzteren bildete der teuere Spiessglanz (msdmt, Stibium). Zur Verdeckung der in dem heissen Klima so leicht entstehenden übeln Gerüche wendete man mancherlei Wohlgerüche an, vor allem das noch den Griechen wohlbekannte Kyphi, das verbrannt oder in die Kleider gesteckt oder in Pillenform gekaut wurde; es war aus Myrrhen, Weihrauch, Ginster, Bockshorn und einigen anderen Pflanzen bereitet.

Von den Nahrungs- und Genussmitteln ist hier das aus Gerste bereitete Bier zu erwähnen. Es war das Lieblingsgetränk des Volkes; selbst der Verstorbene konnte des Bieres so wenig entraten wie des Brotes. Nach den alten Opferlisten wurden bereits vier Sorten Bier unterschieden. Im Neuen Reiche spielte eine gewaltige Rolle das „Kode-Bier“; Kode war das Bierland, das Bayern des alten Orients; ein Papyrus spricht von einem „Durste, der die Kode-Länder austrinkt“. Das Land Kode war wahrscheinlich das Cilicien zunächst gelegene Stück Syriens bis in die Nähe von Aradus. Man ahmte in Aegypten

das echte Kode-Bier („Kode-Bier vom Hafen") nach; es wird erwähnt, dass fremde Kriegsgefangene in die königlichen Brauereien geschickt wurden, „bereitend Kode-Bier für den König".

Wie schon angeführt, ragen die gewerblichen Leistungen der Aegypter hervor nach der technischen wie nach der künstlerischen Seite. Die Formen erscheinen schlicht und vernunftgemäss. Neben der herkömmlichen steifen Kunst, welche die durch das Alter und die Tradition geheiligten idealen Formen starr festhielt, ging zu allen Zeiten die realistische, der lebendigen Natur zugewandte Kunst her und erzielte geradezu klassische Erfolge. Natürlich konnte sich die letztere nur für Private und in Privatbauten bethätigen, und dadurch sind ihre Leistungen fast gänzlich verloren gegangen. Das Kunstgewerbe hat reichen Gebrauch gemacht von den überkommenen architektonischen Formen und Ornamenten, daneben aber auch seine eigenen Formen entwickelt, die zum Teil wenigstens auf naturgemässe Art aus der Eigenheit des verwendeten Materials und der Technik hervorgegangen sind. In grossem Umfange hat das Kunsthandwerk Nachbildungen organischer Wesen geliefert, entweder dass es seinen Erzeugnissen die Formen von Pflanzen und Tieren selbst gegeben, oder die Bilder derselben als Ornamente verwendet hat. Die Kunst des Alten Reiches, die den Säulen die Form von Lotusknospen und Wasserblumen verlieh, hatte schon in diese Bahnen eingelenkt, und die Kleinkunst des Neuen Reiches hat ganz besonders dem wirklichen heiteren Leben ihre Motive entnommen. In der letzteren Epoche aber zeigt sich allenthalben, in der Verzierung des Hausrats, der Stühle, der Krüge, der Zimmerdecken in den Gräbern, wirksam auch der Einfluss der asiatischen Kunst. Das ausgebildete Kunstgefühl, das in früheren Zeiten immer die Reinheit des Stils zu wahren bestrebt war, unterlag jetzt in einem gewissen Masse dem merkwürdigen Stile der vielbewunderten phönizischen Metallarbeiten, der eigentlich eine Entartung des ägyptischen Stils war, sodass durch wechselseitige Einwirkungen ein Aegypten und Phönizien gemeinsamer pseudoägyptischer Kunsttypus ausgebildet wurde (vgl. § 211 Ende).

Viel Bewunderung und auch viel Zweifel haben immer die technischen Leistungen erregt, wenn man die verwendeten Werkzeuge in Betracht zog. Dieselben waren gewiss meist sehr einfach, die metallenen Teile in der Regel aus Bronze. Indes sind doch auch bessere Werkzeuge vorhanden gewesen, die man nur wegen ihres hohen Wertes nicht liegen gelassen hat wie die billigen, insbesondere schon eiserne. Petrie hat nachgewiesen, dass die für Arbeiten in hartem Steine verwandten Werkzeuge flache und Kreissägen aus Bronze waren, in die

eine sehr harte und in manchen Fällen zugleich äusserst feine Schneide von Edelstein eingelegt war. Die Bildhauer arbeiteten die Statuen mit metallenem Meissel und hölzernem Schlegel; die feine Politur erzeugten sie durch Schlagen und Reiben mit Quarzstücken.

Am bekanntesten unter allen Leistungen der Gewerbe und Künste der Aegypter sind ihre Bauten, jene gewaltigen Tempel und Gräber, deren Ruinen den grössten Ruhm des Nilthals bilden, die Bauten aus den „ewigen Steinen". Ihrem Zwecke entsprechend, trägt die Pyramide als Königsgrab nach Form und Material den Charakter der grössten Solidität, der Unvergänglichkeit, in nicht ganz so hohem Grade die Mastaba, die Grabstätte der Adligen des Alten Reiches. Als ewige Wohnungen der Götter errichtete man vom Mittleren Reiche an steinerne Tempel, in deren Herstellung die Baukunst unter Seti I. und Ramses II. den Höhepunkt erreichte. Und doch sind diese Riesenbauten aus Stein eigentlich eine Ausnahme der gewöhnlichen Bauart in Aegypten; sie dienten durchaus nur religiösen und funerären Zwecken. So schwer, wie für die Ewigkeit gegründet, jene Tempel und Gräberbauten sind, so leicht, so vergänglich waren alle Bauten zu weltlichem Gebrauche, die Häuser und Paläste. Anstatt der gewaltigen steinernen Mauern hatten diese Gebäude Wände aus Nilschlammziegeln, anstatt der Riesensäulen zierliche Holzpfeiler, anstatt der steinernen Architrave Balken aus Palmenstämmen; nur die reiche Farbenpracht war allen Bauten gemein. Gegen den Gebrauch der Steine sprach nicht allein die Höhe der Kosten, denn auch die Königspaläste wurden nicht aus Stein aufgeführt, sondern mehr noch das Klima. In der Glut der ägyptischen Sonne konnte nicht ein solides Steingebäude, sondern nur ein leichtes, barackenartiges Haus angenehm sein, mit luftigen Räumen, mit Matten vor den Fenstern, zwischen schattigen Bäumen und wenn möglich am kühlenden Wasser gelegen. So baute der Aegypter sein Wohnhaus. Das massenhafteste und darum natürlichste Baumaterial bot der Nilschlamm, der, einfach an der Sonne getrocknet oder mit kurzem Stroh untermischt in der Form ungebrannter Ziegeln nicht geringe Festigkeit besitzt, zumal in der trockenen Luft Aegyptens. Als Aegypten noch nicht so baumlos geworden war wie in der geschichtlichen Zeit, konnte das Holz noch umfassender verwendet werden. Damals ist die Säule aus Holz entstanden als der hölzerne Pfeiler, der die Decke tragen hilft.

Nach dem geringschätzigen Urteile der gelehrten Schreiber führten auch die Handwerker wie die Ackerbauer ein ruhmloses Dasein, halb bedauernswert, halb lächerlich. „Nie hab ich den Schmied als Gesandten gesehen und den Goldschmied mit einer Botschaft; doch

hab ich den Schmied bei seiner Arbeit gesehen, am Loche seines Ofens; seine Finger waren wie Krokodilhaut, er stank mehr als Fischrogen.“ So sagt ein Dichter des Mittleren Reiches. Allein der Hochmut der Gelehrten darf nicht massgebend sein zur Beurteilung der Achtung und Stellung der Gewerbtreibenden. Gewiss gab es unter den Leibeigenen der grossen Verwaltungen der Könige, auf den Gütern des Adels und der Tempel ebenso wie auf den Gütern Karls des Grossen auch Handwerker, die sich in nichts von den leibeigenen Ackerbauern unterschieden. Aber die Handwerker der Städte waren wie die Kaufleute frei, schon im Alten Reiche. Sie standen unter anderem Rechte und unter anderer Verwaltungsbehörde als die Bauerschaft auf dem Lande. Ueberdies ist es undenkbar, dass die gewaltigen Leistungen in Gewerbe und Kunst, unendlich höher stehend als die ägyptische Wissenschaft und Litteratur, die Wunder in Gold und Elfenbein, in Fayence und Holz von einer unfreien Bevölkerung geschaffen wären. Im Mittleren Reiche erscheinen selbst nach dem erwähnten Dichter der Waffenschmied, der Steinmetz, der Barbier u. a. als freie Handwerker, der Weber allerdings als Leibeigener; in den Inschriften finden sich zahlreiche Goldschmiede, Bildhauer, Steinmetzen, Baumeister, Maurer, Balsamierer u. a. genannt, die nicht nur frei sind, sondern sich selbst Sklaven und Sklavinnen halten. Unter den Grabstelen von Abydus gehören etwa 20—25 % solchen Leuten einschliesslich Händlern und Kaufleuten an. Aehnlich war es im Neuen Reiche. Die höheren Stände, die herrschenden Klassen waren das Militär und die Priester; die grosse Masse des Volkes waren Leibeigene und fremde Sklaven; zwischen beiden gab es aber zu dieser Zeit einen Mittelstand von Handwerkern und Kaufleuten, wenn er auch auffallend wenig hervortritt.

171. Die Kunst. Die Kunst hat ihren Höhepunkt bereits in der Pyramidenzeit erreicht; so freie und lebenswahre Werke wie damals sind später nicht mehr geschaffen worden. In gewissem Sinne ist ein Fortschritt bis in die Zeit der 5. Dynastie anzuerkennen; namentlich die Reliefs und die Zeichnung der Hieroglyphen wurden feiner durchgebildet und zierlicher ausgeführt, die Behandlung der Formen wie des Materials erscheint vollkommen sicher. Aber an die Stelle freier, individualisierender Behandlung trat ein festes, lebloses Schema. Das Verhältnis der Gliedmassen, die Anordnung der Teile, die ganze Behandlungsweise wurde durch genaue Regeln bestimmt. Zur Erreichung der höchsten Klarheit wurden alle Figuren nebeneinander auf horizontale Linien gestellt. Bei Zeichnung der menschlichen Figuren richtete man sich nach folgenden Regeln: Alle

Figuren sehen nach rechts hin; jeder Teil des Körpers wird von seiner charakteristischen Seite gezeigt, im allgemeinen im Profil, so namentlich der Kopf, das Auge jedoch en face wie der obere Rumpf, der untere Rumpf wieder in $^3/_4$-Profil; wird ein Fuss vorgestreckt, so ist es stets der dem Beschauer entfernte. Haben auch die folgenden Epochen einzelne Bestimmungen dieses hieratischen Kanons abgeändert, so hat derselbe doch die einzelnen Künstler streng gebunden und die völlige Erstarrung der ägyptischen Kunst herbeigeführt. Im Mittleren Reiche z. B. hat sich der Kanon der Proportionen geändert, die Figuren wurden schlanker dargestellt. Diese Zeit kann insofern auch klassisch genannt werden, als die Einzelheiten sorgfältig durchgebildet, stets saubere, niemals rohe Arbeiten auch bei den einfachsten Gegenständen des Kunsthandwerks erscheinen. Die Hieroglyphen sind nie feiner gezeichnet oder eingeschnitten worden. Am nachteiligsten ist der Kanon der Porträtstatue geworden. Umgekehrt trat in der Architektur ein erheblicher Fortschritt ein. Im Neuen Reiche erreichte gerade die Baukunst ihren Höhepunkt, unter Seti I. und der ersten Hälfte der Regierung seines Sohnes Ramses' II. Das siegreiche Herrschergeschlecht war ein baulustiges. In dieser Zeit sind auch die grossartigen Schlachtreliefs entstanden, deren eigentlicher Typus in denjenigen sich findet, welche Setis I. Siege feiern. — Derselbe König, der die religiöse Reform versuchte, Amenhotep IV. (Chuenaten), wollte auch dem nicht minder unnatürlichen Zwange abhelfen, dem die Kunst in seinem Lande erlag. Beide Versuche blieben ohne dauerndes Ergebnis. Nach der 20. Dynastie treten nur noch die rein schematischen Figuren der traditionellen Kunst auf; die Hohenpriester Amons haben ebenso wie die orthodoxe Religion auch die orthodoxe Kunst neu befestigt.

Die naturalistische Richtung hat in der ägyptischen Kunst nie recht zur Geltung kommen können. Immerhin ist sie in allen Epochen aufgetreten, nur nicht in der offiziell anerkannten Kunst. Schon im Alten und Mittleren Reiche erscheinen unter dem Diener- und Sklavenvolke, im Neuen Reiche in vielen Bildern der thebanischen Gräber auch unter den Vertretern der fremden Völker oft die frischesten, lustigsten Gestalten in verwegener Stellung. Asiatische Gefangene darf der Künstler stellen, wie er will, aber ihr ägyptischer Aufseher muss steif dastehen. Das halbnackte Mädchen, das die Gäste bedient, darf in Rückenansicht erscheinen, mit naturalistischem Haar, mit perspektivisch gezeichneten Armen, mit Beinen, die jeder hergebrachten Regel spotten; indes die Dame, der sie den Wein kredenzt, muss als eine Puppe der herkömmlichen Art gebildet werden, denn

sie gehört ja den besseren Ständen an. So hat sich namentlich in der Malerei und Skulptur neben der herkömmlichen steifen Kunst eine lebendigere, naturwahre entwickelt; sie bleibt uns aber fast gänzlich unbekannt, da sie sich ausschliesslich in den fast völlig verlorenen Privatbauten bethätigen konnte.

Unter Berücksichtigung des letzteren Umstandes erscheint auch der gegen die Skulptur ausgesprochene Tadel der Steifheit unberechtigt; denn für die Aufstellung in Gräbern war würdevolle, feierliche Haltung geboten. Der weitere Tadel, die Skulptur sei nur eine Magd der Architektur gewesen, ihr Geist und ihre Ausführung seien architektonisch, stützt sich einseitig auf die Tempel des Neuen Reiches und verschliesst die Augen gegen alle Leistungen der früheren Zeit. Im Alten Reiche bereits sind in den Porträtstatuen die höchsten Leistungen der ägyptischen Kunst überhaupt erreicht worden. Berühmte Beispiele sind „der Schreiber“ und „der Dorfschulze“, der letztere so genannt, weil die Fellachen, welche die hölzerne Statue ausgruben, ihr Dorfhaupt darin zu erkennen glaubten. In den technisch vorzüglich gearbeiteten Basalt- und Diorit-Statuen des Königs Chafre tritt freilich schon vollständig der gewöhnliche Königstypus entgegen, die würdevoll gebietende Haltung, die überlegene, fast in Steifheit ausartende Ruhe. Im Mittleren und Neuen Reiche fehlt den Statuen das Individuelle, Charakteristische, das wirkliche Leben. Was ein Bildhauer bei aller Gebundenheit durch die traditionellen Formen seiner Kunst zu leisten vermochte, zeigt die Turiner Statue Ramses' II.

172. Die Wissenschaft. Die Griechen haben eine sehr hohe Meinung von der Weisheit und den Kenntnissen der Aegypter gehabt. Herodot nennt diese die bei weitem unterrichtetsten Menschen von allen, die er kennen gelernt habe, da sie unter allen Menschen am meisten für die Erinnerung aufbewahrten. Aegypten wurde von den Griechen vorzüglich als eine Hochschule für die Philosophie und alles, was durch Wissenschaft und Lehre erlangt werden könnte, angesehen. Philosophen, Mathematiker, Mediziner, Geschichtschreiber wanderten in Menge nach dem Nile, um Jahre dort zu verweilen, so Archimedes, Eudoxus, Plato u. v. a.

Das war eine zu hohe Meinung. Gewiss war der Aegypter ein praktischer Mann mit scharfem, durchdringendem Blicke, wo ihm nicht die Magie den Geist verfinsterte. Aber über den empirischen Standpunkt sich zu erheben, die Probleme theoretisch zu formulieren und zu behandeln, ist er nie fortgeschritten. Wie in der Kunst, blieb er in der Wissenschaft bei der uralten Weisheit, der Offenbarung

des Gottes Thoth. Ferner kommt in Betracht, dass der Aegypter die Studien weder wegen ihrer erhebenden und veredelnden Wirkungen, noch wegen der reinen Freude an der Erkenntnis der Wahrheit, sondern nur aus rein praktischen Zwecken und so weit geschätzt hat, als sie beitrugen, sein höchstes Ziel, einen behaglichen und gesicherten Genuss auf der Erde und nach dem Tode, zu erreichen. In dem Werke „Der Preis der Gelehrsamkeit“, das der Verfasser in Form eines Briefes an seinen am Hofe des Königs studierenden Sohn richtete, schilderte derselbe in schwarzen Farben die Nöte und Plagen aller Stände, preist dagegen die Vorzüge und Ehren des „Schreibers“, also des Gelehrten und schliesst mit den oft citierten Versen:

„Sieh, es giebt keinen Stand, der nicht regiert würde,
Nur der Gelehrte, der regiert selbst.“

Bereits im Alten Reiche besassen die Aegypter eine Fülle praktischer Kenntnisse. Bald trat indes wie in der Kunst die Erstarrung ein; die Schablone herrschte und hinderte jede weitere Entwickelung; die Zeit Ramses' II. lebte ausschliesslich von der Vergangenheit.

Lediglich praktischen Zwecken diente die Mathematik; sie sollte bestimmte, tagtäglich wiederkehrende Aufgaben lösen, z. B. die Verteilung der als Besoldung dienenden Esswaren, die Wertumrechnung von Brot gegen Bier, die Umrechnung von Hohlmassen in Raumgrössen u. dgl. Die Berechnung erfolgte in der schwerfälligsten Weise; für die Division ist kein geeignetes Verfahren ausgebildet worden; der Begriff des Bruches ist unbekannt geblieben. Noch weniger wurde in der Geometrie geleistet, obwohl die Landesvermessung bei der alljährlichen Zerstörung vieler Ackergrenzen höchst notwendig war. Allen Berechnungen liegt das Rechteck zu Grunde, dessen Inhalt richtig bestimmt wurde. Den einfachen Bedürfnissen des Lebens genügte wohl die Mathematik der Aegypter; zu einer allgemeinen Formulierung und Lösung der Aufgaben ist sie nicht gelangt. Das Mass- und Gewichtssystem ist ziemlich kompliziert.

Die Medizin haben die Aegypter mit besonderem Eifer gepflegt, nach der praktischen Seite auch wirkliche Erfolge in ihr aufzuweisen gehabt. Dennoch erscheinen bei näherem Zusehen bedenkliche Schwächen, obschon den Griechen Aegypten als das klassische Land der Heilkunde galt und eine der jüngeren Stellen der Odyssee (IV, 229—32) von Aegypten sagt:

„Wo viel die nährende Erde
Trägt der Würze zu guter und viel zu schädlicher Mischung,
Wo auch jeder ein Arzt die Sterblichen all an Erfahrung
Ueberragt.“

Die anatomischen Kenntnisse waren geringer, als man bei einem Volke erwartet, das zum Zwecke der Balsamierung alle Leichen öffnete. Ausser dem Knochenbau und den grossen Organen der Eingeweide: Herz, Magen, Milz u. s. w., war den Aegyptern fast nichts vom menschlichen Körper wirklich bekannt. Die Diagnose erfolgte in der Regel auf das blosse Ansehen des Kranken. Der Heilmittelschatz war allerdings im Anfange des Neuen Reiches so angeschwollen, dass es gegen viele Leiden ungefähr ein Dutzend Mittel für den Arzt zur Wahl gab. Allein die Aerzte waren verpflichtet, ihre Kranken nach den altüberlieferten Satzungen zu behandeln; jede Abweichung davon geschah auf eigene Gefahr, auf die Gefahr, auf den Tod verklagt zu werden. Selbst auf diesem Gebiete, wie in aller ägyptischen Wissenschaft mit alleiniger Ausnahme der Mathematik, hat sich die Magie breit gemacht.

Die praktische Bedeutung, die Zeitpunkte des Beginnes, des Höhepunktes und der Abnahme der Nilüberschwemmung zu bestimmen, veranlasste die Beobachtung der Bewegung der Sonne und der Gestirne. In der That sind die Aegypter zu den Anfängen einer wirklichen Astronomie gelangt; sie haben Tafeln entworfen, welche den Stand der Sterne aufzeichnen. Ferner lehrt die sorgfältige Orientierung der Pyramiden das Vorhandensein astronomischer Kenntnisse, am nachdrücklichsten die Ausbildung des Kalenders. Das Problem, die Zeit nach dem Sonnenumlaufe zu teilen, haben sie in so einfacher Weise gelöst, dass ihre Lösung die Grundlage der Kalender aller Kulturvölker bildet. Sie sahen bei der Bestimmung des Monats gänzlich vom Mondlaufe ab, setzten für denselben einen willkürlichen, aber festen Zeitabschnitt von 30 Tagen fest und fügten am Schlusse des Jahres den so erhaltenen 360 Tagen noch 5 Schalttage an, „die 5 Ueberschüssigen des Jahres". Immerhin blieb gegenüber der Zeit des wirklichen Sonnenumlaufes von ungefähr $365^1/_4$ Tagen ein Rest, sodass aller 4 Jahre der Anfang des natürlichen Jahres einen Tag später fiel, 1460 natürliche Jahre = 1461 bürgerlichen Jahren gleich wurden. Gegenüber diesem „wandelnden Jahre" hielten der Bauer und der Priester an der Ueberlieferung fest, dass als Beginn des Jahres und der Ueberschwemmung der Tag zu betrachten sei, an welchem der Hundsstern, die Sothis, zuerst wieder am Morgenhimmel erscheine. Ptolemäus III. machte im Jahre 238 v. Chr. den Versuch, das Wandeljahr zu einem festen umzugestalten, indem er die Einschiebung eines 6. Schalttages in jedes vierte Jahr anordnete. Dieses feste Jahr hat Cäsar im Jahre 45 v. Chr. in Rom eingeführt mit Beibehaltung der römischen Monatsnamen.

173. Die Erblichkeit der Stände. Mehr als bei anderen Völkern bildete sich bei den Aegyptern der Brauch aus, dass der Sohn dem Stande des Vaters folgt und seine Stellung erbt, sein Handwerk, sein Geschäft, sein Amt übernimmt und fortsetzt. Zweierlei liess den Brauch entstehen, einmal die anscheinende Beständigkeit der Natur, sodann das charakteristische Bestreben des Aegypters, sich einen behaglichen und gesicherten Lebensgenuss zu schaffen. Einen geschlossenen, durch die Geburt sich forterbenden Stand haben in der alten Zeit nur der Adel, in der späteren Zeit nur die Priesterschaft gebildet. Es ist also eine falsche Ansicht, dass in Aegypten der Sohn gesetzlich verpflichtet gewesen sei, den Beruf des Vaters zu ergreifen. Dies geschah häufig, wie es auch bei uns bis in unser Jahrhundert ganz herkömmlich war, aber nicht aus Zwang. Nach den Grabinschriften gehörten Vater und Sohn gar nicht selten verschiedenem Stande und Berufe an. Herodots Angabe, dass die als „unrein" geltenden Schweinehirten allein unter sich heirateten, beweist, dass die anderen Stände untereinander heirateten, also nicht wie in Indien gegeneinander abgeschlossen lebten.

Eine gewaltige und unüberbrückbare Kluft schuf der Gebrauch der Schrift. Die Schwierigkeit ihrer Erlernung und ihres Gebrauches schied die Masse des Volkes von den „Schriftgelehrten", einer neuen Aristokratie, so engherzig und ausschliessend wie nur je eine herrschende Kaste, die zu ihrem Vorteile das gesamte geistige Leben in feste Regeln einzuschnüren suchte. Nur der „Schreiber" konnte in den Staatsdienst treten und zu den höheren Aemtern gelangen, Nicht-Schreibkundige nur, wenn sie grosse Herren waren, die sich „Schreiber" halten konnten. Die Ausbildung der jungen Beamten erfolgte durch höhere Beamte, die der Priester nur durch Priester. Solche Facherziehung und der Eigennutz erzeugten das Dogma, dass alle anderen Stände dem „Schreiber" nachständen, sie dem Esel, er dem Treiber gliche. Im Neuen Reiche geschah es dann, dass regelmässig der König dem Sohne eines Priesters ein Priesteramt übertrug, wenn auch zunächst eine niedere Stelle. Allmählich ist die Erblichkeit des Priesterstandes vollständig durchgeführt worden; „wenn ein Priester stirbt, tritt sein Sohn an seine Stelle" (Herodot). Es ist aber auch der einzige Stand, den man allenfalls als Kaste bezeichnen könnte.

Die Künstler, das sind die Bildhauer und Maler, nahmen auch eine höhere soziale Stellung ein. Im Alten Reiche galt als ihr oberster Chef der Hohepriester von Memphis, der den Neben-Titel „Oberleiter der Künstler" führte und dieses Amt auch verwaltete. Viele Künstler gehörten den höheren Ständen an. Nun ist ein Fall bekannt, dass

das Amt des „Obersten der Maler Amons“ sieben Generationen hindurch in einem Geschlechte verblieb; in einem anderen Falle vererbte sich das Amt des „obersten Bildhauers Amons“ ebenfalls vom Vater auf den Sohn und auf den Enkel; in beiden Fällen waren ausserdem die jüngeren Söhne der Familie Maler und Bildhauer. Auch bezüglich der Goldschmiede, die augenscheinlich eine geachtete Stellung einnahmen, findet sich, dass die „Goldschmiede, Obergoldschmiede und Vorsteher der Goldschmiede“ in der Regel Väter und Brüder hatten, die das gleiche Handwerk trieben.

Eigentümliche Verhältnisse bestanden noch bei dem Kriegerstande. Durch die Kämpfe um die Befreiung des Landes von den Hyksos und die Eroberungen in Nubien und Syrien hatte sich ein Kriegerstand ausgebildet, der sich mehr und mehr mit den Priestern in die Macht des Staates teilte. Er bestand aus zwei Klassen, den „Stallbesitzern“, d. h. den Wagenkämpfern, und dem Fussvolke. Auch das letztere war „mit einem Erbacker“ belehnt, aber in Abteilungen („Erbklassen“) unter Offizieren. Später ergänzte man die „Kriegerkaste“ durch die fremden Söldner. Zu Psammetichs Zeit besass dieses längst ägyptisierte, des Krieges völlig entwöhnte Korps doch einen grossen Teil des Ackerlandes.

Als unter Psammetich die griechischen Kaufleute in Menge an den Nil kamen, bildete sich zur Vermittlung des Geschäftsverkehrs zwischen Aegyptern und Griechen die Kaste der Dolmetscher aus, die später auch als Fremdenführer dienten.

Nach den griechischen Berichten hätte jeder Beruf wenigstens der Theorie nach einen geschlossenen erblichen Stand gebildet. Im wirklichen Leben ist die Forderung nie völlig durchgedrungen, wenn es auch Regel war, dass der Sohn dem Berufe des Vaters folgte.

174. Wohlleben des Volkes. Die materielle Kultur war weit höher entwickelt als die geistige. Vertrauend auf die feste, wohlthuende Ordnung des Staates, im Genusse langer Friedenszeiten, in Jahrtausenden nur einmal durch einen äusseren Feind gestört, genossen zumal die höheren Stände ein behagliches, frohes Leben. Selbst über das irdische Leben hinaus suchte man nicht bloss die Existenz, sondern ein völliges Wohlleben sich zu sichern. Denn auch dem Toten wurde sein Opfertisch bereitet, wohlversehen mit Rindfleisch und Gemüsen, Brot und Kuchen, Wein und Bier, Weihrauch, Oelen und Spezereien aller Art.

Das Alte Reich war eine Epoche friedlichen Stilllebens, jugendfrischen, kraftvollen Emporblühens, gleichmässiger, ungestörter Entwickelung. Die Gräber schildern Aussaat und Ernte, Viehzucht und

Jagd, Weinbau und Fischfang, daneben Belustigungen durch Ringspiele und Musik: Gesang, Flöten-, Lauten- und Harfenspiel. Gelegentlich erscheint der Herr selbst mit Weib und Kind, begleitet von seinen Schosstieren: Hunden, Pavianen, Meerkatzen, dem Treiben seiner Bauern und Arbeiter zuzuschauen oder auch selbst an Jagd und Vogelfang teilzunehmen. — Im Mittleren Reiche war der Kreis der Wohlhabenden grösser geworden. Ein zahlreicher städtischer Mittelstand, bestehend aus Beamten, Kaufleuten, Handwerkern, hielt sich Sklaven und Sklavinnen und nahm an den Genüssen des Lebens teil. — Noch mehr erweitert war jener Kreis im Neuen Reiche und zugleich der Besitz und das Einkommen vermehrt. Die Verschwendung der Könige durch Bauten, Stiftungen und einmalige Geschenke an die Tempel geht ins Unglaubliche, übersteigt alle Vernunft. Da ist es in der That kein Wunder, wenn der Sänger der Ilias Thebens Reichtum als den höchsten, über alles Bekannte hinausgehend, bezeichnete (Il. IX, 381 ff.). Ungemein bezeichnend für das ägyptische Lebensideal, allerdings der militärischen Auffassung Kaiser Wilhelms I. wenig entsprechend, ist Ramses' III. Schilderung seines Heeres: „Ich liess die Fusstruppen und die Reiterei, die Schardana und Qahaq zu meiner Zeit in Frieden in ihren Garnisonen sitzen, sie konnten auf dem Rücken liegen ..... es gab keinen Krieg mit Kusch und den Feinden von Charu (Syrien); ihre Bogen und Waffen lagen ruhig in den Magazinen, sie konnten sich berauschen und jubilieren, ihre Weiber und Kinder waren bei ihnen, sie brauchten nicht hinter sich zu schauen."

Zu der Verschwendung und dem Wohlstande der herrschenden Stände bildete freilich der Mangel, die Not in den unteren Ständen, bei den Bauern, Arbeitern und Leibeigenen die traurige Kehrseite. Derselbe König Ramses III., der den Tempeln alljährlich 185 000 Sack Getreide zukommen liess, konnte seinen hungernden Nekropolenarbeitern oft nicht die ihnen zustehenden 50 Sack im Monate verabfolgen; immer wieder enthalten die Akten die Angabe: „sie hungern, es ist ihnen kein Proviant gegeben", freilich eine merkwürdige Ergänzung zu dem erwähnten Rechenschaftsberichte über die Tempelschenkungen.

Auch die Beamten des Neuen Reiches gelangten zu Reichtum und nahmen an dem Wohlleben teil. Wer es weit genug brachte, der hatte eine schöne Villa, einen eleganten Wagen, ein prächtiges Schiff, zahlreiche Neger und Lakaien, Diener und Hausbeamte, Gärten und Vieh, lockende Speisen, guten Wein und kostbare Kleider. Ein hoher Beamter brachte dem Könige Amenhotep II. als das üblich gewordene Neujahrsgeschenk: Wagen aus Silber und Gold, Statuen aus Ebenholz und Elfenbein, Halskragen aus allerhand Edelsteinen,

Waffen und Werke aller Künstler; unter den Waffen befanden sich Beile, Dolche, Schuppenpanzer und Schilde aller Art, mehrere Hundert Lederköcher verschiedener Muster, 680 Schilde von der Haut eines seltenen Tieres, 30 Ebenholzkeulen mit Beschlägen von Gold und Silber, 140 bronzene Dolche und 140 bronzene Sichelschwerter, 220 mit Ebenholz ausgelegte Elfenbeinpeitschen u. a. m.; unter den Kunstwerken waren Statuen des Königs und seiner Eltern in allen Stellungen und Kleidern oder Sphinxe mit dem Porträtkopfe des Herrschers, zahlreiche Vasen aus Edelmetall in den bizarren Formen der asiatischen Kunst, zwei grosse Elfenbeinschnitzereien, die Gazellen mit Blumen im Maule darstellten, endlich als Hauptstück, vielleicht ein Tafelaufsatz aus edlem Metalle, ein Gebäude von phantastischen Pflanzen überragt, in deren Zweigen und Riesenblumen sich kleine Affen jagten. — Die Darstellungen der thebanischen Gräber geben den Begriff grössten Reichtums. Und unter Psammetich und Amasis erfreute sich das Nilthal eines materiellen Gedeihens wie nie zuvor; es gab 20000 Gemeinden im Lande.

Solcher Reichtum und solch bedürfnisvolles Leben gab nicht bloss dem eigenen Gewerbe und Handel Antriebe genug sich zu bethätigen, sondern bahnte auch dem Handel der Nachbarländer den Weg, um die mannigfaltigen Bedürfnisse zu befriedigen.

Zu einer behaglichen Hauseinrichtung gehörten Tische, Stühle, Sessel, Ruhestätten, oft reich geschnitzt und mit eingelegter Arbeit geschmückt, Kasten zum Aufbewahren, Matten an Wänden, Fenstern, Decken, Matten und Teppiche auf dem Fussboden, mannshohe Schirme, alles in bunter Farbenpracht strahlend. Zahllos war die Dienerschaft eines vornehmen Haushaltes. Selbst kleinere Haushalte des Mittleren Reiches hatten oft ihre Truchsesse, Bäcker und andere, gewiss zum Teil leibeigene Diener; auch Sklavinnen fehlten nicht, namentlich hübsche Syrerinnen (damals gleichbedeutend der „Tscherkessin“ im heutigen Oriente) zur persönlichen Bedienung des Hausherrn.

Die königlichen Speichervorsteher, Wohnungsvorsteher, Truchsesse, Kühltrankträger, Schenktischschreiber, Süssigkeitsbereiter u. s. w., alles Leute von Bedeutung und Ansehen, weisen darauf hin, dass der vornehme Aegypter zu allen Zeiten grosses Gewicht auf gute Küche legte. Nach den alten Opferlisten bedurften die Toten nicht weniger als 10 Sorten Fleisch, 5 Sorten Geflügel, 16 Sorten Brot und Kuchen, 6 Sorten Wein, 4 Sorten Bier, 11 Sorten Früchte, ausserdem allerhand Süsses u. v. a. Und diese Speisen waren schon in der ältesten Zeit zum Teil ausländische oder ausländischen nachgeahmt. Nach den ältesten heiligen Büchern assen die Götter das

von den Semiten stammende Brot Qamh. Die Gerichte des Neuen Reiches kennzeichnen sich durch ihre Namen zum grossen Teil als eingeführte. Namentlich die nördlichen Nachbarländer, Syrien, Mesopotamien, Kleinasien, lieferten die kulinarischen Genüsse. Selbst die Soldaten erhielten verschiedene Syrerbrote aus Qamh, wie das Keleschetbrot und besonders das Arupusa. Feinen Wein bezog man aus Charu (Syrien), gutes Bier aus Kode, feine Oele aus Ersa, Cheta, Sangar, Emur, Techesa und Naharin; die besten Feigen kamen aus Charu. Nicht immer waren die mit diesen Namen vorkommenden Speisen und Getränke wirklich aus der Fremde eingeführt; es gab z. B. einheimisches „Kode-Bier". Das Bier war das Getränk des Volkes wie der Wein der Trank der Vornehmen. Der Gott Osiris hatte selbst zum Ersatze des Weines die Bereitung des Gerstentrankes gelehrt. Hehn hat eine Menge Nachrichten der Griechen über den Biergenuss der Aegypter gesammelt (6. Aufl. S. 142f.). Die Weinkultur wurde im ganzen Lande eifrig betrieben.

Die Kleidung konnte zwar dem Klima angemessen einfach gehalten werden; allein die Mode brachte unausgesetzt Veränderungen hervor, und reiche Verschiedenheit fand statt nach Stand, Alter und Geschlecht. Grosses Gewicht legte man stets auf Schmuck aus Gold, Silber und edlen Steinen. Das Bemalen und Schminken des Gesichtes, das Salben der Glieder und des Haares spielten eine fast ebenso grosse Rolle wie die Kleidung.

Besonders beliebte Vergnügen waren der Vogelfang, das Fischen, die Jagd, der Gartengenuss. Zur Jagd boten reiche Veranlassung das Krokodil und das Nilpferd im Nil, mehr noch auf den endlosen Flächen der Libyschen und in den Bergen der Arabischen Wüste Steinbock, Gazelle, Hyäne, Schakal, Hase, Igel, Ichneumon, Genettkatze, doch auch der Leopard und Löwe. Eine merkwürdige Vorliebe, die sich bis ins Mittelalter bethätigt, liess die vornehmen Aegypter förmliche Menagerien oder Tiergärten halten, in denen sie auf der Jagd gefangene, durch den Tribut der fremden Völker oder durch den Handel herbeigebrachte seltene Tiere aufbewahrten, z. B. Löwen, Leoparden, Hyänen, Gazellen, Steinböcke, Hasen und Stachelschweine aus den benachbarten Wüsten, aus Punt und vom oberen Nile Windhunde, Parder, Paviane und Giraffen, aus Syrien Bären und Elefanten. Man mühte sich, die Tiere zu bändigen und zu zähmen, freute sich besonders des gelehrigen äthiopischen Keye (Erman: Kaery), welches tanzte, seinem Herrn den Stock nachtrug, oder des Löwen, der wie ein Hund seinem Besitzer folgte. Ramses II. besass einen Löwen, der ihn in die Schlacht begleitete und sich im Lager abends vor dem Zelte seines

Herrn niederlegte. Beliebte Schosstiere aller Zeiten waren die Affen, schon vor der Pyramidenzeit. So hatte ein vornehmer Aegypter am Hofe des Königs Chafre zwei ungeschlachte, langmähnige Paviane bei sich, während er mit seiner Frau die Arbeiten der Handwerker besichtigte. Die meisten Leute, namentlich Damen, liessen sich an einer Meerkatze genügen; aber auch Herren liessen sich mit ihrem Aeffchen auf ihrem Grabsteine abbilden. Bevorzugt waren ferner die Windhunde (Tesem), namentlich von den Jägern; „denn sie sind schneller als die Gazellen und haben selbst vor den Löwen keine Scheu". Obschon dieselben in Aegypten nicht heimisch gewesen zu sein scheinen, sicher aus den Weihrauchländern eingeführt wurden, waren sie stets häufig im Nilthale. Die Freude an Blumen, ersichtlich aus der dem ägyptischen Kunststile eigentümlichen Verwendung von Pflanzenmotiven (Papyrus- und Palmenkapitäl, Lotusblume), veranlasste nicht bloss die Anlage und Pflege von Gärten, sondern auch die Einführung und Zucht fremder Gewächse.

175. Verbindungen mit dem Auslande. Für die Masse der alten Aegypter war ihre Heimat die Welt. Lebten sie doch in einer von der Natur bewirkten Abgeschlossenheit, die ihresgleichen sucht (§ 158). Zu den unleugbar vorhandenen und wirksamen Hindernissen des Verkehrs hat man bis in die neueste Zeit als ein weiteres schweres Hemmnis angenommen die Verachtung alles Fremden. Diese Ansicht stützt sich namentlich auf Herodot und Diodor; recht pathetisch sagt E. Curtius: „Mumienartig eingesargt stockt im Thale des Nils die Kultur der Aegypter." Trotzdem ist diese Ansicht eine Fabel. Die Verachtung des Fremden war doppelt beschränkt: der Zeit nach auf das Alte und Mittlere Reich, und der Menge des Volkes nach auf den Stand der Gelehrten, hauptsächlich der Priester. Psammetich I. hat nicht allen Fremden, sondern nur den Griechen Aegypten geöffnet. Die geflissentliche Abschliessung durch die Priester, soweit ihr Einfluss reichte, von Psammetich I. an, wird weiter unten erwähnt werden.

Es lag mancherlei im Charakter, der Entwickelung und den natürlichen Verhältnissen der Aegypter, was diese hinsichtlich des Verkehrs mit den Fremden und in der Fremde den Indern ähnlicher machte als den Phöniziern und Griechen.

Die Reinheitssatzungen der Religion, strenger für die Priester, hemmten die freie Bewegung. Der Aegypter betrachtete den Fremden als unrein und hütete sich mit ihm zu essen. Allein das hinderte ihn nicht, mit dem Ausländer Geschäfte zu schliessen, wenn sie ihm Vorteile brachten. Erst von jener Ueberschwemmung der Fremden

seit Psammetichs Politik an hat die Priesterschaft in höherem Masse darauf gedrungen, die Reinheitsgesetze und die zahllosen Vorschriften des Rituals mit peinlicher Sorgfalt zu befolgen. Wie König Pianchi den Fischessern den Eintritt in sein Haus versagte, galten die halbnomadischen Hirtenstämme des Deltas für unrein, die Schweinehirten in solchem Grade, dass ihnen allein von allen Aegyptern das Betreten der Tempel und die Verheiratung mit anderen Ständen untersagt war.

Mit der Vorliebe für einen behaglichen Lebensgenuss vereinte es sich schlecht, Gefahren und Beschwerden von Reisen in das Ausland zu erdulden. So gern er auf dem Strome fuhr, so unheimlich blieb ihm „das grosse Grün“, das unbegrenzte, unfruchtbare, heimtückische Meer, die Schöpfung und Heimat des bösen Set.

Die gänzlich unkriegerische Natur der Landessöhne hat zwar in den ersten Zeiten des Alten Reiches ein friedliches Stillleben gezeitigt. Allein mindestens seit der 4. Dynastie haben die auswärtigen Kriege, vorzugsweise mit nubischen Söldnern geführt, begonnen, vielleicht zuerst zur Eroberung und Sicherung der Bergwerke auf der Sinaihalbinsel, aus inneren Gründen wahrscheinlicher zuerst, um die Einfälle der Beduinen über die Landenge von Suez in das Kulturland des Nils zurückzuweisen. Mit Ausnahme von Pepis I. Kriegen gegen Heruscha und die „Rebellen“ in Süd- oder Mittel-Palästina sind während des Alten und Mittleren Reiches nur Kämpfe bekannt zur Sicherung der Kupferbergwerke auf der Sinaihalbinsel, der Goldbergwerke im östlichen Gebirgslande und in Nubien.

Ausser diesen kriegerischen Beziehungen zum Auslande sind auch Spuren friedlichen Verkehrs in jenen frühen Zeiten vorhanden. Inschriften, älter als die Pyramiden, enthalten Andeutungen auf ferne Völker am „Kreise des grossen Meeres“. Asiatische Erzeugnisse, namentlich Hölzer, Oele, Syrerbrote finden in Aegypten Verwendung; in die semitischen Sprachen sind ägyptische Lehnworte seit der ältesten Zeit eingedrungen. Aus der Zeit des Mittleren Reiches sind einige überraschende Thatsachen bekannt. Das Lehrgedicht von den Vorzügen des Schreiberstandes macht gelegentlich Bemerkungen über zwei Berufsarten, deren Träger fortwährend in der Fremde leben. „Der Waffenfabrikant zieht aus in fremdes Land, viel lädt er den Eseln auf“; „der Schnellläufer zieht aus in fremdes Land, er übergiebt sein Gut den Kindern, er hat Furcht vor Löwen und Asiaten.“ Die Boten des Hofes wurden also häufig mit Depeschen nach Asien geschickt, sodass man das als ihre gewohnte Thätigkeit ansehen konnte. Das klingt anders als „Abschliessung“; der diplomatische Verkehr mit Asien bestand bereits unter der 12. Dynastie. Die Nachricht

von der Privathandelsunternehmung steht einzig da und ist um so wichtiger, als selbst für das Neue Reich derartige Nachrichten nicht erhalten sind. — Ferner ist hier zu erwähnen die berühmte Darstellung im Grabe des Gaufürsten Chnemhotep in Benihassan (unter Usertesen III., der 12. Dynastie angehörig), zu dem eine Beduinenschar von 37 Köpfen unter Führung ihres Häuptlings Abscha oder Abischa in dessen Gau oberhalb Memphis kam. Ihr Gesichtstypus, ihre Gewänder, ihre Waffen charakterisieren die Fremden als Semiten; die Beischrift bezeichnet sie als Amu, d. h. Asiaten, hier Kanaanäer. Die Beischrift sagt nichts weiter als: „Ankunft mit Bringen von Augenschminke (msdmt, Stibium), die ihm bringen 37 Amu.“ Auf ihr Begehren werden sie durch den „Oberjäger“ und einen „königlichen Schreiber“, also einen Verwaltungsbeamten, dem Gaugrafen vorgeführt, dem der Häuptling einen Steinbock als Geschenk überreicht. Amtlich betrachtete man demnach die Fremden als eine Gesandtschaft und stellte den Vorgang so dar. Wahrscheinlich trieben indes die Fremden nur Handelszwecke zu ihrer Reise; vielleicht bestand die Karawane nur aus Händlern mit verschiedenen Waren, deren vornehmste die begehrte Augenschminke war. Oft genug mögen sich ähnliche Vorgänge abgespielt haben; zweifellos haben sich auch kanaanäische Händler und Gewerbtreibende in grosser Anzahl in den Städten des östlichen Deltas niedergelassen. Auch weist die Ausbildung der Orthographie in fremdartigem, ganz spezifisch unägyptischem Sinne auf vielfache fremde Einflüsse hin. Was deren Zeit betrifft, so scheint auf eine Periode vor der Hyksoszeit zurückgegangen werden zu müssen.

Die Hyksosherrschaft hat Aegypten in eine rege, seitdem nicht wieder unterbrochene Verbindung mit Syrien gesetzt. Kanaanäische Kaufleute und Handwerker siedelten sich in grosser Menge in den Deltastädten an, und viele mögen nach der Vernichtung jener Fremdherrschaft zurückgeblieben sein. Während das Andenken der Hyksoskönige eifrig verfolgt wurde, scheinen die privaten Fremden nicht irgendwie von der Regierung belästigt oder sozial zurückgesetzt worden zu sein; denn kanaanäische Worte drangen ins Aegyptische ein, Kanaanäer fanden den Zugang zu allen, auch hohen Aemtern, kanaanäische Götter wurden ins ägyptische Pantheon aufgenommen. Für die Regsamkeit des Verkehrs mit Syrien liefert einen merkwürdigen Beweis der Umstand, dass ein um das Jahr 1550 verfasstes medizinisches Werk, der Papyrus Ebers, ein Augenrezept enthält, das ein Amu aus Kepni, höchst wahrscheinlich die phönizische Stadt Byblus, aufgestellt hatte.

Am lebhaftesten gestaltete sich Aegyptens Verkehr mit dem Auslande während des Neuen Reiches, genauer in der Zeit der Eroberungskriege der 18. und 19. Dynastie, von Aahmes I. (1580) bis zu Ramses' II. Chetafrieden (1327). Nach allen Richtungen breiteten die Pharaonen ihre Herrschaft aus, nach Nubien, ins östliche Gebirgsland, in die westlichen Oasen, nach Libyen, in die Sinaihalbinsel, nach Syrien bis zum Amanus und Euphrat und über die Inseln des Aegäischen Meeres, und so gefürchtet stand die Grossmacht am Nile da, dass die Herrscher von Mitanni, Sangar, Assyrien, Babylonien, vielleicht auch des Landes Punt durch Gesandtschaften, Geschenke und Depeschen ihre Freundschaft bezeugten und die Gunst der Herrscher Thebens zu erlangen trachteten. Welche Wirkungen diese Eroberungen auf den Verkehr Aegyptens mit dem Auslande gehabt haben, das haben in der überraschendsten Weise die Amarnabriefe (vgl. § 140) gelehrt, jenes diplomatische Archiv des Königs Amenhotep IV. in seiner ehemaligen Hauptstadt (j. Tell el Amarna), bestehend aus mehr als 250 amtlichen Schreiben der babylonischen und assyrischen Könige, der Herrscher anderer vorderasiatischer Reiche, der Vasallen, Geschäftsträger und Beamten Aegyptens in Syrien an Amenhotep IV., seinen Vorgänger oder deren hohe Staatsbeamte. Da alle Schriftstücke, selbst die aus den syrischen Landschaften in babylonischer Keilschrift und der semitischen Mundart Babyloniens abgefasst sind, so musste babylonische Schrift und Sprache die Geschäftssprache ganz Vorderasiens sein und wenigstens in der Reichskanzlei in Theben verstanden werden. Die Folgerungen auf den privaten Verkehr aller genannten Länder und über ihre Grenzen hinaus sind nicht abzuweisen.

Bei ihrem Eindringen in die fremden Länder lernten die Nilthalbewohner fremde Natur- und Gewerbserzeugnisse, Waffen, Trachten, Lebensweise kennen, deren Wirkung auf sie ähnlich zu denken ist wie die der Erfahrungen der Kreuzfahrer dritthalbtausend Jahre später auf sie und die Bevölkerung Mitteleuropas. In den höheren Ständen wenigstens machte sich eine geradezu krankhafte Sucht geltend, sich zu semitisieren; die Inschriften und Papyri beschäftigen sich häufig mit den asiatischen Völkern. Eine tiefgehende Umgestaltung der ägyptischen Schrift kam durch den verstärkten Verkehr mit den Fremden zum Durchbruche. In früherer Zeit bezeichnete der Aegypter nur die Konsonanten, nicht auch die Vokale. Als nun die fremden Volks-, Länder-, Städtenamen, die Namen der Handelswaren, die Wörter der fremden Sprache mehr und mehr bekannt und gebraucht wurden, bemühte sich der Aegypter, ganz entgegen einem Hauptgrundsatze seiner Schrift, auch die sämtlichen Vokale der Fremdwörter zu schrei-

ben, ein Bestreben, das zu der „syllabischen Orthographie“ geführt hat.

Durch die Kriegsbeute, Tribute, Abgaben, den wirtschaftlichen Aufschwung ihres eigenen Landes erlangten die Aegypter die Mittel, die fremden Erzeugnisse einzutauschen, und da die Fremden, ganz besonders die Kanaanäer in Menge kamen, auch in grösserer Anzahl sich dauernd im Lande niederliessen, so wurde ihnen das in der angenehmsten Weise ermöglicht, sie brauchten nicht ihre behagliche Ruhe den Beschwerden der Reise ins Ausland zu opfern.

Im Gegensatze zu diesen Zeiten des regsten Verkehrs gestalteten sich die Verhältnisse vom 10. bis 7. Jahrhundert. Meist in Kleinstaaten zersplittert, deren Herrscher sich gegenseitig bekämpften, vermochten die oft revolutionären Verhältnisse des Landes die Fremden nicht zu locken; die Verbindungen mögen vielfach abgerissen sein.

Psammetich I. und seine Nachfolger schlugen insofern eine ganz neue Politik ein, als sie ihre Herrschaft auf ihre Verbindung mit dem Auslande stützten, auf die Libyer, die jonischen und karischen Söldner, zum ersten Male eine umfassende Handelspolitik verfolgten und dadurch allerdings die Griechen in Verbindung mit Aegypten setzten.

Gänzlich fremd war auch den Griechen das Land am Nile längst nicht mehr. Von den Einfällen der „Seevölker“ an mag mancher Grieche als Seeräuber absichtlich oder durch Sturm verschlagen an die Deltaküsten gekommen sein. Seit dem Aufschwunge der hellenischen Nation von der Mitte des 8. Jahrhunderts an waren die Jonier Kleinasiens im Osten der alten Welt so bekannt geworden, dass den Orientalen ihr Name (Javan) zur allgemeinen Bezeichnung der Griechen wurde. Die Karer hatten sich von alters her als tapfere Kämpfer und kühne Seefahrer berüchtigt gemacht. Als nun Psammetich sich mit Gyges von Lydien gegen die assyrische Oberherrschaft verband, schickte der König von Lydien seinem Bundesgenossen die besten Krieger Kleinasiens als Söldner, mit deren Hilfe es Psammetich gelang, Aegypten zu befreien und zu einigen. Seitdem zogen alljährlich kriegslustige Jünglinge aus Teos, Kolophon, Halikarnassus, Rhodus und anderen Städten in das reiche Nilthal als Söldner, und ihnen folgten die Kauffahrer und Händler. Ob nun auch die Griechen sich über das ganze Nilthal verbreiteten, ob auch ihre bedeutendsten Männer nach Aegypten kamen, innerlich sind die beiden Nationen einander immer fremd und verdächtig geblieben, etwa wie Europäer und Chinesen in der neuesten Zeit. Beide Völker waren zu verschieden geartet. Die Aegypter empfanden die Ueberlegenheit der Grie-

chen, welche diese ihrer geistigen Frische, Regsamkeit und Unternehmungslust verdankten, suchten dieselbe wohl auch zu verwerten, aber sie haben ihnen nie so viel Einfluss auf ihre Kultur eingeräumt wie den Syrern während des Neuen Reiches. Zu einem Eingehen auf griechische Art und Anschauung gebrach es ihnen an Fähigkeit und Willen. Mehr als früher schlossen sich die Aegypter gegen alles Fremde ab; die Abneigung hat seit Psammetich nicht ab-, sondern zugenommen.

176. Passivität des Handels. Der Handelsstand tritt zu allen Zeiten, selbst während der lebhafteren Verbindungen Aegyptens mit dem Auslande, wenig hervor. Selbst unter den 20—25 Prozent der Toten, welche die Grabstelen von Abydus ohne Titel bezeichnen, mag der weit grössere Teil auf die Gewerbtreibenden entfallen sein. Der Aegypter verhielt sich zum Handel noch passiver als der Inder. Der Reichtum und die Abgeschlossenheit seines Landes, die Ueberlegenheit seiner Kultur, die Neigung zum behaglichen Lebensgenusse wirkten zusammen, dass er sich nicht gern von seiner Heimat entfernte, keinerlei Kolonisation ausführte und den Nachbarn gern den aktiven Betrieb des Handels überliess. Die Belege für diese Behauptung wird die Darstellung des auswärtigen Handels geben. Im Zusammenhange mit dieser Passivität steht auch die Dürftigkeit der Nachrichten über den auswärtigen und selbst Binnenhandel sowie die Beschränktheit der geographischen Kenntnisse. Das Land Mitanni war den Aegyptern schon ein Teil des äussersten Ostasiens.

177. Binnenhandel. Den Binnenverkehr Aegyptens erschwerte recht empfindlich die fadenartige Gestalt des Landes. Dadurch ergaben sich für die einzelnen Städte ganz unverhältnismässige Entfernungen. Theben und Memphis lagen so weit voneinander wie München und Berlin, Theben und Tanis wie Bozen und Berlin, Elefantine und Pelusium wie das Adriatische Meer und die Ostsee. Dazu kommt, dass die Städte Oberägyptens immer nur Verkehr nach zwei Seiten haben konnten, nach Norden und Süden. Thatsächlich ist der Handel im Erwerbsleben der alten Aegypter gegenüber den anderen Zweigen zurückgetreten. Die Hauptmasse der Bevölkerung auf den grossen Gütern, in den grossen Verwaltungen lebte von den eigenen Boden- und Gewerbserzeugnissen und konnte im wesentlichen die Vermittlung des Handels entraten. Diesem fiel zu der Kleinvertrieb der ausländischen Waren, in den Städten auch der heimischen Erzeugnisse. Denn die Städte waren schon im Alten Reiche die Mittelpunkte des politischen und geistigen Lebens der Landschaft; hier hatten die hohen Adligen ihre Wohnhäuser, die Götter der Landschaft ihre Tempel,

um diese her die Priesterschaft ihren Aufenthalt. Daher wurden sie die Sitze des selbständigen Gewerbes und, so weit das Bedürfnis vorhanden war, des Handels. Im Mittleren Reiche scheinen diese Verhältnisse wenig verändert gewesen zu sein; Macht und Einfluss der Priester hatten zugenommen, ebenso anscheinend die Zahl der selbständigen Handwerker und Kaufleute.

Den Marktverkehr zur Zeit des Alten Reiches lehren die Bilder eines Grabes in Sakkarah. Es scheint der Markt auf dem Gute eines Adligen für dessen Gesinde und Bauern geschildert zu sein. Vor seinem aus Schilf geflochtenen Korbe sitzt der Fischhändler, beschäftigt einen Wels auszunehmen, über dessen Preis er mit seiner Kundin verhandelt. Diese trägt ihre Tauschware in einem Kasten bei sich und setzt dem Verkäufer in lebhafter Rede auseinander, „was sie dafür geben will“. Neben dieser Gruppe bietet ein anderer Händler Salbe oder eine ähnliche Ware feil. Ein anderer verkauft weisse Kuchen oder eine ähnlich geformte Ware; die ihm gebotene Halskette scheint ihm nicht genug; „da nimm noch die Sandale“, sagt der Käufer, um mit ihm handelseins zu werden. Beim Grünzeughändler geht es lebhaft zu. Ein Kunde kauft Gemüse für ein Halsband, wobei der Händler versichert: „Sieh, ich gebe den vollen Wert“. Ein anderer Käufer kommt eben dazu und will seine Mahlzeit Zwiebeln für einen Fächer einhandeln. Weiter hockt ein Händler vor seinem Korbe, der rote und blaue Schmucksachen enthält, und verhandelt mit einem Weibe, das gern eine der bunten Ketten haben möchte. Neben ihr sucht ein Verfertiger von Angelhaken (?) seine Ware an den Mann zu bringen.

Auch aus der Zeit des Neuen Reiches ist ein Bild solchen Kleinverkehrs erhalten, in dem Grabe eines Vorstehers der Scheunen unter Amenhotep III. Die grossen Schiffe, welche die für den Staat eingegangenen Kornvorräte herbeigebracht haben, sind im Hafen von Theben gelandet; während die meisten Schiffer die Ladung löschen, sind einige zu den Krämern geschlichen, die am Ufer vor ihren Krügen und Körben hocken. Zwei dieser Händler sind Barbaren, vielleicht Syrer; dem einen hilft beim Verkaufe seine Frau, deren mehr als primitive Toilette nicht gerade auf ein blühendes Geschäft zu schliessen erlaubt. Ihre Waren scheinen Lebensmittel zu sein, die Zahlung der Schiffer Korn, das sie als Löhnung empfangen haben.

Der Mangel an weiteren Nachrichten lässt freilich kein ausgeführtes Bild des Binnenhandels selbst im Neuen Reiche entstehen.

Die Oasen im Westen und das Gebirgsland der Arabischen Wüste im Osten gehörten wenigstens in späterer Zeit zu Aegypten. Deshalb

mögen einige Bemerkungen hier ihre Stelle finden, obwohl der Handel mit ihnen wie mit dem Auslande betrieben werden musste.

Inschriften, Tempelspenden erwähnen wiederholt die Erzeugnisse der verschiedenen Oasen, mit den heutigen Namen: el Chargeh, Dachel und Farafrah. Schon die Totenopferlisten des Alten Reiches preisen den Wein der ersteren, der grossen Oase, die auch einen reichen Ertrag an Datteln brachte; das westlich von Unter-Aegypten gelegene Amonium (j. Siuah) hiess geradezu „Gefilde der Dattelpalmen". An den Felsen von Hammamât, den Tempeln von Edfu und Dendera wird erwähnt, dass man zur Ausführung der Expeditionen in die Wüste Männer aus dem 19. Gau, westlich von Dendera, kommen liess, doch wohl aus keinem anderen Grunde, als dass diese Leute mit den Gefahren und Mühsalen der Wüstenwanderungen besonders bekannt waren. Noch heute gelten die Bewohner des Dorfes Bahmeseh, in dem ehemaligen 19. Gau gelegen, als besonders kundige Karawanenführer nach den Oasen. Die hauptsächliche Karawanenstrasse nach el Chargeh und den anderen Oasen geht heute wie in alter Zeit von dem 19. Gau aus.

Das öde Gebirgsland des Ostens bis zum Wadi Hammamât im Süden, das „Troglodytenland", bot nur geringen Scharen Unterhalt, die teils von ihren Herden, teils und wohl mehr noch von ihren Waffen lebten, als Jäger, gelegentlich auch als Räuber. Wegen der letzteren Erwerbsweise sahen sich die Aegypter, als sie die Steinbrüche von Hammamât ausbeuteten und die Expeditionen nach Punt ausführten, genötigt, sie zu unterwerfen. Der Handel konnte nur gering sein, erstreckte sich auf den Eintausch von Fellen und Häuten oder auch lebendig gefangenen Tieren.

178. Verkehrsmittel zu Lande. In Aegypten tritt der Verkehr zu Lande gegen den auf dem Flusse ganz zurück. Jede Reise wird im wesentlichen auf dem Wasser ausgeführt; nur für die meist kurze Strecke zwischen dem Nile und dem Ausgangs- oder Zielpunkte kommen die Landverkehrsmittel in Betracht. So im Nilthale. Galt es freilich die Lastenbeförderung von und nach den vom Nile entlegenen Steinbrüchen auszuführen, nach der Küste des Roten Meeres durch die Arabische Wüste, nach den Goldbergwerken zu gelangen, da bedurfte man doch der Landverkehrsmittel. Wie die semitischen Lehnwörter im Aegyptischen beweisen, verdankten die Aegypter bezüglich der Verkehrsmittel überhaupt den Semiten viel; das ganze Pferde- und Wagenwesen, ebenso vieles die Schiffahrt Betreffende ist den Nilthalbewohnern durch ihre semitischen Nachbarn vermittelt worden.

Im Alten und Mittleren Reiche beförderte man die Lasten in erster Linie durch Menschen, in zweiter durch Esel und Rinder. Die gewaltigen Lasten aus den Steinbrüchen, die Blöcke, Sarkophage, Obelisken bis zu jener auf 1000 Tonnen Gewicht berechneten Riesenstatue vor dem Ramesseum wurden in der Regel durch Massen rücksichtslos ausgenützter Menschen an ihr Ziel geschleppt. Der Gouverneur und Oberrichter Amenemhet liess zu einem Sarkophage für den König Mentuhotep (11. Dynastie) aus dem Wadi Hammamât nach Theben einen Block von 4,2 m Länge, 2,1 m Breite und über 1 m Höhe schleppen, wozu er 3000 Mann verwendete. „Nie war ein Gleiches auf diesem Lande befördert worden, seit der Zeit des Gottes. Und die Soldaten gingen ohne Verlust zu erleiden, kein Mann ging zu Grunde, keinem Esel ward der Rücken gebrochen, kein Handwerker erlag.“ — Die Art der Beförderung veranschaulicht das Bild des Transportes der beinahe 7 m hohen Alabasterstatue eines Fürsten des Hasengaues. Die Statue ist auf einer gewaltigen Schleife mit den stärksten Seilen vorsichtig befestigt. Nicht weniger als 172 Mann sind an vier langen Seilen vor die schwere Last gespannt, und zwar so, dass sie paarweise das Seil an der gleichen Stelle anfassen. Auf den Knien des Kolosses steht der Aufseher, der durch Rufen und Händeklatschen die Kräfte der Masse zum gleichmässigen Anziehen vereinigt. Die Inschriften bezeichnen selbst solche Transporte als „etwas Unerhörtes“. Unerhört aber waren sie nur durch die Grösse der Last und die grosse Masse der schleppenden Männer. Der Papyrus Harris sagt ausdrücklich, dass die von einer Punt-Expedition an der Küste des Roten Meeres gelandeten Waren nach Koptus „auf den Rücken der Esel und der Menschen getragen wurden“. In der älteren Zeit mussten die Leute des eigenen Volkes die Träger- und Schlepperdienste leisten; in der späteren Zeit bürdete man diese auch Kriegsgefangenen auf.

Wo gute Wege zur Verfügung standen, spannte man bisweilen Ochsen vor die Schleife; ein Bild stellt dar, wie drei Paar Ochsen einen Schlitten mit einem grossen Steinblocke aus den Brüchen von Turra ziehen. Auch die Lebensbedürfnisse aus dem fruchtbaren Nilthale nach den in der Wüste liegenden Steinbrüchen von Hammamât zu schleppen, benutzte man Lasttiere; auf 350 Mann kamen in einem Falle 50 Ochsen und 200 Esel. Nach der Bekanntschaft mit dem Wagen wurde der Lastwagen benutzt, um mit Ochsengespannen die Lebensmittel nach den Bergwerken zu schaffen.

Am häufigsten, namentlich in der älteren Zeit verwendete man als Lasttier den Esel, der für die eigentümlichen Verhältnisse Aegyp-

tens wie geschaffen ist. Für weitere Wüstenreisen kamen neben dem Esel nur Menschen, für kurze Strecken und schwere Lasten die Rinder in Betracht. Der letzteren höherer Wert (ein Ochse = drei Esel), ihre grösseren Ansprüche und ihre geringere Anpassungsfähigkeit an die Verhältnisse der Wüste hinderten ihre Verwendung und verschafften dem Esel den Vorrang bis zur Einführung des Kamels. Das Volk mag sich des Esels auch zum Reiten bedient haben; für die Vornehmen galt dies offenbar nicht als schicklich, da niemals Eselreiter dargestellt sind, obschon ein Eselsattel aus dem Neuen Reiche vorhanden ist. Im Alten Reiche liessen sich die Vornehmen mittelst einer Tragbahre, auf der ein Sessel mit Baldachin ruhte, von zwölf und mehr Dienern tragen. Ein Bild des Alten Reiches stellt auch dar, wie ein Vornehmer in einer Art Sessel, auf dem Rücken zweier Esel befestigt, über Land reist. Die Tragbahre erscheint im Neuen Reiche nur noch bei feierlichen Aufzügen.

Ein thebanisches Götterbild zeigt Maultiere vor dem Wagen eines Herrn, der seine Felder besichtigt; die Tiere erscheinen leicht regierbar, da ein Knabe als ihr Kutscher dient.

Durch die Bekanntschaft mit Pferd und Wagen erfuhr die Personenbeförderung eine Umgestaltung; kein Vornehmer reiste zu Lande anders mehr als in dem neumodischen Beförderungsmittel, das selbst als Gepäck auf das Nilschiff mit verladen wurde. Die Einführung beider fällt in die dunkle Zeit zwischen dem Mittleren und Neuen Reiche. Dieselbe ist nicht den Hyksos zu verdanken, wohl aber Semiten, wahrscheinlich Kanaanäern, wie besonders die Namen der beiden Formen (merkabat oder merkobt und agrat oder agolt) erkennen lassen. Die Agrat oder Agolt gebrauchte man mit Ochsengespann als Lastwagen. Die Merkabat diente zum Spazierenfahren, Reisen, zur Jagd und im Kriege. Sie ist zu allen Zwecken zweiräderig, ein leichtes, kleines, höchstens drei Personen zum Stehen Raum bietendes Fahrzeug. Luxuriöse Wagen baute man aus edlen Hölzern und Silber.

Wann das in Aegypten für spätere Zeiten so wichtig gewordene Kamel eingeführt ist, ist eine viel erörterte Frage. Bis jetzt steht fest, dass weder eine Abbildung noch eine Erwähnung vor der griechischen Zeit nachweisbar ist. Allein es ist möglich, dass das Schweigen auf religiösen Gründen beruht, ebenso dass solche das Heimischwerden des Tieres hinderten. Die Bibel berichtet (1. Sam. 30, 17), dass die Amalekiter Kamele hatten; der ägyptische Künstler, der die Siege Setis über dieses Volk darstellte, zeichnete dagegen nur Fussgänger.

Das Pferd gebrauchten die Aegypter zunächst und hauptsächlich wie die Asiaten als Schlachtross zum Ziehen des Streitwagens. Schon

Aahmes I. wird auf einem Streitwagen dargestellt. Dhutmes III. erbeutete nach seinem Siege über die syrischen Städte bei Megiddo 2041 Pferde und 924 Wagen und erhielt von verschiedenen vorderasiatischen Völkern unter den Tributen Wagen, die mit Gold, Silber oder Bronze beschlagen waren. Auch in Aegypten brachte die Verwendung des Streitrosses eine Umgestaltung des Kriegswesens hervor. Der Verwendung entsprechend, schätzte man mutige und feurige Rosse am höchsten. Ramses' II. Rosse zu halten vermochte der Wagenlenker allein nicht, es bedurfte noch dreier Diener. Die Künstler stellen die Pferde immer dar, wie sie hoch aufbäumen oder unruhig den Boden stampfen oder in eilendem Laufe dahinfliegen. So wenig wie das Reiten des Pferdes üblich war, so wenig benutzte man das kostbare Tier zur Lastenbeförderung. Nicht als ob den Aegyptern das Reiten nicht bekannt gewesen wäre; einige Darstellungen zeigen flüchtende Barbaren auf dem Pferde reitend, die semitische Kriegsgöttin reitend. Allein das Reiten kam nur ausnahmsweise vor. — Schnell hatte sich das Pferd auch nach Nubien verbreitet. Nach dem 6. Bilde von Dêr el baheri erhielt die Königin Hatschepsut unter den nubischen Tributen einen Elefanten und ein Pferd. Die Nachricht in 1. Kön. 10, 28f. lässt auf umfängliche Pferdezucht in Aegypten schliessen.

Was die Beförderung von Nachrichten betrifft, so ist die merkwürdige Anordnung des Königs Amenemhat III. (um 2000) anzuführen, dass von der Feste Semne in Nubien aus einander ablösende Eilboten die eintretende und steigende Nilschwellung melden sollten. Der briefliche Verkehr kann nicht unbedeutend gewesen sein, da die Uebungen im Briefschreiben in den Schulen eine erhebliche Rolle spielten. Ueber die Beförderung ist indes wenig bekannt. Wenn ein Briefschreiber, nachdem er vergebens eine Antwort auf seinen Brief erwartet hat, dem Adressaten mitteilt, er zweifle, ob „sein Knabe“, durch den er hätte seinen Brief überbringen lassen, überhaupt angekommen sei, so handelt es sich offenbar um einen nur für den einen Fall ausgewählten Boten. Dagegen können andere Briefstellen doch auf regelmässig laufende Boten gedeutet werden. „Schreibe mir durch die Briefträger, welche von dir kommen, und schreibe mir doch über dein Ergehen und deine Gesundheit durch alle Leute, welche von dir kommen; ..... keiner von den Leuten, die du ausschickst, kommt zu mir heran.“ Auch über die Zustellung kleiner Sendungen erhält ein Brief eine Andeutung. Der Schreiber entschuldigt sich nämlich bei dem Adressaten, dass er ihm nur 50 Brote schicke, „der Sched“ habe aber 30 Stück hingeworfen, weil er schon zu beladen sei; dieser

habe ihn auch nicht rechtzeitig am Abende benachrichtigt, und daher habe er ihm nicht alles richtig zustellen lassen können. Auf eine staatliche Briefposteinrichtung ist zu schliessen nach der Stelle aus dem „Tagebuche eines Grenzbeamten“, welche lautet: „Briefschaften gehen nach der Stadt des Merenptah, die im Gebiete des Aïramau (= Amoriterlandes) liegt“ (W. Max Müller S. 222). Da solche ägyptische Städte in Syrien nur Kolonien aus Militär und Beamten waren, so dürfte es sich um amtliche Briefe gehandelt haben.

179. Schiffe. In seiner Heimat standen dem Aegypter als natürliche Wege der Nil und die Kanäle zur Verfügung. Zu Schiffe wurden alle Lasten befördert, zu Schiffe alle Reisen ausgeführt, selbst die Götterbilder führte man bei Prozessionen auf Schiffen umher.

Als die älteste Form des Schiffes in Aegypten mag ein kleines Floss ohne Bord aus zusammengeschnürten Papyrusbündeln anzusehen sein. Es ist zu allen Zeiten gebraucht worden, noch die Griechen sahen es mit Verwunderung. Der Hirt, der Jäger, der Fischer benutzten es ausschliesslich, namentlich auf den flachen Sümpfen. Sie bewegten und lenkten es meist mit Stangen, seltener mit einem breitblattigen Ruder. Die Grösse war verschieden, von der Länge eines Papyrusstengels bis zu Massen, um einen Stier tragen zu können. Als unzweckmässige Uebertreibung nur kann es angesehen werden, wenn man zur Zeit der 6. Dynastie ein Papyrusschiff mit 32 Ruderern und einem Steuermanne besetzt gebaut hatte. Man baute regelmässig alle grösseren Schiffe aus Holz trotz des früh eingetretenen Mangels.

Schon früh hat der Schiffbau einen hohen Aufschwung genommen. Bereits das Alte Reich gebrauchte verschiedene Arten Schiffe, z. B. „Breitschiffe“, „Achtschiffe“, „Schleppschiffe“ u. s. w., vom vornehmen Reiseschiffe bis zum plumpen Lastschiffe. Zur Beförderung der Steinblöcke erbaute man Schiffe von grosser Tragfähigkeit. Es war z. B. ein „Breitschiff“ von Akazienholz $31^1/_2$ m lang und $15^3/_4$ m breit. Trotz dieser Grösse hatte man es in 17 Tagen gebaut. Die Bauart hatte man dem schlechten, täglich wechselnden Fahrwasser anpassen gelernt. Man gab selbst grossen Schiffen nur einen geringen Tiefgang; die meisten schweben nach den Abbildungen leicht auf dem Wasser, tauchen nur mit etwa $^1/_3$ ihrer Länge in die Flut; ein Fahrzeug von 15 m Länge hat Wände von kaum 1 m Höhe. Lastschiffe gingen natürlich tiefer. Eine auffällige Eigentümlichkeit ist das steil aufsteigende Hinterteil, ausgenutzt zum „Staken“ und leichten Abbringen von den häufigen Sandbänken.

Das elegante Reiseschiff, ein langer, flacher Segler, erscheint

aus einem hellgelben, vermutlich ausländischen Nadelholze erbaut; der Steven ist kürzer und weniger steil als an den Lastschiffen, mit Bildwerk verziert; auf dem Decke erhebt sich hinter dem Maste die Kajüte, deren Wände aus zierlich geflochtenen Matten oder weisser Leinwand bestehen und entfernt werden können. Der Schiffsführer hat seinen Platz auf dem Vorderteile; ein Mann beaufsichtigt vom Kajütendache aus das Segel und befiehlt dessen Wendungen. Doch erfolgt die Bewegung fast immer durch Ruder, deren meist etwa ein Dutzend auf jeder Seite im Gebrauche sind; nach ihrer Zahl richtet sich die Zahl der Lenkruder; auf 9 Ruder einer Seite kommen 2 Lenkruder, auf 14 : 3, auf 21 : 4. Neben diesem eleganten Reiseschiffe gab es auch eine verwandte, nur durch Ruder bewegte Art.

Auf den grösseren Lastschiffen wurde der Raum derart für die Lasten ausgenutzt, dass für die Ruderer und Steurer nur unbequeme und ungeeignete Plätze übrig blieben. Es gab kleine, von einem einzigen Manne geruderte und gesteuerte Boote bis zu dem grössten Schleppschiffe. Da die letzteren zu selbständiger Bewegung zu plump waren, schleppte man sie durch andere Schiffe oder durch Menschen („Treideln“) vorwärts.

Die Bewegung der Schiffe des Alten Reiches geschah in erster Linie oder ausschliesslich durch Rudern, das Lenken durch lange Ruder, noch nicht durch ein Steuer. Die meisten grösseren Schiffe führten jedoch auch ein Segel. Wegen des Mangels an Bäumen stellte man den Mast aus zwei ziemlich schwachen Stangen oder Latten her, die man oben zusammenband; von der Spitze des Mastes lief ein Tau nach dem Vorder-, ein anderes nach dem Hinterteile, um ihn in seiner Stellung zu erhalten; meist waren noch 6—12 schwächere Taue („Wanten“) nach hinten gespannt. Auf der Spitze des Mastes ruhte die Rahe; zwei Seile, von ihren Enden nach hinten laufend, dienten dem Matrosen zum Wenden. Es kam nur ein Mast und eine Rahe vor. Ein Schiff von etwa 16 m Länge, dessen Ruder 3, dessen Lenkruder 5 m lang waren, führte einen Mast von 10, eine Rahe von 6 m, also etwa 60 qm Segelfläche. Bei Windstille und widrigem Winde nahm man die Rahe ab und legte den Mast nieder.

Die Schiffe des Mittleren Reiches erhoben sich schon bedeutend über die früheren. An die Stelle der ungeschickten Lenkruder ist ein wirkliches, grosses Steuer getreten, das ein Steuermann leicht an einem Seile regiert. An Stelle der zwei Latten erscheint ein fester Mast aus einem Baumstamme. Das Segel ist an einer oberen und einer unteren Rahe befestigt, und die erstere liegt nicht mehr auf der Mastspitze fest auf, sondern kann durch verschiebbare Tau-

ringe am Maste gehoben und gesenkt und alsdann befestigt werden. Die Takelage ist reicher geworden, das ganze Schiff durch diese Fortschritte beweglicher.

Auf dieser Entwickelungsstufe ist das Neue Reich im wesentlichen stehen geblieben. Das Wichtigste war die Veränderung an Mast, Rahe und Segel, insbesondere die übermässige Breite des Segels. Es hatte z. B. ein Schiff von 16 m Länge im Alten Reiche einen Mast von 10 m und eine Rahe von 6 m; im Mittleren Reiche wurde der Mast auf 5 m gekürzt, während die Rahe ihre Länge behielt; im Neuen Reiche verlängerte man die Rahe auf 10 m, also die doppelte Länge des Mastes. Zur leichteren Ordnung des vermehrten Tauwerkes diente eine Art Mastkorb. Der Hang der Zeit zum Luxus warf sich auch auf die Ausschmückung der Schiffe. In der überladensten Weise verzierte man das Schiff eines Vornehmen. Die Kajüten wurden stattliche Häuser mit säulengeschmücktem Eingange und zierlichem Dache; die Wände des Schiffskörpers glänzten in den buntesten Farben, das Vorderteil zierten zwei grosse Gemälde; der Hintersteven glich einer riesigen Lotusblume, das Blatt des Steuerruders einem Blumenstrausse, während sein Knauf die Gestalt eines Königskopfes hatte; die Segel, wenigstens der Tempelbarken, bestanden aus den reichsten und farbenglänzendsten Geweben. Besonders luxuriös war das Königsschiff („Stern der beiden Länder") Dhutmes' III. Die Kajüte war ein Gebäude mit grossem Thore und Teppichwänden, die Verschläge des Kapitäns und Steuermanns glichen Kapellen; am Vorderteile, gleichsam als Galionbild, stand die Statue eines wütenden Bullen, der Menschen zertritt, offenbar eine Hindeutung auf den „siegreichen Stier", d. h. den König.

Für ihre Seefahrten haben die Aegypter schwerlich andere Schiffe als die Flussschiffe gebaut, da sie kaum andere See- als die Küstenfahrten nach Syrien oder nach Punt ausgeführt haben. Die Puntschiffe der Königin Hatschepsut gleichen genau den grossen Flussschiffen ihrer Zeit; sie haben 30 Ruderer und ein breites Segel.

Eine grosse Umgestaltung erfuhr das Schiffswesen, als die Könige der 26. Dynastie Aegypten zu einer Seemacht umschufen, eine Kriegsflotte auf dem Mittel- wie Roten Meere erbauen liessen. Bis dahin hatte es Kriegsschiffe nur auf dem Nile gegeben und zwar erst seit dem Neuen Reiche, die gelegentlich auch zur Küstenverteidigung verwendet wurden.

180. Nilschiffahrt. Die Breite des Nils sinkt unterhalb Assuans fast nirgends unter 1/2 km; die Fahrtiefe beträgt in Oberägypten fast überall zwischen 3—4 m, in der stärkeren phanitischen Mün-

dung bei Damiette 2,6 m; das Gefäll ist von Assuan bis zum Delta 1:9090, im Delta 1:25000. Dieses geringe Gefäll auf eine so grosse Strecke seines Laufes war ein eigenartiger Vorzug des Nils vor dem Euphrat wie dem Hoangho und machte die Bergfahrt beinahe ebenso leicht wie die Thalfahrt. Freilich wechselte dadurch auch das Fahrwasser leicht.

Auf die Bedeutung der Nilschiffahrt in einer Richtung weist der Umstand hin, dass die Bewohner des Syene benachbarten Ombites (d. h. Schifferstadt) sich vorzugsweise mit der Beförderung der in den Granitbrüchen von Syene gewonnenen Steine beschäftigten. Von der regelmässigen als Erwerb betriebenen Beförderung von Steinen und anderen Lasten für Auftraggeber oder auch zu eigenem Gebrauche erfahren wir indes fast gar nichts, wohl aber haben Inschriften und Abbildungen die Kunde grosser Unternehmungen für Staats- oder königliche Zwecke erhalten. Der König Merenre (6. Dynastie) liess von Syene Steine herbeischiffen durch 6 breite Schiffe, 3 Schlepper, 3 Flösse und ein mit Kriegern bemanntes Schiff. „Nimmer hatte sich solches begeben, dass die Insassen weder im Lande Uauat, noch in der Elefantenstadt ein Schiff für Krieger gezimmert hatten in den Zeiten der alten Könige, welche früher herrschten.“ Um die Rebellion der nubischen Stämme zu bezwingen, zog Dhutmes I. mit einer Nilflotte in das Land Kusch; nach des „Schiffsobersten“ Aahmes Berichte fand der Entscheidungskampf auf den Schiffen statt. Die Nilflotte war ein wesentlicher Teil der Kriegsmacht des Neuen Reiches geworden. Tefnacht von Sais drang mit einer Flotte nilaufwärts gegen Pianchi vor, der sie jedoch schlug. Vor Assarhaddons Heer zog sich Taharka auf Schiffen nach Theben zurück, und der Assyrerkönig liess ihn durch eine Flotte verfolgen.

Das lange Gebiet des 1. Kataraktes setzte der Nilschiffahrt ein Ziel. Die Inschrift Usertesens III. auf dem Grenzsteine bei Semne: „Kein Neger darf diese Grenze überschreiten in Schiffen u. s. w.“ beweist, dass auch auf den nubischen Teilen des Nils Schiffahrt üblich war. Das Nilthal Aethiopiens benutzte notwendig in den Zeiten seiner Selbständigkeit die wenn auch beschwerliche Naturstrasse; die östlicheren Teile dieses Gebietes aber brachten, zumal in den Zeiten, da die wilden Blemmyer Nubien beherrschten, ihre Waren auf dem Wege über das Rote Meer nach Aegypten. In der Römerzeit lernte man selbst die mächtigen Hindernisse der Katarakten in gewisser Weise überwinden, indem man zerlegbare Fahrzeuge baute und samt den Waren um die Katarakte herum trug. Zu dieser Zeit war die Nilstrecke von Alexandria bis Koptus ein Teil der Welthandelsstrasse

von Italien nach Indien geworden und dadurch belebter denn je; bei günstigem Winde legte man die Bergfahrt in 10—12 Tagen zurück. Vorher schon hatte die Nilschiffahrt durch die Ptolemäer einen mächtigen Aufschwung erhalten. Ptolemäus II. Philadelphus hatte 500 grosse und 200 kleinere Lastfahrzeuge und mehrere Hunderte Vergnügungsboote. Des riesigen Luxusschiffes Ptolemäus' IV. ist in § 11 gedacht worden.

181. Seeschiffahrt. Was die Aegypter an Seeschiffahrt vor der 26. Dynastie geleistet haben, ist so gut wie nichts, wenn man es mit den Leistungen der Phönizier vergleicht. Mannigfache Schwierigkeiten stellten sich ihnen hindernd entgegen, ausser ihrer Neigung zu behaglichem Genusse besonders die Hafenlosigkeit der Deltaküste, die widrigen Strömungen an derselben, die Trennung der Küste des Roten Meeres vom Nile durch eine Wüste, der Mangel an Bauholz, welches zu seetüchtigen Fahrzeugen geeignet gewesen wäre. Daher haben auch die Aegypter in dem bezeichneten Zeitraume nur Küstenfahrten nach Syrien und im Arabischen Busen ausgeführt.

Das erste derartige Unternehmen führte Pepis (6. Dynastie) Feldherr Una aus; er lud sein Heer auf „Seeschiffe" und fuhr mindestens bis zur Philisterküste, um die dortigen „Rebellen" zu bekämpfen. Die königlichen Expeditionen nach Punt von Sanchkare bis Ramses III. fuhren alle an der Küste des Roten Meeres entlang und auf Schiffen, die sich in nichts von den Nilschiffen ihrer Zeit unterschieden. Nur das Märchen von dem Schlangenkönige, der Zeit des Mittleren Reiches angehörig, berichtet von einem unerhört grossen Schiffe, mit dem ein „Gefolgsmann" des Pharaos ins Rote Meer hinausfuhr, von 80 m Länge und 21 m Breite, mit 150 trefflichen Matrosen bemannt, während Hatschepsuts Puntschiffe nur mit je 30 Ruderern und mehreren Matrosen besetzt waren. Für die kurzen Ueberfahrten nach den Sinaibergwerken, die man in den späteren Zeiten von der Ostküste Aegyptens zu Schiffe aufsuchte, wird man gleichfalls keine anderen Schiffe anzunehmen haben. Dhutmes III. kehrte von seinem fünften Zuge nach Syrien mit reicher Beute auf schwerbeladenen Schiffen von Aradus nach Aegypten zurück und begann den nächsten Feldzug mit einem Flottentransporte nach Syrien. Ramses II. und III. liessen Schiffe „auf dem Meere schwimmen", „um die Abgaben der Länder herbeizubringen", darunter auch von Asiy (Cypern) und „den Inseln im Meere" (wahrscheinlich des Aegäischen Meeres). Auch diese Schiffe werden längs der syrischen Küste gefahren sein. Den zu Lande und zur See gegen Aegypten heranziehenden „Seevölkern" trat Ramses III. mit einem Landheere und Schiffen entgegen. Eine ganz vereinzelte,

in der satyrischen Schrift im Papyrus Anastasi (nach Erman S. 681 An. 4, 3, 10) enthaltene Nachricht lässt einen Blick auf den Seehandel zwischen Aegypten und Syrien in der Zeit des Neuen Reiches werfen; sie sagt, dass „der Reiche ein eigenes Seeschiff besitzt, das ihm die Schätze Syriens bringen muss“. Eine solche Mitteilung lässt den Mangel an Nachrichten über den Handel des Neuen Reiches recht schwer empfinden.

Eine völlig veränderte Stellung zum Seewesen nahm die 26. Dynastie ein, die ihre Kraft aus ihren Verbindungen mit dem Auslande zog. Necho II. (609—595) liess sich die geschicktesten Schiffsbaumeister von der Westküste Kleinasiens kommen und von ihnen je eine starke Kriegsflotte auf dem Mittel- und Roten Meere erbauen. So tüchtig wurde in kurzer Zeit die Flotte, dass Nechos zweiter Nachfolger, Apries (589—570), einen entscheidenden Seesieg über die vereinigte tyrisch-cyprische Flotte davontragen konnte. Um die beiden Flotten vereinigen zu können, begann Necho auch den Bau des Kanals vom Nile zum Roten Meere. Nachdem dieses Werk gescheitert war, gab er einen Auftrag, der wie der Kanalbau wohl die Vereinigung der getrennten Kriegsflotten ins Auge fasste, den Auftrag der Erforschung der unbekannten Küsten Afrikas. Herodot erzählt (IV, 42): „Der Pharao Necho schickte phönizische Männer auf Schiffen aus mit dem Auftrage, sie sollten den Rückweg durch die Säulen des Herakles herein in das nördliche Meer nehmen und so nach Aegypten kommen. Die Phönizier liefen also aus dem Erythräischen Meere aus und befuhren das südliche Meer. So oft es nun Spätjahr wurde, hielten sie an und besäten das Land von Libyen, an welchem sie gerade auf ihrer Fahrt waren und warteten die Ernte ab, worauf sie dann das Korn abmähten und weiter fuhren, sodass sie nach Verlauf zweier Jahre im dritten an den Säulen des Herakles herum nach Aegypten kamen. Da sagten sie, was mir nicht glaublich ist, einem andern immerhin, dass sie beim Umschiffen Libyens die Sonne zur Rechten bekommen hätten. Und so ward dieser Weltteil zuerst bekannt.“ Die Zweifel an der Wahrheit dieses Berichtes über die erste Umschiffung Afrikas, 2100 Jahre vor den Portugiesen, stützen sich hauptsächlich darauf, dass keinerlei Folgen der grossen Entdeckung bekannt geworden, was im Falle des Gelingens undenkbar wäre. Dagegen ist geltend zu machen, dass das kühne, nicht wissenschaftliche, sondern rein praktische Unternehmen die Grenzen dessen weit überschritt, was jene Zeit geistig und materiell zu verarbeiten im stande war. Ueberdies ist zu beachten, dass die Flottenvereinigung auf diesem Wege nicht ins Auge gefasst werden konnte, für Necho also eine Wiederholung

zwecklos gewesen wäre, selbst wenn die Ereignisse und sein rascher Tod ihn nicht daran gehindert haben sollten. Auch andere Entdeckungen sind nicht immer sofort in ihrer vollen Bedeutung erkannt und wieder vergessen worden, wie die Entdeckung Amerikas durch die Normannen oder die erste Entdeckung der Behrings-Strasse. Herodots Bericht ist so bestimmt und innerlich glaubwürdig, dass alle Zweifel ihn nicht beseitigen können.

Es waren phönizische Schiffer, die Necho mit der grossen Aufgabe betraute. Fremde Schiffer waren es auch hauptsächlich, ganz besonders aus dem Gebiete des Aegäischen Meeres, welche die ägyptischen Flotten in der Perserzeit bemannten, die bald den Persern Kriegsfolge leisteten, bald in den häufigen Befreiungskämpfen Aegyptens gegen die Perser auftraten, bald auch als Bundesgenossen griechischer Mächte an deren Seite standen. Immerhin bahnten sich die Verhältnisse der Ptolemäerzeit an, in denen Aegypten eine Seemacht geworden ist, die Herrschaft über das östliche Mittelmeer erstrebt hat.

182. Der Handel mit Punt. Der ägyptische Name des Landes Pvnt bezeichnet nur die Konsonanten des Wortes. W. Max Müller begründet, dass der Name Puĕnt lautete, während Erman und Pietschmann als nur bekannt erklären die Konsonanten des Wortstammes und der Endung (Pwn-t) und die Zweisilbigkeit des Wortes (P-w-n). Von diesem Ländernamen abgeleitet durch die gewöhnliche Adjektivbildung ist der Name der Bewohner, der im Singular Punti lautet. Die Form Puna ist also falsch wie die Ableitung Phoin-ix aus Pun-ti.

Nach den ägyptischen Inschriften war das Land Punt ein Teil von Ta-nuter, d. h. dem ganzen weiten Gebiete im Osten des Nilthals, den Ländereien am Roten Meere; eine Reise nach Ta-nuter bedeutete für den Aegypter ebenso nichts Bestimmtes wie für den Westeuropäer eine Reise nach der „Levante“ oder in den „Orient“. Dümichen hat aber gefunden, dass zwei Inschriftstellen Punt als „auf beiden Seiten (= Küsten) des Meeres“ gelegen bezeichnen. Das schränkt die Länder, welche für Punt in Frage kommen, ein auf die Länder am Arabischen Busen und am Busen von Aden. Eine weitere Einschränkung folgt aus dem hauptsächlichen Erzeugnisse von Punt, dem Weihrauch. Die unfruchtbareren Gebiete an der nördlichen ägyptischen Küste, wenigstens bis nach Sauakin, vielleicht nach Massaua, der Gegend des alten Adulis, können Punt nicht sein, wohl aber die mehr tropischen Länder von etwa Massaua südwärts zu beiden Seiten des Meeres, wo auch der Weihrauch heimisch ist, und zwar ebensowohl in Aethiopien und der Somalihalbinsel wie in Jemen und Hadramaut. Punt war dem Aegypter das Weihrauchland, das Land der Wohlgerüche.

Darum wird man sich begnügen müssen, als Punt entweder die letzterwähnten Länder insgesamt oder einen Teil von ihnen aufzufassen, dessen nähere Bestimmung kaum gelingen wird. Der Behauptung Ed. Meyers, „der Hauptteil von Punt lag jedenfalls in Arabien“, tritt W. Max Müller mit dem Nachweise entgegen, dass die Punti der Abbildungen nach Kleidung, Schmuck, Waffen, Haartracht Afrikaner, von dem Typus der Semiten durchaus verschieden seien; er schliesst: „Punt, das Weihrauchland, ist — wenigstens im engeren Sinne — ein afrikanisches Land, die südlichere äthiopische Küste des Roten Meeres. Künftig wird man es also doch wohl von Asien ausschliessen müssen.“ Damit setzt sich W. Max Müller doch wieder hinweg über die Inschriftstellen: „auf beiden Seiten des Meeres“. Auffällig könnte man die Erwähnung der Kassia im Märchen vom Schlangenkönige finden (Erman S. 673), die sonst in den Punt-Nachrichten nicht vorkommt. Allein, weil noch nach dem Periplus m. E. die Kassia nur auf der afrikanischen Seite vorkommt, daraus ebenfalls auf die Lage Punts ausschliesslich in Afrika schliessen zu wollen, müsste doch als zu weitgehend erscheinen, da die sämtlichen Punt-Nachrichten Waren als Landeserzeugnisse nennen, welche zum Teil beiden Gebieten, zum Teil allerdings, wie das Elfenbein und Gold vorzugsweise nur einem Gebiete angehören, ein Austausch aber über den bis auf 20 km sich verengenden Meeresteil leicht und häufig sein musste.

Das Land erscheint terrassenförmig, mit tropisch-üppiger Pflanzenpracht geschmückt. Da die Ausfuhrgegenstände in unverarbeitetem Zustande erscheinen, so lassen sie zugleich die Erzeugnisse des Landes im Tier-, Pflanzen- und Mineralreiche erkennen. An Handelsbedeutung obenan stehen die von den Aegyptern zu Räucherwerken und Salbölen, zum Malen und in der Medizin verwendeten Harze, allen voran Weihrauch und Myrrhen. Selbst Weihrauch-, vielleicht auch Myrrhenbäume in Kübeln tauschten die Aegypter ein, um sie im Nilthale zu akklimatisieren und das kostbare Harz im eigenen Lande zu gewinnen. An Hölzern finden sich eine Anzahl erwähnt, unter den wohlriechenden das Teschepholz, unter den Nutzhölzern das Ebenholz. Das Märchen vom Schlangenkönige nennt als kostbare Oele Heken und Juden, als Gewürz die Kassia. Als Erzeugnisse des Tierreiches kommen vor: Elfenbein, Windhunde, Paviane, Meerkatzen, Panther (für die Königin Hatschepsut „zwei lebende Panther, die Ihrer Majestät folgen sollen“) und Pantherfelle; als Erzeugnisse des Mineralreiches „frisches Gold vom Lande Amu“, d. h. nicht Asien, sondern einer goldreichen Gegend des Landes Punt, wahrscheinlich einer mit Silber vermischten, noch rohen (= unverarbeiteten) Goldsorte (Weiss-

gold oder Elektron), wie sie in den Bergwerken gewonnen wurde, ferner Stibium (msdmt), zur Zeit des Neuen Reiches ausschliesslich aus Punt kommend, der Hauptbestandteil der begehrten und allgemein gebräuchlichen Augenschminke. Hatschepsuts Expedition führte auch Sklaven und Sklavinnen mit ihren Kindern aus Punt nach Aegypten. Sämtliche Erzeugnisse gehörten dem Lande Punt selbst an, auch die Affen, das Elfenbein und Ebenholz; es ist kein nachweisbar indisches Erzeugnis darunter. Und ebenso wie aus der Kultur der Inder selbst in Hatschepsuts, geschweige früherer Zeit die Annahme einer Schifffahrt von Indien nach Arabien zu verneinen war, so muss auch aus der Kultur der Punti ein Aktivhandel von Punt nach Indien mindestens bis zum Neuen Reiche als ausgeschlossen gelten; auch für die Annahme eines Zwischenhandels durch andere Völker ist kein Beleg aufzufinden.

Die Punti waren Barbaren auf sehr niedriger Kulturstufe. Sie fragen die ankommenden Aegypter: „Seid ihr auf dem Himmelspfade gekommen, oder seid ihr zu Wasser über das grosse Meer des Götterlandes gefahren?“ Hart an der Küste, zwischen grossen Bäumen und wunderlichen Riesenpflanzen versteckt, liegen die elenden Dörfer der Punti, kleine, halbkugelförmige Hütten, zum Schutze gegen Feinde und wilde Tiere auf eingerammten Pfählen errichtet; nur auf einer Leiter kann man durch ein Loch in das Innere kriechen. Die Kleidung ist ein einfacher Schurz von genau demselben Schnitte zu Hatschepsuts wie zu König Chufus Zeit. Da auch die Haartracht sich in dem Zeitraume von mehr als einem Jahrtausende nicht wesentlich verändert, so offenbart sich ein Mangel an Entwickelung, wie er eben nur bei primitiven Naturvölkern sich findet.

Die gewerblichen Leistungen erscheinen sehr gering. Unter ihren Tauschwaren finden sich nur Rohstoffe, keine Fabrikate. Die Weberei ist ihnen bekannt, da ihr Lendenschurz meist aus geflochtenem oder gewebtem, zum Teil auch verziertem Stoffe besteht; die Häuptlingsfrauen tragen schon lange Röcke. Von der Schmiedekunst scheinen sich nur Anfänge zu finden, da die metallenen Waffen und Schmuckstücke besserer Art ägyptische Einfuhr zu sein scheinen, die gewöhnliche Waffe das eigentümlich geformte Wurfholz ist, als Schmucksachen Halsketten aus durchbohrten Steinen, Arm- und Fussringe aus Kupfer oder Gold vorkommen, der Fürst Kupferringe am rechten Beine vom Knöchel bis über das Knie aufgereiht zur Schau trägt. An Wasserfahrzeugen können sie nur Kähne besessen haben, da die seeuntüchtigen Aegypter seit ältester Zeit gezwungen waren, die Puntwaren selbst zu Schiff zu holen.

Als Tauschwaren geben die Aegypter den Punti ägyptische Schlachtbeile, Dolche, bunte Halsketten und verschiedene Arten von Ringen. Nur Tausch in anderer Form ist es auch, wenn der ägyptische Sendbote auf Befehl seines Herrschers dem Fürsten des Landes nach dem feierlichen Empfange „Brot, Bier, Wein, Fleisch, Tekrfrüchte und alle Dinge, die in Aegypten sind", schenkt.

183. Fortsetzung. Aus dem Umstande, dass die Aegypter der Pyramidenzeit bereits die Wohlgerüche der Länder um Bab el Mandeb und seitdem unausgesetzt bezogen haben, kann man auf grosse Bedeutung des Punthandels zu schliessen geneigt sein. Allein die Erwägung, dass weder in Aegypten, noch in Punt nach mehr als tausendjährigem mittelbarem und unmittelbarem Verkehre irgendwelche nachhaltige Einwirkungen auf die Kultur sich zeigen, muss die Erwartung tief herabstimmen. Aegyptens Punthandel ist thatsächlich bedeutungslos neben seinem Handel mit Syrien. Die weite Entfernung Punts, die Reise durch eine wasserlose Wüste, dann von öder Küste aus zu Schiffe, dazu die Abneigung der Aegypter, sich aus ihrer Heimat zu entfernen, das zusammen lässt erklärlich erscheinen, wenn die Aegypter sich in der Regel mit der Zuführung der Wohlgerüche durch Zwischenhandel begnügten. Wie eine Inschrift sagt, wurde der Weihrauch „unter den früheren Königen von einem zum anderen gebracht seit der Zeit des (Gottes) Re", d. h. gelangte durch viele Zwischenhändler erst nach Aegypten. Seit der ältesten geschichtlichen Zeit waren die Aegypter mit Weihrauch und Myrrhen als für den Kultus unentbehrlichen Dingen vertraut. Einer der Söhne des Königs Chufu hatte einen Diener, Namens Hertesi, der namentlich wegen seiner Haartracht als ein Punti gilt.

Ueber den Weg besteht Meinungsverschiedenheit. Ed. Meyer meint, dass der Weg auf dem Roten Meere und durch die Wüste nach Koptus schon vor und während der Pyramidenzeit eingeschlagen worden sei. Dieser Annahme ist nicht günstig, dass die Schiffahrt der Stämme am südlichen Roten Meere bis gegen das Ende der vorchristlichen Zeit unentwickelt geblieben ist, erst unter der 11. Dynastie das „Götterland" Aegypten einverleibt, Brunnen an dem Wege von Koptus nach dem Roten Meere und zwar zunächst offenbar für die Steinbrecher im Wadi Hammamât gegraben worden sind und zuerst durch den Gouverneur des „Götterlandes" und Chef der Brunnengräber, Sanch, das Rote Meer erreicht worden ist (Lieblein S. 19). Dagegen glaubt W. Max Müller (S. 120), dass die Räucherstoffe zuerst zu Lande nach dem Nilthale, kaum nördlicher als bei dem späteren Meroe, und dann nilabwärts nach Aegypten gelangt seien. Er beruft sich auf

eine Stelle aus den Inschriften der Pepi-Pyramide, wonach die Götter Nubiens als die Götter des Räucherwerkes erscheinen, und auf eine zweite, die bestimmt erklärt: „Dein Weihrauch (kommt) aus Nubien." Darin hat W. Max Müller gewiss recht, dass das enge und dürftige Nubien den Weihrauch nicht erzeugt habe, noch im Neuen Reiche die Gewinnung des Weihrauchs in Nubien nicht belegt sei.

Auf solchen Zwischenhandel weisen naturgemäss selten Inschriften wie die eben angeführten hin, er vollzieht sich im Stillen. Was von dem Punthandel bekannt ist, das sind die dürftigen Nachrichten über die ägyptischen Regierungsexpeditionen nach Punt. Einzelnen der ausgesandten Expeditionen scheinen andere unbekannte gefolgt zu sein. Aber es ist bis jetzt nicht einmal die Frage zu beantworten, ob die Regierung den Punthandel monopolisiert oder auch privaten Kaufleuten gestattet, oder solche ihn unbekümmert um die Regierung unmittelbar getrieben haben.

Manche Inschriften reden von „Tributen" von Punt und bezeichnen die für den Weihrauch bezahlten Waren als ein Opfer für die Göttin Hathor, die Göttin von Punt. Natürlich kann nach dem ägyptischen Kurialstil der Pharao nicht von einem Barbaren kaufen, er, „dem alle Länder ihre Gaben darbringen", damit er die Gnade habe, „ihnen den Atem des Lebens zu schenken". In Wirklichkeit fand ein Tauschhandel statt. In den Annalen Dhutmes' III. werden neben den „Abgaben" der Südländer auch die „Waren" von Punt aufgezählt, es ist nicht der Ausdruck Tribut oder Abgabe gebraucht. Unter Haremhebi (um 1380) kam eine Gesandtschaft der Häuptlinge von Punt mit reichen Geschenken an Gold, Straussenеiern und Pantherfellen nach Theben, dem Könige zu huldigen. Auch diese „Huldigung" ist nicht als eine Anerkennung der ägyptischen Oberherrschaft über Punt anzusehen; zu derselben Zeit ging Aegypten die Herrschaft über Syrien verloren. In Wirklichkeit ist Punt niemals den Pharaonen unterworfen gewesen.

Den Punt-Expeditionen ging die Einverleibung des „Gotteslandes" voran. Der zum Gouverneur ernannte Sanch eroberte das Land bis zum Roten Meere und siedelte zwangsweise an der Brunnenstation die Beduinen des Gebirges (die „Troglodyten") an. Nach dieser Einverleibung und Kolonisation mit Eingebornen und Aegyptern war die Reise auf der Strasse von Koptus nach dem Roten Meere gesichert. Diese Strasse ist es, auf welcher von dem Ende des 3. Jahrtausends v. Chr. an Aegypten mit Arabien und Aethiopien in Verbindung trat, auf welcher auch in der römischen Kaiserzeit mit den Wohlgerüchen Arabiens die Gewürze und Edelsteine Indiens und anderer Länder Süd-

Asiens ins Nilthal gelangten, auf welcher ebenso im Mittelalter und noch heute, wenn auch seit der Eröffnung des Suez-Kanals vermindert, die Karawanen ziehen. Strabo bezeichnet den Weg „ungefähr sechs bis sieben Tagereisen“ lang; Dümichen schätzt ihn auf „etwa 23 deutsche Meilen“ (= 170 km). Die wichtigste Station war an den Brunnen im Wadi Hammamât, von deren Herstellung und Erhaltung der Verkehr wesentlich abhing. Dieser Durchgangspunkt ist zu allen Zeiten unverändert geblieben, Anfangs- und Endpunkte haben gewechselt. Der Anfangspunkt am Nile war im Altertume Koptus, eine der blühendsten Städte des Nilthals, bis Diokletian im Jahre 292 n. Chr. es als einen Hauptherd einer Empörung in Oberägypten von Grund aus zerstörte. An seine Stelle trat das 10 km südlich gelegene Kus, an dessen Stelle später das nördlichere Kenne. Der heutige Endpunkt ist der Hafen Kossêr, das ist derselbe Hafen, welcher zur griechischen und römischen Zeit auch Leukos limēn, Portus albus, Myoshormus genannt wurde. Kossêr ist bereits von den Ptolemäern an der Endpunkt der Strasse gewesen, während es vorher eine etwa 50 km weiter nördlich gelegene Stelle an der Mündung des Wadi Gasûs war, die altägyptisch den Namen Sauu geführt zu haben scheint.

184. Fortsetzung. Der erste Versuch der ägyptischen Könige, mit den Weihrauchländern, mit Punt unmittelbare Beziehungen anzuknüpfen, war die Expedition Hanus. Der König Sanchkare, der letzte der 11. Dynastie, entsandte seinen Oberschatzmeister und „Befehlshaber in der Wüste“, „um Schiffe nach Punt auszurüsten, um den frischen Weihrauch zu holen von den Fürsten, den Häuptern des roten Landes, denn die Furcht vor ihm verfolgt die Barbaren“. Hanu zog von Koptus aus mit einem Heere von 3000 Mann, „die den Weg vor mir bereiteten und niederlegten alles, was dem Könige feindlich gesinnt war“. So wohlvorbereitet war die Expedition, dass Hanu „jedem seiner Leute täglich zwei Krüge Wasser und zwanzig Brote geben konnte“. „Und ich erreichte das Meer, und ich baute dieses Schiff und rüstete es mit allem aus und veranstaltete für dasselbe ein grosses Opfer an Kälbern, Ochsen und Gazellen.“ Hanu selbst zog nicht nach Punt; er übertrug den Befehl über das Schiff einem Unterbeamten, vielleicht gar Kaufleuten; über die Rückkehr des Schiffes ist nichts bekannt. Die Bedeutung von Hanus Expedition besteht darin, dass Aegypter zur Zeit der 11. Dynastie auf dem Arabischen Busen nach Punt fuhren, dass der Staat in diesen Handel eingriff, ihm durch Anlegung einer geraden, mit Brunnen ausgestatteten Strasse die Wege bahnte. Damit ist nicht gesagt, dass Hanus Schiff das erste ägyptische Handelsschiff auf dem Arabischen Busen gewesen sei; es können

recht wohl vorher ägyptische Kaufleute die Seefahrt nach Punt gewagt haben.

Die Regierungs-Expeditionen wurden oft erneuert. Eine Inschrift berichtet, dass der Oberschatzmeister Amenemhats III. (12. Dynastie), Chentchatuer, mit seiner Truppe wohlbehalten aus Punt zurückkehrte und in Sauu landete. Wahrscheinlich hat auch der Schatzmeister Usertesens II., Chnemhotep, und der oft genannte Ameni eine Expedition nach Punt geleitet. Unter den Königen der 12. Dynastie scheinen die Beziehungen zu den Weihrauchländern lebendig geblieben zu sein. Noch tief in der 13. Dynastie liess der König Neferhotep für den Tempel von Abydus „Weihrauch von Punt“ und „kostbares Gestein des Götterlandes“ verwerten. Ueber einen Privathandel in dieser Zeit ist nichts bekannt. Wie lebhaft aber die Fahrten durch ein unbekanntes Meer, in eine ferne Wunderwelt, die Heimat der kostbaren Wohlgerüche, wertvoller Hölzer, Metalle, seltener Tiere die Phantasie der Aegypter erregte, bezeugt das mehrfach genannte Märchen vom Schlangenkönige, das in einem Papyrus des Mittleren Reiches erhalten ist.

In den Zeiten des Verfalls während der Fremdherrschaft der Hyksos sind die staatlichen Expeditionen nach Punt gänzlich unterblieben; die Inschriften schweigen völlig darüber. Auch darüber ist nichts bekannt, ob Kaufleute aus Aegypten den Handel auf dem Roten Meere bis Punt aktiv betrieben haben, oder ob das Räucherwerk lediglich durch Zwischenhandel, sei es auf dem Roten Meere, sei es über Nubien den Aegyptern zugeführt worden ist. Dass mindestens das letztere geschehen, beweist der fortdauernde Verbrauch im Nilthale.

Als unter der 18. Dynastie die Pharaonen ihre Herrschaft nach allen Seiten ausdehnten, da erinnerte man sich auch der Wunderländer des Roten Meeres. Die Königin Hatschepsut schickte eine Expedition aus, die Länder zu erforschen und liess dann auf den Tempelwänden von Dêr el baheri im westlichen Theben in sieben Bildern und Inschriften die Landung der ägyptischen Schiffe in Punt, Land und Leute daselbst nebst den Erzeugnissen, den festlichen Empfang der ägyptischen Gesandten, den Tauschhandel, die Befrachtung der Schiffe, die Uebergabe der Waren als Geschenke durch die Fürsten Punts an die Königin Hatschepsut in Theben in ausführlicher Weise darstellen und berichten. Dieser erste eingehende, durch die Gemälde ganz besonders lehrreiche Bericht ist von der allerhöchsten Bedeutung; er enthält fast alles, was über Land und Leute von Punt bekannt ist. Fünf starke Segelschiffe führten die Expedition nach Punt und landeten nach

glücklicher Fahrt an der „Weihrauchtreppe“. Die mitgebrachten Waren: Lebensmittel, Metallringe, bunte Halsketten und Waffen wurden gelandet, und die Bevölkerung strömte herbei, die Häuptlinge mit den Frauen an der Spitze, um die Fremden anzustaunen und schliesslich die Waren zu tauschen. Einige Häuptlinge entschlossen sich, mit den Fremden die Schiffe zu besteigen, um der grossen Königin in Theben zu huldigen. Ausser gewaltigen Haufen von Weihrauch und anderen wohlriechenden Harzen lud man auch 31 Antibäume (d. h. Weihrauch- und Myrrhenbäume) in Kübeln, Ebenholz und andere wohlriechende Hölzer, Elfenbein, „frisches Gold vom Lande Amu“, ausserdem „Weissgold“, Augenschminke, Paviane und Meerkatzen, Panther und Pantherfelle, Windhunde, Sklaven mit ihren Kindern auf die Schiffe. Der Aufseher liess diese verschiedenartigen Waren auf dem Schiffe aufstapeln; sie reichten fast bis an die untere Rahe; die Affen liess man frei herumlaufen. In Theben empfing die Königin Hatschepsut persönlich die Fürsten von Punt. Eine Inschrift des siebenten Bildes rühmt, dass der Königin mehr gelungen ist als ihren Vorfahren, die für die Wohlgerüche hätten hohe Preise zahlen müssen, während ihre Boten selbst über Land und Meer zu den Terrassen des Weihrauches durchgedrungen sind und nun Weihrauchbäume, Weihrauch und alle guten Erzeugnisse des Landes Punt herbeibringen, dessen Bewohner „süss und freundlich thun und ihre Reichtümer spenden“.

Hatschepsuts Beispiel hat Nacheiferung gefunden; die hergestellte Verbindung mit Punt ist jahrzehntelang nicht unterbrochen worden. Unter Dhutmes III. sind nach den Bildern im Grabe des Rechmare wieder Bewohner von Punt mit ihren Gaben erschienen. Noch unter Haremhebi fanden Beziehungen der ägyptischen Regierung zu Punt statt. Dann mögen die königlichen Expeditionen längere Zeit unterblieben, die Zufuhren aus Punt wieder dem Privathandel überlassen gewesen sein, denn in den Inschriften Setis I. und Ramses' II. wird der Name Punt ausser in ein paar wertlosen Völkerlisten nicht genannt.

Dagegen werden unter Ramses III. Punt und seine Erzeugnisse wieder öfters genannt. Der Papyrus Harris lässt Ramses III. sagen: „Ich habe grosse Fahrzeuge und Lastschiffe ausgerüstet und sie mit vielen Dienern und Matrosen in Menge versehen. ..... Sie waren mit den Erzeugnissen Aegyptens ohne Zahl beladen. ..... Sie segelten auf dem Roten Meere und fuhren nach dem Lande Punt ..... Sie luden die Fahrzeuge und Lastschiffe mit den Erzeugnissen des heiligen Landes, mit den geheimnisvollen Wundern dieses Landes und mit vielem Anti-Weihrauch Punts, Myriaden gleich, ohne Zahl. Die

Söhne der Fürsten des heiligen Landes kamen an der Spitze ihrer Tribute persönlich nach Aegypten. Sie kamen gesund nach Koptus; sie landeten in Frieden mit ihren Reichtümern und Tributen, die übers Land auf den Rücken der Esel und der Menschen getragen wurden. Im Hafen von Koptus luden sie die Waren in Schiffe auf dem Nile ein, fuhren flussabwärts und kamen zum Feste an, bringend vor mich die Tribute, einem Wunder gleich. Die Söhne der Fürsten priesen mich, fielen auf die Erde und krochen vor mein Angesicht."

Der Handel setzte sich auch unter Ramses IV. fort; dieser legte eine neue, leider nicht näher bezeichnete Strasse an.

Wären die Aegypter unternehmende Seefahrer gewesen, so hätten sie im Anschlusse an diese königlichen Expeditionen nach Punt an die Küsten jenseits des Busens von Aden vordringen müssen. In der That wird berichtet, dass Ramses III. die Länder des „grossen Meeres des verkehrten Wassers" von seinen grossen Schiffen bereisen liess (Erman S. 679). Das „verkehrte Wasser", d. h. das dem Nile entgegengesetzt strömende Wasser ist der Euphrat, das „grosse Meer" demnach der Indische Ozean. Mit dieser nackten Notiz ist nichts anzufangen, zumal auch von Ramses III. keinerlei Nachricht mehr sich findet über irgend eine königliche Expedition nach Punt. Ebenso herrscht freilich auch völliges Schweigen über den privaten Handel mit Punt, sei es über Koptus und Sauu, sei es über Nubien, der doch stattgefunden haben muss. Auf die Bedeutung des ägyptischen Handels mit Arabien daraus zu schliessen, wie Ed. Meyer thut, dass Necho den Versuch machte, eine unmittelbare Verbindung vom Nilthale durch den Kanal nach dem Arabischen Busen herzustellen, scheint gewagt, da die Namen einiger „Gottesweiber" jener Zeit an einer Felswand im Wadi Gasûs doch nicht hinreichen, einen lebhäfteren Handel im Arabischen Busen zu erweisen und für Necho ein zwingenderer Beweggrund zum Kanalbau die Vereinigung seiner beiden Flotten sein mochte.

185. Der Handel mit Nubien. An der ausgeprägten Naturgrenze des 1. Kataraktes, die ziemlich früh die politische Grenze Aegyptens gegen die Negervölker Nubiens bildete, entstanden zwei Städte, deren Namen schon von der Bedeutung des Handels mit Elfenbein Zeugnis ablegen, Abu (Elefantine) = Elfenbeininsel, und Suênet (Syene) = Elfenbeinhandel. In Elefantine, der Hauptstadt eines Gaues, war ein geräumiger Hafen angelegt für die ägyptischen Schiffe, die sich in grosser Zahl daselbst einfanden.

Die Schätze Nubiens waren es, welche die Aegypter frühzeitig lockten, dieses Land sich zu unterwerfen. Schon unter der 6. Dynastie,

wenn nicht früher, mussten nubische Stämme Heeresfolge und Frondienste leisten. Während des Mittleren Reiches wurden auch die damals östlich vom Nilthale wohnenden braunen Kuschiten durch zahlreiche Raubzüge mürbe gemacht und endlich unterworfen, um des Goldes willen in ihrem Lande.

Bilder und Inschriften geben Kunde, dass die Bewohner Nubiens oder Aethiopiens den Königen Aegyptens ihre Tribute darbrachten, z. B. Hatschepsut, Dhutmes III., Tutanchamon (nach 1400 v. Chr.). Es sind fast ausschliesslich Naturgegenstände. Unter den Tributen für Dhutmes III. befindet sich allerdings ein eigenartiges Schaustück, die Darstellung einer nubischen Landschaft (eine hohe, kegelförmige Strohhütte, Dumpalmen, in deren Zweigen Affen spielen, Giraffen) auf einem mit Pantherfellen und Geweben dekorierten Tische. Indes solche Kunstwerke, wie auch der goldene Wagen, die metallenen Prachtgeräte, die zierlichen Ebenholzmöbel konnten wohl aus nubischem Materiale, aber nicht von Nubiern der Zeit Dhutmes' III. gefertigt sein, die damals noch von Viehzucht, Jagd und Ackerbau lebten. Ob das Bringen von „Tributen“ etwa ein Ausdruck des monopolistischen Handels mit Nubien ist, ähnlich wie vielleicht auch die königlichen Expeditionen nach Punt, lässt sich nicht sicher sagen. Ohne Zweifel ist jedoch auch aus Nubien wie aus Punt privater Handel nach Aegypten getrieben worden; ja es hat den Anschein, als ob, wie hier der Weihrauch, dort das Elfenbein die treibende Kraft zur Eröffnung wie zur Fortsetzung des Verkehrs gewesen sei. Dafür sprechen ebensowohl die Namen „Elfenbeininsel“ und „Elfenbeinhandel“ für die ägyptischen Grenzstädte gegen Nubien wie die uralte Verwendung des Elfenbeins in Aegypten. Usertesen III. regelte bereits den Grenzverkehr (§ 161). Unter den Königen des Neuen Reiches fand neben dem Bringen von Tributen bestimmt auch Handel statt; denn die Inschriften wiederholen regelmässig nach der Aufzählung der Tribute: „Ungerechnet ist dabei, was die Schiffe brachten, die mit Elfenbein, Ebenholz, Pantherfellen und anderen wertvollen Erzeugnissen beladen waren“, d. h. was als Handelsware in Aegypten eingeführt wurde.

Unter den Handelswaren wird das Elfenbein immer in erster Linie genannt. Nach dem Worte für Elfenbein und Elefant im Aegyptischen, Hebräischen, Griechischen, Lateinischen, Assyrischen und Sanskrit ist es wahrscheinlich, dass die betreffenden Völker durch die Aegypter mit den beiden Erzeugnissen des tropischen Afrikas bekannt geworden sind. Ebenso weist das Vorkommen desselben Stammes für Ebenholz im Aegyptischen, Arabischen, Hebräischen, Per-

sischen, Hindostani, Griechischen, Lateinischen, Deutschen auf die Verbreitung dieses feinen Zierholzes durch die Aegypter hin, bei denen es nach den Denkmälern im Alten Reiche schon häufig vorkam. Unter den Tributen findet sich das Ebenholz vielleicht fast ebenso häufig wie das Elfenbein. Das Gold gelangte in der Form von Ringen oder Barren, oder als „Goldstaub“ in Beuteln nach Aegypten. Ganz vereinzelt wird im Grabe Rechmares unter den Tributen Nubiens und Aethiopiens für Dhutmes III. auch Silber („Gold und Silber in Ringen und Platten“) genannt. Unter den Tributen für Tutanchamon kommt der „Chenem-Stein“ vor, nach Lieblein „vielleicht Rubin“. So lange Nubien noch nicht entwaldet war, bezogen die Aegypter von dort her am vorteilhaftesten auch Werkhölzer. Eine der häufigst vorkommenden Waren sind die auffällig gezeichneten Felle des Leoparden oder Panthers. Wiederholt finden sich auch schon die Straussenfedern und die Strausseneier, welche die Aegypter mit der Zeichnung von Gestalten und Szenen schmückten. Unter allen Tributen kommen lebende Tiere vor, an Nutztieren Rinder und Kälber, meist in grosser Zahl, ein einziges Mal (für Hatschepsut) ein Pferd, an seltenen Tieren Nubiens oder des weiteren Südens Leoparden, Giraffen, Hunde, Affen, endlich das merkwürdige äthiopische Tier Keye, das sehr gelehrig ist, sich besonders zum Tanzen abrichten lässt, seinem Herrn den Stock nachträgt, das nach der Schreibung des ältesten Manuskriptes, in dem das Wort vorkommt, eine grosse geschwänzte Affenart sein mag (W. Max Müller, S. 370 Anm. 2.). Als Fabrikate sind unter Tutanchamons Tributen Bögen genannt; auch der Schmuck der Rinder ist wohl als eigenes Erzeugnis der Nubier zu betrachten. Endlich sind die Neger Nubiens selbst seit den ältesten Zeiten nach Aegypten gekommen, entweder als Sklaven im strengen Sinne oder als Krieger verwendet. Mindestens seit der 4. Dynastie bildeten sie den Hauptstamm des ägyptischen Heeres (W. Max Müller S. 2.).

186. Der Handel mit Syrien. Zwar hat sich eine Wüste zwischen das fruchtbare Nilland und die anbaufähigen Gebiete in Syrien und Arabien eingeschoben; aber das Kulturland mit seinen Schätzen hat die Beduinenschwärme des völkergebärenden Arabiens frühzeitig angelockt, für sie war die Wüste kein Schrecken. Den anfänglichen Beutezügen muss dann ein friedlicher Handelsverkehr gefolgt sein, durch welchen die Beduinen für das Kupfer der Sinaihalbinsel ihre Bedürfnisse an kostbaren Erzeugnissen der Kultur eintauschten. Der starke Bedarf des in Aegypten nicht vorkommenden Kupfers, ja die Unentbehrlichkeit dieses Metalles zwang die Aegypter, sich dessen

Zufuhr durch Unterwerfung der räuberischen Gebirgsbewohner der Halbinsel zu sichern. Es war der erste geschichtlich bekannte König Aegyptens, Snofru, dem dies gelang. In gleich hohe Zeit muss der Verkehr des hoch entwickelten Nillandes mit Syrien hinaufreichen. Die Meeresströmung führte von den Nilmündungen von selbst die Fahrzeuge nach der syrischen Küste. Nach Andeutungen der Osirissage schwammen Gegenstände ohne menschliches Zuthun von der Nilmündung bis nach Byblus in sieben Tagen. Unter der 5. Dynastie gehörte ein Teil Syriens, mindestens Süd-Palästina, politisch zu Aegypten.

Infolge seiner Lage fiel Syrien die Vermittlung zu zwischen den beiden uralten Kulturgebieten Aegypten und Babylonien, die durch das ungeheure Verkehrshindernis der Syrisch-arabischen Wüste noch Jahrtausende an unmittelbarem wirtschaftlichem Verkehre gehindert worden sind, als schon durch die zwischen ihnen lebenden Völker und Stämme ihre Güter, ihre technischen Fortschritte, ihre Kunstformen beiden wechselseitig bekannt wurden. Zu derselben Zeit, als Gudea von Sirpurla die Erzeugnisse vom Amanus und aus dem Amoriter-Gebiete, also den Gebirgen Libanon und Antilibanon holen liess, gelangten auch syrische Erzeugnisse nach dem Nile.

Das Material zur Darstellung des Handels Aegyptens mit Syrien ist gleichfalls sehr dürftig. Bis jetzt ist keine einzige unmittelbar auf denselben sich beziehende Urkunde aufgefunden worden. Die nichtamtlichen Quellen für die friedlichen Beziehungen Aegyptens zu anderen Völkern fliessen sehr sparsam. Die amtlichen Quellen sind nur mit Vorsicht zu benutzen; denn sie sagen schon, die Nachbarn liegen zu oder unter des Pharaos Füssen, wenn eine Gesandtschaft kommt mit Geschenken, die als „Tribute“ bezeichnet werden, oder wenn die Nachbarn Frieden halten. Die Dürftigkeit des Materials erklärt sich zum Teil daraus, dass fast alle bekannten Inschriften und Papyri aus dem Syrien entlegenen Oberägypten stammen, am allermeisten daraus, dass die „Schreiber“ in ihrem Dünkel „die Schrift der göttlichen Worte“ zu gut hielten zur Aufzeichnung selbst staatlicher, geschweige wirtschaftlicher Beziehungen zu den Barbaren. Am dürftigsten ist natürlich die Kenntnis der Zeit des Alten Reiches.

Nach den Opfertafeln der Pyramidenzeit und weiter rückwärts bedurfte der Tote auch Oele und die verschiedensten Arten von feinem Gebäck; der Name Qamh für die eine Sorte feines Brot ist semitisch; die Oele sind gleichfalls semitischer Herkunft. Den Mangel guten Werkholzes ersetzte man schon durch Bezug aus Syrien, wie die drei grossen Holzsärge des Berliner Museums beweisen (§ 169). In den

Inschriften der Pyramidenzeit finden sich ägyptische Bezeichnungen für eine grosse Anzahl von Gegenständen, namentlich Boden- und Gewerbserzeugnissen, die als semitische Lehnwörter erscheinen. Die Aegypter werden diese Gegenstände anfangs aus Syrien erhalten und zum Entgelt dafür ägyptische Fabrikate gegeben haben.

Der Handelsweg war von der ägyptischen Grenze an, wenigstens in den späteren Zeiten der vielgenannte „Königsweg“, d. h. der Weg, der zum Könige führt, den Luther in 4. Mose 20, 17 und 21, 22 „Landstrasse“ nennt (vgl. § 140). In der ersten Strecke, durch die Wüste zwischen der ägyptischen Grenzfestung Taru bis zum „Bache Aegyptens“, etwas südlich von Gaza, sicherten Festungsanlagen bei Brunnenstationen den Verkehr. Dann führte die Strasse durch die palästinische Küstenebene über die sehr alten Städte Gaza, Askalon, Joppe nach dem Südfusse des Karmels. Eine Abzweigung wandte sich nach den phönizischen Städten an der Küste entlang, die andere durch die Ebene des Kischonthales, wo die Städte Megiddo, Taanak und Jibleam lagen, nach dem Hermon, wo ein Zweig südlich nach Damaskus und von da östlich vom Antilibanon nach Hamât führte, das der andere Zweig durch die Bekâa zwischen Libanon und Antilibanon, dann im Orontesthale über Kadesch erreichte. Von Hamât aus gelangte man über Chaleb (Aleppo) nach Karkemisch oder einem weiter südlich gelegenen Euphratübergange.

Während des Mittleren Reiches herrschte ein reger Verkehr zwischen Aegypten und Syrien, wenn derselbe nicht gar direkt bis Babylon reichte. In dieser Zeit hat nicht bloss die Kultur des nördlichen und nordöstlichen Syriens das Gepräge angenommen, welches sie der babylonischen Kultur so ähnlich erscheinen lässt, es haben sich auch manche Erzeugnisse dieser übertragenen Kultur während derselben Zeit nach Aegypten verbreitet, z. B. Formengebilde der dekorativen Kunst, die Darstellung eines Fabelwesens im Chnemhotep-Grabe zu Benihassan. — Die kleinen Kämpfe mit den Beduinen der Sinaihalbinsel wie an der Deltagrenze werden öfter erwähnt. Nach einer Inschrift bringt der siegreich zurückkehrende Truppenführer „Geschenke der Häuptlinge aus allen Ländern an Silber, Gold, Bk-Balsam, Weihrauch, Wein .....“; es sind lauter syrische und arabische Erzeugnisse. — Das wichtigste Zeugnis für den ägyptisch-syrischen Handel dieser Zeit ist die Darstellung der 37 Amu im Grabe des Gaugrafen Chnemhotep zu Benihassan (§ 175). Es unterliegt keinem Zweifel, dass in dieser Zeit kanaanäische Händler und Gewerbtreibende in grosser Zahl in den östlichen Städten des Deltas sich niederliessen, dass kanaanäische Kauffahrer einen regelmässigen Tauschverkehr mit

Aegypten eröffnet, wie auch umgekehrt ägyptische Händler syrische Städte aufgesucht haben. Die zufällig erhaltene Notiz: „Der Waffenfabrikant zieht aus in fremdes Land, viel lädt er den Eseln auf“ beweist ebenso, dass der Waffenhandel sich nach Asien erstreckte, wie das Vorkommen des ägyptischen Beiles bei den Beduinen. Die Nachricht über die nach Asien ziehenden Schnellläufer (§ 175) beweist, dass reger diplomatischer Verkehr zwischen dem Pharaonenhofe und den Fürsten Asiens bestand. Auch aus der Senuhyt-Erzählung ergiebt sich, dass ägyptische Gesandte oft das südliche Syrien durchreisten; bei einem dortigen Fürsten hielten sich Aegypter ständig auf, doch wohl des Handels wegen; denn eine Herrschaft über einen Teil Syriens, auch nur Palästinas, bestand nach derselben Quelle zur Zeit der 12. Dynastie nicht. In den grösseren ägyptischen Haushalten besonders, doch selbst in kleineren, dienten eine Menge Leute semitischer Herkunft, die zum Teil leibeigen waren; auch Sklavinnen fehlten nicht; die Stelen des Mittleren Reiches stellen oft Mädchen als Lieblingssklavinnen dar.

Die Hyksosherrschaft hat ganz wesentlich beigetragen, den Verkehr zwischen Aegypten und Syrien zu steigern (§ 175). Weit häufigere Verbindungen knüpften sich während des Neuen Reiches.

Wie das Gold Nubiens lockten auch die Reichtümer Syriens die Eroberer der 18. Dynastie; Beute und Tribute waren das Ziel ihrer Unternehmungen, damit haben sie sich auch begnügt. Die Städte Phöniziens scheinen am leichtesten auf aussichtslose Gegenwehr verzichtet, den machtvollen Eroberern gehuldigt und Tribute entrichtet zu haben. Je eher sie sich dazu bequemten, desto sicherer durften sie auf ungestörtes Fortbestehen der Verkehrsbedingungen rechnen, welche ihren Wohlstand förderten. Es kann ihnen sogar nicht unerwünscht gewesen sein, wenn die Pharaonenheere die räuberischen Bergstämme der Gebiete des Libanons, der Bekâa und des Antilibanons unterwarfen und zeitweilig wenigstens Ordnung und Sicherheit herstellten.

187. Fortsetzung. Die politische Zusammengehörigkeit Syriens und Aegyptens hat tiefgreifende Kulturwirkungen auf beide Länder hervorgebracht. Die meisten Amarna-Briefe rühren her von Syrern, von Personen, die sich als Diener des Königs, ihres Herrn, oder als Ortsbeamte einer bestimmten Stadt bezeichnen, z. B. Simyra, Dula, Gebal, Sidon, Tyrus, Akko, Askalon, Gaza. In Aegypten erfuhr das Delta die umgestaltende Wirkung im reichsten Masse. War es bis dahin merklich hinter den meisten Teilen des Landes zurückgeblieben, so trat es jetzt geradezu in den Vordergrund; es entstanden neue

Städte, selbst die Residenz wurde zeitweise von Theben dahin verlegt. Eine zahlreiche Einwanderung von Syrern, einesteils Händler und Gewerbtreibende, andernteils Sklaven, hat Aegypten in gewissem Grade semitisiert. Die semitischen Lehnwörter im Aegyptischen umfassen viele Gebiete, z. B. die Schiffahrt, den Handel, das Pferde- und Wagenwesen, die Waffen, die Musikinstrumente, das Bauwesen, die Gärtnerei, das Hausgerät. Die Gedichte und Briefe der Schreiber wimmeln von semitischen Wörtern. Selbst der Einwirkung der von den Syrern angeeigneten und zum Teil umgestalteten babylonischen Kulturelemente aus dem Gebiete der Kunst und Religion konnte sich die doch schon längst in der Erstarrung begriffene ägyptische Kultur nicht entziehen. Am meisten mochten diese Wirkungen von den syrischen Sklaven ausgehen, die zur Zeit des Neuen Reiches überall vorkamen, sich in hohe Stellen hinaufarbeiteten, dann allerdings sich ägyptisierten.

Aehnliche Wirkungen erfuhren umgekehrt die Syrer, besonders die Phönizier, von Aegypten aus. Die Götter Horus, Thoth, Ptah, Bast, Hapi (Apis) u. a. haben bei den Phöniziern Aufnahme gefunden; die Baalat von Byblus nahm die Gestalt der Isis an; dem Osiris wurde besondere Verehrung erwiesen. Es wurde sogar eine Episode des Osirismythus nach Byblus verlegt. Noch bedeutend höher als auf die phönizische Religion ist der ägyptische Einfluss auf die religiöse Kunst anzuschlagen. Gegen die Entlehnungen aus Aegypten sind die aus Babylonien und Assyrien gering; die Kunstthätigkeit der Phönizier beginnt überdies auf diesem Gebiete erst seit der Verbindung mit Aegypten. Es ist zwar in den meisten Fällen nicht zu entscheiden, ob dem phönizischen Künstler bei der Wiedergabe von Darstellungen und Symbolen, deren Vorbild aus Aegypten stammt, die Gottheiten und Lehren seines eigenen Glaubens vorschwebten, oder ob er beabsichtigte, einen Schmuck mit Bildwerken ägyptischen Geschmackes zu liefern. Allein die phönizische Kunst war immer unselbständig, ohne Streben nach eigenem Schaffen, und da ihm Vorbilder von in sich vollendeter Art, gangbare, absatzfähige Muster zuströmten, so ahmte er dieselben nach und fand damit Absatz auf dem eigenen Markte wie in fremden Ländern, wo die Arbeiten als Erzeugnisse der berühmten ägyptischen Gewerbe ausgegeben werden konnten. Besonders häufig finden sich in den Erzeugnissen der phönizischen Kunstgewerbe die Zwerg- und Sphinxgestalten, die groteske Gestalt des in Aegypten schon vor 2000 v. Chr. verehrten Semitengottes Bes oder Besa (eine Entstellung des ursprünglichen Nimrodtypus), die Fabelwesen, die geflügelte Sonnenscheibe, die hieroglyphische Darstellung des Mondes,

das Zeichen für „Leben“ (das „Henkelkreuz“), die Uräus-Schlange, der Skarabäus-Käfer, der Horus-Sperber, das Uza-Auge, manche Götterabzeichen und Königsdiademe, viele dieser Kunstformen teilweise umgestaltet. Dazu kamen dekorative Muster wie die Lotusblume und Lotusknospe, die Necheb-Blume, die insbesondere als Kapitälform mit ihren beiden Seiten-Voluten die weiteste Verbreitung fand, Pflanzengeschlinge, Sträusse, Kränze, ferner Szenen des Natur- und Menschenlebens besonders mit Tiergestalten, z. B. eine mit Papyrus bewachsene Flusslandschaft, in der Panther Wasservögel jagen, oder Stiere zwischen Palmen.

Am tiefsten und nachhaltigsten wirkte der ägyptische Einfluss ausser in Phönizien in Palästina, das am nächsten lag und am längsten unter ägyptischer Herrschaft stand. Die Sprache der Hebräer hat ägyptische Worte angenommen für Dinge wie der Kasten, die Lilie, für ein Mass, für armselig u. a. Ja es sind Züge eines ägyptischen Märchens, das im 13. Jahrhundert aufgezeichnet worden ist, von den Hebräern auf ihren Stammheros Joseph übertragen worden.

Diese wechselseitigen Kulturwirkungen wie die politischen Beziehungen zwingen zur Annahme eines umfassenden Handels zwischen Aegypten und Syrien während des Neuen Reiches und in der späteren Zeit, wenn auch die Denkmäler schweigen. Die Menge syrischer, nach Aegypten gebrachter Erzeugnisse muss unermesslich gewesen sein; es ist kaum ein syrisches Erzeugnis dieser Zeit im Nilthale unbekannt geblieben. Der Handel war selbst nicht bloss passiv von seiten der Aegypter; es galt als Regel, dass der Reiche ein eigenes Schiff besitze, das ihm die Schätze Syriens holte. Doch kamen jedenfalls mehr phönizische Schiffe in die Nilmündungen als umgekehrt. In den Annalen Dhutmes' III. ist die Rede von mit Bauholz beladenen Kefto- und Kupni-Schiffen; vermutlich führten diese Schiffe ihre Ladungen nach Aegypten. Von der Stadt Ramses im östlichen Delta heisst es, dass in ihr die Schiffe landen und die Erzeugnisse aller Länder zusammenströmen. Wegen der Meeresströmung erfolgte der Verkehr vielleicht zum grösseren Teile zu Lande. Der Rückgang der Macht Aegyptens seit der Ramessidenzeit hat den Handel allem Anscheine nach nicht eingeschränkt. Was das 4. Buch Mosis und das Buch der Richter über den „Königsweg“, was Ezechiel über den Handel von Tyrus mit Aegypten sagt, macht ganz den Eindruck. Stärker als je zuvor wuchs der Einfluss der ägyptischen auf die phönizische Gesittung unter der 26. Dynastie an, wiederum eine Folge des regen Handels zwischen beiden Ländern.

Aus den Tributen der Syrer lassen sich auch die Waren erkennen, welche die Aegypter besonders begehrten. Als Dhutmes III. im

29. Jahre seiner Regierung die Ländereien der Aradier plünderte, nahm er die grossen, zum Ausdreschen bereiten Getreidemengen, ebenso reiche Vorräte an Oel und Wein weg; das Verzeichnis der Beute zählt ferner auf: Kupfer, Blei, Blaustein, Grünstein, zehn Schalen aus Silber, vierzig Stuten, 3636 Ziegen. Im 33. Jahre erhielt derselbe Herrscher von den Cheta „8 Ringe von 301 Voden (reichlich 27 kg) Silber“, einen grossen Block von weissem Edelsteine und Tagu-Holz. Im 34. Jahre brachte der Fürst von Asy (Cypern) „108 Ziegel von geläutertem Kupfer“ (ein andermal soll ganz Syrien nur 80 Ziegel liefern), 120 Barren Blei, 2 Stäbe (aus einer wertvollen Holzart), 110 Voden Blaustein, 1 Elefantenzahn; derselbe Fürst brachte im 38. Jahre Rohkupfer und Rosse, im 39. Jahre Elefantenzähne, 40 Ziegel Kupfer, 1 Ziegel Blei. Nach diesen und anderen Angaben bestanden die syrischen Tribute in: Silber, Weissgold, Gold, Kupfer, Blei, Eisen und anderen Metallen, Blaustein, Grünstein, Rossen, Rindern und Kleinvieh, Getreide, Oel, Wein, Werkholz, Elfenbein, Wagen, Rüstungen, Hausrat, kostbaren Krügen und Schalen aus Metall, seltenen Tieren wie Bären und Elefanten, endlich Sklaven.

Sonach standen unter der syrischen Einfuhr in Aegypten immer die Bodenerzeugnisse obenan. Es werden genannt Pferde, Rinder, Ziegen, Fische, Getreide (das man im Kriege wegführte „wie Furtensand“), Früchte, besonders Feigen, Wein, Oel, bki-Oel, Räucherwerk, Honig. Der vielgenannte, in ungeheurer Menge vorkommende („ihre Weine waren eingelegt in ihren Kellern wie eine Wasserflut“), einmal als „hochfein“ bezeichnete Wein kam aus Palästina („Charu“) und Phönizien („Zahi“ oder „Dahi“) und zwar in grossen Krügen. Für die spätere Zeit bestätigt dies Herodot (III, 6): „Es wird aus Hellas überall her, dazu auch aus Phönizien, alljährlich zweimal Geschirr mit Wein gefüllt nach Aegypten eingeführt.“ Die grossen irdenen Krüge wurden als Wasserbehälter am „Königswege“ durch die Wüste nach Syrien verwendet. Das Olivenöl lernten die Aegypter erst schätzen, als es aus Syrien ihnen zugeführt wurde („Oel des Hafens“). Aus dem Amoriterlande bezog man ein wohlriechendes Rohr, aus Kepni oder Kupni das zur Mumisierung verwendete Cedernöl, das bisweilen auch als Cedern- oder Balsamöl aus den Un-Bäumen bezeichnet wird, die vielleicht mit den Urkarinu-Bäumen (Buchsbaum?) auf den Höhen bei Antiochia, nordöstlich vom Berge Kasius, identisch sind. Wie sehr man dem allezeit fühlbaren Holzmangel in Aegypten durch Einführen aus Syrien abzuhelfen suchte, geht daraus hervor, dass der Aegypter sich Syrien als ein Land der Wälder und Holz als dessen wertvollstes Erzeugnis vorstellte. Alle längeren und stärkeren Balken, auch besonders harte, feste Hölzer, solche mit Maserung und wohlriechende,

bezog man aus Syrien. Eine Menge Arten werden genannt: sisu-, mrv-, psgv-, tagu-Holz, Schwarzholz. Aus Tagu-Holz wurden Prachtstöcke geschnitzt. Im Auftrage des Oberpriesters Hrihor reiste ein Aegypter nach Charu, um Cedernholz (Libanonholz) für den Bau einer Amonsbarke zu kaufen, offenbar von dem Könige von Kupni (Byblus), für den er Geschenke mitnahm.

Andere Artikel der syrischen Einfuhr hatte Syrien selbst aus anderen Ländern erhalten, wie Weihrauch, Elfenbein, Blaustein, Grünstein, Kupfer, Blei, das Kode-Bier. Ausserordentlich mannigfaltig müssen nach den in Aegypten eingebürgerten Lehnwörtern die semitischen Gewerbserzeugnisse gewesen sein, welche die Aegypter trotz der eigenen entwickelten Gewerbe verbrauchten. Erman führt z. B. auf: Schiffe, Wagen, Waffen (Schwert, Lanze, Köcher), Musikinstrumente (Leier, Flöte), Stöcke, Gefässe, Getränke, Brote, zum Teil in vielen Arten, und sagt, dass die Zahl leicht auf das zehnfache vermehrt werden könnten. Selbst in der Kleidung, in der die Aegypter am treuesten ihre Eigenart, die weissen, weiten Linnengewänder, bewahrten, drangen schwerere Wollenstoffe ein, und die Erzeugnisse phönizischer Goldschmiedekunst mit ihrer übertriebenen Menge von Tierfiguren und ägyptisierenden Ornamenten werden oft erwähnt und häufig abgebildet. Vorzügliche Wagen und Wagenteile erhielten die Aegypter aus drei Städten der Kischon-Ebene, die nahe beieinander lagen und durch ihre Ausfuhr von Kriegswagen berühmt waren, Megiddo, Taanak und Jibleam. Es sind dieselben Städte, die auch in der Bibel als durch ihre Wagen berühmt genannt wurden. Jos. 17, 16 heisst es: „und die Kanaanäer, die in dem Thallande wohnen, die in Bet-Schean und seinen Töchtern und die im Thale Jesreel haben eiserne Wagen“. Bei der Schlacht der „Könige Kanaans bei Taanak am Wasser von Megiddo“ (Richter 5, 19) sind dieselben Städte gemeint, die nach Richter 4, 13 „neunhundert eiserne Wagen“ hatten.

Mit den Beduinen im Osten des Deltas von der Mittelmeer-Küste bis in die Sinaihalbinsel war der Handel gering; selbst die Augenschminke Stibium wird zur Zeit des Neuen Reiches nicht mehr erwähnt wie früher, nur als einzige Ware der „Balsam von Schasu“, der aus wohlriechenden Pflanzen der Sinaihalbinsel gewonnen und vermutlich erst in Aegypten bereitet wurde.

188. Handel mit Kefto und Babylon. Die Annalen Dhutmes' III. nennen Keft-Schiffe, stellen das Land Keft (Kefto) mit Asy (Cypern) zusammen, und in Rechmares Grabe werden Keft-Leute dargestellt, welche Dhutmes III. reiche Geschenke überbringen. Bezüglich der Lage dieses Landes erklärt Pietschmann, dass das noch eine

offene Frage sei, jedenfalls aber sei Keft nicht Phönizien. Dagegen sucht W. Max Müller eingehend nachzuweisen, dass Kefto kein anderes Land sei als Cilicien. Die Bewohner weichen in ihrem Typus völlig ab von den Semiten. Sie gehören nach Müller mit den Urbewohnern Cyperns zu der Völkergruppe des östlichen Kleinasiens, die sich Ghetiter (im Norden Ghattäer, im Süden Khettäer) nannten, von den Semiten Chattê, Cheta genannt wurden. Infolge ihrer Wohnsitze an einer fruchtbaren, verkehrsreichen und dichtbevölkerten Küste mögen auch die Cilicier die Hauptleistungen der „chetitischen“ Kultur vollbracht haben, insbesondere die Beeinflussung der griechischen Kunst.

Die ägyptischen Maler bemühten sich, die von den Kefto-Leuten gebrachten Gold- und Silbergefässe als Werke bedeutender Kunstfertigkeit und zugleich eines originellen Kunststils darzustellen. Es sind goldene und silberne, mit Email verzierte Kannen und Vasen, deren edles Formengepräge in der Technik des Metalltreibens seinen Ursprung hat. Babylonischer und ägyptischer Stil beeinflussten die selbstschöpferischen Leistungen derart, dass viele Gefässe von Werken des halbägyptischen Phönizierstils kaum zu unterscheiden sind, z. B. in der Ueberhäufung mit ziemlich naturalistischen Tierköpfen. Als charakteristisch für die Kunst der Kefto erscheinen die kühn angesetzten Henkel, die bei den Phöniziern selten und sparsam angewandte Schuppentechnik, die sonst seltenen dütenförmigen Vasen und eine gewisse Strenge des Stils, welcher lineare Ornamente bevorzugt und mit figurativen Mass hält. Die fein geschwungenen Umrisse, die kunstsinnige Gliederung der Teile, deren jeder gleichsam lebendig seine Funktion in dem Ganzen ausfüllt und dementsprechend ornamentiert ist, unterscheiden diese Arbeiten wesentlich von den phönizischen mit ihren oft wilden und bizarren Formen, lassen dagegen unleugbare Verwandtschaft mit der ältesten Kunst Westkleinasiens und Griechenlands hervortreten. Dieses Verhältnis ist noch genau festzustellen. Die mycenische Kunst hat zweifellos viel selbständig Entwickeltes, aber dessen Ursprung kann in der alten Zeit liegen, in der Griechenland und Kleinasien einen ziemlich einheitlichen Kulturkreis bildeten; die Länder vom Peloponnes bis zur cilicischen Küste und Cypern können gemeinsam die spätere Kultur und Kunst ausgebildet haben. Die östliche Lage Ciliciens liesse den stärkeren orientalischen Einfluss in der cilicischen Kunst in Vergleich mit der mycenischen erklärlich erscheinen. Die Fülle des Rohmaterials an Kupfer auf Cypern und Silber in Cilicien mag zur Entwickelung einer blühenden Schmiedekunst und einer eigenen Schule geführt haben.

Aus den cilicischen Bergen erhielt das alte Vorderasien sein Silber.

Die Kefto-Gefässe sind vorzugsweise von Silber, zum Teil von Elektron, selten von Gold. Die Massen von Kupfer, welche der Fürst von Asy (Cypern) Dhutmes III. als Tribut sandte, lassen dessen bekannten Kupferreichtum erkennen. Wenn auch die Kefto-Leute Kupferbarren darbrachten, so müssen sie dieselben aus Cypern bezogen haben, oder, wie Müller meint, die Bewohner von Cypern müssen unter den Kefto-Leuten inbegriffen gewesen sein, zu dem cilicischen Volksstamme gehört haben. An anderen Gewerbserzeugnissen der Kefto lassen die Bilder bunte, äusserst reich gemusterte Schurze, ferner dicksohlige Schnabelschuhe, die hoch über den Knöchel reichen, oben aus weisser Leinwand mit merkwürdigen Verzierungen, wohl buntfarbigen aufgenähten Streifen, geschlossen mit teilweise roten und blauen Riemen, Gürtel oder zu anderem Zwecke gewebte Streifen, Edelsteinketten und Schwerter erkennen.

Die Stelle in den Annalen Dhutmes' III., welche Kefto- und Kupni- (= Byblus-) Schiffe nennt, beweist, dass Kefto am Meere lag und durch Seehandel bekannt war; der gebrauchte Ausdruck bedeutet nicht Schiffe des Landes Kefto, sondern Schiffe, die nach Kefto fahren (Keftofahrer wie Indienfahrer) oder die nach der Art dieses Landes gebaut sind. Müller vermutet, dass der Name Kefto bereits den Aegyptern des Mittleren Reiches bekannt geworden sei und damals schon Seeverkehr von Kefto nach Aegypten stattgefunden habe, dass schon im 14. Jahrhundert der Name durch die spätere Benennung des Landes Krk, Klk (Cilicien) verdrängt worden sei. Es wurden nämlich in Aegypten cilicische Sklaven den Kanaanäern und Negern vorgezogen, zu Mundschenken des Königs verwendet, ihr Häuptling aber in die Brauereien geschickt, das Kode-Bier für den König zu bereiten. Doch ist eine Eroberung Ciliciens durchaus unwahrscheinlich; selbst Dhutmes III. hat nur „Gaben“, nicht „Tribute“ erhalten von Kefto wie „von den Inseln inmitten des Meeres“.

Die Syrisch-arabische Wüste hat, soweit bekannt, bis zur Zeit des Neuen Reiches den unmittelbaren Verkehr der beiden Kulturgebiete am Nile und am Euphrat gehindert. Angesichts der Thatsachen, dass die Babylonier seit Gudeas Zeit Bauholz vom Amanus, Libanon und Antilibanon erhielten, die Aegypter um dieselbe Zeit oder doch bald nachher mannigfache syrische Erzeugnisse, darunter die Hölzer von denselben syrischen Gebirgen empfingen, angesichts dieser Thatsachen scheint es undenkbar, dass Aegypter und Babylonier nicht mannigfache Kunde voneinander erhalten haben sollten, nicht manche Kulturerrungenschaft des einen Volkes dem anderen bekannt geworden sein sollte. Die Vermittlung mag durch die Völker Syriens und des mitt-

leren Euphrats, im besten Falle einmal durch babylonische und ägyptische Kaufleute im nördlichen oder mittleren Syrien erfolgt sein, das letztere kaum vor der Zeit des Mittleren Reiches. Die Blüte Altbabyloniens seit der Schöpfung des Gesamtreiches durch Hammurabi hat einen mächtigen Aufschwung des Verkehrs mit Syrien zur Folge gehabt, wie die Verbreitung des babylonischen Kunststils, der babylonischen Sprache und Schrift, auch das häufige Vorkommen des Blausteins in Vorderasien beweisen. Echten Blaustein und „Blaustein von Babel" erhielt Dhutmes III. als Geschenke oder Tribute nicht bloss der Herrscher jenseits des Euphrats, sondern auch von den Fürsten Syriens, Ciliciens und Cyperns.

Dass auch ein König von Babylon wie die Könige von Assyrien und Sangar Geschenke an jenen grossen Eroberer geschickt hätte, wird nicht berichtet. Aber nach den Amarna-Briefen bat der König Burnaburiasch von Babylonien bei seiner Thronbesteigung den Pharao um Erneuerung des Freundschaftsverhältnisses unter Hinweis auf die seinem Vater Kurigalzu übermittelten Goldsendungen und dessen loyales Verhalten bei einem Empörungsversuche der „Kunachäer" (Kanaanäer), und in einem anderen Schreiben drang derselbe König unter Berufung auf das bestehende Freundschaftsbündnis auf Bestrafung der aus Akko stammenden Leute, welche Beamte seines Reiches auf dem Wege durch das Land „Kinachi" (Kanaan) überfallen und ermordet hätten. Hiernach ist ein Vordringen babylonischer Kaufleute bis an die Küste Kanaans nicht als unmöglich anzusehen. Immerhin genügte ein Austausch zwischen beiden Ländern auf syrischem Boden. Als die Schlachtrosse und Streitwagen Tiglat-Pilesers I. die Völker bis an den Antitaurus und den Fuss des Libanons erschreckten, da sandte der König von Aegypten Geschenke an den assyrischen Eroberer. Zu Kriegen zwischen Aegypten und Assyrien kam es erst im 7. Jahrhundert. Allein in den vielen Kämpfen der syrischen Fürsten gegen die Assyrer hatten doch vielfach die Pharaonen ihre Hände im Spiele; tüchtige, mächtige Herrscher am Nile wie am Euphrat und Tigris strebten darnach, den Besitz des reichen Syriens zu gewinnen oder zu erhalten. Daher schritt Assarhaddon zur Eroberung Aegyptens, und wieder ein Jahrhundert später unternahm Nebukadnezar seinen Zug nach Aegypten.

Wenn selbst Heere vom Euphrat auf den früher bezeichneten Strassen durch Syrien und durch die Wüste östlich vom Delta an den Nil zogen, so musste der anspruchslosere Handel auch durch die Wüste genügende Sicherheit und Brunnenstationen finden. Die grosse Syrisch-arabische Wüste wurde zu dieser Zeit noch umgangen; von beiden

Seiten her suchte man, möglichst im Kulturlande reisend, den Euphratübergang bei Karkemisch oder in dessen Nähe auf.

189. Sklaven. Ed. Meyer warnt vor den „phantastischen populären Anschauungen", wonach „die Orientalen im Besitze zahlreicher Weiber und unzähliger Sklaven" sind. In Aegypten hat es Sklaven in grösserer Anzahl nur während des Neuen Reiches gegeben; ein gewisser Ueberfluss zu dieser Zeit hat auch zu ihrer Verwendung als Arbeitssklaven geführt, während sonst die landwirtschaftliche Arbeit im weitesten Sinne von den Hörigen und freien Arbeitern verrichtet wurde. Auf den grossen Gütern des Adels des Alten und Mittleren Reiches besorgten leibeigene Bauern und Hörige die Arbeiten wie auf den Staatsdomänen und den Tempelgütern während des Neuen Reiches. Die gewerblichen Arbeiten wurden während der ersten beiden Perioden für die Gutsangehörigen von leibeigenen Handwerkern gefertigt, während in den Städten selbständige Handwerker für den Verkauf arbeiteten. Auch im Neuen Reiche hatte noch jede der grossen Verwaltungen ihre eigenen Handwerker und Arbeiter, die in „Truppen" eingeteilt waren. Ob diese Handwerker und Arbeiter leibeigen waren, ist nicht bestimmt zu sagen. Im allgemeinen scheint bei den Verwaltungen der Tempel und den Nekropolen zwischen den leibeigenen Bediensteten und den Arbeitern ein Unterschied gemacht worden zu sein; die Handwerksarbeit blieb in der Regel der Arbeitertruppe überlassen, während die Leibeigenen Wasser trugen, Holz hackten, Futter holten, Fische fingen und ähnliche Arbeiten verrichteten. Zuweilen waren indes auch Leibeigene Handwerker.

Während also auf den Gütern und in den grossen Verwaltungen im wesentlichen jedenfalls Leibeigene und freie Arbeiter, Angehörige des eigenen Volkes, die Arbeit verrichteten, wurden zu den häuslichen und persönlichen Diensten schon vom Alten Reiche an, zu den Geschäften der Gewerbe und des Handels als selbständiger städtischer Berufe mindestens vom Mittleren Reiche an auch Sklaven und Sklavinnen gehalten, z. B. von Goldschmieden, Bildhauern, Steinmetzen, Baumeistern, Maurern, Balsamierern. Zur persönlichen Bedienung wählte man vorzugsweise Syrerinnen, schon im Mittleren Reiche, die man zur Schaustellung ihrer Schönheit bei den Gelagen des Neuen Reiches fast ohne jedes Kleidungsstück die Gäste bedienen liess. Ein Fragment klassifiziert die Haremsbewohnerinnen: Asiatinnen, Afrikanerinnen und Aegypterinnen, Libyerinnen, Oasenbewohnerinnen, zuletzt in Verbindung mit dem Worte „Liebling" die Syrerinnen.

Der Erwerb der Sklaven geschah in einem Falle durch den Fang. Der Offizier Sanch, der das „Gottesland" Aegypten einverleibte

(11. Dynastie), sagt in seiner Inschrift: „Ich begab mich zum Meere und jagte Erwachsene und jagte Vieh, und ich kam zu dieser Gegend (Hammamât) mit sechzig bejahrten Leuten und siebzig Unerwachsenen bei einem einzigen Male". Die Einschliessung Aegyptens durch Wüsten gab freilich zu Sklavenjagden wenig Gelegenheit. Daher ist frühzeitig der Kauf eingetreten. Neger sind zu allen Zeiten in Aegypten eingeführt worden. Ob die nubischen Neger, welche seit der 4. Dynastie zumeist die regulären Truppen bildeten, gekaufte Sklaven waren, ist nicht bekannt. Jedenfalls war „der Neger Hertesi", nach Haartracht und Schurz aus Punt (§ 183) ein Sklave. Im Mittleren Reiche kamen dazu vielfach semitische Sklaven; W. Max Müller führt nach verschiedenen bildlichen Darstellungen als Beispiele zwei Gärtner, drei Schnitter, einen Hirten, einen Zimmermann auf. Die siegreichen Kriege der Eroberer des Neuen Reiches führten ein starkes Anwachsen der Sklavenzahl herbei. Dhutmes III. erhielt vom Könige von Assyrien 65 Sklaven und Sklavinnen; in Naharin erbeutete derselbe 3 Könige mit ihren 30 Weibern, 80 freie Gefangene und 606 Sklaven. Einen Teil der Sklaven verwendeten die Könige selbst; aus Misstrauen gegen ihre eigenen Unterthanen schufen sie sich aus den zu Rang, Ehren und Einkünften beförderten Sklaven eine zuverlässige Umgebung genau wie die Mamlukensultane des Mittelalters; was für diese Mamluk hiess, hiess für jene Truchsess. Zu Zeiten reichten die geschenkten und als Kriegsgefangene erbeuteten Sklaven nicht aus; der Bedarf wurde durch Kauf gedeckt, nicht bloss für den König, sondern auch für die Tempel. Wenn z. B. Dhutmes III. dem Amon in Karnak unter anderem 878 Sklaven schenkte, Männer und Frauen, die den Speicher des Gottes füllten, für ihn spannen und webten und den Acker bestellten, so waren das gewiss im Kriege erbeutete Fremdlinge. Wenn aber Ramses III. in seiner Zusammenstellung der Leistungen an die Tempel auch 113433 Sklaven aufzählt, so mag ein erheblicher Teil derselben Kaufsklaven gewesen sein. Wie auf den Tempelgütern des Neuen Reiches wurden auch auf den Domänen und andern Verwaltungen des Staates viel Sklaven zur Arbeit verwendet, z. B. cilicische Kriegsgefangene in den königlichen Brauereien. Mehrere Stellen nennen Sklaven von dreierlei Rasse: Kleinasiaten, Semiten, Neger. Die ersteren, namentlich Cilicier und Lycier, erscheinen bevorzugt; Cilicier-Jünglinge dienen als Mundschenke des Königs; den „Kanaanäer-Sklaven und schönen Jünglingen von den Negern" fallen niedrigere Dienste zu.

Die Sklaven des königlichen Hofhaltes erfreuten sich grossenteils einer einträglichen, angesehenen, freieren Stellung. Allein die

Sklavenscharen der grossen Verwaltungen litten, wie die unteren Stände Aegyptens zu allen Zeiten, oft bittere Not.

190. Handelsbetrieb. Die Denkmäler stellen oft das Wägen der Waren dar, z. B. die Bilder im Grabe des Gaugrafen Paher, wie das für Getreide eingetauschte Gold in Ringen aufgeschichtet, gewogen und aufgezeichnet wird. Ein Beamter Dhutmes' III. nimmt einen grossen Haufen Elektron entgegen und stellt sein Gewicht auf 36392 Vodn (= 3311,672 kg) fest. Vom 6. Bilde des Tempels zu Dêr el baheri sagt Lieblein (S. 32): „In der oberen Reihe ist eine grosse Wage aufgestellt, durch welche der Gott Horus das Wägen der abgegebenen Tribute vornimmt. Auf der einen Wagschale finden sich 31 grosse Goldringe, auf der andern liegen Gewichte, welche die Formen von Kühen und Kuhköpfen haben. Die Inschrift lautet: „„Eine wohljustierte Wage des Gottes Thoth, von dem Pharao für seinen Vater Amon, den Herrn der Throne der beiden Welten gemacht, um Silber, Gold, Lapislazuli, Smaragd und alle kostbaren Steine angesichts Ihrer Majestät zu wägen."" — Auf demselben Bilde stehen an der Seite eines Haufens Weihrauch vier Männer mit Massen in den Händen; die beigefügte Inschrift sagt: „Vermessung frischen Anti-Weihrauches für Amon . . . . .". Obwohl die Hohlmasseinheit im Aegyptischen mit demselben Worte (hin) bezeichnet wurde wie im Hebräischen und Phönizischen, war deren Inhalt bei den verschiedenen Völkern verschieden. Im Neuen Reiche haben asiatische Einflüsse umgestaltend auf das Mass- und Gewichtswesen eingewirkt. Dagegen ist die schon zur Pyramidenzeit in Aegypten gebrauchte königliche Elle (0,525 m), identisch mit der babylonischen, vom Nilthale aus nach Vorderasien verbreitet worden.

Zum Verständnisse des Handels Aegyptens ist durchaus nötig, sich gegenwärtig zu halten, dass bis ins Neue Reich die Naturalwirtschaft bestand, ein allgemein anerkannter Wertmesser noch nicht gebraucht wurde. Die Bauern und Hörigen leisteten wie die Adligen und hohen Beamten ihre Abgaben in Naturalien, und umgekehrt zahlte der Hof die Gehälter und Pensionen der Beamten wie die Löhne der Arbeiter in Naturalien. Wenn die Magnaten, die Herren und Damen des Hofes sich rühmten, ihre Speise von der königlichen Tafel erhalten zu haben, so ist das ganz wörtlich zu nehmen. Die Bruchstücke eines Rechnungsbuches des königlichen Hofes aus der 13. Dynastie lassen ersehen, wie aus dem, was an Brot, Bier, Früchten, Kräutern u. a. in den königlichen Kammern einging, tagtäglich bestimmte, genau verrechnete Rationen, die sich nach dem Range der Empfänger abstuften, verteilt wurden an die Prinzen und Haremsdamen, die hohen

Beamten und Palastchargen, an Richter, Soldaten, Hofdiener und auch an zahlreiche Privatpersonen, die teils dauernd, teils gelegentlich Pensionen vom Hofe bezogen. Z. B. die Königin erhielt 30 Brote, 5 Krüge Bier, 1 Bündel Feldfrüchte u. a., der Prinz und die Prinzessinnen je 10 Brote, die Haremsdamen je 10 Brote, 1 Krug Bier u. s. w. Selbst unter dem Eindringen der asiatischen Masse und der Edelmetallrechnung während der Zeit des Neuen Reiches blieb der Hauptsache nach im Regierungssysteme die Naturalwirtschaft bestehen; auch in den eroberten Gebieten erhob man die Abgaben in Getreide und zahlreichen Natur- und Gewerbserzeugnissen.

Darum ist, wie das früher vom Binnenhandel festgestellt worden ist, auch der auswärtige Handel nur Tauschhandel gewesen. Die Punt-Expedition Hatschepsuts vollzog den Tauschhandel in bester Form, wenn auch der amtliche Bericht nur von Gaben des Fürsten von Punt spricht. Die Aegypter tauschten die Puntwaren ein gegen die von ihnen mitgebrachten Lebensmittel, Ringe, Ketten von Perlen und bunten Steinen, Beile und Dolche. Schon vor dem Neuen Reiche scheint sich nun der Gebrauch herausgebildet zu haben, das Kupfer nach dem Gewichte als Wertmesser anzuwenden. Im Verkehre des Neuen Reiches wenigstens erscheint das Kupferstück von einem Vodn (= 91 g) in der Form gewundenen Drahtes ⟹ oder ⊂⊃. Diese Form wurde ständig als Zeichen des Gewichtes Vodn in der Schrift verwendet. Damit war zur Berechnung des Wertes der verschiedensten Dinge ein Wertmesser gewonnen, der aber keineswegs immer als Zahlungsmittel verwendet wurde. Man bezahlte z. B. einen Ochsen im Werte von 119 Vodn Kupfer mit einem Stocke mit eingelegter Arbeit zu 25 Vodn, einem anderen zu 12 Vodn, 11 Krügen Honig zu 11 Vodn u. s. w. Erman hält für möglich, dass zur Zeit des Neuen Reiches auch mehrere Arten Stöcke, verschiedene Sorten Papier als Zahlungsmittel verwendet worden sind.

Das Gold kam noch nicht als Wertmesser in Verwendung. Das nubische oder puntische Gold war nichts anderes als eine hochgeschätzte Ware so gut wie der Blau- und Grünstein, die man ebenso durch Bergbau und Handel gewann. Wohl gelangte das Gold in der Form von Ringen aus Nubien nach Aegypten. Allein einerseits führte man es auch als „Goldstaub“ in Beuteln in Aegypten ein, anderseits, und das ist wichtiger, scheinen zwar die Ringe „einen festen Durchmesser von etwa 12 cm gehabt“ zu haben, aber ihre Stärke, demnach auch ihr Wert waren sehr verschieden. Daher wurden sie auch immer genau gewogen, eine Zählung genügte nicht zur Feststellung ihres Gewichtes.

Schon im Alten Reiche waren die Kaufleute wie die Handwerker der Städte freie Leute; es galt für sie ein anderes Recht als für die leibeigenen landwirtschaftlichen Arbeiter; sie waren bei anderen Behörden zuständig. Wie die ganze bisherige Darstellung ergeben hat, ist an das Vorhandensein eines zahlreichen unternehmenden Handelsstandes im alten Aegypten nicht zu denken. Gewiss sind, wenn nicht schon im Alten, so doch vom Mittleren Reiche an, auch ägyptische Kaufleute nach Nubien wie nach Syrien gezogen. Allein die Thatsachen, dass die nubischen Bergwerke im Staatsbetriebe standen, dass vielfach die äthiopischen Waren als Tribute nach Aegypten gelangten, dass die königlichen Expeditionen nach Punt die Ausübung des Handelsmonopols mit diesem Lande bedeuten können, dass während des Neuen Reiches und bis zur Herrschaft der Aethiopen von der Anwesenheit asiatischer Kaufleute in Aegypten wohl manches, von der Thätigkeit ägyptischer Händler im Auslande fast nichts ermittelt ist, diese und andere Thatsachen nötigen zu der Annahme, dass die Aegypter dem auswärtigen Handel im allgemeinen ebenso abgeneigt gewesen sind wie dem Kriege.

191. Der Handel unter Psammetich und seinen Nachfolgern. Die Politik Psammetichs und seiner Nachfolger fiel zeitlich noch in die Periode des wunderbaren Ausströmens griechischer Bevölkerung an alle Küsten und Inseln des Mittelmeeres. Auch die Aegypten benachbarte Halbinsel Barka erhielt von etwa 630 v. Chr. an ihre griechischen Kolonien. Je weniger die Pharaonen im eigenen Lande Stützen ihrer Macht fanden, desto enger verbanden sie sich mit den griechischen Mächten, am engsten die späteren Herrscher, die sich nach Nebukadnezars Eroberung des Reiches Juda und der Unterwerfung von Tyrus bedroht sahen. Immer zahlreicher wuchsen die Scharen der fremden Söldner an, denen selbst der Schutz der Hauptstadt Memphis und die Bewachung der Grenzfestungen anvertraut wurde. So entstand trotz der tiefgehenden inneren Verschiedenheit der Griechen und Aegypter eine dauernde Verbindung beider. Den zahlreichen, meist lebenslang im Lande bleibenden Söldnern folgten die Kaufleute, griechische wie phönizische und aramäische.

Die Kunde von dem reichen und mächtigen Staate am Nile wird bei den Griechen nicht mehr verschollen sein seit der Zeit, da die „Inseln inmitten des Meeres“ Dhutmes III. in der glanzvollen Königsstadt Theben Tribut darbrachten. Die Stelle der Ilias (IX, 381 ff.) über das hundertthorige Theben ist weit älter als Psammetich. Jünger als dieser König ist die Telemachie, nach welcher in Aegypten „jedermann ein Arzt ist, der mehr weiss als andere Menschen“, „das Land

viele Kräuter trägt, heilsame und schädliche“ (Od. IV, 229ff.), nach welcher es den Griechen als etwas Gewöhnliches erschien, dass der Kaufmann nach Aegypten fuhr, um Handel zu treiben, gelegentlich auch zu plündern (IV, 125ff., 351ff., XIV, 246ff.).

Hatte sich der Handelsverkehr in den früheren Zeiten an den östlichen Nilarmen, in den Städten Pelusium, Tanis und der Ramsesstadt vollzogen, so gewannen von Psammetich an umgekehrt die westlichen Nilarme hervorragende kommerzielle Bedeutung. Am Eingange des bolbitinischen Armes, an dem Sais, Psammetichs Hauptstadt, lag, gründeten die mit dreissig Schiffen erscheinenden Milesier eine befestigte Faktorei; Samus und andere griechische Gemeinden werden es ähnlich gemacht haben. Ueber ganz Aegypten ergossen sich die fremden Kaufleute. In Memphis fand sich neben dem vielleicht älteren phönizischen, vorzugsweise von Tyrern bewohnten Quartiere ein griechisches und ein karisches. Selbst die grosse Oase wurde nach Herodot von Samiern bewohnt. Es bildete sich eine zahlreiche Kaste von Dolmetschern aus, die als Vermittler des Geschäftsverkehrs zwischen Griechen und Aegyptern unentbehrlich waren, in der späteren Zeit auch den ersteren als Fremdenführer dienten. Die hauptsächlichsten politischen Ereignisse in Aegypten von Psammetichs Zeit an blieben im Gedächtnisse der Griechen haften. Die ägyptische Götterwelt wurde den Griechen bekannt; die letzteren glaubten manche ihrer Götter in den am Nile verehrten wiederzuerkennen; gern liess man sich von den Wundergeschichten der ägyptischen Tradition erzählen, man glaubte an einen gemeinsamen Ursprung der Aegypter und der Danaer; die Eponymen der Aegypter und Libyer fanden in die genealogische Dichtung der Griechen Aufnahme wie die der Cilicier und Phönizier; selbst Belus, aus Bel, dem Gotte der aramäischen Händler in Aegypten hervorgegangen, gesellte sich zu ihnen. Auch manche Kunstfertigkeit, mancherlei Kenntnisse eigneten sich die Griechen an.

Amasis gelangte auf den Thron durch den Hass der ägyptischen Kriegerkaste gegen die fremden Söldner. Es musste also ein Rückschlag gegen die Stellung der Fremden im Lande erfolgen. Allein Amasis war ein zu kluger Politiker, sich dem starren Zwange des Aegyptertums zu fügen und seine brauchbarsten Machtmittel selbst zu zerstören. Doch suchte er die Fremden der Krone gefügig zu machen; was er ihnen indes in einer Richtung nahm, hat er ihnen in einer anderen wiedererstattet. Die bisherige freie Bewegung der fremden Kaufleute wurde eingeschränkt; ihre Faktoreien aufgehoben. Dafür bestimmte Amasis am westlichsten, dem kanopischen Nilarme, wenige Meilen von der Residenz Sais entfernt, ein Gebiet, wo sie

Grundbesitz erwerben und eine Stadt nach griechischer Art anlegen konnten. Vielleicht hat daselbst schon vor Amasis eine griechische Ansiedelung bestanden, aber gewiss entstand jetzt erst Naukratis, „die Schiffsmächtige“, die bald zum ersten Handelsplatze Aegyptens emporwuchs und während des 6. Jahrhunderts im kleinen dieselbe Stellung einnahm wie später Alexandria. Es entfaltete sich in dem grossen Handelsmittelpunkte ein reiches, üppiges Leben; nirgends gab es so viele Genüsse, so berühmte Hetären wie hier. Die Stadt war durchaus griechisch; unter den zahlreichen Fundgegenständen in ihren Trümmern hat sich kaum irgend etwas Aegyptisches gefunden; selbst ägyptischer Einfluss tritt nur in wenigen Kunstgegenständen hervor, wie in Figuren von Negern oder einem Hausmodell. Die Verfassung der Stadt war wohl nach dem Muster der jonischen Städte geordnet, aber alle griechischen Stämme waren in der Bevölkerung vertreten; die Funde zeigen Sprache, Schrift und Kunst der gesamten griechischen Handelswelt. Die führende Stellung nahmen die Milesier ein, und zwar in solchem Masse, dass der späteren Zeit Naukratis als eine milesische Kolonie galt. Den Mittelpunkt ihrer Niederlassung bildete der heilige Bezirk Apollos. Ferner besassen die bedeutenden Handelsstädte Aegina und Samus je eine besondere Faktorei mit Heiligtum. Dagegen hatten sich zu einem grossen „hellenischen“ Bezirke vereinigt die Jonier von Chius, Teos, Phocäa und Klazomenä, die Dorier von Rhodus, Knidus, Halikarnassus und Phaselis, die Aeoler von Mitylene. Gewaltige Backsteinmauern, der Verteidigung dienend, schlossen die Tempel, ein grosses Magazin, den Markt und Versammlungsplatz ein.

Auf dieses Naukratis schränkte Amasis den griechischen Handel ein; nur hier noch durften die griechischen Kauffahrer ihre Waren landen. Wenn jemand an einer anderen Nilmündung ankam, musste er schwören, dass er nicht freiwillig komme, und mit seinem Schiffe nach der kanopischen Mündung fahren; war das wegen widriger Winde unmöglich, so mussten die Waren in Nilkähnen nach Naukratis gebracht werden. Amasis hat also den Verkehr zwischen den Aegyptern und Griechen auf diesen einen Ort eingeschränkt, dafür aber den letzteren in Naukratis um so grössere Freiheit gewährt.

Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, dass in Aegypten wie anderwärts die griechischen Kaufleute und Schiffer die phönizischen allmählich zurückgedrängt haben. Gewiss haben die phönizischen Städte ihre alten Handelsverbindungen mit Aegypten dank der Fremdenpolitik Psammetichs und seiner Nachfolger vermehrt, vervielfältigt; gewiss war die ägyptische Marine von phönizischen Schiffsbaumeistern,

die noch lange den Griechen technisch bedeutend überlegen sich erwiesen, gebaut, von phönizischen Seeleuten bemannt; gewiss war das alles noch so unter Necho. Unter Amasis mögen die Phönizier, unter chaldäische Herrschaft gebeugt, weniger Gunst erfahren haben als die politisch eng befreundeten Griechen. Immerhin ist die Thatsache, dass in der Perserzeit zahlreiche Aramäer in Aegypten ansässig und ihre Sprache wie in ganz Vorderasien so auch hier im Geschäftsverkehre gebraucht wurde, ein Beleg dafür, dass die Handelsbeziehungen der syrischen Völker mit Aegypten unter der 26. Dynastie fortbestanden haben. Mit den Griechen knüpfte Amasis zahlreichere und engere Verbindungen als einer seiner Vorgänger; er sandte Weihgeschenke nach Cyrene, Samus, Lindus, Sparta, steuerte zum Wiederaufbau des Tempels von Delphi bei (1000 Talente Alaun [Eisenvitriol?]); eine seiner Gemahlinnen, Laodice, stammte aus Cyrene; mit dem mächtigsten Herrscher des Aegäischen Meeres, mit Polykrates von Samus, stand er in freundschaftlichen Beziehungen. Ein reicheres materielles Gedeihen wie je zuvor ernteten die Pharaonen als Frucht ihrer Politik; die Sicherung ihrer Herrschaft erreichten sie nicht. Selbst Polykrates hielt es für geraten, gegenüber der überlegenen Persermacht seinen Bund mit dem Pharao zu brechen und Kambyses ein Flottenkontingent zu schicken. Aegypten ward eine Beute der Perser.

192. Der Handel in der Perserzeit. Die Einverleibung Aegyptens in das Perserreich brachte dem Nilthale vermehrten Absatz seiner eigenen Boden- und Gewerbserzeugnisse und gesteigerte Durchfuhr äthiopischer Handelswaren nach dem weiten Herrscherbereiche der Achämeniden, deren Luxus das wirtschaftliche Leben begünstigte. Die Gewerbe, namentlich die Weberei, die Papierbereitung, die Bearbeitung edler Steine hob sich, noch mehr der Anbau des Bodens; die Getreideausfuhr fand reichen Absatz, besonders an den Gestaden des Aegäischen Meeres, und die Aegypter gewöhnten sich in dem Masse daran, dass eine Stockung der Ausfuhr die Zahlung der Grundsteuer unmöglich machte. Darius Hystaspes vollendete das grosse Werk Nechos, den Kanal vom Nile zum Roten Meere. Allein wie entgegenkommend auch Kambyses, noch mehr Darius auftrat, um die Aegypter zu versöhnen, zu gewinnen, so brachen von des letzteren Tode an doch immer wieder, nach Zeiträumen von höchstens zwei Jahrzehnten Aufstände aus, die Selbständigkeit der Nation wiederherzustellen. Mehrfach gelang es den heimischen Königen, sich längere Zeit zu behaupten, aber immer wieder unterwarfen die Grosskönige das Land und züchtigten es mehrfach mit grausamer Strenge. Diese Ereignisse erschöpften den Wohlstand, wie denn z.B. der König Tachus auf das

Tempelgut, auf Aus- und Einfuhr u. s. f. für die Dauer des Krieges eine Steuer legte. Die Verwüstung des Landes, die Stockung des Handels beraubte die Führer der Bewegung der Mittel, Söldner und Flotten zu unterhalten. Nach dem schweren Strafgerichte Artaxerxes' III. (342 oder früher) schien das ägyptische Volk völlig gebrochen, seine Lebenskraft aufgezehrt.

Der Wohlstand der Griechenstadt Naukratis erlitt unter der persischen Herrschaft einen schweren, nie wieder eingeholten Rückgang, wie die Funde deutlich zeigen. Mehr als die politischen Umwälzungen führte dieses Ergebnis wahrscheinlich die Aufhebung des Privilegiums von Naukratis herbei; die Perserkönige gestatteten den fremden Kaufleuten im ganzen Lande Handel zu treiben. Phönizier, Aramäer, Griechen benutzten diese Freiheit. Den ersteren musste von entschiedenem Nachteile sein, dass die Perserkönige sich der Flotten ihrer Landsleute vornehmlich oder ausschliesslich bedienten, um die ägyptischen Erhebungen, soweit das zu Schiffe geschehen konnte, niederzuschlagen. Die Fortdauer ihres Handels beweist das Vorhandensein des phönizischen Quartiers in Memphis zu Herodots Zeit. Die Vermittlung zwischen dem Nile und Euphrat durch Syrien musste ihnen und den Aramäern verbleiben. Den Handel der Griechen, der ausschliesslich über die See erfolgte, begünstigte nicht bloss das Zusammengehen der gegen die Perser sich empörenden Aegypter mit griechischen Mächten als Bundesgenossen gegen den gemeinsamen Feind, sondern auch der Umstand, dass in den Perioden der Freiheit der Handel nach den persischen Provinzen in Asien stocken musste, den Griechen also fast die gesamte Aus- und Einfuhr zufiel. Daher sind auch die Beziehungen der Griechen zu den Aegyptern in der Perserzeit ständig gewachsen. Immer reger zeigte sich bei den Griechen das Bedürfnis, das wunderbare Land mit seiner uralten Geschichte genauer kennen zu lernen. Weit zahlreicher als die Gelehrten erschienen die Kaufleute, die das ganze Nilthal bis in die ferne grosse Oase durchzogen, auch nach den grossen Oasen der nördlichen Libyschen Wüste vorgedrungen zu sein scheinen. Wenigstens berichtet Herodot über die Verkehrswege durch Libyen nach Westen. Von Theben, das seit langer Zeit in Kultus- und Handelsgemeinschaft mit der Amonsoase stand, erreichte man nach Herodot in zehntägiger Wüstenreise diese Oase. Das ist augenscheinlich unrichtig. Vielleicht wollte Herodot ausdrücken, dass Theben noch immer trotz seines Rückganges ein Handelsmittelpunkt, auch nach den Oasen Libyens war, hat aber den viel weiter nördlich am Nile gelegenen Ausgangspunkt der Wüstenreise nach der Amonsoase vergessen. Der Dattelreichtum und das Vor-

kommen von Salz in diesen Oasen nährte den Handel. Zehn weitere Tagereisen von dem Amonium erreichte man die Oase Audschila, in abermals zehn Tagen eine neue Oase, von welcher dreissig Tagereisen entfernt die Lotophagen ihre Wohnsitze gehabt haben sollen. Die Lage der ungenannten Oase ist nicht sicher; man hält dafür einen Ort nahe dem heutigen Sokna oder die Oase Sebcha in der Richtung nach Murzuk. Jedenfalls musste der Wüstenweg nach jenen Oasen und weiter in das karthagische Gebiet, vielleicht auch nach der Karawanenstrasse Tripolis-Tsadsee in Aegypten bekannt sein.

Sechster Abschnitt.

Die Phönizier.

193. Syrien. Babylonien und Aegypten, die beiden Gebiete einer uralten selbständigen Kultur, waren durch Syrien und Arabien voneinander geschieden, so scharf, wie nur ausgedehnte Wüsten zu scheiden vermögen. Damit fiel den zwischen ihnen liegenden Ländern, Syrien und Arabien, die Aufgabe zu, einerseits zwischen den beiden Kulturgebieten selbst zu vermitteln, anderseits deren Kultur durch Handel und Verkehr zu anderen Völkern zu verbreiten. Sie ergänzten sich in der Erfüllung dieser Aufgabe; Syriens Bedeutung erscheint grösser, weil die Völker, denen es die vorderasiatische Kultur vermittelt hat, dieselbe durch Umbildung und Neuschöpfung reicher ausgestaltet haben und bis zur Gegenwart die hauptsächlichen Träger der menschlichen Kultur geblieben sind.

Die Naturgrenzen Syriens sind allein im Westen durch das Mittelmeer scharf bestimmt. Im Norden trennen die Ketten des Taurus Syrien von dem kleinasiatisch-armenischen Hochlande; doch bildete schon der Amanus eine ethnographische Grenze für die Semiten. Im Osten und Süden breitet sich die weite Syrisch-arabische Wüste aus.

Das Land ist höchst mannigfaltig gegliedert, entbehrt durchaus der Einheit. Zunächst scheidet eine auffallende Spalte, die sich vom See von Antiochien bis zum Busen von Akaba hinzieht, das Land in einen westlichen und einen östlichen Teil. Den nördlichen Abschnitt der Spalte bezeichnet das meridionale Stück des Laufes der Flüsse Orontes und Leontes; des letzteren Thal, zwischen dem Libanon und Antilibanon, im Mittel 520 m über dem Meere, heisst Cölesyrien (= Hohlsyrien), bei den Arabern Bekâa. Den südlichen Abschnitt der Spalte bezeichnet zunächst das Jordanthal (Ghôr) mit dem Toten Meere; hier ist die tiefste Einsenkung des Festlandes der Erde. Der kleine See Merom liegt nur noch 2 m über dem Meere, der See Tiberias bereits 208 m, das Tote Meer 394 m unter dem Meeresspiegel. Südlich vom Toten Meere steigt die Spalte im Wadi Araba bis zur Wasserscheide zwischen dem Toten Meere und dem Busen von Akaba auf + 240 m empor, um sich dann zum Meeresspiegel des letzteren hinabzusenken.

Die höchsten Erhebungen fassen Cölesyrien ein, der Libanon und Antilibanon, zwei Meridiangebirge. Der Libanon, d. h. weisser Berg (wegen des Schnees, welcher die höheren Gipfel jährlich zehn Monate bedeckt), ist 150 km lang und 30 km breit; sein und zugleich Syriens höchster Gipfel ist der südöstlich von Tripolis (j. Tarabulus) über dem berühmten Cedernhaine sich erhebende Gipfel Dhor el Chôdíb (3067 m). Da dieser und andere hohe Gipfel nur 15 km vom Mittelmeere entfernt liegen, so fällt das vielfach zerklüftete Gebirge zum Mittelmeere steil ab, oft mit Felsvorsprüngen an der Küste endigend. Nach Norden steht der Libanon mit dem Taurus und Armenischen Hochlande in Verbindung, nach Süden fällt er allmählich zum Plateau von Palästina ab, von dem ihn der Leontes scheidet. Im Antilibanon erreicht der weit nach Süden vorgestreckte Hermon als höchster Gipfel 2760 m Höhe; in gleicher Breite mit den höchsten Bergen des Libanons erreichen einige Gipfel 2000—2500 m Höhe; jenseits des 34.° n. Br. fällt das Gebirge rasch ab. Südöstlich vom Hermon erhebt sich als drittes Gebirge der Dschebel Haurán bis zu 1839 m Höhe. Zwischen ihm und dem Mittelmeere, dem Toten Meere und Leontes und Hermon breitet sich das Hügelland von Palästina aus. Es steigt von dem seichten Mittelmeergestade mit seinen offenen Reeden allmählich an bis zur mittleren Höhe von 5—600 m, fällt nach Osten zum Jordanthale steil ab, steigt im Ostjordanlande ebenso wieder bis zur gleichen Höhe wie vorher empor und geht dann in die Syrische Platte oder Wüste über, die sich allmählich bis zum Tigris senkt. Bekannte Gipfel sind der Karmel oder Heilige Eliasberg (530 m), der Tabor (576 m), der Garizim (903 m), der Oelberg (806 m). Jerusalem liegt 744, Damaskus 700 m hoch.

Nach Südwesten zu hängt mit Syrien zusammen die Sinai-Halbinsel. Nackt und steil erhebt sich aus den beiden nördlichen Buchten des Arabischen Busens die Granitmasse des Sinais, die im Mosesberge 2250 m, im Dschebel Katharin 2600 m, im Dschebel Serbál 2840 m Höhe erreicht.

An das nördliche Syrien schliesst sich in östlicher Richtung die weite von Aleppo bis zum Tigris reichende Ebene, vom Euphrat und seinen Nebenflüssen durchschnitten, fruchtbar nur bis zum Chaboras. Fruchtbar ist auch die herrliche Ghuta-Ebene von Damaskus und das bewaldete Plateau des Ostjordanlandes; aber weiter nach Osten verwandelt sich der dürre Boden in eine weite Sandwüste, die sich vom Ostjordanlande und Antilibanon bis an den Euphrat oder gar Tigris, von Aleppo bis an den Rand des central-arabischen Hochlandes erstreckt.

Die bereits genannten grösseren Flüsse Syriens haben sämtlich so starkes Gefälle, dass sie für den Verkehr bedeutungslos sind. Das

letztere gilt auch von dem grössten See des Landes, dem Toten Meere, obwohl derselbe 75 km lang und 16 km breit ist. Das klare Wasser mit seinem nach Süden (bis 22 %) zunehmenden Salzgehalte hindert organisches Leben ganz wesentlich. Heftige Winde und Erdbeben, welche auch die tieferen Wassermassen bewegen, reissen von dem Seegrunde grössere Schollen Asphalt los und lassen sie an der Oberfläche erscheinen.

Der Name des Landes, Syria, ist von den Griechen gegeben worden, aus Assyria verstümmelt. Von der christlichen Zeit an wandte man auch den Namen Syrer an auf die Aramäer, die sich von dem unteren Orontes und Damaskus an durch die syrisch-mesopotamische Ebene bis Babylonien ausbreiteten.

Aegypten hat in der Bezeichnung des ganzen Syriens oder einzelner Teile mannigfach geschwankt wie sein Besitzstand daselbst. Während des Mittleren Reiches gebrauchte man häufig für ganz Syrien den Namen „Retenu“, unterschied es auch in Ober- und Unter-Retenu; dann bezeichnete Unter-Retenu die nordsyrische Ebene nach dem Euphrat hin, dasselbe Gebiet, das man während des Neuen Reiches mit dem semitischen Namen Naharin nannte. In dieser letzteren Zeit bezeichnete man öfter mit (Ober-)Retenu Nordpalästina mit Cölesyrien. — Als Retenu noch die umfassende Geltung für ganz Syrien hatte, bezeichnete „Charu“ eine Unterabteilung desselben; zur Zeit der beschränkten Geltung des ersteren Namens stellte sich der Name Charu ihm selbständig zur Seite. Er bezeichnete zu allen Zeiten das Kulturland Syriens, das man zuerst von Aegypten erreichte. Es begann also Charu ein wenig südlich von Gaza und reichte bis zum Kischon-Thale, das Charu von Phönizien, von „Zahi“ und „Lemanan“ schied; im allgemeinen war also Charu gleich dem israelitischen Palästina einschliesslich der Küste. „Zahi“ bezeichnete das eigentliche Phönizien, „Lemanan“ das Libanongebiet. Das ägyptische „Amor“ (= Amoriterland, babyl. Martu) begann wahrscheinlich am Südausgange der Bekâa und reichte im Orontesthale bis etwa zu der Breite von Arvad (= Aradus).

194. Phöniziens Grenzen und Ausdehnung. Die Grundlage der jetzigen Kenntnis Phöniziens bilden nicht einheimische, sondern hauptsächlich griechische und römische Quellen, vor allem geographische Werke, die lange nach Beginn der Perserzeit verfasst sind. Die Zustände der alten Zeiten gehörten für alle Berichterstatter längst der Vergangenheit an; die Ueberlieferung ist überdies höchst dürftig. Daher ist das Bild des alten Phöniziens ein spätes, lückenhaftes Nachbild der alten Zustände.

Die Ausdehnung Phöniziens wechselte in den verschiedenen Zeiten.

Es ist nirgends bewiesen, dass die Phönizier in der vorisraelitischen Zeit die ganze syrische Küste eingenommen hätten. Schon vor Beginn der 18. Dynastie Aegyptens (1580 v. Chr.) erscheint Palästina politisch und kulturgeschichtlich abgegrenzt gegen das mächtigere Zahi, das mit den Küstenstädten etwas nördlich vom Karmel begann. Als in der israelitischen Zeit die Küstenplätze südlich vom Karmel ihre Verbindung mit dem Hinterlande und damit einen grossen Teil ihrer Macht einbüssten, zogen anscheinend die Phönizier die Küstenstädte bis Dor (nördlich von der Mündung des Nahr Zerka, des alten Krokodilflusses) an sich. Doch blieben diese Plätze immer nur Vorposten für den Handelsverkehr. Aehnliches geschah später auch im Norden. Phönizische Einwanderer liessen sich in den Hafenplätzen nieder und erwarben durch Handel Wohlstand, Ansehen und Macht. Derartige Ortschaften konnten später als Städte der Phönizier gelten.

Immer handelt es sich bei den Fragen nach der Gründung und Zugehörigkeit um Küstenstädte; selbst die Kischon-Ebene bildete schon den Uebergang zu Palästina, die Ebene Jesreel gehörte niemals zu Phönizien. Zu Dhutmes' III. Zeit gehörten die drei Städte: Taanak, Megiddo und Ybraamu (= Jibleam) zu Palästina. Zu derselben Zeit war die Nordgrenze bei Arvad, das zu Phönizien gehörte. Zur Perserzeit scheinen die Griechen die Küste bis zu Myriandus am Busen von Issus Phönizien zugerechnet zu haben. In der Seleucidenzeit dagegen galt als Nordgrenze die Stadt Orthosia an der Mündung des Nahr el Berid, etwa 12 km nördlich von Tripolis, als Südgrenze die Mündung des Krokodilflusses (Nahr Zerka). In dieselbe Gegend, nämlich bei Cäsarea, verlegen die Schriftsteller der Römerzeit die Südgrenze, die Nordgrenze einige an die Mündung des Eleutherus, andere bis in die Gegend von Balanäa (j. Banias).

Nimmt man als Nordgrenze die Mündung des Eleutherus (j. Nahr el Kebir), als Südgrenze die Nordspitze des Karmels, so erhält man eine Küstenlinie von wenig über 200 km. Dieser Abschnitt bildet das mittlere Drittel der syrischen Küste von der Bucht von Iskanderun (Issus) bis El Arisch im Süden. Dehnt man das Land bis Balanäa als nördlichsten, bis zur Mündung des Krokodilflusses als südlichsten Punkt aus, so erhält man immer nur eine Längenausdehnung von etwa 270 km. Als natürliche Grenze erscheint jedoch die „tyrische Leiter" (Kap Nakura), etwa 30 km nördlich von der Karmelspitze, welche die ebene fruchtbare Küstenlandschaft bis zum Karmel ausschliesst. In der That haben auch die Städte dieses Gebietes im Altertume eine höchst nebensächliche Rolle gespielt. Ist schon die Längenausdehnung des Landes gering, so erscheint doch die Breitenausdehnung ganz

aussergewöhnlich bescheiden. Die Entfernung von der Küste bis zur Spalte beträgt zwar etwa 30 km, allein die Phönizier hatten doch nur die schmalen Einbuchtungen ebenen Landes inne, welche an der Küste entlang zwischen den ins Meer abstürzenden Ausläufern des Gebirges sich vorfinden. Die Breite des phönizischen Landstriches überstieg kaum irgendwo 4 km. Renan hat den scharf zugespitzten Ausspruch gethan, Phönizien sei überhaupt nicht ein Land, sondern bloss eine Reihe von Hafenorten mit etwas Zubehör von schmalem Terrain.

195. Bodenform und Klima. Die Gebirgsmassen Phöniziens, die Libanonkette mit dem galiläischen Berglande im Süden und dem Nosairier-Gebirge im Norden, füllen fast das ganze Land aus, erstrecken sich fast überall bis an das Meer. Der Libanon wird als ein Ganzes nach Norden und Süden scharf abgeschlossen durch Ausläufer, welche von Osten nach dem Meere ziehen. Vom Grundstocke des Gebirges strahlen einzelne Bodenerhebungen in geschlossener Kranzform aus, mächtigen Bergwällen gleich, von denen Vorsprünge, wie eine Reihe streitbarer Bastionen, sich bis an das Meer fortsetzen und dort steil abfallen. Dieses Gebiet der steilen Küstenvorsprünge erstreckt sich in ungefähr 120 km Länge von dem Südende der Ebene von Tripolis bis zur „tyrischen Leiter". Zwischen den einzelnen Küstenvorsprüngen breiten sich, das ganze Gebiet gliedernd, kurze Ebenen aus, die sich an das Gebirge im Osten anlehnen und ebenso nach Norden und Süden durch jene Vorsprünge verbarrikadiert sind. Durch ihren steten Wechsel von Steil- und Flachküste ist die phönizische Küste der ligurischen zwischen Genua und Nizza ähnlich. An weiten, aus dem Gebirgsstocke bis zur Küste herabsteigenden, allmählich sich erweiternden Thalniederungen fehlt es völlig; selbst die Haupteinschnitte, die von der Küste ostwärts in das Bergland hineinreichen, zeigen nur das Gepräge von Seitenthälern. Der stärkste Wasserlauf dieses Gebietes, der Leontes (j. Litani), ist in dem westwärts gerichteten Teile seines Laufes, wo er die Bergzüge durchschneiden muss, nichts als ein wilder Gebirgsbach. Wie ihm, fehlen auch den übrigen Wasserläufen Thalweitungen oder Seitenterrassen; sie winden sich sämtlich durch enge, senkrechte Zerklüftungen des Gebirgskörpers darstellende Schluchten hin, bis sie in den ebenen Küstensaum eintreten. Daher giebt es Ebenen von einigem Umfange im eigentlichen Phönizien nur sehr wenige. Am Nordende des Libanons umsäumen Niederungen die Bucht Djun-Akkar, woran sich die Ebene von Tripolis anschliesst. Ferner umgiebt Beirut eine wellige Ebene, zieht sich von Sidon südlich eine Uferebene hin; am geräumigsten ist die zwi-

schen der „tyrischen Leiter“ und dem Karmel an der Bucht von Haifa landeinwärts fächerförmig sich ausbreitende Ebene. Vielfach ist kaum Raum für eine Strasse an der Küste entlang; an einzelnen Orten hat man im Altertume bereits künstliche Pfade in dem abschüssigen Gesteine des Uferhanges ausbrechen müssen, so die Strasse an der Mündung des Nahr el Kelb (Hundsflusses) und den ausgehauenen Stufenweg, mittels dessen man den 60—70 m hohen Rücken des Ras en Nakura („tyrische Leiter“ oder „t. Treppe“) von Süden her erstieg, um nach Tyrus zu gelangen.

Die Hauptmasse des Gebirges ist Kreidekalk, insbesondere die höhere, die Kammregion. Ihm sind in der mittleren Bergzone der Westseite Sandsteinmassen aufgelagert, das von den Arabern „Wussut“ genannte Terrassenland. Hier liegt das Quellgebiet der meisten Flüsse Phöniziens. Die Schmelzwasser sickern in das durchlässige Kalkgestein der Kammregion ein, treten an der Grenze der Sandsteinlager an die Oberfläche hervor, eilen und stürzen nach der Tiefe, um das „Sahil“ (Gestade) zu tränken und zu befruchten. Nicht bloss das Wasser des Gestades ist zum guten Teile ein Geschenk des Berglandes, sondern auch das Erdreich selbst, das aus der Region der Vorberge, die wiederum hauptsächlich der Kreideformation angehören, durch die Gewalt der Wasser ausgewaschen und in die Niederungen hinuntergeschlemmt worden ist. Der kalkhaltige Mergel, den die zahllosen während der Regenzeit entstehenden Giessbäche immer von neuem abwaschen und über den Küstensaum ausbreiten, ersetzt dem Boden stets wieder viel von der Kraft, die ihm der Anbau entzogen hat. In manchen Gegenden Phöniziens erspart sich der Landmann noch heute die Düngung.

Wie die meisten anderen Gestadelandschaften des Mittelmeeres erfreut sich Phönizien infolge seiner maritimen Lage eines gemässigten Klimas. In Beirut fällt die Temperatur während des Winters selten unter 10° C., im Sommer beträgt sie durchschnittlich 25—28° C. Die scharfen Gegensätze der beiden Jahreszeiten der subtropischen Zone, der regenlosen und der Regenzeit, werden hier gemildert durch den hohen Feuchtigkeitsgehalt der von der See her einströmenden Westwinde. Während in Alexandria die regenlose Zeit sechs, in Jerusalem fünf Monate anhält, dauert sie in Beirut nur ungefähr vier Monate, von Anfang Juni bis Ende September. Drückende Hitze stellt sich nur mit der Windstille des Septembers ein. Die stärksten Regengüsse fallen während des Januars und Februars. Die Mengen der Niederschläge sind denen an den Küsten Siziliens und Algiers gleich. Während der regenlosen Zeit ruht die Pflanzenwelt; das erste Fallen

von Regen im Oktober weckt sie zu neuem Leben, zu neuer Entfaltung.

196. Bodenerzeugnisse. Der Küstenflora, die am meisten der Spaniens, Algiers, Siziliens gleicht, ist vor allem das überwiegende Vorkommen immergrüner Gewächse mit schmalem, lederartig hartem Blattwerke eigen. Statt der rasenbildenden Gräser herrschen Staudenformen vor, wie spanisches Rohr und Zwiebelgewächse, unter welchen Liliaceen, Tulpen, Hyacinthen, Narcissus, Krokus und Orchideen eine Blumenpracht entfalten, wie sie die mitteleuropäische Flora nirgends aufzuweisen vermag. Den Unterlauf der grösseren Gewässer umsäumen meist dichte Gesträuchmassen, ein wirres, von Menschenhand unberührtes Buschwerk, das vorwiegend aus den immergrünen Laubhölzern der Lorbeer- und Myrtengattung besteht. Das üppige Dickicht umranken Epheu, Schlingrosen, Osterluzei und Passionsblumen, an reichlich fliessendem Wasser auch der baumartige Oleanderstrauch, dessen blütengeschmückte Kronen den schönsten Schmuck der Uferlandschaft bilden. Freilich wechseln mit solchen Stellen üppigen Pflanzenwuchses auch weite öde Strecken, auf denen der Flugsand der Dünen und die Geschiebe der Bergwasser eine unbestrittene Herrschaft behaupten, dann wieder die Ansiedelungen mit ihren Obstgärten, Fruchthainen und Palmen, auf welligem Boden grossen Anpflanzungen von Oliven- und Johannisbrotbäumen. Die Dattelpalme ist ein Fremdling auf phönizischem Boden; sie verrät das noch heute dadurch, dass ihre Früchte nicht völlig reifen.

In den Vorbergen des Libanons heimisch sind der Oel- und Feigenbaum; sie sind veredelt worden, um geniessbare Früchte zu tragen. Zu ihnen gesellen sich der Weinstock, der Nussbaum, die Sykomore, der Granatbaum; der jetzt auf den Wussut in ausgedehntem Masse angebaute Maulbeerbaum war den alten Phöniziern ebenso fremd wie das von den Arabern eingeführte Zuckerrohr.

Noch mehr als der Mangel an Wiesen befremdet den Nordländer das Fehlen des Waldes, ebensowohl an der Küste wie auf den Vorbergen und den höheren Abhängen des Libanons. Es finden sich nur vereinzelte Gruppen von Bäumen. Die berühmten Cedern des Libanons bei Bscherre (südöstlich von Tripolis) sind unzweifelhaft Reste einer ehemaligen reichlicheren Bewaldung. Auf dem westlichen Gehänge des Libanons, in den Sandsteinregionen, etwa 1000 m hoch, sind, wenn auch nur in kleineren Beständen, vertreten: Pinien, Cypressenarten, Thujen, Eichenarten. Längs der Küste wachsen auch zwei Fichtenarten, die Seefichte und die Aleppofichte. Der Wald wird ursprünglich zumeist die quellenreichen Regionen bedeckt haben; dort hat ihn

der Anbau der Olive, der Rebe, des Feigen-, Nussbaumes und anderer Fruchtbäume verdrängt. Was ausserhalb des angebauten Landes, an der Küste und an den Libanonhängen an Wald vorhanden war, wurde sorglos abgeholzt und nicht wieder aufgeforstet; in den höheren Gebieten lassen heute die massenhaft weidenden Ziegen junge Bäume nicht mehr aufkommen.

Die anbaufähigen Bodenflächen waren von mässiger Ausdehnung, doch lohnten sie die aufgewandte Mühe ihrer Bearbeitung reichlich. Die ausserordentlich günstige Witterung reift das Getreide sehr früh, Weizen im Mai, Gerste oft schon im April. Der Ackerbau des Altertums hat den heutigen extensiv und intensiv übertroffen, wie manche Spuren mühsamer Arbeiten, z. B. künstliche Festigung der Erdterrassen, beweisen. Auch an Stelle des von allen Reisenden gerühmten Schmuckes prächtiger, wohlgepflegter Gärten in der Umgebung der meisten Städte und Ortschaften mag im Altertume, soweit es die Bodenbeschaffenheit zuliess, ein Gürtel von Baumpflanzungen die Städte geschmückt haben. Jedenfalls bevorzugte die intensive Kultur den Oel-, Wein-, Obst-, überhaupt Gartenbau vor dem Feldbau, sodass das Getreide in guten Jahren so teuer war wie anderwärts in Missjahren.

Die Fauna war im Gegensatze zur Flora im Altertume reicher als heute. Der Löwe, ehedem im ganzen Syrien und in Kleinasien nicht selten, kam zuletzt in der Gegend von Samaria im 12. Jahrhundert n. Chr. vor. Auch die übrigen Raubtiere des Katzengeschlechtes sind fast ganz ausgerottet, doch giebt es noch den Leoparden, den Rotluchs, die Tigerkatze. Der Wolf ist noch häufig, der syrische Bär nicht unbekannt, das Wildschwein verbreitet, das Reh nur spärlich vertreten. Ueber die Haustiere der alten Phönizier giebt es nur wenige Nachrichten. Anscheinend deckte die eigene Zucht den Bedarf nicht; man bezog Rinder als Opfertiere aus Aegypten, Lämmer, Widder und Ziegen aus Arabien und den östlichen Ländern, Pferde und Maultiere aus Armenien und Kleinasien. Klima und Vegetation begünstigten die Viehzucht nicht; am besten gediehen noch in den Berglandschaften Rinder, Schafe und Ziegen. Fehlte es schon den Flüssen nicht an essbaren Fischen, so bot die See einen unerschöpflichen Reichtum. Ein Aegypter erzählte zur Zeit der 19. Dynastie bewundernd von Tyrus, dass ihm das Wasser in Kähnen zugeführt wurde und dass es reicher an Fischen als an Sand wäre. Die Purpurschnecke lieferte den Rohstoff zur Färberei, dem berühmtesten phönizischen Gewerbe.

Edelmetalle hat es in Phönizien nicht gegeben, aber auch das Vorhandensein von Kupfer ist nicht bewiesen. Dagegen kommen im

Libanon leicht erreichbare Eisenerze vor, die ein vorzügliches Eisen liefern, auch ein dem nordischen Bernstein ähnliches fossiles Harz in beträchtlichen Stücken und von grosser Reinheit.

197. Wirkungen der Naturverhältnisse. Ein so schmales, nirgends weit in das Hinterland hineinragendes, gerade nach Osten am schärfsten abgeschlossenes Randgebiet war nicht geeignet, die Grundlage eines grossen, einheitlichen, erobernden Staatswesens zu werden. Die westlichen Abhänge des Libanons erscheinen als eine uneinnehmbare Festung, als „das Montenegro Syriens". In den schmalen, zwischen steilen Felswänden eingebetteten Schluchten können wohl Warenzüge sich ostwärts bewegen, aber nicht Heere. Zu allen Zeiten haben die Bewohner dem Ansturme feindlicher Massen erfolgreich Widerstand geleistet. Da sich die Bergbewohner den Küstenbewohnern auch physisch überlegen erwiesen, so waren die letzteren auf gutes Einvernehmen mit jenen angewiesen, um so mehr als bei dem Bestehen eines solchen die Gebirgskette eine mächtige Schutzwehr gegen feindliche Annäherungen von Osten her bildete. Diese Schranken nach der Landseite wiesen allen auf Gebietserweiterung und Herrschaft gerichteten Plänen der Küstenbevölkerung ihre Richtung zunächst nach Norden und Süden, wodurch sich die Besitzergreifungen und Niederlassungen am Küstensaume des nördlichen Syriens und Palästinas erklären lassen. Dann wurden sie eine Hauptursache, dass grosse Teile des phönizischen Volksstammes an anderen Gestaden neue Wohnsitze suchten.

Mehrfach haben die Naturverhältnisse die Anlage der Wohnorte beeinflusst. An dem schmalen Küstensaume wurde jedes anbaufähige Fleckchen sorgsam ausgenutzt; trotzdem mussten zur Ernährung der anwachsenden Bevölkerung Fischfang und Seehandel beisteuern. Dieser Raummangel drängte die Wohnungen der Menschen zu engen Ortschaften von stadtartigem Gepräge, an einzelnen Stellen zu Städten mit vielstockigen Häusern zusammen. — Eigenartig beeinflusste die notwendige Rücksicht auf die binnenländischen Nachbarn die Anlage der Wohnorte. Aus alter Zeit liegen freilich keine Nachrichten über jene vor; aber Strabo nennt sie „samt und sonders ein verbrecherisches Gesindel". Von ihren befestigten Schlupfwinkeln aus konnten sie jederzeit die innerhalb eines Tagemarsches lebende ackerbautreibende und städtische Bevölkerung der Küste überfallen. Ferner war die Bekâa stets ein Tummelplatz unsteter Völkerschaften. Darum hielten sich die namhaftesten und ältesten Ansiedelungen sämtlich fern von dem Vorlande der östlichen Bodenerhebungen; sie lagen entweder auf felsigen Eilanden, rings vom Meere umgeben, die der Küste nahe

aus der See emporragen, oder unmittelbar am Strande auf halbinselartigen, felsigen, das Küstenland beherrschenden Erhebungen. So lag Aradus auf einer 3 km von der Küste entfernten winzigen Insel, einem Felsblocke von unregelmässigen Rändern, etwa 800 m lang und 500 m breit, ursprünglich zweifellos ein nackt in der Brandung liegendes, vegetationsloses Felsenriff. Berytus lag auf einer Halbinsel, an einer Bucht und zugleich einer Anhöhe, die als Kap Beirut die Westspitze der Halbinsel bildet. Sidon lag zum Teil auf einem nach Westen gerichteten Dreiecke, vor dessen Westspitze zwei langgestreckte Felsbänke nach Norden und Süden lagerten. Tyrus lag auf einer von Nord nach Süd gerichteten Insel, nur 740 m vom Lande entfernt, bis Alexander d. Gr. durch einen Damm die Verbindung zwischen Festland und Insel herstellte. Auf dürren Klippen und Felseninselchen, auf denen es sogar an Trinkwasser fehlte, wuchsen demnach die wichtigsten Städte empor, ein deutlicher Fingerzeig, dass die notwendige Rücksicht auf die von der Landseite drohenden Gefahren die Wahl solcher Orte zur Ansiedelung bestimmte. Auch die Art der Verteilung der Orte längs der Küste macht den Eindruck, als habe es sich um die letzten Zufluchtsstätten eines hartbedrängten Volksstammes gehandelt, dem von Osten her jeder Fussbreit Landes bestritten wurde, der nur auf der See volle Freiheit der Bewegung fand. — Doch nicht ausschliesslich die Rücksicht auf die Sicherheit bestimmte die Wahl der Orte. Wie der Name Sidon („Fischfang") lehrt, waren dieser Ort und wahrscheinlich nicht wenige der späteren phönizischen Städte ursprünglich Fischerdörfer, als solche selbstverständlich am Meere. Endlich ist darauf hinzuweisen, dass die Städte am Ende der Verbindungsstrassen mit dem östlichen Hochlande zu grösserer Entwickelung gelangt sind als die übrigen. Nur 8 km nördlich von Tyrus mündete der Litani, der bedeutendste Fluss, dessen Querthal hinauf zur Bekâa führte. Ebenso standen Sidon und Berytus durch Strassen über niedrigere Wasserscheiden des Libanons mit Damaskus und Nordsyrien in Verbindung.

Nicht alle Abschnitte der phönizischen Küstengebiete sind in gleichem Masse in der Geschichte zur Geltung gekommen. Die Ansiedelungen südlich der „tyrischen Leiter" treten in den Hintergrund. Zwar liegt Akko wie Tyrus und Sidon, Berytus und Tripolis inmitten einer fruchtbaren Küstenebene; zwar liegt es wieder auf dem am meisten vorspringenden Stücke der ganzen Teilstrecke der Küste, auf felsiger Erhebung, an einer Meeresbucht, und doch ist es im Altertume weit hinter Tyrus und Sidon zurückgeblieben. Hier mündete keine der grossen Verkehrsstrassen vom Euphrat und von Damaskus

wie in Tyrus und Sidon; noch hemmender wirkte die offene Lage nach dem Binnenlande; in der Ebene Jesreel, mit der die Ebene von Akko in Verbindung steht, sind stets die Schlachten geschlagen worden, welche über das Schicksal von ganz Syrien entschieden. Nicht besser waren die südlich von Karmel an der Küste von Palästina liegenden phönizischen Ansiedelungen geschützt, und ähnlich war es mit dem nördlichsten Abschnitte des Landes bestellt. Feindliche Heere fanden von Laodicea bis über Tripolis südlich kein Terrainhindernis; ebenso führte aus dem Orontesthale ein dem Eleutherus folgender Verbindungsweg in die Niederungen von Djun Akkar.

Dagegen ist das Gebiet zwischen der Ebene von Tripolis und der Ebene von Akko, das Gebiet der steilen Küstenvorsprünge, ein Boden, der jedem Vormarsche, sei es von Norden, sei es von Süden her, am Strande und noch mehr einem etwaigen Versuche weiter landeinwärts ganz ausserordentliche Schwierigkeiten in den Weg türmt. Nach Osten, Norden und Süden ist jeder einzelne Abschnitt des Geländes verbarrikadiert, an die Küste schlägt an vielen Stellen die Brandung. Die schmalen Pfade am Rande des Meeres, an den schroffen Klippen der Vorgebirge vorüber oder über sie hinweg liessen sich leicht verteidigen. Standen die phönizischen Städte mit den Bergbewohnern in gutem Einvernehmen, so vermochten sie auch leicht die östlichen Pässe gegen zahlreiche Feinde zu verteidigen. Ohne Zweifel haben sich die trefflichen natürlichen Schutzwehren Phöniziens in mehr als einer Periode der Geschichte bewährt; jedenfalls haben sie die aufblühende Kultur des Landes beschirmt und so manches Mal, während wilde Kriegsstürme vernichtend über das ganze übrige Syrien dahinbrausten, von Phöniziens Fruchtgärten, Kornfeldern und Ansiedelungen Plünderungen und Brandschatzungen abwehren helfen.

Das Verhältnis der Phönizier zu den Bergbewohnern lässt sich im einzelnen nicht mehr verfolgen. Aber daran ist nicht zu zweifeln, dass die letzteren unter dem Einflusse phönizischer Kultur ihre Lebensweise vielfach umgestaltet und sich dem phönizischen Wesen angenähert haben. Ganze Stämme sind durch diesen Einfluss ihrer ursprünglichen Nationalität fast völlig entfremdet worden und in politische Abhängigkeit von den Phöniziern geraten. So erging es z. B. grossen Teilen der nordisraelitischen Stämme Isaschar, Naphthali und Sebulon, die auf den bergreichen Landstrichen im Südosten Phöniziens hausten. Für die Erzeugnisse phönizischer Gewerbe lieferten die Bergbewohner ihre Bodenerzeugnisse. Viele von ihnen traten als Arbeiter oder Söldner in den lohnenden Dienst der Kaufherren oder Städte. Nur aus dem andauernden Zuzuge von Angehörigen fremder Stämme lässt

sich die Zunahme der Dichtigkeit der Bevölkerung in den Städten Phöniziens hinreichend erklären.

198. Fortsetzung. Die erste Veranlassung, sich mit der Schiffahrt vertraut zu machen, brachte den Phöniziern der Fischfang in dem fischreichen Meere. Man hat als besonders förderlich für die Ausbildung des Schiffahrtswesens der phönizischen Küste eine reiche Gliederung und vortreffliche Häfen nachgerühmt. Allein es giebt an dem nordsyrischen Gestade Küstenprofile von viel energischerer Zeichnung, und selbst längs der phönizischen Küste sind nicht die besten Häfen im Altertume am meisten benutzt worden. Ihrer natürlichen Beschaffenheit nach übertreffen die Häfen von Haifa und Beirut weitaus die von Sidon und Tyrus, sie waren indes in den phönizischen Zeiten höchstens Hafenorte zweiten Ranges. In erster Linie haben die Phönizier auf die Sicherheit des Ankerplatzes vor feindlichen Angriffen, nicht auf seine natürliche Güte gesehen. Es giebt überhaupt an der ganzen Küste keine vorzüglichen Häfen. Vor den Nord- und Südwinden gewähren wohl einzelne Häfen Schutz, kein einziger aber ausreichende Sicherung vor den Westwinden, die gerade am heftigsten toben. Ferner gefährdet die Schiffahrt längs der ganzen Küste eine heftige Brandung, die gelegentlich noch bei einer Wassertiefe von 84 m wirken soll. Am ärmsten an Häfen ist gerade der Abschnitt der Küstenvorsprünge, also der Hauptteil Phöniziens. Fast überall ragt das Gestein des felsigen Untergrundes der Küstenebenen nicht bloss bis zur Strandlinie, sondern setzt sich noch eine Strecke in das Meer hinein als ein vor dem Strande lagernder Klippensaum fort. Der heftigen Brandung ist es gelungen, diese Klippenmassen meist bis zum Meeresspiegel abzuarbeiten. Ungünstigere Verhältnisse lassen sich für eine Reede gar nicht denken. Dazu kommt noch, dass das von der Wogengewalt abgearbeitete Gestein ringsumher im Wasser ausgebreitet lagert, die wenigen zu Häfen passenden Stellen versandet sind. Diese Verschlechterung ist nicht das Werk der vom Nildelta kommenden, der syrischen Küste entlang sich bewegenden Strömung durch Absetzung von Nilschlamm; diese Strömung beteiligt sich höchstens mittelbar an der Arbeit, indem sie die von der Brandung losgerissenen Stein- und Sandmassen weiter befördert. Die phönizischen Häfen mögen schon im Altertume der Gefahr der Versandung ausgesetzt gewesen sein. Man mag jedoch mehr für Abdämmen und Instandhalten der Landungsstellen gesorgt haben als heute, soweit der geringe Tiefgang der Fahrzeuge solche Arbeiten forderte. Unstreitig machten die klippenreichen Untiefen der Buchten diese schon im Altertume zu sehr schlechten Ankerplätzen; das Land war arm an Häfen.

Es lässt sich also eher behaupten, dass die Phönizier trotz ihrer schlechten Häfen ein Seefahrervolk ersten Ranges geworden sind.

Eine Hauptursache dieses Erfolges liegt in der Gestalt der Küste, der schon erwähnten Mischung von Steil- und Flachküste. Die Landstrassen folgen den Windungen des Uferrandes, müssen aber auch in zahllosen Krümmungen den Kamm der Vorgebirge hinauf- und an der anderen Seite wieder zur Ebene hinabsteigen, für Lastenbeförderung sehr unbequem. Der Wasserweg war daher oft der einzig mögliche Weg, jedenfalls der kürzere. Die Regelmässigkeit der herrschenden Land- und Seewinde unterstützte die Schiffahrt, in einer Richtung auch die Gunst der Strömung. So mag die Fischerei die erste Schule der phönizischen Seeleute gewesen sein. Die Ueberfahrten zu den küstennahen Inseln und zum Strande zurück mögen sie an scharfe Beobachtungen, kühnes, rasch entschlossenes Handeln gewöhnt haben; die Vorgebirge, welche sie von den Bewohnern der benachbarten Ebene trennten, zwangen sie, sich an den weit vorteilhafteren Seeweg für den Verkehr mit denselben zu gewöhnen. Die langgestreckte gerade Linie der syrischen Küste setzte kühnem Wagemute nirgends ein erhebliches Hindernis entgegen; darüber hinaus lockten mit reichstem Gewinne zu baldiger Rückkehr Aegypten im Süden, im Norden Kleinasien, Cypern, die griechische Inselwelt.

Wie sich den zur See vordringenden Schiffern ferne Gestade entschleierten, so drangen zu Lande mit Lastwagen Kaufleute durch Nordsyrien an den Euphrat vor und traten dort mit den babylonischen Händlern in Verbindung, wofern nicht letztere selbst nach den phönizischen Häfen kamen. Wahrscheinlich bevor phönizische Schiffer sich aufs Meer wagten, verbreitete sich die Gesittung der beiden alten Kulturgebiete am Euphrat und Nil in Syrien. Darin bestand nun die hervorragende Gunst der Lage Phöniziens, dass ihren rührigen Städten die Vermittlung zufallen musste zwischen Aegypten und Babylonien und damit ganz Vorderasien und Ostafrika. Ein Verdienst der seetüchtigen Phönizier ist es aber, die Kultur des Morgenlandes dem Abendlande bekannt gemacht zu haben. — Die ausserordentliche Gunst der Weltlage Phöniziens, weiter gefasst, Syriens, an der Grenze zwischen Morgen- und Abendland, an den Endpunkten der kürzesten Landwege zwischen dem Mittelmeere und Indischen Ozeane, desgleichen der Landwege durch Vorderasien nach Centralasien und Indien hat diesem Lande auch im Mittelalter und in der Neuzeit wiederholt hervorragenden Anteil am Welthandel verschafft, doch niemals verhältnismässig in solchem Grade wie im frühen Altertume.

199. Abstammung und Herkunft. Da die Namen der Hauptstädte „Fischfang“, „Fels“, „Berg“, „Brunnen“, „Höhe“, „Umschau“ bedeuten, also rein örtliche Bezeichnungen sind, so darf man sich die Umwandlung Phöniziens in einen kanaanäischen Landstrich als einen friedlichen Vorgang, nicht als die Ueberwindung einer widerstrebenden Einwohnerschaft vorstellen.

Die Phönizier waren Kanaanäer, also nur ein Teil des kanaanäischen Volksstammes. Sie standen mit ihren palästinischen Stammesgenossen in Gemeinschaft, bis das Binnenland in den Besitz des von Osten eindringenden, ihnen ebenfalls stammverwandten Volkes Israel überging. Allein die Bedeutung der südlich der „tyrischen Leiter“ gelegenen kanaanäischen Ansiedelungen tritt gegenüber der Bedeutung der Ansiedelungen in dem Gebiete der Küstenvorsprünge und der nördlich anschliessenden Küste bis Aradus so sehr in den Hintergrund, dass die Kanaanäer der Küste von Tyrus bis Aradus als ein in der Geschichte gesondert dastehender Zweig aufgefasst werden. In diesem Sinne spricht man von dem phönizischen Volksstamme, dem phönizischen Volke.

Die ägyptischen Inschriften gebrauchen „Kanaan“ stets mit dem Artikel: „das Kanaan“, wie auch „das Amor“. Nach einer Inschrift Ramses' III. fasste der Ausdruck „das Kanaan“ das ganze ägyptische Asien mit Einschluss von Phönizien zusammen. Noch in der Bibel wird Kanaan für das ganze Westjordanland und für die weitere Küste gebraucht (Zeph. 2, 5. Jes. 23, 11). Der geographische Name ist zu einem ethnographischen Namen geworden; der Volksname bezeichnete indes schon die vorisraelitische Bevölkerung. W. Max Müller meint, dass die Bezeichnung „das Kanaan“ und „das Amor“ nicht von den Palästinäern, sondern von den Phöniziern ausgegangen sei, die ihre Heimat „das Kanaan“, d. h. das Niederland, das Küstenland, im Gegensatze dazu die östlich von ihnen liegende Gegend „das Amor“, d. h. das Hochland, nannten. Von dem letzteren Namen ist ebenfalls der Volksname „Amoriter“, d. h. Hochlandsbewohner, abgeleitet, der treffend ist, da sie das höchste Hochland Syriens, die Bekâa, inne hatten.

Die Kanaanäer einschliesslich der zu ihnen gehörigen Amoriter hatten das Gebirgsland des Südens zu beiden Seiten des Jordans, die Küste mindestens bis zum nordwestlichen Abhange des Libanons und Cölesyrien bis Hamât inne. Den übrigen Teil Syriens, den Osten und Norden, Damaskus, das Thal des unteren Orontes, die syrisch-mesopotamische Ebene bis nach Babylonien hin hielten die Aramäer besetzt, die mit den Kanaanäern in Sprache und Religion aufs engste verwandt erscheinen. Eine Zeit lang haben allerdings auch die Chetiter erfolg-

reiche Versuche gemacht, von ihrer Heimat im östlichen Kleinasien aus in Nordsyrien sich festzusetzen.

Aus den ägyptischen Abbildungen der vielen Gesandtschaften zahlreicher Stämme Syriens lässt sich nachweisen, dass sämtliche Stämme Syriens reinen Semitentypus haben, mit Ausnahme allein der Chetiter. Bevor die geschichtlichen Begebenheiten den Zusammenhang der Phönizier mit den übrigen Kanaanäern lockerten, sie zu einem besonderen Volke auf einem besonderen Schauplatze machten, standen beide durch Abstammung, Sprache, Religion und Aehnlichkeit der Lebensweise miteinander in engstem Zusammenhange. Die phönizischen Inschriften zeigen nicht bloss, dass die Sprache der Phönizier ein Zweig der grossen semitischen Sprachfamilie war, sondern auch die Zugehörigkeit zu der nordsemitischen Gruppe, zu der ausser dem Phönizischen das Hebräische, Aramäische und Assyrische zu rechnen ist. Innerhalb dieser Gruppe schliesst sich das Phönizische nach Wortschatz und Satzbau so eng an das Hebräische an, dass beide als Mundarten ein und derselben Sprache gelten. Das ist aber dieselbe Sprache, die der Stamm Moab geredet hat, wahrscheinlich auch die der Edomiter und der Ammoniter, endlich auch die Sprache der Bewohner des Teiles des Westjordanlandes, den die Israeliten in Besitz nahmen, also der kanaanäischen Stämme, und sogar die Sprache des Volkes der Philister, also des Landes Kanaan im weitesten Sinne des Wortes.

Von ihrer Einwanderung haben die Phönizier eine bestimmte und treue Erinnerung nicht gehabt; es giebt Nachrichten, wonach sie sich als Urbewohner des Landes betrachteten. Die Einwanderung muss demnach in sehr entlegener Zeit stattgefunden haben.

Die Annahme scheint ausgeschlossen, dass die Kanaanäer von der See her eingewandert seien und von der Küste aus sich ins Binnenland verbreitet haben. Aus mehreren Gründen ist wahrscheinlich, dass sie aus dem gebirgigen Binnenlande freiwillig oder auch von nachfolgenden Stämmen gedrängt in die fruchtbaren Niederungen vorgedrungen und längs der Meeresküste weiter nach Norden gerückt sind.

Gestützt auf die im Altertume wie im Mittelalter nachweisbaren Wanderungen einzelner Stämme aus Arabien nach dem Norden betrachten Sprenger, Ed. Meyer u. a. Arabien als das Heimatsland aller Semiten. Sprenger sagt: „Alle Semiten sind nach meiner Ueberzeugung abgelagerte Araber.“

Eine kühne Hypothese, die auf das Ansehen ihres hochverdienten Schöpfers, des berühmten Aegyptologen Lepsius, vielfach Annahme gefunden hat, trennt die Phönizier und übrigen Kanaanäer von den Semiten und reiht sie der sogenannten kuschitischen Völkerfamilie

ein. Die Phönizier sollen vom Norden des Persischen Busens rings um die Küsten Arabiens bis Bab el Mandeb und von dort am Gestade des Arabischen Busens wieder nach Norden gewandert sein; sie sollen als erstes Schiffer- und Handelsvolk der ältesten Welt alle diese Küsten, ja auch die indischen „bis nach Ceylon hinab“ beherrscht und zugleich „durch ihren Handel und ihre zahlreichen Niederlassungen in den verschiedensten für ihre Zwecke wohlgelegenen Ländern nicht nur die Produkte der Südwelt nach dem Norden, sondern auch die Bildungselemente an Technik, Kunst und Wissen, die sie in den von ihnen besuchten Ländern kennen lernten, vermittelt“ haben, sie sollen aber trotz dieser ungeheuern Kulturleistungen in allen ihren Niederlassungen auf Semiten gestossen, semitisiert worden sein, „den besten Teil ihrer Selbständigkeit aufgegeben haben, ohne darum die übrigen nationalen Eigenschaften ihres Stammes zu verlieren“.

Pietschmann nennt diese Hypothese ein „romantisches Phantasiegemälde“. Sie stützt sich unter anderem auf die folgende Stelle Herodots: „Was die Phönizier betrifft, so wohnten sie ehedem, wie sie selber sagen, an dem Erythräischen Meere. Von dorther sind sie quer durch Syrien gezogen und wohnten nun daselbst am Meeresstrande.“ Pietschmann macht wahrscheinlich, dass Lepsius' Irrtum durch die falsche Vorstellung Herodots, dass Syrien mit Einschluss Arabiens eine westöstliche Halbinsel wie Kleinasien sei und an seiner Südküste vom Busen von Suez bis zur Mündung des Euphrats vom Erythräischen Meere bespült werde, ferner durch die willkürliche Annahme der Euphrat-Mündung als Ausgangspunkt der angeblichen Wanderung entstanden ist. Lepsius' Ansicht stützt sich ferner auf Strabo, der sagt: „Dem (von Gerrha) weiter Schiffenden begegnen zwei andere Inseln, nämlich Tyrus und Aradus, welche den phönizischen ähnliche Tempel haben; auch behaupten wenigstens ihre Bewohner, die gleichnamigen Inseln und Städte der Phönizier seien Absiedelungen von ihnen.“ Die beiden Inseln sind die jetzigen Bahrein-Inseln. Es mögen lediglich Namensanklänge Veranlassung zu der Behauptung gegeben haben, die Inseln seien die früheren Wohnsitze der Phönizier; es fehlt jede geschichtliche Grundlage dafür.

Verwandt mit Lepsius' Ansicht ist die besonders von Lieblein vertretene, die Phönizier hätten ehemals ihre Wohnsitze im Lande Punt gehabt und dort ihre Ausbildung zum ältesten Handelsvolke erhalten. Es ist oben (§ 182) bereits ausgesprochen worden, dass der Volksname der Phönizier nicht vom Namen des Landes Punt abgeleitet sein kann. Unerklärlich bleibt ferner, dass die Aegypter niemals die Phönizier mit diesem Namen bezeichnet haben, während sie das

Land im südlichen Roten Meere mit dem entsprechenden Namen bezeichnet haben sollen. Endlich ist höchst beachtenswert, dass die Punti der ägyptischen Abbildungen „keinen anderen Typus als den der hellfarbigen Nordafrikaner, besonders der heutigen Somali“, zeigen, von dem Semitentypus entschieden abweichen (W. Max Müller S. 111).

Es wird also von Lepsius und Lieblein behauptet, dass die frühzeitige Ausbildung der Schiffahrt, die Entwickelung des phönizischen Volksstammes zu einem seefahrenden Handelsvolke, der internationale Zug in ihrem Thun, in ihrer Haltung, kurz alles Eigenartige im geschichtlichen Auftreten dieses Volkes durch den ehemaligen Aufenthalt an der Küste des Erythräischen Meeres, am Persischen oder Arabischen Busen zur Ausbildung gelangt sei. Denn nicht etwa im Zustande der Unkultur, sondern als geschulte Seeleute, als erfahrene Händler, vertraut mit allen nur möglichen späteren Errungenschaften südlicherer Breiten, in jeder Beziehung fertig, so sollen die Phönizier aus unbekannter Veranlassung ihre Wohnsitze aufgegeben und die Küste Syriens aufgesucht haben. Kein stichhaltiger Beweis lässt sich für diese Behauptungen vorbringen. Die erwähnte Ausbildung der phönizischen Eigenart konnte an der syrischen Küste mindestens ebenso gut gelingen wie am Persischen oder Arabischen Busen. Der Mangel an tauglichem Schiffsbauholze an dem Persischen Busen hat sich in geschichtlicher Zeit der Ausbildung der Schiffahrt sehr hinderlich erwiesen. Wie bereits früher dargelegt, fehlen die Beweise für regelmässige Handelsfahrten in den Gewässern des Indischen Ozeans in der Zeit vor Alexander völlig. Wie hätte aber bei dem steten Verlangen nach den arabischen, äthiopischen und indischen Waren der Handel damit je wieder ins Stocken geraten können, nachdem er einmal begonnen war! Auch die Kulturverhältnisse Indiens und Arabiens in geschichtlicher Zeit nötigen zur Verwerfung der Annahme eines phönizischen Handels mit diesen Ländern in vorgeschichtlicher Zeit.

Die wahrscheinlichste Annahme bleibt wegen der Beschaffenheit und vorgeschobenen Lage ihrer Wohnsitze vor den übrigen Kanaanäern, dass die Phönizier von Süden her, vom Binnenlande Palästinas, in ihre Wohnsitze gekommen und durch jene Völkerbewegung vorwärts gedrängt worden sind, welche von Nord-Arabien aus so lange Zeiten in Süd-Palästina sich fühlbar gemacht hat.

200. Namen des Landes und Volkes. Entsprechend der geographischen Gliederung ihres Landes und der politischen Gliederung in städtische Gemeinwesen nannten sich die Phönizier meist nach den letzteren: Sidonier, Tyrer, Arvaditer, Gibliter, im Westen Gadi-

taner u. s. w. Ihren schmalen Landstrich nannten sie Kanaan; selbst die ausgewanderten Phönizier gaben noch zu Augustins Zeit ihrem Vaterlande den Namen Kanaan und nannten sich Kanaanäer.

W. Max Müller weist nach, dass der angeblich von den Aegyptern für die Phönizier gebrauchte Name Fenchu weder ein Völker- noch ein Ländername ist, vielmehr nur eine adjektivische Bezeichnung der Fremdländer überhaupt, die Bezeichnung gar nicht im lebendigen Gebrauche der Aegypter gewesen ist, alle älteren Stellen eine einzige alte missverstandene Dichterstelle kopiert haben. Während des Neuen Reiches gebrauchte man den Namen „Zahi“ für das Gestade mit den Städten etwas nördlich vom Karmel an. Von der 20. Dynastie an begann der Name Zahi zurückzutreten und war schon vor der Ptolemäer-Zeit vergessen.

Die Bibel nennt die Phönizier Sidonier und Phönizien Sidon. Diese Verwendung beider Namen muss in der Zeit entstanden sein, da Sidon als die hervorragendste aller phönizischen Städte galt. Die Phönizier selbst mögen sich in der Fremde nach ihrer bedeutendsten Stadt genannt haben. Für die Fremden ergab sich daraus, sowie aus der Thatsache, dass die wirklichen Sidonier am häufigsten bei ihnen erschienen, der Anlass, den letzteren Namen als Gesamtnamen zu gebrauchen. Sidonier nannten die Griechen die sie besuchenden phönizischen Seefahrer, Sidonier nannten auch die Kanaanäer Palästinas ihre nördlichen Stammesbrüder. Dieser Gewohnheit der vorisraelitischen Bevölkerung Palästinas mögen sich die Israeliten angeschlossen haben.

Seit der Perserzeit kam statt des Namens Sidonier auch Tyrer in Gebrauch. Schon Nehemia 13, 6 heissen die in Jerusalem ansässigen phönizischen Fischhändler und Krämer Tyrer. Bei den Griechen erhielt sich die allgemeine Bedeutung des Namens Sidonier in der nachhomerischen Zeit fast nur noch im rein dichterischen Sprachgebrauche. Volkstümlich wurde jedoch nur die Bezeichnung Phönike und phönikisch, welche bereits in den jüngeren Teilen der homerischen Dichtung als gleichwertig mit Sidon und sidonisch auftreten.

Der Gemeinname Phönizier empfahl sich den Fremden statt der vielfachen Sondernamen wegen der Gleichartigkeit des Menschenschlages, des ganzen Wesens und Auftretens der Bezeichneten. Es ist eine ansprechende Ansicht Pietschmanns, dass die griechischen Ansiedler auf Sizilien oder die griechischen Seefahrer, welche auf dieser Insel und in dem gegenüberliegenden Nordafrika auf Angehörige des weit verbreiteten Volksstammes stiessen, den Gemeinnamen Phöniker eingeführt haben, da der übliche Sondername „Sidonier“ nicht passte. „In diesem Verkehre wird daher der Name Phönizier

entstanden sein, ein Name, der nicht auf die Herkunft des Einzelnen eingeht, sondern den ganzen Volksstamm nach einem Merkmale seiner äusseren Erscheinung als einen Menschenschlag von dunkelrötlicher Hautfarbe kennzeichnen soll, so etwa, wie man die Indianerstämme Nordamerikas ohne Unterschied Rothäute zu nennen pflegt.“

Das griechische Wort Phönix bezeichnet zugleich den Phöniker, den Purpur und die Dattelpalme. Durchaus festzuhalten ist bei allen Erklärungsversuchen, dass der Ländername Phönike nur von dem Volksnamen Phönix abzuleiten, eine umgekehrte Ableitung unmöglich ist. Die schon bei den Griechen verbreitete Erklärung, Phönike bedeute Palmenland, ist falsch, weil sie den Volksnamen von dem Ländernamen ableitet und weil die Dattelpalme in Phönizien ihre Früchte gar nicht zur Reife bringt. Gegen die Ableitung des Namens Phöniker von der Purpurfärberei spricht der Umstand, dass das lateinische Poenus = Punier auf eine Grundform hinweist wie Phoinos, Phoinoi, welche die Bedeutung des Färbens nicht hat. Nach Beloch (I S. 72[1]) ist Phönike „ursprünglich das Reich des Sonnengottes Phönix; als dieser zum Heros herabsank, wurde auch Phönike auf der Erde lokalisiert, natürlich gegen Sonnenaufgang hin, zuerst in Karien, dann im äussersten Osten des Mittelmeeres“. Dieser Erklärung stehen die örtlichen Bezeichnungen Phönix und Phönike in den westlichen Teilen der griechischen Landschaften entgegen. (Zur weiteren Beurteilung vgl. Ed. Meyer, Gesch. d. Alt. II S. 147ff.)

Nach alledem scheint Pietschmanns oben angeführte Ansicht über die Bedeutung und Entstehung des Namens Phönizier und Phönizien am wahrscheinlichsten. Auch das lat. Poenus, das den Stamm von phoinos, Phoinix enthält, können die italischen Stämme von den Griechen Unteritaliens entlehnt haben.

201. G e s c h i c h t l i c h e s a u s d e r ä l t e r e n Z e i t. In dem geringen Streben der Phönizier und übrigen Kanaanäer nach nationaler Einigung mag zunächst eine Nachwirkung der nomadischen Sinnesart und Lebensweise ihrer aus den östlichen Wüsten und Steppen in das Kulturland Syriens eingewanderten Vorfahren zum Ausdrucke gekommen sein. Die geographischen Verhältnisse, am stärksten die vertikale Gliederung Syriens, nötigen geradezu zur Sonderung, am meisten in dem Küstenstriche Phönizien. Im Verein miteinander haben die geographische Veranlagung des Landes und die geschichtlichen Ereignisse die Sonderung der Phönizier in eine Reihe Städterepubliken herbeigeführt. Die ersten Ansiedelungen mögen wenig von stadtartigen Niederlassungen an sich gehabt haben, bis der entstehende Schiffahrtsverkehr die binnenländische Bevölkerung in die Landungs-

plätze zog. Dass der Handelsverkehr, nicht der Gewerbebetrieb die Umwandlung der armseligen Fischerdörfer in stattliche Gemeinwesen bewirkte, kann man angedeutet finden in Herodots Nachricht, dass die ersten Phönizier, welche nach Griechenland kamen, nicht Gewerbs- oder Bodenerzeugnisse ihrer Heimat, sondern die Waren Aegyptens und Assyriens feilboten. Vorwiegend Gewerbstädte sind die Grossstädte Phöniziens erst seit dem Niedergange ihres Handels geworden.

Aus den zahlreichen Nachrichten der Alten über die Zeit der Entstehung der einzelnen Städte tritt durch ihre innere Glaubwürdigkeit die Angabe Herodots hervor, dass die tyrischen Melkartpriester die Gründung ihrer Stadt und ihres Tempels um 2750 v. Chr. ansetzten. Wenn Justin berichtet, die Sidonier seien nach einer Niederlage durch den König von Askalon zu Schiffe gestiegen und hätten ein Jahr vor der Zerstörung Trojas Tyrus gegründet, so wird durch die Angaben der Aegypter das höhere Alter von Tyrus gegen allen Zweifel sicher gestellt. Dass Syrien schon während des Mittleren und selbst des Alten Reiches von Aegypten im Besitze einer hochentwickelten Kultur war, haben die Nachrichten über die Verbindungen beider Länder dargethan. In dieselbe, ja noch höhere Zeit würden die Verbindungen des nördlichen Syriens mit Babylonien hinaufreichen, wenn die Nachricht historische Wahrheit enthielte, dass Sargon, der König von Agane oder Agade (Akkad) um 3800 v. Chr. das Westland (das Amoriterland) bekriegt und auf dem „Meere der untergehenden Sonne“ (dem Mittelmeere) eine Fahrt nach einem weiter westlich gelegenen Lande unternommen, also ein mächtiges Reich aufgerichtet hätte. Als Thatsache scheint festgehalten werden zu können, dass Phönizien in sehr frühen Zeiten den Einflüssen der babylonischen und ägyptischen Kultur ausgesetzt gewesen ist. In der ältesten Zeit müssen die babylonischen Einflüsse vorgewogen haben. Als die engere Berührung zwischen Syrern und Aegyptern eintrat, hatten die ersteren bereits eine solche Fülle babylonischer Kulturelemente sich angeeignet und zum Teil umgestaltet, dass ihre Kultur den Aegyptern als eine fertige, selbständige entgegentrat.

Das Verhältnis der Phönizier zu den Bewohnern des Hinterlandes hing in erster Linie wieder von der vertikalen Gliederung des Landes ab. Die Küstenbevölkerung konnte nicht durch Waffengewalt die Bewohner des Hinterlandes bezwingen, sondern nur durch Warentausch, vielleicht zuerst durch Fischhandel mit ihnen in Verbindung treten. Keine der Handelsstädte Syriens ist auf umfassende Eroberung ausgegangen; wohl aber haben sie oft genug Massregeln ergreifen müssen, ihre Selbständigkeit zu bewahren. Sie mögen wohl öfter verfahren

sein wie mit den kleineren nordisraelitischen Stämmen, die sie zum Teil vertragsmässig als unterthänige Beisassen, als Zinsbauern bei sich aufnahmen, zum Teil durch Abschluss von Verträgen bestimmten, in den Nachbargebieten ihre nomadische Lebensweise fortzusetzen und dem phönizischen Karawanenhandel durch Stellung von Lasttieren und Führern zu dienen. Auf solche Weise wurde das Gedeihen des phönizischen Handels der eigene Vorteil der benachbarten Gebirgsbewohner, sodass sie selbst für das Fortbestehen friedlicher Verhältnisse einstehen mussten. Manche Trümmer der vorgerückten Stämme, manche einzelne auch der armseligen Gebirgsbewohner, durch Gewinnsucht verlockt, fanden als Schiffsknechte, Werft- und Hafen- oder gewerbliche Arbeiter der Phönizier Verwendung. Dieses Zuströmen volksverwandter Elemente hat die Gründung und Besiedelung der Kolonien ganz wesentlich erleichtert.

Schon seit der Hyksos-Zeit war ein häufiger und enger Verkehr zwischen den Phöniziern und Aegyptern eingetreten; denn die zahlreichen Kanaanäer, welche sich damals im Delta niederliessen, müssen Phönizier gewesen sein. Während des Neuen Reiches muss ein starker Handelsverkehr der Phönizier mit Aegypten angenommen werden, wie sich in dem Abschnitte „Aegypten“ ergeben hat. Leider schweigen die ägyptischen Inschriften darüber völlig. Sie erwähnen die phönizischen Städte im Vergleiche zu den palästinischen selten, namentlich die mittel- und nordphönizischen; Sidon wird nur einmal, Tyrus auch nur etliche Male erwähnt. Die Heerzüge der Aegypter berührten in der Regel nur die südlich von Akko gelegenen Städte und schlugen dann die Strasse durch Palästina nach der Bekâa und dem Orontesthale ein, wo immer der Herd des Widerstandes gegen die ägyptische Herrschaft war.

Schon Aahmes I. scheint das Land Zahi als Eroberer betreten zu haben; Dhutmes dem I. leisteten die Städte Phöniziens Huldigung und Tribute. Sie ersparten sich dadurch nicht bloss die Greuel und Schäden des Krieges, sondern sicherten sich auch die Fortdauer der Handelsbeziehungen nach dem Nile. Als die nordphönizischen Städte sich an dem Kampfe gegen Aegypten beteiligten, lernten sie die Schrecken des Krieges kennen. Dhutmes III. rückte im 29. Jahre seiner Regierung vom Orontesthale in die Umgebung von Djun Akkar, plünderte die Ländereien der Aradier, rottete die Baumpflanzungen aus und durchzog dann das ganze Land Zahi. Im nächsten Jahre suchte er die Gebiete der Städte Aradus und Simyra in der gleichen Weise heim, und im 34. Jahre nahm er wieder zwei Städte von Zahi ein. Da selbst der Fürst von Cypern in dem letzteren Jahre bedeu-

tende Tribute schickte, so mögen die süd- und mittelphönizischen Städte sich um so mehr gefügt haben. Dass der unter chetitischem Einflusse stehende Norden dies nicht gleichfalls that, beweist noch weiter die Thatsache, dass Dhutmes III. auf einem seiner letzten Feldzüge die südlich von Simyra gelegene Stadt Arka zerstörte. Nach den Amarnatafeln dauerte unter Amenhotep IV. die ägyptische Herrschaft über Phönizien noch fort. Eine Reihe von Briefen von Ortsbeamten oder „Königen“ aus Akko, Uzu, Tyrus, Hazor, Sidon, Gebal (Byblus), Simyra und Dula berichten über ihre Amtsführung unter Beteuerung ihrer Ergebenheit. Seit dem Chetafrieden (1327) blieb Aegypten als sicherer Besitz nur Süd- und Mittel-Palästina. Auf den Feldzügen im 2. und 4. Jahre seiner Regierung war Ramses II. noch bis zum südlichen Ufer der Mündung des Nahr el Kelb (nordöstlich von Berytus) vorgedrungen und hatte dort die Kunde davon auf den Felswänden der Küstenstrasse einmeisseln lassen. Ob die phönizischen Städte fortan um des Handels willen noch Tribut geleistet haben, ist unbekannt; sicher ist, dass Aegyptens Besitz in der nächsten Zeit nur bis zu der Landschaft am Karmel reichte, die phönizischen Städte bis Dor südlich vom Karmel sich erstreckten und unter der 20. Dynastie Aegyptens der Name Zahi schon seltener wird.

202. Innere Verhältnisse. Ueber die gesamten inneren Verhältnisse ist sehr wenig bekannt. Als Nation bildeten die Phönizier einen etwas unbestimmten Begriff; das Gefühl für nationale Zusammengehörigkeit war wenig lebendig; das Staatsleben erstreckte sich nur auf die engsten Kreise. Jedes Gemeinwesen betrachtete sich als ein „Volk“ für sich, ohne sich damit als einen besonderen Zweig des phönizischen Volksstammes hinstellen zu wollen. Alle die Namen Sidonier, Tyrer, Arvaditer, Gibliter u. s. w. bezeichneten die Bewohner der Herrschaftsgebiete der betreffenden Küstenstädte, die ihre Macht meist bis zu den Grenzen der Abschnitte des Landes ausdehnten. An das frühzeitig bedeutende Gemeinwesen Sidon reihte sich nach Norden Berytus, Gebal (Byblus), nach Süden Sarepta, Tyrus. Dann haben sich die Phönizier weiter nach Norden bis zum Busen von Issus ausgebreitet, Arka, Simyra, Aradus, Gabala, Rhossus, Myriandus gegründet; seit der Zeit der israelitischen Einwanderung galten die südlich von Tyrus gelegenen Küstenstädte Akzib, Akko, Dor (südlich vom Karmel) als phönizische Plätze. Eine späte Gründung war Tripolis.

Wie später die phönizischen Kolonien in Nordafrika, in Spanien, so mögen die Städte des Mutterlandes sich vor drohenden äusseren Gefahren zu einem Städtebunde vereinigt haben, zuerst unter Sidons Führung. Später trat an Sidons Stelle Tyrus, vermutlich während

seiner ganzen Blütezeit vom 12. bis 8. Jahrhundert. In der Perserzeit versammelten sich zur Beratung gemeinsamer Angelegenheiten die Könige der Städte, begleitet von ihrem Rate der Edlen, in Tripolis.

Wie in ganz Syrien, waren auch in Phönizien die Gemeinden durchweg aristokratisch gegliedert, Geschlechter und Familien bildeten die massgebenden Elemente bis in die spätesten Zeiten. Ursprünglich waren der Macht des Königs keine Schranken gezogen. Nach gewissen Redewendungen Hesekiels scheint der König von Tyrus noch zu seiner Zeit sich als Stellvertreter Gottes gefühlt zu haben. Jedoch schon vor der Perserzeit war die Regierung wohl noch der Form nach monarchisch geblieben, in Wirklichkeit oligarchisch geworden. Von der Perserzeit an bestand ein Gemeindeausschuss aus einer bestimmten Anzahl von Mitgliedern, den Vertretern einer Reihe patrizischer Geschlechter, als ständige Behörde, an deren Beschlüsse der König gebunden war. Mit ihm nahmen sie teil an den Beratungen des Städtebundes in Tripolis, mit ihm schickten sie Gesandtschaften. Die Regierung näherte sich in ihrer Form der Republik. Die Kolonialstädte der Phönizier hatten ebenfalls später meist aristokratische Verfassungen. An der Spitze standen zwei gewählte Oberbeamte, welche die innere Verwaltung leiteten und Recht sprachen; sie führten den Titel Schofet (suffeta), „Richter".

Wahrscheinlich hat es auch im Mutterlande nicht an Versuchen der Adelsgeschlechter gefehlt, das Königtum zu beseitigen und sich der Staatsgewalt zu bemächtigen. In Tyrus ist das einmal wenigstens gelungen; in den Zeiten innerer Wirren nach Nebukadnezars Einschliessung der Stadt haben Suffeten sieben Jahre lang (562—556) an Stelle der Könige den Staat geleitet. — Neben dem Adel scheint das vermutlich erbliche Priestertum grossen Einfluss besessen zu haben. Ueber die Stellung der Gewerbtreibenden, Kleinhändler, Schiffer im Staate, namentlich ihr Verhältnis zur Aristokratie der Adligen und grossen Kaufherren ist nichts bekannt. Auf eine gegen Ende der Assyrerzeit oder in der Perserzeit in Tyrus vorgekommene sozialpolitische Revolution weist eine Sage Justins hin. Dieser berichtet, die Sklaven der Tyrer hätten die innere Zerrüttung, die Schwäche der Regierenden benutzt, hätten ihre Herren sämtlich erschlagen, deren Frauen zu ihren Weibern genommen, dann einen von seinem Sklaven heimlich erretteten Freigebornen, Namens Strato, zu ihrem Könige gemacht. Das Missverhältnis, in welchem gerade in Tyrus die Zahl der Sklaven und Besitzlosen zu der Zahl der Vornehmen und Reichen gestanden haben muss, lässt einen solchen Umsturzversuch wohl erklärlich erscheinen.

203. Sidon. Die ägyptischen Denkmäler lassen Sidons Bedeutung nicht erkennen, da sie es nur ein einziges Mal erwähnen (Papyrus Anastasi I, 20, 8). Dass trotzdem Sidon als die hervorragendste aller phönizischen Städte galt, geht hervor aus dem Gebrauche des Namens „Sidonier“ für Phönizier von diesen letzteren selbst, von allen übrigen Kanaanäern und den Griechen der älteren Zeit. Josua 11, 8 und 19, 28 heisst die Stadt „das grosse Sidon“.

Nach der genaueren Schilderung des Achilles Tatius und nach dem jetzigen Befunde ergiebt sich folgendes über die Lage Sidons, namentlich seines Hafens. Zahlreiche im Gartengebiete des jetzigen Saida ausgegrabene Trümmer bezeugen, dass sich das alte Sidon so weit landeinwärts erstreckt hat. Die Funde weit zerstreuter Grabanlagen in der östlich sich erhebenden Kette von Höhenzügen aus Nummulitenkalk veranlassen zur Annahme, dass dort die Nekropole gewesen ist. Die ansehnlichsten Ueberreste antiker Bauten sind die Hafenanlagen. Aus der Grundfläche der Stadt Saida ragt ein Dreieck nach Westen in die See hinaus, an dessen Spitze eine schmale, nach Nordwesten gerichtete Verlängerung sich anschliesst. Unmittelbar von deren Ende erstreckt sich etwa 130 m nach Süden eine Felsbank, die mit der erwähnten Verlängerung eine nach Westen geschlossene Bucht bildet. Eine ähnliche Felsbank, von dem Ende der Verlängerung durch einen schmalen Meeresarm geschieden, also eine Insel, erstreckt sich 240 m weit nach Norden, eine zweite Bucht bildend. Von dem Nordende der nördlichen Felsbank ziehen sich nordöstlich parallel mit der zurückliegenden Küste, eine Reihe kleinerer Felseninseln und Klippen bis zum grössten dieser kleinen felsigen Eilande, der „Meeresburg“, die jetzt mit dem Festlande durch eine Brücke aus neun Bogen in Verbindung steht. Hier befand sich wahrscheinlich im Altertume die Einfahrt in den „inneren Hafen“, während der Vorhafen, der im Sommer als Ankerplatz diente, zwischen der „Meeresburg“ und der nordöstlich zurückliegenden Küste lag. Die Zwischenräume zwischen den einzelnen kleinen Inseln und Klippen der Nordwestseite waren durch starke Mauern aus grossen Werkstücken geschlossen und auf diesem Untergrunde wie auf der grossen nördlichen Felsbank hohe Dämme und Befestigungen errichtet worden. Die Breite des inneren Hafens betrug hiernach an der geräumigsten Stelle ungefähr 200, die Länge in der grössten Ausdehnung etwa 570 m. Im ruhigen Wasser dieses inneren Hafens überwinterten die Frachtschiffe. Strabo bezeichnete den Hafen als einen „gut gestalteten“, der Pseudo-Scylax als einen geschlossenen.

Etwa um die Mitte des 2. Jahrtausends stand Sidon, „der Erst-

geborene Kanaans“, an der Spitze der Phönizier. Seine Oberherrschaft mag sich um diese Zeit über die Ortschaften der sidonischen Ebene erstreckt haben, nach Süden zu jedenfalls über Sarpat (Sarepta). Da die sidonischen Händler zu dieser Zeit im Aegäischen Meere noch willkommen geheissen wurden, so lange sie friedlichen Tausch pflegten, so haben sie im westlichen Mittelmeere nur eine Kolonie, die östlichste von allen, Leptis magna, am Westrande der grossen Syrte, gegründet. Der Westen des Mittelmeeres wurde der Schauplatz der Unternehmungen der Tyrer, welche die Sidonier in der Fremde wie in der Heimat aus ihrer überragenden Machtstellung verdrängten.

Auf die Zeit dieses Umschwunges weist deutlich der Umstand hin, dass die westlichen Kolonien, Gades, Utika, Karthago u. s. w., Tyrus ihren Ursprung verdanken, lediglich Leptis magna von Sidon gegründet ist. Der Wechsel der Vormachtstellung von Sidon und Tyrus dürfte demnach zeitlich ungefähr mit dem Vordringen der Phönizier in das westliche Mittelmeer zusammenfallen. Die halb sagenhafte Erzählung Justins über die Gründung von Tyrus durch Sidonier (§ 201) kann immerhin Bezug haben auf die Einbrüche der Kleinasiaten („Seevölker“) unter Ramses III. in Syrien (etwa 1175 v. Chr.), die Einwanderung der Philister und die Begründung der Vorherrschaft von Tyrus. Im 12. Jahrhundert, vielleicht in seiner ersten Hälfte, mag der Wechsel der Vorherrschaft erfolgt sein. Jedenfalls beginnt von dieser Zeit an die mächtige Erhebung von Tyrus nach zwei Richtungen sich wirksam zu zeigen, in der Ausdehnung seiner Herrschaft über eine Reihe phönizischer Städte der Heimat, in der Verfolgung einer kräftigen Kolonialpolitik.

Sidon erscheint im 9. Jahrhundert selbständig, im 8. Jahrhundert neben anderen Städten wie Akko, Palätyrus dem Könige von Tyrus unterthan. Als Sanherib im Jahre 701 gegen Eluläus (assyr. Luli) von Tyrus heranzog, befand sich auch Sidon in des letzteren Gefolgschaft, unter seinen „starken Städten“. Sidon, Sarepta, Akko und die übrigen Städte wurden von Sanherib unterworfen, Sidon erhielt wieder einen eigenen König, Ittobaal, auf den Abdimilkut folgte. Dieser suchte im Bunde mit Sanduarri, dem Beherrscher der beiden Städte Kundi und Sisu, die assyrische Herrschaft abzuschütteln. Allein Sidon wurde eingenommen (678 v. Chr.), ausgeplündert, verwüstet, die Festungswerke geschleift, der König hingerichtet, die Bewohner in die Verbannung geführt, durch Ansiedelung von Leuten aus Ost-Assyrien eine Kolonie, die „Stadt Assarhaddons“ genannt, gegründet und diese einem assyrischen Statthalter unterstellt. Wenn Hesekiel (Kap. 27) sagt, die Bewohner von Sidon und Aradus hätten in Tyrus

als Ruderknechte gedient, die Greise und Weisen von Byblus seine Schiffe ausgebessert, die Aradier hätten zusammen mit Söldnern aus allen Völkern der Erde und der eigenen Mannschaft von Tyrus dessen Streitmacht gebildet, so erscheint Sidon in Hesekiels Zeit in Abhängigkeit von Tyrus gestanden zu haben wie die anderen Städte. In der Perserzeit nahm Sidon an der Beratung der Bundesangelegenheiten in Tripolis („Dreistadt") teil, das es mit Tyrus und Aradus gegründet hatte und von dem ein Quartier ihm gehörte.

204. Tyrus. Wie Sidon erwähnt der Papyrus Anastasi I. auch Tyrus. „Man nennt eine andere Stadt im Meere; Hafen-Daïra (nicht „Insel-Tyrus") ist ihr Name; man bringt ihr Wasser in Schiffen; reicher ist sie an Fischen als an Sand." Noch mehrfach erwähnen ägyptische Quellen Tyrus und beweisen damit urkundlich sein Bestehen wenigstens von etwa 1500 v. Chr. an. — Schon oben (§ 203) wurde die Vermutung mitgeteilt, dass es etwa in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts zur Vormacht an Stelle Sidons gelangt und dass ein ursächlicher Zusammenhang zwischen diesem geschichtlichen Ereignisse und anderen, insbesondere der Gründung der westlichen phönizischen Kolonien durch Tyrus wahrscheinlich sei. Auch das im Altlatein für phönizische Waren gebrauchte Wort sarranisch, unmittelbar vom phönizischen Sur, nicht vom griechischen Tyros abgeleitet, z. B. sarranischer Purpur, sarranische Flöte, spricht dafür, dass im Westen Tyrer die ersten Vertreter der Phönizier waren wie im Aegäischen Meere die Sidonier, nach denen in Griechenland phönizische Handelsartikel als sidonische bezeichnet wurden.

Etwa 8 km südlich von der Mündung des Litanis (Leontes') liegt auf einer nach Westen vorspringenden Halbinsel das heutige Sur, d. h. Fels, wie vermutlich auch ihre altphönizische Vorgängerin hiess, woraus die Griechen Tyros gebildet haben. Der westliche Abschnitt dieser Halbinsel (57,6 ha gross) ist durchaus Felsboden. Er war bis zu Alexanders d. Gr. Belagerung eine Insel, vom Festlande 740 m entfernt. Um die stark befestigte Inselstadt mit Mauerbrechern berennen zu können, liess Alexander durch die seichteste Stelle des Meeresarmes einen Pfahlrost schlagen und darauf aus Steinen und Erde einen Damm aufschütten, an welchen im Laufe der Zeiten solche Sandmassen angespült worden sind, dass die entstandene Landzunge jetzt etwa 600 m breit ist. Nach Arrians Schilderung der Belagerung durch Alexander hatte Tyrus zwei Häfen, einen „nach Sidon", also nach Norden, einen „nach Aegypten", also nach Süden zu. Den ersteren schloss im Westen der nördliche Teil der Insel ab, von deren Nordende ein Molo östlich einem schmalen, felsigen, nördlich gerichteten

Landvorsprunge sich entgegenstreckte, sodass nur im Nordosten eine Einfahrt offen blieb. Als Fortsetzung der Insel liegen noch mehrere kleine felsige Inseln nach Norden, sodass das Meer zwischen ihnen und dem Festlande in friedlichen Zeiten als Ankerplatz benutzt werden konnte. Der „ägyptische Hafen“, jetzt ganz von den angeschwemmten Sandmassen begraben, lag wahrscheinlich östlich vom südlichen Teile der Insel.

Zu Alexanders Zeit war die Insel ringsum befestigt. An der Ostseite sollen die Mauern mehr als 150 Fuss hoch gewesen sein; weniger stark war die Südseite, wo sich die Schiffsmagazine befanden, an deren Festungsmauern der Königspalast anstiess. Die gewaltigen Mauern spotteten aller Angriffs- und Zerstörungsversuche Alexanders, der die Stadt schliesslich mehr durch die Flotten seiner Bundesgenossen überwältigte. — Für ihre Erweiterung und Verschönerung hatte König Hirom (hebr. Hiram, 969—36) viel gethan. Er hiess das „Eurychoron“, den östlichen Stadtteil, aufschütten, vielleicht auch einen Meeresarm zuschütten, der die Insel mit dem Heiligtume Melkarts (= Baals, Herakles', des Himmelsherrn) mit der Hauptinsel vereinigen sollte; er liess hoch im Libanon Cedern fällen zu neuem Gebälke für die Tempel, liess die Heiligtümer Melkarts und Astartes neu aufbauen.

Aus den an der Süd- und Westseite der Insel gefundenen Trümmern von Mauerwerk und Fragmenten von Säulenschäften schliesst man, dass eine Verringerung des Umfanges der Insel, nicht aber ein Versinken ganzer Stadtteile daselbst eingetreten ist. Die glaubwürdigen Angaben über den Umfang der ehemaligen Inselstadt nötigen nicht zu der letzteren Annahme. Nach Arrians Bericht betrug die Zahl der Einwohner einschliesslich der Fremden etwa 40000, als Alexander die Stadt eroberte. Nun hatte Tyrus wie Aradus wenigstens in der römischen Zeit vielstöckige Häuser; die Zahl der Stockwerke soll selbst die in Rom übliche übertroffen haben. Wenn St. Malo in der Bretagne auf 16 ha Oberfläche schon früher und jetzt wieder 12000 Einwohner zählt, so kann auch Tyrus auf der ehemals etwa vierfachen Bodenfläche recht gut 40000 Einwohner beherbergt haben.

Bezüglich der zu Tyrus gehörigen Vorstädte auf dem Festlande ist man so weit gegangen, eine einzige zusammenhängende Vorstadt, Palätyrus, von 13—14 km Länge anzunehmen. Von einer solchen Stadt ist längs der ganzen Strecke nicht die geringste Spur zu entdecken. Alle Anzeichen weisen darauf hin, dass die ehemals dort vorhandenen zahlreichen Ortschaften fast durchweg das Gepräge von Dörfern gehabt haben. Insofern sie vom Strande aus bis zum Rande des im Osten aufsteigenden Hügellandes durch das ganze Gebiet der

fruchtbaren, mit beständig fliessenden Quellen und kleinen Wasserläufen gut versorgten Ebene gruppenweise verteilt zwischen Acker- und Gartenland dicht nacheinander sich hinzogen, insofern konnte man diese Reihe von Vorstädten oder Vororten allenfalls als ein Ganzes, Palätyrus („Alt-Tyrus"), von mehr als 11 km Ausdehnung ansehen. Allein die Inselstadt muss früher dagewesen, die Ansiedelungen auf dem Festlande müssen nach ihr, nicht umgekehrt, benannt worden sein. Das Vorhandensein einer Ortschaft Palätyrus vor der griechischen Zeit wird übrigens nach einer einzigen Erwähnung bei Menander angenommen. Plinius bezeichnete als Palätyrus einen ganz nahen und kleinen Stadtteil an der Ostseite von Tyrus, während nach Strabo Palätyrus 30 Stadien (5,55 km) südlich von Tyrus, also ungefähr bei Ras el Ain lag.

Besondere Erwähnung verdienen die Reste der grossartigen Wasserleitung, die von den Quellen bei Ras el Ain und Reschidije zunächst 4500 m weit nach dem östlich von Tyrus gelegenen Hügel Tell el Maschuk geht, von dort sich in einem Arme nach Norden, in einem anderen nach Westen, nach Tyrus fortsetzt. Die meisten Teile dieser Wasserleitung stammen allerdings aus römischer und noch späterer Zeit. Ein unterirdischer, im Felsen ausgearbeiteter Kanal jedoch zwischen Ras el Ain und Tell el Maschuk, vielleicht auch die kunstgerechte Einfassung der Hauptquelle von Ras el Ain, einer gewaltigen, 5 m hohen Wassersäule, rührt aus phönizischer Zeit her. Die Leitung mag nicht bloss Tyrus, sondern, namentlich der nördliche Arm, auch den Vorstädten, selbst deren Feldern das Wasser zugeführt haben.

205. T y r u s a l s V o r m a c h t. Es scheint, als habe Tyrus von Anfang an auf den Tarschisch-Handel und die Ansiedelungen in den westlichen Gewässern eine Art Rechtsanspruch und Monopol gehabt, das Recht des Entdeckers. Jahrhundertelang war es der Hauptvermittler zwischen dem Osten und Westen, der Umsatzort für die Waren der ganzen Mittelmeerwelt. Dem unermesslichen Ertrage der Tarschischfahrten verdankte es hauptsächlich, dass es die mächtigste unter den Städten Phöniziens wurde, die Fürstin der Meere, die Beherrscherin der Kolonien. Der erworbene Reichtum und die Ueberlegenheit der Flotte ermöglichten ihm, seine unmittelbaren Hoheitsrechte auf immer grössere Landgebiete auszudehnen, die Oberhoheit auch den anderen phönizischen Königsstädten aufzuzwingen und die mächtigsten Kolonien in Abhängigkeit zu erhalten.

Im 9. Jahrhundert war Sidon noch selbständig. Assurnasirpal, Salmanassar II., Ramman-nirari III. erwähnen wiederholt Tyrus, Sidon, Byblus und andere Phönizierstädte nebeneinander. Dagegen kennen

Tiglat-Pileser III. und Sargon nur drei phönizische Staaten: Aradus, Byblus und Tyrus. Tyrus hatte also zu ihrer Zeit die seit langem geübte Oberhoheit über Sidon und andere Städte in unmittelbare Herrschaft umgewandelt. — Die westlichen Kolonien mussten die Oberhoheit von Tyrus als Mutterstadt anerkennen. Karthago entrichtete Zins an den Melkarttempel in Tyrus und schickte Festgesandtschaften dahin. Die Kolonie Utika, welche unter Hirom die Zahlung der Abgaben einstellte, wurde von diesem Könige unterworfen. Dass die nordafrikanischen Kolonien dem Könige Ittobaal von Tyrus (887—856 v. Chr.) unterthan waren, geht aus der Nachricht hervor, dass dieser Auza in Libyen gegründet habe.

Mit dem im 10. Jahrhundert zu bedeutender Macht gelangten israelitischen Staate standen die Könige von Tyrus anscheinend stets im besten Einvernehmen. Hirom gewährte Salomo Unterstützung bei dem Bau seines Palastes und Tempels und erhielt dafür zwanzig Grenzdörfer. Ferner liess er gemeinsam mit Salomo eine Handelsexpedition vom Hafen Aila nach Ophir abgehen. Der König Ittobaal gab seine Tochter Izebel dem streitbaren Könige Achab zur Gemahlin.

Bald nach Anfang des 9. Jahrhunderts begannen die Könige Assyriens ihre zwei Jahrhunderte lang dauernden Raub- und Beutezüge bis an das Mittelmeer, die schliesslich auch Phönizien und mit ihm dem mächtigen Tyrus zum Verhängnis wurden. In der Schlacht bei Karkar (854 v. Chr.) kämpften gegen Salmanassar II. als Verbündete der Könige von Damaskus und Israel auch Mattonbaal, der König von Aradus u. a. In den Inschriften über die späteren Feldzüge rühmt sich Salmanassar wiederholt, von Tyrus, Sidon und Byblus Tribute empfangen zu haben. Tiglat-Pileser III. verheerte das Gebiet der Städte Simyra, Arka, Usnu und Sian, siedelte Kolonisten aus entfernten Teilen seines Reiches daselbst an und setzte assyrische Feldhauptleute über sie. Aradus, Byblus und Tyrus waren augenscheinlich die einzigen selbständigen Staaten Phöniziens zu dieser Zeit, am mächtigsten Tyrus. Eluläus von Tyrus vermochte noch im Anfange seiner Regierung (728—692 v. Chr.) die abtrünnig gewordenen Citier auf Cypern wieder zu unterwerfen. Bald überzog Salmanassar IV. (727 bis 722) ganz Phönizien mit Krieg. In dem Friedensschlusse traten Arka, Sidon, selbst Palätyrus und viele andere Städte zu Assyrien über; sie unterwarfen sich dem fremden Herrscher, um von Tyrus unabhängig zu werden. Da die Tyrer diesen Frieden nicht hielten, rückte Salmanassar wieder heran und suchte der Inselfestung mit einer Flotte beizukommen, die jedoch von den Tyrern geschlagen wurde. Hierauf liess er fünf Jahre lang durch einen Teil seines Heeres das

gegenüberliegende Festland besetzt halten, die dort mündenden Wasserläufe absperren, die Wasserleitung abschneiden. Vermutlich haben sich die Tyrer 720 Sargon unterworfen. Unter Sanherib schloss sich Eluläus wieder dem Bunde der Fürsten Taharka von Aegypten, Zidka von Askalon und Hiskia von Juda an. Als sich Sanherib mit seinem Heere zuerst gegen ihn wandte (701 v. Chr.), flüchtete er von Tyrus zu Schiffe nach Cypern und kehrte erst nach Sanheribs fluchtartigem Rückzuge von der Belagerung Jerusalems wieder in seine Stadt zurück. Die gegen das eroberte Sidon von Assarhaddon geübte Grausamkeit (§ 203) schreckte die Fürsten Syriens; sie schickten Gesandte mit Huldigungsgeschenken, lieferten ihm auch Baumaterialien. Unter diesen Fürsten werden Baal von Tyrus, Milkasaph von Byblus, Mattonbaal von Aradus aufgeführt. Wenige Jahre später vertraute Baal von Tyrus wieder auf Taharkas Macht und versagte Assyrien den Gehorsam. Wie unter Salmanassar wurde Tyrus vom Festlande abgeschnitten. Es wird nicht berichtet, ob Tyrus sich Assarhaddon unterworfen hat, wohl aber, dass Baal unter Assurbanipals Regierung wiederum in seiner Inselstadt belagert worden ist. Baal musste sich endlich unterwerfen, seine Tochter und die Töchter seiner Brüder nebst reicher Mitgift dem Grosskönige als Nebenfrauen überliefern. Wahrscheinlich mit Hilfe der tyrischen Flotte unterwarfen die Assyrer dann auch den König Jakinlu von Aradus. Die letzte assyrische Kriegsthat in Phönizien scheint eine schwere Züchtigung der Städte Usu und Akko um 640 v. Chr. wegen Gehorsamsverweigerung gewesen zu sein.

Die häufigen Angriffe Assyriens, namentlich die langen Belagerungen von Tyrus unter Salmanassar IV., Assarhaddon und Assurbanipal, haben wesentlich zum Niedergange der phönizischen Seemacht beigetragen; denn die Verteidigung gegen die Belagerer nahm viele Jahre die beste Kraft der Bewohner in Anspruch. Diese Lähmung des Mutterlandes werden die Kolonien benutzt haben, die Herrschaft abzuschütteln. Die Karthager haben zwar das Pietätsverhältnis zu Tyrus immer aufrecht erhalten, aber von einer Unterthänigkeit gegen die Mutterstadt war später keine Rede mehr. Selbst auf dem nahen Cypern wurde nur Citium noch mit Mühe behauptet. In diesen Zeitraum fällt als den Niedergang der Phönizier besiegelnde Schädigung das Vordringen der Hellenen in das westliche Mittelmeer, namentlich die Gründung der Kolonien auf Sizilien. Den Tyrern ging dadurch die unmittelbare Verbindung mit den Phöniziern des Westens verloren, der Zusammenhang der phönizischen Seemacht wurde durchbrochen. Den östlichen Phöniziern fehlte bereits der Unternehmungsgeist, wohl auch die materielle Kraft. Im Gewerbe, im Schiffbau blieben sie den

Hellenen wohl noch Jahrhunderte überlegen; allein vom 7. Jahrhundert an erscheinen sie als ein absterbendes Volk, im Besitze erschlafft, nicht mehr fähig, dem Wettbewerbe der kühn vorstrebenden Hellenen die Spitze zu bieten. Die westlichen Phönizier sahen sich gezwungen, mit eigener Kraft sich ihrer Nebenbuhler zu erwehren. Das gelang nicht immer und allenthalben, selbst in Spanien nicht, dessen Silberausfuhr die Phönizier so ausserordentlich bereichert hatte. Im Tarschischlande entstand im Anfange des 7. Jahrhunderts unter einer einheimischen Dynastie ein Reich, dessen Herrscher das Monopol der Phönizier aufhoben. Koläus' Erfolg reizte zahlreiche phocäische Seefahrer, gleichfalls Spanien aufzusuchen. Selbst im Osten gewannen die griechischen Seefahrer und Kaufleute bald die Oberhand. Von Psammetichs I. Fremdenpolitik trugen nicht die Phönizier, sondern die Griechen die grössten Vorteile davon.

Die schweren Erschütterungen, welche die Gründung des Medischen Reiches, der grosse Scytheneinfall um 625, der Sturz des Assyrischen und die Entstehung des Neubabylonischen Reiches brachten, zogen auch Syrien und Phönizien in Mitleidenschaft. Nach der schweren Niederlage Nechos II. bei Karkemisch erneuerten sich wieder die Bündnisse der syrischen Fürsten mit Aegypten und in Hoffnung auf Aegyptens Hilfe ihr Abfall von Babylonien. Eine solche Empörung führte im Juli 586 zur Eroberung und Zerstörung Jerusalems und Verwandlung des Königreichs Juda in eine babylonische Provinz. An dieser Erhebung hatten die Tyrer teilgenommen, wahrscheinlich gezwungen im Interesse Aegyptens, dessen Einfluss seit Apries' Seesieg in Tyrus herrschte. Der ägyptische König wagte aber nicht, den Babyloniern entgegenzurücken und überliess Tyrus und Juda ihrem Schicksale. Nach Menander begann Nebukadnezar bereits im Jahre 587 die Einschliessung des Königs Ittobaal II. auf seiner Insel. Länger als je zuvor leistete Tyrus Widerstand; erst nach dreizehn Jahren (574) ergab sich Ittobaal, wohl nur gezwungen durch die Not, in welche die Absperrung vom Festlande und das Aufhören alles Erwerbes seine Unterthanen versetzte. Hesekiel sagt, dass den Belagerern bei ihrem harten Dienste „alle Häupter kahl wurden und alle Schultern zerschunden". Trotzdem wurde die Stadt nicht erstürmt, geplündert, zerstört; sie behielt ihre staatliche Selbständigkeit unter babylonischer Oberhoheit; nur musste Ittobaals Familie nach Babylon übersiedeln, damit es bei neuen Erhebungsgelüsten an Thronbewerbern nicht fehle.

Auf den König Baal II. (574—564) folgte eine Zeit, in der Tyrus nicht unter Königen, sondern Schofeten stand, d. h. unter Gewalthabern, denen das Recht der Legitimität fehlte. Einige von ihnen

vermochten sich nur Monate am Ruder zu halten. Aus der Anarchie rettete Tyrus schliesslich eine Partei, die sich einen rechtmässigen König aus Babylon kommen liess, dem nach vier Jahren sein ebenfalls aus Babylon geholter Bruder Hirom III. folgte. In dessen 14. Regierungsjahr fällt der Uebergang der Oberhoheit über Tyrus an den Perserkönig Cyrus. Er vollzog sich wie im übrigen Syrien in aller Ruhe; den letzten Rest der Unabhängigkeitsgelüste hatten die langwierige Belagerung durch Nebukadnezar und die Anarchie in den Tyrern erstickt. Die zwei Jahrhunderte der Perserherrschaft haben sich die Phönizier gefügt. Die See- und Handelsherrschaft der Ostphönizier im westlichen Mittelmeere hatte im 7. Jahrhundert für immer ein Ende gefunden. Zwar auch die Griechen vermochten nicht das ganze Gebiet zu behaupten, nach dem sie die Hände ausstreckten; als aber die Phönizier im 6. Jahrhundert sich aufrafften und die Griechen in ihrem Besitze einschränkten, stand an ihrer Spitze nicht Tyrus oder Sidon, sondern das inzwischen völlig selbständig gewordene Karthago.

Es kann nicht die Aufgabe sein, hier über die anderen Städte Phöniziens zu berichten, was von ihnen bekannt ist. In dem vorigen hat sich schon ergeben, dass zur Zeit von Tyrus' Vormacht Aradus und Byblus in der Regel eine selbständige Stellung eingenommen haben. Schon seine Lage im Norden und die leichte Zugänglichkeit seines Gebietes vom Orontesthale her mussten Aradus zu selbständiger Politik nötigen. Es war eine Inselstadt wie Tyrus (§ 197). In dem zu Zeiten ausgedehnten Festlandsgebiete war Marathus ein wichtiger Ort, von dem noch eine ausgedehnte Ruinenstätte und Nekropolis erhalten ist. Von Tripolis, der „Dreistadt", ist selbst der phönizische Name unbekannt. Die Stadt zerfiel in drei durch Mauern voneinander getrennte Quartiere, welche Aradus, Sidon und Tyrus gegründet hatten. Byblus (Gebal, ägypt. Kupni, Kepni) war das Mekka der Phönizier. Hier wurde nicht allein El (von den Griechen Kronos gleichgestellt), dem höchsten Gotte der Phönizier, besondere Verehrung gezollt, sondern es gewann auch der Dienst der „Herrin" (Baalat) der Stadt, der Astarte, eine ausgeprägtere Gestalt als im übrigen Phönizien. In der Küstenlandschaft südlich der „tyrischen Treppe" ragte am meisten Akka, hebr. Akko, hervor.

206. Friedliche Politik. Den Aegyptern, Assyrern, Chaldäern, Persern beugten sich die phönizischen Städte. Es hat ja keineswegs an Versuchen gefehlt, sich der Fremdherrschaft und der damit verbundenen Tributleistung zu entziehen. Die Tyrer haben in zum Teil langjährigen Belagerungen Salmanassar IV., Assarhaddon, Assurbani-

pal, Nebukadnezar, Alexander, die Sidonier Ochus, die Karthager im dritten Punischen Kriege den Römern heldenmütigen Widerstand geleistet. Abgesehen von diesen Fällen ausdauernden passiven Widerstandes, todesmutigen Verzweiflungskampfes meldet die Geschichte der Phönizier keine heldenmütigen Freiheitskämpfe; sie berichtet wenig von kräftiger, die letzten Mittel erschöpfender Abwehr der eindringenden Eroberer. Die Phönizier zeigten sich vielmehr stets geneigt zu friedlicher Politik, namentlich gegen die überlegenen Weltmächte ihrer Nachbarschaft. Eine nüchterne Erwägung der Thatsachen musste allerdings lehren, dass sie den mächtigen Heeren der Eroberer nicht mit genügender Macht entgegentreten konnten, dass deren schonungslose Kriegführung nicht bloss die schwersten materiellen Verluste, vielleicht den völligen Untergang des Gemeinwesens mit dem Falle der Mutterstadt bringen konnten, dass die feindselige Spannung mit einem solchen mächtigen Nachbar den Handel mit einem weiten Gebiete lähmte, dass sie dagegen im Falle der Unterwerfung unter die fremde Oberhoheit zwar die Souveränetät verloren, Geschenke und Tribut zahlen mussten, damit aber auch die innere Verwaltung behielten, die Leiden und Opfer des Krieges sich ersparten, die Ausbeutung mächtiger Handelsgebiete sich sicherten und dadurch zweifellos grosse Ueberschüsse an materiellem Gewinne erzielten. Solche kühl rechnende, die Bereicherung als höchstes Ziel erstrebende, alles Ideale geringschätzig ablehnende Politik ist den Handelsstaaten von der Phönizier Zeit an eigen geblieben, weil sie in ihrem Wesen begründet, das oberste Ziel ohne sie nicht erreichbar ist.

Mit dem Volke Israel standen die Phönizier stets in friedlichen Beziehungen (§ 205). Den Aegyptern zahlten sie willig Tribute, da sie sich dadurch freien Handelsbetrieb nicht bloss im Nillande, sondern auch auf den unter ägyptischer Oberhoheit stehenden Inseln im östlichen Mittelmeere sicherten. Schwieriger gestalteten sich die Verhältnisse für die phönizischen Städte seit der zweiten Erhebung des Assyrischen Reiches unter Assurnasirpal. Die Phönizier wurden vielfach in die Koalitionen der syrischen Fürsten allein oder mit Aegypten hineingezogen, und das Ende war doch immer die Unterwerfung und mehr oder minder schwere Züchtigung durch die assyrischen Könige. Und selbst wenn es den vorsichtigen Kaufleuten gelang neutral zu bleiben, so litt doch der Handel und Wohlstand empfindlich durch die Unsicherheit und völlige Stockung des Verkehrs während der häufigen Kriege.

Mit den Völkern, in deren Gebiete die Phönizier ihre Kolonien anlegten, haben sie fast ausnahmslos in friedlichen Beziehungen ge-

standen. Denn diese Kolonien waren Faktoreien, in denen eine dünne Schar Kaufleute Warentausch mit den Eingeborenen trieb. Selbst in Nordafrika haben erst die Westphönizier nach dem Niedergange der Macht ihrer Landsleute im Osten sich aus der politischen Abhängigkeit befreit und ihre bisherigen Grundherren sich selbst unterthänig gemacht. In Griechenland jedoch, in Sizilien, in Spanien sind die Phönizier immer in so geringer Zahl aufgetreten, dass sie schon dadurch abgehalten werden mussten, nach der Herrschaft über die Eingeborenen zu trachten. Ihr Zweck war friedlicher Handel. Als daher die Griechen in der ersten Periode ihrer Kolonisation die Inseln und Küsten Kleinasiens besetzten, da blieb den machtlosen phönizischen Kolonisten in den Faktoreien des Aegäischen Meeres nichts übrig, als vor den mächtig andringenden Nebenbuhlern ihre Niederlassungen zu räumen. Grösstenteils mag das selbst ohne Kampf geschehen sein, da phönizische Kauffahrer auch in der folgenden Zeit im genannten Meere erschienen. Aehnlich geschah es später im Westen des Mittelmeeres. Namentlich auf Sizilien, wo die Phönizier an verschiedenen Küstenpunkten sich niedergelassen hatten, leisteten sie dem starken Strome der griechischen Kolonisten nirgends Widerstand. Ohne Kampf verschwanden ihre Faktoreien wie früher an den Gestaden des Aegäischen Meeres; nur im Westen der Insel hielten sie an einigen Punkten stand. Erst im 6. Jahrhundert schlossen sich die Westphönizier um Karthago zu einem einheitlichen Staate zusammen, der zum Angriffe gegen die Griechen überging.

207. Gesittung. Auch von der Gesittung der Phönizier ist nur sehr wenig bekannt. Verschieden von der Gesittung der Babylonier und Aegypter, war die der Völker Syriens eine wenig selbständige und noch weniger einheitliche Schöpfung. Der Mangel schöpferischer Kraft tritt am stärksten in der Kunst hervor. Von einem eigenen Kunststile, von einer wirklichen Durchdringung der fremden Vorbilder kann gar nicht die Rede sein. Die ägyptischen Vorbilder wurden fast unverändert nachgeahmt, sodass sich auch die Spuren der ägyptischen Einflüsse leicht und bestimmt als etwas durchaus Fremdartiges kenntlich machen. Daraus darf geschlossen werden, dass die Syrer die Entlehnungen aus semitischen Ländern, besonders aus Babylonien, Assyrien, noch weniger umgestaltet haben werden. Als ungemein charakteristisch für den semitischen Geist erscheint es weiter, dass die entlehnten babylonischen und ägyptischen Elemente in der syrischen Gesittung auch zu keiner Verbindung unter sich gelangten, sondern nur äusserlich nebeneinander gestellt wurden. Diese charakteristische Mischung des ägyptischen und babylonischen Stils in Syrien

ist aber die Eigenthümlichkeit der vorderasiatischen Gesamtkultur, die um die Mitte des 2. Jahrtausends v. Chr. in ihren Grundzügen fertig war und sich dann durch die Phönizier auf dem Seewege, durch andere Völker auf dem Landwege über Kleinasien zu den europäischen Völkern, insbesondere nach Griechenland verbreitete.

In der Religion der Phönizier überwog trotz zahlreicher Entlehnungen, z. B. der Göttin Anat und des Gottes Reschuf aus dem nördlichen Syrien, das Erborgte und Nachgeahmte nicht. Sie beruhte vielmehr auf selbständiger Ausbildung der allen semitischen Religionen ursprünglich gemeinsamen Grundanschauungen und Auffassungsweisen. Die Phönizier wichen aber gerade dadurch von ihren Stammverwandten ab, dass ihnen augenscheinlich der Hang zum Ergründen der Probleme durch beschauliches Grübeln und Sinnen in hohem Grade fehlte. Ihr religiöses Leben drehte sich um die nächstliegenden Anlässe und Zwecke des irdischen Lebens, die Verwirklichung irdischer Wünsche und Hoffnungen; die Feststellung von ewigen Wahrheiten und Glaubenssätzen lag ihnen fern; zu der Fähigkeit abstrahierenden Denkens gesellte sich nicht das Walten der Phantasie wie bei den Griechen: sie idealisierten nicht die geheimnisvollen Mächte zu menschlich empfindenden Wesen, zu die Natur traulich beseelenden Genossen des Menschen. Aehnlich wie die Aegypter, fühlten sie sich in Abhängigkeit von verborgenen Mächten und bestrebten sich, allen Anforderungen, welche aus solcher Abhängigkeit entspringen, durch bedingungslose Hingabe des eigenen Ichs zu genügen, und doch auch die Erfüllung aller Wünsche sich zu sichern. Diese Mächte galten keineswegs als nur gütig und gnädig, eher launisch, voll Willkür, herrisch, schwer zu besänftigen; sie wachten eifrig über ihre Rechte und förderten des Menschen Wohl nur, wenn alles geschehen war, sie mild und gnädig zu stimmen; einem nicht rechtzeitig gesühnten Verstosse folgte unfehlbar die Rache. Daher bestand die Religiosität in der Kundgebung knechtischer Ehrfurcht und unermüdlicher Dienstbarkeit. Ein gewisser düsterer, grausiger Ernst beherrschte das Verhältnis des Menschen zu den höheren Mächten. Und doch stellten die Phönizier sich, wiederum wie die Aegypter, ihren Göttern gegenüber auf den Standpunkt nüchterner, gewissenhafter Abrechnung. Sie erachteten für gewöhnlich die Erfüllung einer geringen Anzahl von Verpflichtungen als ausreichend, um nicht allein vor Unglück sich zu schützen, sondern sogar durch korrektes Verhalten die höheren Mächte zu Gunsterweisungen geradezu zu zwingen.

Die Entstehung einer Litteratur, vor allem einer religiösen, bei den syrischen Stämmen wurde möglich durch die Erfindung der Schrift.

Die Buchstabenschrift, deren Erfindung man den Phöniziern oder einem anderen kanaanäischen Volksstamme zuschreibt, ist eine der wertvollsten Errungenschaften der Kultur; denn alle Schriftsysteme der Erde, mit einziger Ausnahme der des chinesischen Kulturkreises, sind aus der phönizischen Buchstabenschrift hervorgegangen. Nicht lange vor 1000 v. Chr. erfunden, fand sie bald Verbreitung zu den Griechen, durch diese zu den Westkleinasiaten und spätestens zu Anfang des 7. Jahrhunderts zu den Italern. Der gewaltige Fortschritt, die ungeheure Vereinfachung der Schreibkunst bestand darin, dass alle ideographischen und Silbenzeichen beseitigt, ausschliesslich die phonetischen Zeichen der einzelnen Laute der Worte gesetzt wurden.

Auf gewerblichem Gebiete haben die Phönizier, nach der bedeutenden Entwickelung des Gewerbes bei ihnen zu schliessen, vermutlich manche Erfindung gemacht. In Schiffahrt und Schiffsbaukunst sind sie die Lehrmeister aller Mittelmeervölker geworden. Anderseits haben sie sich auch alle Erfindungen der benachbarten Kulturvölker in weitestem Umfange angeeignet.

Die nordsyrische, genauer die chetitisch-cilicische Kultur, hat nicht nur die Religion, sondern auch die materielle Gesittung der Phönizier, vielleicht früher als die babylonische, beeinflusst. Aus dem nördlichen Syrien haben wahrscheinlich die Phönizier die Kunst des Erzgusses, der Metallarbeit, die Vorbilder zur Anlage und Befestigung der Burgen und Städte, die Art der Bewaffnung und Kriegführung erhalten.

208. Babylonische und ägyptische Einflüsse. Die babylonische Gesittung ist den Phöniziern auf zwei Wegen zugeströmt, auf dem einen, mit Vermeidung der Syrisch-arabischen Wüste, den Euphrat aufwärts, dann durch das nordöstliche Binnenland Syriens, auf dem anderen, ebenfalls mit möglichster Vermeidung der Wüste, vom Mündungslande des Euphrats und Tigris' nach dem nördlichen Arabien und Palästina. Der letztere Weg stellt eine unmittelbarere Verbindung der Phönizier mit dem Herde der Gesittung, Babylonien, durch Stammesgenossen, die semitischen Beduinen, dar. Gewiss haben diese Nomaden kunstvolle Fabrikate Babyloniens als begehrenswerte Prunkstücke sich zu verschaffen gesucht, auch einige einfache und praktische Erfindungen, ebenso eine Reihe religiöser Vorstellungen sich angeeignet. Allein die Herbheit der Natur und die dadurch bedingte Armseligkeit der Beduinen schränkte den Erwerb und Vertrieb der babylonischen Gesittung auf einige wenige Grundlagen ein. Ungleich umfassender und wohl ebenso alt ist die Verbreitung den Euphrat aufwärts.

Was die Phönizier in hohem Grade empfänglich machen musste für die babylonische Gesittung, das ist die gemeinsame Abstammung mit deren Schöpfern. Daraus erklärt sich auch, dass der babylonische Einfluss nachhaltiger und durchgreifender gewirkt hat als der ägyptische. Ob freilich in der älteren Zeit so enge commerzielle oder kriegerische Berührungen zwischen Babylonien und den phönizischen Städten stattgefunden haben, dass eine unmittelbare Ueberlieferung der Kulturelemente habe eintreten können, lässt sich nicht nachweisen. Der Umstand, dass die Entlehnungen mit spezifisch babylonischem oder assyrisch-babylonischem Gepräge den Jahrhunderten der engen Verbindungen Syriens mit Assyrien angehören, unterstützt die Annahme, dass die älteren Entlehnungen auf Vermittler zurückzuführen sind, welche das Babylonische sich mannigfach angepasst und umgewandelt haben. Die Vermittler können die Völker Nordmesopotamiens, vielleicht auch die Völker des chetitisch-cilicischen Kulturkreises gewesen sein.

Sind die Nachrichten über die Feldzüge Sargons von Agane um 3800 v. Chr. richtig, so reicht der babylonische Einfluss in Syrien in Zeiten hinauf, aus welchen von diesem Lande sonst jede Kunde fehlt. In cyprischen Grabstätten, die nach ihrem Inhalte der vorphönizischen Zeit angehören, haben sich babylonische Götterbilder, Siegelsteine mit Darstellungen von babylonischem Formengepräge und in babylonischer Keilschrift eingravierten Namen altbabylonischer Herrscher gefunden. Ein neuer, stärkerer Strom der nunmehr assyrisch-babylonischen Gesittung trat mit der Assyrerzeit ein. Mit dem Aufschwunge der assyrischen Macht im 9. Jahrhundert erscheinen in Phönizien, in Cypern, in Griechenland assyrisierende Königs- und Priestergestalten mit gedrungenen Körpern und langen stilisierten Bärten, zum Teil im Kampfe mit Löwen und Ungeheuern wie Einhornen u. a. Besonders beliebte Muster der babylonisch-assyrischen Kunst waren die Göttin der Zeugung, die Gottheiten auf den Rücken von Tieren, die Gottheiten und Dämonen mit Flügeln, die Mischgestalten, die Jagdszenen, Löwenkämpfe u. s. w.

So nachdrücklich zwar wie im palästinischen Küstenlande ist der ägyptische Einfluss in Phönizien nicht zur Geltung gelangt, immerhin hat auch dieses Gebiet zahlreiche Entlehnungen bei den Aegyptern gemacht. Es ist dabei in Betracht zu ziehen, dass die phönizischen Kunstgewerbe oft nichts weiter beabsichtigt haben, als Ausschmückung mit Bildwerken ägyptischen Geschmackes zu liefern, weil solche Arbeiten sich der grössten Beliebtheit erfreuten und reissenden Absatz fanden. Schwierig, oft ganz unmöglich ist es auch, das Alter der betreffenden Gegenstände zu bestimmen und daraus eine Zeitbestimmung

abzuleiten, wenn das betreffende Muster den Phöniziern geläufig geworden ist. Die bereits zur Pyramidenzeit bestehenden Verbindungen zwischen Aegypten und Syrien mehrten sich seit der Hyksoszeit, und seit den ägyptischen Eroberungen im 16. Jahrhundert schwoll der ägyptische Einfluss gewaltig an. Selbst in der Assyrerzeit hielt sich der ägyptisierende Geschmack völlig aufrecht, sodass die phönizische Kunst mit Vorliebe Metallschalen mit ägyptischen Mustern arbeitete und bis nach Ninive und Italien vertrieb. Stärker als je vorher wurde der Einfluss, den sich Aegyptens Gesittung zur Zeit Psammetichs und seiner Nachfolger in Phönizien erwarb.

Auf dem Gebiete der Religion sind zahlreiche Entlehnungen aus Aegypten nachweisbar, weit mehr als aus Babylon (§ 187). Noch viel umfassender als auf dem Gebiete der Glaubenswelt sind die ägyptischen Einflüsse auf dem Gebiete der religiösen und weltlichen Kunst eingetreten (§ 187). Das wenige, was von der phönizischen Architektur bekannt ist, zeigt meist ägyptischen Einfluss. Bei Marathus (zu Aradus gehörig) sind als Tempelreste aus vorgriechischer Zeit drei Zellen erhalten, die einen völlig ägyptisierenden Stil aufweisen. Der Grundriss des von Hiroms Bauleuten in Jerusalem erbauten Tempels erinnert an ägyptische Tempel. Wie in Aegypten setzte man die Leichen in Felsenkammern bei, errichtete gelegentlich auch Steinpyramiden über denselben. Die erhaltenen Sarkophage sind ganz nach ägyptischem Muster gearbeitet; der Deckel ist auch eine Nachbildung der mumisierten Leiche wie in Aegypten. Die auf Cypern gefundenen Statuen sind teils nach ägyptischem, teils nach assyrischem Muster geschaffen. Ueber dem Eingange der phönizischen Tempel schwebte wie über den ägyptischen die Figur der geflügelten Sonnenscheibe, und die Uräusschlange spielte als Schmuck gleichfalls eine bedeutende Rolle.

209. Vorderasiatische Gesamtkultur. Allen anderen syrischen Völkern voran haben die Phönizier die ägyptischen, babylonischen, chetitisch-cilicischen Kulturelemente angenommen, teils unverändert, teils miteinander vermischt, teils haben sie dieselben mannigfach umgestaltet und dadurch eine vorderasiatische Gesamtkultur geschaffen, die in ihren Grundzügen um die Mitte des 2. Jahrtausends zwar fertig war und zur See durch die Phönizier wie zu Lande durch die Kleinasiaten zu den Griechen und Italern verbreitet wurde, im folgenden Jahrtausend aber durch die erneuerten assyrischen und ägyptischen Einflüsse selbst weiter entwickelt wurde und auf Aegypten, Assyrien wie den Westen umgestaltend einwirkte. Da die phönizischen Künstler die meisten fremden Muster nicht verstanden, haben sie dieselben zum Teil als heilige, schutzbringende Zeichen angesehen, zumeist ohne nach ihrer Bedeutung zu fragen einfach als überkommene

Typen betrachtet und weitergebildet, bisweilen auch ihnen einen neuen Sinn untergelegt. Von einer fortschreitenden und in sich zusammenhängenden Entwickelung der phönizischen Kunst kann daher keine Rede sein. Es wiegt bald der, bald jener Einfluss vor; die Leistungen sind bald besser, bald geringer; aber zu einer Einheit des Stils, zu einer Formensprache, in der Aegyptisches und Asiatisches sich zu etwas Neuem vermählten, fehlte ihr die Kraft; ihre Ausdrucksweise blieb eine Art Kauderwelsch, das zuletzt noch mit etwas Griechischem sich mischte. Es darf darüber die Dürftigkeit der Ausführung, welche oft die Stilmengung mildert, nicht täuschen. Wo der phönizische Künstler ganz den Eingebungen des eigenen Genius sich überlässt, bringt er doch nur Schöpfungen zu stande, welche nicht minder vom Mangel an echtem Formengefühle zeugen. Das Bunte und äusserlich Mannigfaltige hat überhaupt bei den Phöniziern in der Ausstattung und Verfeinerung des Daseins vorgeherrscht, seit sie sich zum Handelsvolke entwickelt haben. Selbst ihr Erfinderruhm ist stark verblasst, seitdem nachgewiesen ist, dass sie mit den Mustern auch Herstellungsmethoden aus der Fremde empfangen haben. Nur in der Sicherheit der Technik haben die grossen Gewerbstädte ihre Ueberlegenheit dauernd behauptet.

Ein besonders drastisches Beispiel der Formenmischung bildet eine Stele von Amrit (Marathus). Eine Gottheit ist in ägyptische Tracht gekleidet, hat die Osiriskrone auf dem lockigen Haupte, worüber der Mond und die geflügelte Sonnenscheibe schweben; aber dieser ägyptische Gott steht auf einem Löwen und hält mit der einen Hand einen Löwen an den Beinen gepackt und schwingt mit der andern dieselbe Art Waffe, mit der die Löwenwürger von Chorsabad ausgestattet sind: lauter assyrische Motive; endlich findet sich noch das chetitisch-kleinasiatische Motiv, dass der Löwe auf einem Berge einherschreitet. Die cyprischen Statuen sind teils rein nach ägyptischem, teils rein nach assyrischem Muster gearbeitet, teils im Mischstil; eine Statue aus Golgi zeigt einen König in völlig ägyptischer Tracht, aber mit assyrischem Gesichte und Barte. Die Stadtgöttin von Kadesch steht nach babylonischer Art immer auf einem Löwen und kehrt die volle Vorderseite dem Beschauer zu; aber der Kopf ist wie der der ägyptischen Isis oder Hathor gebildet und trägt den Sonnendiskus zwischen den Hörnern; die ausgestreckten Arme halten anstatt des Spiegels der Astarte teils Blumen, teils Schlangen. Auch die Baalat (speziell in Byblus) und Astarte erhält die Kuhhörner mit dem Sonnendiskus als Kopfschmuck. Der ägyptische Sphinx wird weiblich, erhält einen Frauenkopf, später auch weibliche Brüste, wird mit reichem

Halsschmucke und Flügeln ausgestattet. Der Besatypus wandelt sich, bis er auf griechischem Boden zum Gorgokopf wird. Die Mischgestalten mehren sich; das Vorderteil eines Pferdes, eines Esels, eines Löwen, eines Stieres, eines Ziegenbockes wird mit dem Unterteile eines Menschen, mit einer Heuschrecke, mit einem Schmetterlinge, auch zwei Stierköpfe mit einem Menschenleibe verkoppelt. Als Typen solcher Mischgestalten finden sich besonders häufig: der Pegasus, die Sphinx, der Greif, die Chimära (ein Mischwesen aus Löwe, Ziege und Schlange), auf griechischem Boden die Harpyien, Centauren und Satyrn. Greife sind auch die Cherube (hebr. Krub); wie die babylonischen Götter und Könige steht auf Cheruben auch der hebräische Stammgott Jahwe. Kein Symbol ist häufiger verwendet und stärker verändert worden als die geflügelte Sonnenscheibe. In sie hinein setzte man gelegentlich die sieben Planeten oder auch einen menschlichen Körper. Diesem gaben die Assyrer Pfeil und Bogen und machten ihn zum Bilde des obersten ihrer Götter, des Stadt- und Kriegsgottes Assur. Endlich entlehnten diesen die Perser und wandelten ihn in die Darstellung ihres Lichtgottes Ahuramazda.

Am meisten verbreiteten die phönizischen Metallarbeiten den vorderasiatischen Mischstil. Die Annalen Dhutmes' III. erwähnen wiederholt die „vielen Gefässe“, Kunstwerke von Gold und Silber wie auch die gewöhnlicheren getriebenen „Gefässe von Eisen und Kupfer“. Wie damals die Phönizier mit ihren Metallarbeiten schon den östlichen Markt beherrschten, so auch später; die meisten, wenn nicht alle in Kalach (Nimrud) gefundenen ehernen Schalen und Krüge sind nicht assyrische, sondern aus Syrien eingeführte Arbeiten; sie zeigen durchweg die für die syrisch-phönizischen Arbeiten charakteristische Mischung des ägyptischen und babylonischen Stils. Auch nach Westen müssen die Erzeugnisse der phönizischen Kunst gelangt sein, da die mycenische Kunst neben heimischen Mustern auch die orientalischen aufs reichste verwertete.

210. Gewerbe. Das Urteil über die gewerblichen Leistungen hat geschwankt bis zu den Extremen. Der Funde giebt es so wenige, dass Ed. Meyer darnach von der „noch immer fast unbekannten phönizischen Industrie“ und dem „ungreifbaren Charakter der phönizischen Kunst“ sprechen kann. Zur Verhütung der Unterschätzung ist auf die Thatsache hinzuweisen, dass es in Aegypten zur Zeit des Neuen Reiches kaum einen Gegenstand gab, der nicht aus Syrien eingeführt worden wäre. Das will aber deswegen viel besagen, weil in Aegypten selbst die gewerbliche Entwickelung auf hoher Stufe stand.

Die Gewerbe und Künste Syriens mussten durch die grosse Zahl

der vorhandenen Herrschersitze gefördert werden. Die Prachtliebe der zahlreichen kleinen Herrscher steigerte die Nachfrage nach Schmuck, Juwelen, kostbaren Geräten, besonders Gold- und Silberarbeiten. Der Gebrauch, politische Beziehungen durch Geschenke einzuleiten und zu unterhalten, wirkte in gleicher Richtung. Als solche empfahlen sich Rohstoffe, die im fremden Lande besonders hoch geschätzt wurden, deren Wert möglichst in die Augen fiel, die durch Künstlerhand zu Prachtgefässen und Prachtgeräten umgestaltet worden waren, wie Gold und Silber, der Blaustein, Grünstein, schönfarbige Glaspasten, die als Verzierung verwendet wurden und durch ihre künstlerische Bearbeitung einen ungleich höheren Wert erlangt hatten als der zu ihnen verwendete Rohstoff. Es mögen also die Gewerbe in den zahlreichen syrischen Städten gefördert worden sein, die phönizischen Städte vor den übrigen aber in dieser Richtung in den früheren Zeiten nichts voraus gehabt haben. Herodot lässt die ersten Phönizier, welche nach Griechenland kamen, nicht Waren ihrer eigenen Heimat, sondern Aegyptens und Assyriens, d. h. des syrischen Binnenlandes, bringen. Der Gewerbebetrieb überwog erst den Handel der Phönizier in der Zeit nach dem Verluste ihrer politischen Unabhängigkeit und eines grossen Teiles ihres Handels.

Die alten Schriftsteller haben vieles als Erfindungen der Phönizier gepriesen, was sie zuerst durch deren Vermittlung aus den Errungenschaften der morgenländischen Gesittung zugeführt erhielten. Man hat ihnen die Erfindung des babylonischen Münz-, Mass- und Gewichtssystems, des Geldes, der Wage, des Goldgrabens und -Schmelzens, zahlreicher Fertigkeiten der Metallarbeit, des Glases, der Purpurgewinnung und -Färberei zugeschrieben. Es ist jedoch bekannt geworden, dass fast alles, was die klassische Ueberlieferung als Erfindung der Phönizier bezeichnet, diese ihren Nachbarn, in erster Linie den Aegyptern, entlehnt haben. Häufig mag auch in Aegypten, in Griechenland, in Assyrien manches als phönizisches Erzeugnis gegolten haben, was die Phönizier in den Handel brachten, mochte es auch aus anderen syrischen Städten, Cilicien, Cypern, Aegypten stammen. Sicher ist, dass die Aegypter manches Prunkstück aus Cypern und Cilicien kennen lernten. Die von Dhutmes III. bei Megiddo erbeuteten goldenen und silbernen Wagen waren aus Cypern eingeführt. An künstlerischem Werte überragten die cilicischen und cyprischen Arbeiten in der Regel die phönizischen mit ihren oft wilden und bizarren Formen.

211. Die Metallgewerbe. Die erste Anleitung zur Metallarbeit mögen die Phönizier von den Völkern des chetitisch-cilicischen Kultur-

kreises erhalten haben. Später sind sie die Schüler der Aegypter geworden, ohne deren technische und künstlerische Vollendung zu erreichen. Mit Vorliebe verfertigten die phönizischen Künstler Metallschalen, ausserdem Becher und Schilde in grossen Mengen. Die Meisterschaft der Goldschmiede haben die Aegypter oft gerühmt. Ferner fanden sich in den syrischen Tributen getriebene „Gefässe von Eisen und Kupfer“, in der Beute von Megiddo eine grössere Zahl Panzer aus Eisen und Leder. Von den syrischen Waffen war der mit Metall beschlagene Bogen (wahrscheinlich aus dem Horne des Steinbockes) berühmt; den Köcher stellten die Aegypter reich verziert dar; als Nahwaffe diente meist der Speer, seltener das kostbare kurze zweischneidige, auch zum Stosse taugliche Schwert. Die berühmten, viel ausgeführten Kriegswagen fertigten drei in der Ebene Jesreel und auf dem Gebirgsabhange nach Norden gelegene, also nicht mehr zum eigentlichen Phönizien gehörige Städte (§ 187 Ende). Von den chetitischen Wagen unterschieden sich die syrischen durch ihre Leichtigkeit und Feinheit. An Stelle des Wagenkastens fand sich ein ganz leichtes, mit bunten Teppichen behängtes Gerüst, das mit viel Luxus hergestellt wurde. Dhutmes' III. Annalen verzeichnen in der Beute von Megiddo „zwei goldgearbeitete (vergoldete?) Wagen“, später solche „gearbeitet mit Gold, Silber und Malerei“; der Wagenstuhl war bei vier „aus Gold“, bei fünf aus Horn (?).

Von den Schmuckstücken, welche Salomos Tempel in Jerusalem erhielt, waren die Erzarbeiten das Werk eines Tyrers Churamabi. Das berühmte eherne Meer, das auf Stierfiguren ruhte, war ein Gegenstück zu den grossen und kleinen, mit Stieren und Stierköpfen verzierten Wasserbehältern in den Heiligtümern der phönizischen Gottheiten, und die beiden grossen Bronzesäulen Jakin und Boas, welche die Ausstattung der Vorhalle nach phönizischem Muster bereichern sollten, erinnern an das Säulenpaar des tyrischen Herakles und an die auf karthagischen Votivstelen paarweise abgebildeten Säulen, welche in Knäufe von der Gestalt des Granatapfels auslaufen.

Der Schmuck dieser Metallwaren gehörte zum kleineren Teile dem geometrischen Dekorationsstile an, dessen Muster aus Punkten, Linien, Kurven, Schraffierungen bestehen; es überwiegen die dem Pflanzen- und Tierreiche entnommenen Formen; selbst freistehende menschliche Gestalten kommen vor als Vasenträger, Henkel u. s. w. Am charakteristischsten erscheint die übermässige Häufung von Tiergestalten und Tierköpfen, welche geläuterter Anschauung höchst geschmacklos erscheint, die aber die Aegypter in ihrer krankhaften Vorliebe für ungezwungenere Stilgattungen gerade wegen ihrer Bizarrheit

reizend fanden. Dhutmes' Annalen erwähnen „silberne Amphoren, Krüge, ochsenköpfig“, ferner solche „ziegen- und löwenköpfig“. Nach den ägyptischen Abbildungen dienten als die gebräuchlichsten Motive, nach ihrer Häufigkeit geordnet: Steinbock (Ziege), Gazelle, Stier, Löwe, Sphinx, Greif (Adler), Gans, seltener Pferd und Hund, sowie zwei bis drei Göttertypen, nämlich der schon vollständig stilisierte Besa und ein regelmässig zu den gekrümmten Salbgefässen verwendeter mythologischer Frauenkopf, vielleicht ein Astartetypus.

212. Die Schnitzerei, Edelsteinschneiderei und Glasbereitung. Mannigfache Hausgeräte, Thüren, Wände, Decken, Balken der Häuser, einzelne Teile der Schiffe zierlich zu gestalten oder mit Zierat zu versehen, diente die Schnitzerei. Als Stoff gebrauchte sie edle Hölzer, die Hörner verschiedener Tiere, das Elfenbein, den Bernstein, bunte Steine, Glaspasten. Ausser den aus Holz gefertigten Gegenständen erhielten Verzierungen auch die aus Metall, Leder, Glas und anderen Stoffen gefertigten Dinge, wie sie noch jedes zum Luxus geneigte und für den Luxus arbeitende Volk immer in grösster Mannigfaltigkeit geschaffen hat, um sich selbst und seine ganze Umgebung anziehend, reizend erscheinen zu lassen. In hohem Rufe standen die Elfenbeinarbeiten der Phönizier, deren Rohstoff, Technik und Muster sie aller Wahrscheinlichkeit nach aus Aegypten erhalten haben. Ausser zu einzelnen selbständigen Gegenständen verwendeten sie das Elfenbein zu Verzierungen der Holztäfelung in Palästen, an Ruhebänken, Sesseln und Thronen, selbst an Ruderbänken von Prachtschiffen. Hesekiel erwähnt letztere (27,6), daneben „köstliche Gestühle“ und andere Arbeiten aus edlen Hölzern, und Jesaias (3, 18—23) nennt unter den mannigfachen Putzstücken der Jüdinnen verschiedene Sachen, welche zur Schnitzarbeit zu rechnen sind und von denen die meisten phönizische Arbeit sein mochten. Homer lässt die phönizischen Schiffer Ketten aus Gold, besetzt mit Bernstein nach Griechenland bringen (Odyssee XV, 459).

Die altbabylonische Verwendung der Siegelsteine mit eingeschnittenen Bildern und Personennamen haben die Phönizier früh kennen gelernt. Später haben sie in der Kunst, den Stein zu gravieren, in Edelsteine bildliche Darstellungen und Inschriften einzuschneiden, recht Tüchtiges geleistet. Zu den Erstlingsversuchen mögen die Siegel-Cylinder gehören, auf denen neben Götter- und Menschengestalten in ägyptisierendem Stile Inschriften in Keilschrift angebracht sind. Die meisten Arbeiten sind späten Ursprungs. Oft ist die Inschrift in phönizischen Buchstaben eingeschnitten, der so bezeichnete Name des Eigentümers ist aber offenbar nicht der Name eines Phöniziers, son-

dern eines Aramäers oder Israeliten. Es mögen in solchen Fällen Erzeugnisse phönizischer Künstler vorliegen, die in aramäischen oder israelitischen Städten arbeiteten. Dass auf diesen Steinen hauptsächlich Skarabäen und andere ägyptische Typen als Schmuck angebracht sind, erklärt sich daraus, dass mit den in Aegypten gefertigten und von den Phöniziern vielfach nachgebildeten Skarabäen ein ausgedehnter Handel getrieben wurde; denn die geschnittenen Steine oder Gemmen dienten ausser als Siegel auch als Schmuck oder Amulette. Der Umstand, dass die Syrer die kostbaren Steine meist mit ägyptischen Namen bezeichneten, weist wohl auch auf die Herkunft des Materials, vielleicht auch der Technik hin.

Die Erfindung der Glasbereitung hat lange Zeit einen der höchsten Ruhmestitel der Phönizier gebildet. Schiffer, die an der Mündung des Flusses Belus oder Pacida (wahrscheinlich der südlich von Akko mündende Nahr Naaman oder Naamin) gelandet waren, um ihr Essen zu kochen, und unter den Kessel als Ladung mitgeführte Stücke „Nitrum" gelegt hatten, sollen dort beobachtet haben, dass durch die Hitze des Feuers das „Nitrum" mit dem Sande zu einer durchsichtigen Masse, zu Glas, zusammenschmolz. Der Ruhm der Erfindung wurde wesentlich getrübt, als man erkannte, dass die Aegypter bereits zur Zeit des Alten Reiches Glasuren auf ihren Fayencen angebracht und bald nachher auch bunte Glasflüsse als Schmuck verwendet haben. Die Erfindung des farblosen Glases und der Anfertigung von Glasgefässen ist noch nicht festgestellt; wahrscheinlich sind auch diese Erzeugnisse den Aegyptern eher bekannt gewesen als den Phöniziern. Doch haben die Glasfabriken Sidons viel Absatz gefunden, namentlich die Schmucksachen, Gefässe und Trinkgeschirre, woran besonders die bunten Farben bewundert wurden; selbst die in altetruskischen Gräbern vorkommenden Alabasterbüchsen können phönizisches, freilich auch ägyptisches Erzeugnis sein. Auch die Behauptung, es habe in Sarpat oder Sarephat, von den Alten Sarepta genannt, Glasfabriken gegeben, ist unhaltbar. Man pflegt den Namen Sarpat von saraf = schmelzen abzuleiten und vorauszusetzen, es habe dort Glashütten gegeben, nach denen der Ort benannt worden sei. Allein saraf heisst zwar schmelzen, wird aber immer vom Erzschmelzen gebraucht. Die vorausgesetzten Glasfabriken schweben demnach in der Luft; über Glasbereitung in Sarpat ist thatsächlich nichts bekannt. Was das „Nitrum" in der Erzählung der Erfindung gewesen sei, bleibt unklar. Den Sand zu den sidonischen Glaswaren entnahm man an einem schmalen Abschnitte der Küste in der Nähe der Belus-Mündung; die nötigen Alkalien wurden noch zu Strabos Zeit aus Aegypten bezogen. Der

Geschmack der Aegypter, Metall-, Elfenbein-, Holzarbeiten mit bunten Glasflüssen auszulegen, hat sich weit verbreitet. Ob die Phönizier derartige Waren bloss vermittelt oder, wie anzunehmen, auch selbst hergestellt haben, ist nicht nachgewiesen. Ebenso bleibt zweifelhaft, wie weit sie in den Schalen, Krügen und anderen Thon- und Fayencewaren selbständig oder Nachahmer gewesen sind.

213. Weberei und Färberei. Nach ihren Abbildungen musste den Aegyptern die Bekleidung der Asiaten, besonders der Kanaanäer, höchst auffällig sein. Nicht nur, dass die Syrer, dem Klima ihres Landes entsprechend, weit reichlicher bekleidet waren als die Aegypter, die erst den Syrern den Geschmack an grösserer Fülle der Kleidung entlehnt haben, ihre Gewänder prangten auch in prächtigen bunten Farben und Mustern und waren mit mancherlei Zierat wie Borten, Schnüren und Quasten ausgestattet. Die älteste Abbildung, in Chnemhoteps Grabe (21. Jahrhundert v. Chr.), stellt die Beduinen dar in einem vom Halse bis zum Schenkel reichenden sackartigen Gewande, das beide Arme und die rechte Schulter bloss liess. Das Gewand der Frauen war nur etwas länger. Diese Tracht war die allgemeine Semitentracht in der ältesten Zeit, wie die frühesten babylonischen Statuen, die von Tello, beweisen. Sämtliche Völker der vorderasiatischen Kultur haben sie angenommen; die Elamiten trugen sie noch unter Sanherib, als die Babylonier und Assyrer längst zu reicherer Gewandung fortgeschritten waren.

Gegen Ende des 2. Jahrtausends v. Chr. kleideten sich vornehme Syrer in zwei verschiedenfarbige, in der Regel rote und blaue, teppichartig gemusterte, mit Fransen eingefasste Shawls oder lange Streifen Tuch, welche am Halse aneinander befestigt und so übereinander geschlungen waren, dass die Lagen abwechselten, spiralförmig in 3—6 Ringen um den Leib nach unten liefen. Der obere Teil bedeckte in Form von Klappen die Schultern. Diese wunderliche Tracht erscheint in Syrien auf Staatsgewänder beschränkt; in Babylonien und Assyrien kam sie auch nur bei Göttern, Königen und Priestern vor. Der gemeine Mann konnte sie schon deshalb nicht tragen, weil sie jede rasche Bewegung verhinderte und ohne Beihilfe schwer anzulegen war. Doch haben einzelne ägyptische Abbildungen diese auffallende Tracht der Vornehmen auf alle Syrer ausgedehnt, während andere Darstellungen, z. B. schon in Rechmares Grab (unter Dhutmes III.) alle Asiaten in dem einfachen, vorn in der Mitte geschlitzten, mit zwei langen Aermeln versehenen Hemde zeigen, das am Halse zugebunden und durch einen Gürtel zusammengehalten wird. Das niedere Volk, die Soldtruppen, die schleppenden Diener, erscheint oft auch nur mit einem einfachen

Lendenschurze bekleidet. Dagegen trugen die Vornehmen unter ihrem Prachtgewande ein gelbes Hemd mit langen Aermeln, die oft auffallend geschmückt, z. B. am Ellbogen abgeteilt, dort oder am Unterarme wie mit Binden umwickelt waren. Seltsam erscheint ein Frauengewand, das in Nordsyrien getragen wurde. Es ist ein weisses langes Kleid mit rundem, bis zum Gürtel reichenden Halskragen, das vom Gürtel abwärts mit sechs steifen, horizontal laufenden Besätzen versehen ist und dadurch vom Körper abstehende Glockenform erhält. Die gewöhnlichen Frauen erscheinen später stets in dem hemdartigen, ärmellosen Gewande, das noch heute jedes Fellahweib trägt, auch auf der Balkanhalbinsel mit oder ohne Vorder- und Hinterschürzen sich findet. Sämtliche Nähte der syrischen Kleider waren mit Borten eingefasst; Fransen und Troddeln hingen allenthalben, wo sie nur anzubringen waren, auch an dem unteren Saume des hemdartigen Rockes und des kurzen Lendenschurzes. In solcher Art war auch der Gürtel verziert, der fast immer in charakteristischer Weise geschlungen war, während die Kopfbinde meist eine einfache Schleife zeigt.

Während der Aegypter stets vorzugsweise in weisses Linnen gekleidet war, trug der Syrer schon nach den ältesten Bildern schwerere Wollenstoffe aus Schafwolle oder Kamelhaaren. Diese wurden fast stets in den Farben rot, blau, weiss (schwarz), selten gelb hergestellt. Besondere Gewandtheit besassen die Syrer in der Verfertigung schöner Muster: Streifen, lineare Ornamente wie die Mäanderlinie, aber auch Knospen, Rosetten, Kränze und andere Pflanzendekorationen. Die letzteren Muster wandte man vorzugsweise in Teppichen und Decken an, deren Muster ähnlich wie in Aegypten wieder zur Dekoration der Wohnungen und Geräte verwendet wurden.

Zu den linnenen Gewändern und Decken erhielten die Phönizier den Flachs aus Aegypten und Palästina. Homer nennt (Od. XV, 417) die in Eumäus' Vaterhause dienende Phönizierin, des reichen Arybas' Tochter aus Sidon, „geübt in künstlicher Arbeit“; in Ilias VI, 289 f. nennt er die kostbarsten Gewänder in Hekubas Schatzkammer „Werke sidonischer Frauen, reich an Erfindung, die der göttliche Alexander selbst aus Sidon gebracht“. Die griechischen Wörter Chitón und Kithón, homerisch Othóne, sind identisch mit dem phönizischen kitonet und ketonet = Leinwand. Sie bezeichnen, dass die Phönizier den Griechen linnene Gewänder und Decken brachten. Die Bemannung der phönizischen und philistäischen Schiffe in Xerxes' Flotte trug linnene Panzer. Ebenso war in den karthagischen Heeren, die aus sehr verschiedenen Söldnern bestanden, der Leinwandpanzer ein gebräuchliches Rüstungsstück. Ferner fertigten die Phönizier linnene

Segel, während sie zu Schiffstauen wie die Aegypter vielleicht auch den Papyrusbast oder auch das spanische Espartogras verwendeten.

Als Schuhwerk tragen die Asiaten in Chnemhoteps Grabe Sandalen (die Männer) und bequeme Schuhe aus rotem Leder mit einem weissen Rande oben (die Frauen). Jene Fussbekleidungen scheinen bei allen Städtebewohnern Syriens auch in der späteren Zeit üblich gewesen, nur der Frauenschuh, auch etwas höher, allgemein die weichliche Fussbekleidung der Vornehmen geworden zu sein. Die Krieger und Landleute stellen die ägyptischen Denkmäler barfuss dar.

214. Fortsetzung. Einer der wichtigsten Gewerbszweige der Phönizier war die Purpurfärberei, deren Erfindung sie selbst dem Herakles zuschrieben, die sie nach dem Urteile der Alten am besten verstanden, um deren willen sie eine erhebliche Anzahl von Kolonien gegründet haben sollen. Unsicher ist freilich auch, ob die Bereitung der Purpurfarbe und das Färben mit derselben zuerst in Phönizien geübt worden ist, da die im Hebräischen üblichen Benennungen der Purpurfarben schwerlich kanaanäischen Ursprunges sind. Den Farbstoff lieferten einige zur Klasse der Gastropoden gehörende Seemuschelarten, besonders Murex trunculus und Murex brandaris, welche beide Arten die Phönizier fast ausschliesslich benutzt zu haben scheinen, während die Tarentiner die von Plinius Buccinum-Muschel genannte Purpura haematostoma verwerteten, welche den helleren Purpur von Tarent, eine mehr ins Rote spielende Farbe, das „Argaman der Inseln Elischa“ (ursprünglich ein Ort an der Nordküste Siziliens) lieferte. Die meisten dieser Muschelarten sind fast an allen Gestaden des Mittelmeeres vertreten. Nach Plinius fand man sie in verschiedenen Gegenden in so grosser Menge, dass sie gleichsam die Ufer bedeckten; am meisten fing man sie an den phönizischen Küsten, ausserdem an den Gestaden des Peloponneses, wo Cythera eine Station für die Purpurfischerei wurde, Siziliens; im Atlantischen Ozeane waren sie häufig an den Gestaden Britanniens.

Man lockte durch einen Köder die lebenden Muscheltiere in ein reusenartiges Gestell, spaltete die Schale der Länge nach oder öffnete sie an der Seite und entnahm den im Mantelfleische des Tieres sitzenden, länglich gestalteten Drüsenkörper, dessen Zellen einen trübe aussehenden weisslichen Schleim enthalten. Ohne weitere künstliche Behandlung nimmt dieser Schleim auf Gewebe aufgetragen unter Einwirkung des Lichtes zuerst eine gelbliche, zuletzt eine bläulich- oder rötlich-violette Färbung an. Die Färbekunst der Phönizier hatte durch Versuche und Erfahrungen manches gelernt, um die Eigenschaften des edlen Stoffes in vollkommenster Weise zu entwickeln. Man zer-

quetschte den Drüsenkörper und liess den mit Salz vermengten Brei drei Tage stehen, um den Farbschleim aus den Geweben sich aussondern zu lassen. Dann wurde der gewonnene Saft über gelindem Feuer zehn Tage lang gesotten und durch Abschäumen geklärt. Durch mancherlei besondere Behandlung wie Mengung des Farbstoffes verschiedener Muschelarten, mehr oder minder langsames Einkochen, ferner durch eigenartige Zubereitung der zu färbenden Stoffe, ein- oder mehrmaliges Färben derselben wurden mannigfache Farbennüancen erzielt: schwarz, grau, violett, rot, dunkelblau, hellblau, gelb, rötlich, weiss. Der berühmte tyrische Purpur, besonders der doppeltgetränkte, war ein sattes, ins Schwarze übergehendes Rot, der Farbe geronnenen Blutes vergleichbar; bei scharfer Beleuchtung, von der Seite und von unten betrachtet, schillerte er ins Helle. Als ein Händler diese Eigenschaft dem Kaiser Augustus anpries, soll der letztere gesagt haben: „Werde ich auf dem Söller spazieren gehen, bloss um das römische Volk zu überzeugen, dass ich hübsch gekleidet bin?“ Die zu färbenden Stoffe wurden in die Farbflüssigkeit eingetaucht, vollständig damit durchtränkt und dann möglichst scharfem Sonnenlichte ausgesetzt. Dieses entwickelte dann in gewisser Zeit die Farbe, die nicht verblich, weil eben das Sonnenlicht selbst es war, das sie erzeugte. Die unverwüstliche Dauer, die Kraft und Tiefe, der Reiz des Schillernden und Wechselnden bei verschiedener Beleuchtung, das waren die Vorzüge, welche der Purpurfarbe bis heute den höchsten Rang gesichert haben.

Am meisten gefärbt wurde feine Schafwolle, meist in ganzen Vliessen, aber auch die zarten ägyptischen Leinengespinnste und in den letzten Zeiten auch Seide. Dass Tyrus und Sidon die Hauptorte der Purpurfärberei waren, beweisen die in der Nähe des Strandes bei Saida und auf der Südseite des ehemaligen Inseltyrus zusammengehäuften Massen zerschlagener Gehäuse der beiden Murex-Arten. Desgleichen bezeichnen daselbst runde, in den Fussboden gemeisselte, topfartige Vertiefungen die Stellen, wo kelterartig der Saft aus den Drüsenkörpern gepresst wurde. Strabo sagt: Tyrus überstand alle Unglücksfälle durch seine Schiffahrt und Färbereien; die Menge der Färbereien macht die Stadt unangenehm, aber sie ist reich durch diese einträgliche Fabrikation. Die Unannehmlichkeit bestand besonders darin, dass bei der Entwickelung des Farbstoffes am Lichte ein widerlicher, an Knoblauch erinnernder Geruch sich verbreitete.

Die Purpurfärberei wurde auch in zahlreichen phönizischen Kolonien betrieben, von den Griechen gelernt, von ihnen am meisten in Tarent ausgeübt. Trotzdem mussten die Preise sehr hoch bleiben, da jedes Muscheltier nur eine sehr geringe Menge Farbstoff enthielt,

der ausserdem nicht zu jeder Jahreszeit gleich brauchbar und erst nach langwieriger Behandlung zum Färben fertig war, überdies die meist gefärbte feine Schafwolle auch hoch im Preise stand. Nur die Güte der Färbung und der Mangel an anderen lichtbeständigen Farben erklärt die Nachfrage nach den Purpurstoffen. In ganz Vorderasien dienten Purpurgewebe als Vorhänge und Teppiche in Tempeln und Palästen, als Umhüllungen der Götterbilder, als Gewänder der Fürsten, Priester, Frauen, der vornehmen Klassen. Die Könige von Assyrien, Babylonien, Persien häuften Massen von Purpurstoffen in ihren Schatzkammern auf. Alexander fand in Susa einen Vorrat an Purpurstoffen von 5000 Talenten (= 27 200 000 M) Wert; sie waren seit 120 Jahren dort angesammelt und erschienen noch vollkommen frisch und schön. In dem ärmeren Abendlande begnügten sich die Griechen und Römer lange Zeit mit Purpurstreifen als Zeichen der Herrschaft und Würde. Auch später waren Purpurgewänder ein Abzeichen der Königswürde, der Herrschergewalt. Der neuplatonische Philosoph Porphyrius, der eigentlich den von malik = König abgeleiteten Namen Malchus führte, vertauschte diesen mit Porphyrius, weil dieser als die passendste Uebersetzung von Malchus erschien; so sehr waren König und Purpurträger identische Begriffe geworden.

215. Bergbau. Die auri sacra fames, „der verruchte Hunger nach Gold“ hat mehr als irgend ein Faktor die menschliche Kultur gefördert. Die Phönizier hat nahezu ausschliesslich der Reiz der edlen und unedlen Metalle an die fernen Gestade des Aegäischen Meeres, des westlichen Mittelmeeres und des Atlantischen Ozeans gelockt. In grösseren Massen haben sie sich nur da niedergelassen, wo Metallschätze sie zur Ansiedelung reizten, in Cypern und Nordafrika; hier allein sind sie tief ins Binnenland eingedrungen. Bergwerke waren die Anlagen, auf die sie den ausgezeichnetsten Fleiss verwandten. Keine Gefahr, keine Mühe hielt sie ab, zu Ländern oder Inseln vorzudringen, wohin Gold und Silber sie lockten. Hier schien die Quelle des Reichtums zu fliessen. Wie das Kupfer Cyperns, das Gold der Insel Thasus, das Silber Südspaniens, das Zinn Portugals, Galiciens und Englands mögen diese und andere Metalle an anderen Orten durch den phönizischen Handel zuerst erschlossen oder intensiver abgebaut worden sein, so wenig es sich im einzelnen beweisen lässt. Die Gründung der Stadt Auza tief im Innern Numidiens, in der Nähe des heutigen Aumale, durch den König Ittobaal von Tyrus kann nur durch den Metallreichtum der Gegend veranlasst worden sein.

Wahrscheinlich haben die Phönizier bei der Ausbeutung der Kupferschätze Cyperns zuerst die Meisterschaft im Bergbau erreicht, welche

die Alten an ihnen bewunderten. Wo es Bodenschätze gab, unterrichteten sie die Bewohner des Landes in der Gewinnung, nahmen auch selbst den Betrieb in die Hand. Die spanischen Bergwerke gehörten den iberischen Stämmen, nicht den Phöniziern.

Auf Cypern besassen die Phönizier eine Reihe Hafenstädte im Süden, Westen und Norden der Insel, ausserdem im Innern nur Tamassus, bei dem die wichtigsten Kupferwerke der Insel lagen, und Idalium, während die Griechen für ihre Ackerbaukolonien die weite Ebene im Innern in Besitz nahmen. Die Phönizier lockte eben mehr als alles andere das „cyprische Erz“, das Kupfer, welches das Gebirge des südwestlichen Teiles der Insel birgt. Ueberdies fand sich hier auch Eisen und Silber.

Dass die Phönizier im Libanon Kupfer gewonnen hätten, ist nicht genügend begründet. Dagegen mögen sie die leicht schmelzbaren Eisenerze dieses Gebirges ausgebeutet haben. Ferner haben Russegger und Fraas ein dem nordischen Bernsteine sehr ähnliches fossiles Harz zum Teil in beträchtlichen Stücken und in grosser Reinheit in den Ligniten der Kreide des Libanons eingesprengt gefunden. Sollten die Phönizier in frühen Zeiten schon in das Schwarze Meer gelangt sein, so würden sie dort wahrscheinlich ebenso das häufig vorkommende Kupfer eingetauscht haben, wie sie es zu Hesekiels Zeit über Armenien bezogen. Sicher ist, dass in Südspanien Kupferwerke betrieben wurden.

Das Zinn (§ 56) haben die Phönizier wahrscheinlich von der Mitte des 2. Jahrtausends an von der Pyrenäenhalbinsel geholt, wo es im heutigen Galicien gewonnen wurde. Später haben sie auch das britannische, durch Zwischenhandel nach Spanien gekommene Zinn in diesem Lande eingetauscht oder sind auch zu Zeiten selbst nach Britannien gefahren. Nach Hesekiel (27, 12) bezogen sie aus Spanien ausser Zinn und Silber auch Eisen und Blei.

Das spanische Silber (§ 53) holten aller Wahrscheinlichkeit nach die Phönizier schon um 1500 v. Chr. Der Silberreichtum Vorderasiens seit jener Zeit entstand jedenfalls zum grössten Teile durch die Zufuhr aus Spanien. „Wer sind jene, die daher fliegen wie eine Wolke, wie Tauben zu ihren Häusern? Die Schiffe Hispaniens sind es; sie bringen deine Kinder aus der Ferne, ihr Gold und Silber mit ihnen“ (Jes. 60, 8. 9.). Der unermessliche Silberreichtum Spaniens, den die Phönizier bei ihrer Ankunft daselbst fanden, hatte sie so in Erstaunen versetzt, dass sich in späte Zeiten Sagen davon erhielten. Die ersten Ankömmlinge der Phönizier hätten, so erzählte man, dort solche Mengen Silber gefunden, dass sie nicht allein ihre Schiffe damit anfüllten, sondern auch ihre sämtlichen Gerätschaften einschliesslich der Anker

aus Silber neu herstellten. Die Einwohner hätten das Metall so wenig geachtet, dass ihre gewöhnlichsten Gerätschaften davon verfertigt gewesen wären. Strabos Nachrichten zufolge lagen die ältesten Gruben im Quellgebiete des Guadalquivirs (Bätis), in der Sierra Segura, dem östlichen Ende der Sierra Morena. In der späteren Zeit eröffnete man auch in anderen Gebieten Silbergruben; doch scheinen sie selbst in den letzten Zeiten der Karthager nicht über das heutige Andalusien hinaus gereicht zu haben. Die frühen Ansiedelungen der Phönizier auf Sardinien sprechen dafür, dass sie auch auf dieser Insel den Silberbergbau betrieben oder veranlasst haben.

In den Inseln und Küstenländern des Aegäischen Meeres scheinen die Erzgruben grösstenteils in der mycenischen Zeit erschlossen worden zu sein, zum Teil wohl durch die einheimische Bevölkerung, zum Teil auch durch die Phönizier; so die Goldbergwerke der Insel Thasus, im Pangäum-Gebirge in Thracien, von Astyra in Troas, am Tmolus bei Sardes, auf der Insel Siphnus, die Silbergruben von Laurium und Troas (Argyria bei Skepsis), die Kupferwerke von Chalcis und Aedepsus auf Euböa. Auf der Insel Thasus sah Herodot selbst noch die Gänge und Gruben, welche die Phönizier mit bewunderungswürdiger Kunst angelegt, auch den Tempel des Herakles, welchen sie in ihrer dortigen Niederlassung erbaut hatten. Ausserdem fand sich auch in Cypern und Spanien (nach Strabo) Gold, das die Phönizier ebenso eintauschten, wie sie über Aegypten einen Teil des äthiopischen Goldes in ihre Schatzkammer leiteten.

216. Fischfang. Den Flüssen Phöniziens mangelten essbare Fische zwar nicht. Allein da diese Flüsse zum guten Teil im Sommer austrocknen, kam der Ertrag des Flussfischfanges nicht in Betracht gegenüber dem unerschöpflichen Fischreichtume, den die See beherbergte. Von Tyrus meldet der Papyrus Anastasi I.: „Reicher ist es an Fischen als an Sand“. Der Name „Sidon“ bedeutet „Fischfang“. Der Fang der Seefische muss von Haus aus ein Haupterwerbszweig der Phönizier gewesen sein. Wie die Phönizier in der Heimat sich ausser dem Fange der Seefische auch der Gewinnung der Purpurmuscheln zuwandten, so haben sie auch an den fremden Küsten den Reichtum des Meeres zu erbeuten getrachtet; namentlich haben sie den Fischreichtum der spanischen Küsten, besonders an Thunfischen, ausgenutzt.

Von grösster Bedeutung wurde der Umstand, dass der Fischfang den ersten Grund legte zu der Vertrautheit mit der Schiffahrt.

217. Seewesen. Die langgestreckte geradlinige Gestalt der syrischen Küstenländer, die süd-nördliche Strömung, die Regelmässigkeit

der herrschenden Land- und Seewinde veranlasste die Phönizier zu weiter vordringenden Unternehmungen. Sie erreichten die Südküste Kleinasiens, die Inseln Rhodus und Cypern als Brücken zu der Inselwelt des Aegäischen Meeres, im Süden das Nilland. Die Zeit des Beginns dieser Fahrten zu bestimmen, ist unmöglich; nur soviel ist bekannt, dass die Fahrten nach dem Aegäischen Meere häufig stattfanden, als die Könige der 18. Dynastie Aegyptens Syrien zu erobern anfingen, d. h. im 16. Jahrhundert. Selbst die Küsten zu beiden Seiten der Strasse von Gibraltar sind vielleicht schon seit dem 15. Jahrhundert aufgesucht worden.

Die Phönizier haben den Seeverkehr überhaupt geschaffen, das Meer in die Geschichte eingeführt. Sie hielten keine Fahrt für unmöglich, die dem damaligen Zustande des Seewesens nicht geradezu widersprach, d. h. vor allem keine Küstenfahrt; es lag durchaus in dem Charakter des Volkes, durch wiederholte Versuche so weit vorzudringen, als man nur immer vordringen konnte. Ihre Fahrten waren recht eigentlich Entdeckungsfahrten. Sie halten ihrer Art wie ihrer Bedeutung nach den Vergleich mit der Umschiffung Afrikas durch die Portugiesen und der Entdeckung Amerikas durch die Spanier wohl aus; denn auch sie haben eine neue Welt erschlossen und einer alten hochentwickelten Kultur eröffnet; das Mittelmeer ist zur phönizischen See geworden, die vorderasiatische Kultur seinen sämtlichen Küsten vermittelt worden. Ihr Erfolg hat zur Nachahmung gereizt; ihre Fahrzeuge, so einfach, so dürftig sie waren, haben als Muster gedient. Von den Phöniziern lernten die Griechen bei nächtlicher Seefahrt Norden nach dem Polarsterne, den sie den „phönizischen Stern“ nannten, und damit den Kurs bestimmen. Selbst nach dem Niedergange ihrer Macht und ihres Handels blieben die Phönizier im Schiffbau den Griechen noch Jahrhunderte überlegen, wie Herodot bezeugt. Noch Xenophon (um 400 v. Chr.) bewunderte die geschickten und mannigfaltigen Einrichtungen, die sorgfältige Ordnung des Inhalts, die Raumersparnis der phönizischen Kauffahrer.

Der phönizische Grosshandel wurde ausschliesslich auf dem Meere geführt. Trotzdem mieden die Phönizier möglichst die offene See; ihre Schiffahrt blieb Küstenfahrt. Die langen Wege von ihrer Heimat nach dem spanischen Silberlande und zurück durchmassen sie, indem sie Kreta, Sizilien, Sardinien, die Balearen als Stationen anliefen und heimwärts der Strömung an der nordafrikanischen Küste sich anvertrauten.

In der älteren Zeit, wo weit mehr die Rücksicht auf die Sicherheit der Ladung als auf die Schnelligkeit der Fahrt beim Bau der

Schiffe vorwaltete, war das rundbauchige Lastschiff so sehr der übliche Typus, dass die Phönizier mit seinem Namen (gaul) die wie ein solches Schiff im Meere ruhende Insel nordwestlich von Malta Gaulus (j. Gozzo) nannten. Das Vordringen der Griechen namentlich von der Mitte des 8. Jahrhunderts an zwang die Phönizier, für Handels- wie Kriegsschiffe auf schnellere Fahrt durch Vermehrung der Ruderer Bedacht zu nehmen. Wenn sie nun auch mancherlei Fortschritte machten und die Leistungen der Griechen und Westphönizier sich aneigneten, so gaben sie doch ihre eigenen bewährten Typen nicht auf, wie sie beispielsweise die Pentekontoren nicht bloss als Transport-, sondern auch als untergeordnetes Schlachtschiff bis ins 3. Jahrhundert verwendeten (§ 11). Im allgemeinen nahm man beim Bau der Handelsfahrzeuge Rücksicht besonders darauf, dass sie auch an flachen Küsten fahren, in seichte Häfen und Flussmündungen einlaufen konnten, bei den Schiffen für politisch-militärische Zwecke darauf, dass sie Schnelligkeit im Angriffe und Rückzuge wie für den Nachrichtendienst entwickelten. Daher wurde auch für die Kriegsfahrzeuge die dem menschlichen Willen gehorchende Ruderkraft bevorzugt, während die Handelsschiffe die billigere und die Ausnutzung des Schiffsraumes besser ermöglichende Verwendung der Segel vorzogen, aber auch für alle Fälle, namentlich die Windstillen und das Ein- und Auslaufen auf den Gebrauch der Ruderer eingerichtet waren.

Was die Schnelligkeit der phönizischen Schiffer betrifft (vgl. § 16), so ist aus Herodot ersichtlich, dass die Griechen selbst die Ueberlegenheit jener anerkannten. Die langen Fahrten wurden freilich durch häufiges Anlegen in Zwischenstationen unterbrochen. Um von der syrischen Küste nach Gades zu gelangen, waren die Phönizier in der griechischen Zeit achtzig Tage, früher wahrscheinlich viel länger, unterwegs.

218. Kolonien. Die Phönizier sind das erste Volk der Geschichte, welches kolonisiert hat. Den Griechen erschienen die Erfolge dieser Thätigkeit so grossartig, dass sie voraussetzten, nur Götter oder göttergleiche Wesen könnten ihre Leiter gewesen sein; sie meinten, der gewaltige Herakles (der tyrische Melkart) habe mit Heeresmacht sich den ganzen Westen erobert. Das Bild war in der That würdig der Thätigkeit des betriebsamen Volkes, das alle Gestade des Mittelmeeres, ja selbst die Küsten des Atlantischen Ozeans in Europa und Afrika regelmässig besuchte zu einer Zeit, als die Griechen erst sich anschickten, über die engen Räume des Aegäischen Meeres hinaus vorzudringen, und über Italiens Völkern noch tiefes Dunkel lagerte.

Allein es ist im einzelnen schwer, die Spuren der Phönizier nach-

zuweisen. So fehlt auch fast jede zuverlässige Angabe über die Gründung der Kolonien. Dass Gades um die Zeit der dorischen Wanderung, Karthago fünfzig Jahre vor dem Troischen Kriege gegründet sei, beruhte lediglich auf Berechnungen griechischer Schriftsteller; Timäus setzte die Gründung Karthagos auf das Jahr 814/3 fest, nicht auf Grund einer alten Ueberlieferung, sondern eigener, wenig stichhaltiger Kombinationen. Für die Prüfung der Glaubwürdigkeit der Angabe, Utika sei im Jahre 1101/0 gegründet, fehlt der nötige Anhalt. Von all den Gründungsdaten gilt nur das eine als sicher, dass Auza im numidischen Binnenlande unter dem tyrischen Könige Ittobaal I. (887—856 v. Chr.) entstand. Daher muss man sich mit dem dürftigen Anhalte begnügen, dass die Silber- und Zinnschätze der Pyrenäenhalbinsel bereits im 15. Jahrhundert nach Phönizien gelangt zu sein scheinen, und dass die wahrscheinlich von Sardinien kommenden Schardana vom 14. Jahrhundert an in ägyptischem Solde gestanden haben, woraus zu folgern ist, dass diese Länder bereits vorher vom Osten aus entdeckt worden waren.

Der Lockmittel gab es ja genug. Am mächtigsten wirkten immer die Metallreichtümer: das Kupfer Cyperns, das Gold von Thasus, das Silber und Kupfer Südspaniens, das Zinn Galiciens und Englands. Die Wahrnehmung, dass die Purpurschnecke auch an anderen als den heimischen Gestaden vorkomme, führte gleichfalls in die Fremde. Ausser der Gewinnung der Rohstoffe der entdeckten Länder bildeten der Sklavenhandel und der Absatz der eigenen Waren die mächtigsten Triebfedern zu immer erneutem und weiterem Vordringen.

„Es wohnten aber auch Phönizier rings um ganz Sizilien auf Vorgebirgen am Meere, die sie besetzt hatten, und auf den an der Küste gelegenen kleinen Inseln, um des Handels mit den Sikelern willen; doch als die Hellenen in Masse ins Westmeer kamen, verliessen die Phönizier die Mehrzahl ihrer Ansiedelungen auf Sizilien und zogen sich nach Motye, Soloeis und Panormus im Westen zurück.“ Dieser ungemein wichtige Satz Thucydides' (VI, 2) wirft das hellste Licht auf das Kolonialwesen der Phönizier; er nennt sowohl den Hauptbeweggrund, wie er die Ausführung der kolonialen Thätigkeit hinreichend andeutet. Ihre Anlagen in den fremden Ländern waren grossenteils nicht Kolonien, sondern lediglich Handelsfaktoreien, wie die Hanse sie schuf. Eigentliche Kolonien waren nur Cypern und Nordafrika; hier allein sind die Phönizier tiefer ins Land gedrungen, namentlich der Metallschätze wegen. Und selbst Nordafrika ist erst später eine eigentliche Kolonie geworden; ursprünglich sind auch dort wie in Sizilien, Sardinien nur Anlegeplätze, Vorratsstationen für die Hin-

und Rückfahrten nach Spanien geschaffen worden. Die weite Ausdehnung der befahrenen fremden Küsten und die geringe Bevölkerungsmasse des phönizischen Volksstammes schloss eine intensive Kolonisation aus. Daher liessen sich die phönizischen Händler am liebsten an verteidigungsfähigen Küstenpunkten, womöglich auf kleinen küstennahen Inseln, wie in der Heimat, nieder und trieben dort ihren Handel mit den Eingebornen.

Es leuchtet ein, dass so geringe Scharen phönizischer Ansiedler nirgends zu einer wirklichen Herrschaft über die Eingebornen gelangten, vielmehr später von der durch die phönizischen Anregungen belebten und erstarkten einheimischen Bevölkerung oder durch mächtige Nebenbuhler verdrängt wurden. So sind die phönizischen Ansiedelungen in weiten Gebieten des Mittelmeeres ebenso spurlos verschwunden wie fast sämtliche portugiesischen Niederlassungen im südlichen Asien.

Besonderen Einfluss auf die Kolonisation übte die politische Bedrängnis des Mutterlandes seit den assyrischen Eroberungszügen von der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts an. Die Furcht vor den grausamen assyrischen Königen trieb ebenso mindestens die Häupter und hervorragenden Teilnehmer der Erhebungen, sich ins Ausland zu retten, wie die Angst vor der rücksichtslosen Rache der siegenden Partei die Unterlegenen nach den häufigen inneren Unruhen zwang, in die Fremde zu flüchten. Diese kamen nicht als Freibeuter oder Händler an die fremden Gestade, sie begehrten feste, dauernde Wohnsitze; hauptsächlich fanden sie solche in Nordafrika.

219. Ursachen der Gründung. Jede phönizische Kolonie war zuerst eine Handelsniederlassung; die Phönizier kamen anfangs bloss als Kaufleute, um von ihren schwimmenden Burgen aus die Landeserzeugnisse einzutauschen. Zur Sicherung eines stetigen Austausches gewährten die Eingebornen gern unentgeltlich oder gegen einen Grundzins Platz zur Anlage einer Niederlassung.

Im ganzen mittleren Gebiete der Mittelmeergestade reizte anscheinend nirgends der Reichtum an Metallen oder anderen Bodenerzeugnissen zur Niederlassung. Diese Gestade mussten jedoch angelaufen werden auf der langen Reise zwischen der Heimat und Südspanien. Nun zwang der kräftige westöstliche Strom an der nordafrikanischen Küste, ebenso zur Heimreise diese Küste zu wählen wie zur Ausfahrt sie zu meiden, anstatt deren die europäische Küste und die Inseln Sizilien, Sardinien, die Balearen aufzusuchen, ja, da von jenem Hauptstrome eine schwächere Abzweigung an der Nordseite Siziliens entlang zieht, für die westliche Fahrt den Kurs der Südküste

Siziliens entlang zu wählen. Die Westspitze Siziliens und die gegenüber vorspringende Nordspitze Afrikas mussten die Schiffer passieren und regelmässig anlaufen, um Wasser und Nahrungsmittel für die weitere Reise einzunehmen. Die zunehmende Häufigkeit der Fahrten nach dem Westen führte dazu, diese wichtigsten Punkte der Strassen zu sichern und zu beherrschen durch Anlage von Niederlassungen. Natürlich knüpften die Ansiedler solcher Schiffahrtsstationen bald einen Tauschverkehr mit den Eingebornen an.

Bei zunehmender Bedeutung solcher Handelskolonien und Schiffahrtsstationen mussten die Regierungen der phönizischen Städte denselben ihre Aufmerksamkeit zuwenden, sie unterstützen und sichern. So stimmen die Quellen überein, dass Gades, „die Festung" (Gadîr), von Tyrus als Staatsunternehmen und zwar sofort in grösserem Umfange gegründet worden sei, nachdem bereits einige Faktoreien, wie Sexi am Abhange der Sierra Nevada und Onoba (bei Huelva) entstanden waren. Solche Gründungen von Staats wegen verliehen den privaten Gründungen eine gewisse abschliessende Bedeutung, schufen für sie feste Mittelpunkte, die dauernde systematische Ausbeutung der umliegenden Gebiete zu sichern.

So dünn im allgemeinen die Scharen der phönizischen Kolonisten angenommen werden müssen, so kam es doch auch vor, dass ein Bevölkerungsüberfluss die Ableitung in die schon bestehenden oder neu anzulegenden überseeischen Kolonien rätlich erscheinen liess. Die Einwanderung der Israeliten in das Westjordanland, vielleicht auch die Zertrümmerung des Chetiterreiches trieb den Phöniziern ganze Trümmerstücke der binnenländischen Bevölkerung zu. Auch die durch die natürliche Bevölkerungszunahme wie die stete Einwanderung der binnenländischen Ackerbauer und Hirten eintretende Uebervölkerung führte zur Aussendung von Kolonisten über die See.

In der späteren Zeit wurde die äussere Bedrängnis und die durch das Parteiwesen hervorgerufenen häufigen inneren Unruhen eine Hauptursache der Gründung neuer und Verstärkung bestehender Kolonien im Westen. Meltzer erklärt es als „eine durch sich selbst völlig berechtigte Annahme, dass namentlich nach Karthago manches vornehme Geschlecht mit seinem Anhange, manche hervorragende Firma unter dem Drucke dieser Verhältnisse den Sitz verlegt haben mag". Insbesondere mag Karthagos Emporkommen seit dem Ende des 7. Jahrhunderts diesen Verhältnissen zu danken gewesen sein.

220. Verhältnis zum Mutterlande. Obwohl die meisten Kolonien ohne Zuthun der heimischen Regierung entstanden sein mögen, gebot doch der eigene Vorteil der Kolonisten, die Verbindung mit der

Mutterstadt oder dem Vororte des Mutterlandes möglichst zu wahren. Die Gründung von Staatskolonien wie Gades beweist, dass auch das Mutterland, in Erkenntnis der Bedeutung der Kolonien, den Schutz im vollsten Masse zu leisten willens war. Die Verbindung ruhte auf dem beiderseitigen materiellen und darum immer mächtig fesselnden Vorteile, den der Handel abwarf, sowie auf den natürlichen und sittlichen Banden der gemeinsamen Abstammung und gleichen Religion. Jede Kolonie nahm den Kultus der Ortsgottheit der Mutterstadt an und schickte Gesandte mit Opfergaben zu den grossen religiösen Festen der Heimat. Geriet eine Kolonie mit der anderen in Streitigkeiten, so wurde die Sache der obersten Behörde der Mutterstadt zur Entscheidung übergeben. Die vorübergehend in die Kolonien kommenden phönizischen Kaufleute gaben sich in Verpflegung und Schutz eines vollberechtigten Ansiedlers und übernahmen die Pflichten der Gastfreundschaft für den umgekehrten Fall.

Ueber das politische Verhältnis der einzelnen Kolonien herrscht wieder fast völliges Dunkel. Nach einer Inschrift war Qartchadascht (= Karthago, Neustadt) auf Cypern, das wahrscheinlich identisch ist mit Citium, dem Könige Hirom von Tyrus unterthan; ob auch die übrigen phönizischen Städte der Insel, ist nicht bekannt. Ob die westlichen Kolonien ursprünglich in Abhängigkeit vom Mutterlande gestanden haben, ist völlig ungewiss. Die Abhängigkeit ist ebenso wahrscheinlich bei den von Staats wegen gegründeten Kolonien wie unwahrscheinlich bei den durch ausgewanderte missvergnügte Parteien gegründeten Niederlassungen. In der Blütezeit von Tyrus galten alle westlichen Kolonien als tyrisch, Gades wie Utika, Karthago wie Leptis; einzelne Angaben lassen erkennen, dass sie auch Tyrus' Oberhoheit anerkennen mussten. Als Utika unter König Hirom den Tribut verweigerte, wurde es zur Unterwerfung gezwungen. Die Schwierigkeiten, welche sich zumal durch die damaligen Schiffahrtsverhältnisse daraus ergaben, dass Tyrus nicht wie später Karthago im Mittelpunkte seiner westlichen Kolonien lag, mussten zu einer Zerreissung der politischen Verbindung führen, als von Tiglat-Pileser III. an die assyrischen Angriffe die volle Kraft der Phönizier zur Verteidigung ihrer Heimat erforderten und die Wahrung der Interessen im fernen Westen um so mehr unmöglich machten, als gleichzeitig die Hellenen in die westlichen Gebiete eindrangen und den Zusammenhang der Kolonien im Westen mit dem Mutterlande völlig durchbrachen.

Dagegen ist das Pietätsverhältnis von beiden Seiten anscheinend stets gewahrt worden. Mehrere schwer wiegende Zeugnisse beweisen die Innigkeit des Verhältnisses. Als Kambyses nach der Eroberung

Aegyptens der Flotte befahl, gegen Karthago zu fahren, verweigerten die Phönizier den Gehorsam mit der Erklärung, sie seien durch grosse Eide gebunden und würden ihre heiligsten Pflichten verletzen, wenn sie gegen ihre Abkömmlinge ins Feld zögen, und der Angriff unterblieb. Umgekehrt, als Alexander Tyrus belagerte, waren karthagische Abgesandte mit Geschenken zum Melkartfeste in der Stadt anwesend, und Karthago nahm die tyrischen Flüchtlinge und ihre Schätze freundlich auf, wenn es auch keine Hilfe zu senden wagte. Nach Alexanders Tode wurden von Karthago die alten Verbindungen mit dem Mutterlande fortgeführt oder neu angeknüpft.

Aus den späteren Zeiten liegen Nachrichten vor, dass die Phönizier sich in den überseeischen Gebieten zum Schutze ihrer Person und ihres Eigentums zu Vereinigungen, Gemeinden zusammenschlossen, die sich unter eigene Obrigkeit stellten. In den punischen Gebieten wurden als solche Suffeten genannt. Die Gemeinde der Sidonier im Piräus hatte nach einer Inschrift aus dem Jahre 96 v. Chr. einen Nasî (= Vorsteher). Das eigene Interesse gebot noch immer, den Zusammenhang mit der Heimat zu wahren.

Zum Ruhme gereicht es den Phöniziern, dass sie nicht die notwendige Anpassung an die veränderten Lebensbedingungen in den fremden Ländern mit erheblicher Einbusse ihrer nationalen Eigenart vollzogen haben. Sehr bemerkenswert ist auch, dass zu den phönizischen Kolonien stets die Heiligtümer der Hauptgötter gehörten; insbesondere scheint man als Schirmherrn der Seefahrt und der Kolonien den Sonnengott Melkart verehrt zu haben; ihm waren z. B. in Gades und Thasus Tempel errichtet.

221. Nachteile. Der ungeheure Wert der Kolonien beruhte darauf, dass sich der phönizische Handel im wesentlichen auf sie stützte. Doch waren auch Nachteile mit ihnen verbunden. Jede Kolonisation, die nicht die Eingebornen völlig vernichtet, steigert durch sich selbst unaufhaltsam die in den letzteren liegende Gefahr. So lange dieselben auf niedriger Stufe der Gesittung stehen, reizt der wachsende Wohlstand der Ansiedler sie zu räuberischen Ueberfällen. Sind sie geistig befähigt, so eignen sie sich allmählich die ihnen von den Ansiedlern vermittelten Elemente der Gesittung an und benutzen sie gegen ihre Lehrer. Wie die hochbegabten Griechen ihre Lehrer in Schiffbau, Schiffahrt, Seeraub und Handel aus ihren Gebieten verdrängten, durchbrachen auch die geistig hochstehenden Tartessier den Kranz phönizischer Faktoreien in Südspanien.

Wenn auch nicht notwendig, so doch thatsächlich regelmässig verbunden mit der Kolonisation erscheint die Eroberungssucht mit

ihrem Gefolge. Die Anlegung von Kolonien führt ungemein leicht zu Eroberungen; denn die Niederlassungen selbst geben die mannigfachsten Veranlassungen zu Streitigkeiten, Kriegen; letztere endigen aber mit dem Untergange der Kolonisten oder der Unterjochung der Eingebornen. Auch die Phönizier hat Gewinnsucht in erster Linie zu der weiten Ausdehnung ihrer Niederlassungen geführt; auch sie haben, wo es erreichbar schien, wie auf Cypern, vielleicht auch in Spanien, am umfänglichsten in Nordafrika grössere Gebiete zu erobern gestrebt.

Die Handelseifersucht konnte sich bei den Phöniziern weniger entwickeln, da sie mindestens ein halbes Jahrtausend ohne eigentlichen Nebenbuhler den Seehandel des Mittelmeergebietes ausbeuten konnten. Vielleicht war aber doch phönizische Handelseifersucht gegen die am Zinnhandel aktiv beteiligten Tartessier im Spiele, als diese sich den Phocäern zuneigten. Jedenfalls lässt die karthagische Handelspolitik vermuten, wessen die phönizische Handelseifersucht im gegebenen Falle fähig gewesen wäre.

Ueber die friedliche Politik der Phönizier vgl. § 206. Wie von den Karthagern bekannt ist, werden auch die älteren Phönizier manchen Kampf um ihre Kolonien haben bestehen müssen, z. B. auf Cypern bei der Besitznahme der Bergwerksgebiete und wieder zur Verteidigung gegen die eindringenden Griechen. Aus Hesekiel (27, 10f.) ersieht man, dass sie auch fremde Söldner in ihre Dienste zogen.

Die aus dem Kolonialbesitze sich ergebenden Nachteile der Eroberungsucht, der Handelseifersucht und der Kriege waren um so gefährlicher, als die übergrosse Zahl und entfernte Lage der Pflanzstädte in starkem Missverhältnisse zu der äusserst bescheidenen Ausdehnung des Mutterlandes stand. Der Abzug aus dem Mutterlande gestaltete sich zu dessen schwerer Schädigung, als edle Geschlechter mit ihren Schätzen an geistiger Kraft und materiellem Vermögen die Heimat verliessen, sie unmittelbar schwächten und in der Fremde zu Nebenbuhlern ihres eigenen Volkes wurden. Auch die ehemals abhängigen Kolonien entfremdeten sich im Laufe der Zeit mit ihrer Erstarkung, der Ausbildung von Sonderinteressen. Endlich trug die Anhäufung grosser Reichtümer im Mutterlande bei zur Ausbildung sozialer Krankheiten.

222. Ortsbeschaffenheit. Vielleicht nach schweren Erfahrungen hatten die Phönizier ihre Heimatstädte ganz fern von dem Vorlande der östlichen Bodenerhebungen auf küstennahen Inseln oder auf halbinselartigen felsigen Vorsprüngen erbaut. Geleitet von der Erkenntnis der Sicherheit solcher Punkte und doch auch trachtend

nach Warentausch mit den Eingebornen, legten sie auch ihre Handelsfaktoreien an den fremden Gestaden am liebsten ebenso auf kleinen küstennahen, leicht zu verteidigenden Inseln, nächstdem auf felsigen Vorgebirgen mit Hafenbuchten an ihrem Fusse an. Typische Anlagen der ersteren Art waren Motye auf der gleichnamigen Insel in dem Lagunenmeere an der Westspitze Siziliens, und Gades, auf dem felsigen Vorsprunge einer schmalen, nordöstlich gestreckten Insel gelegen, die nur durch einen engen Sund und eine prächtige Hafenbucht vom Festlande getrennt war, unfern der Mündung des Bätis, also dicht am gewinnbringendsten Teile der fremden Küste und doch durch einen schützenden Meeresarm von ihr getrennt, in der That für phönizische Wünsche eine auserlesene Lage, bewährt durch eine 3000jährige Dauer der Stadt.

223. Kolonien im Oriente. An der syrischen Küste selbst gründeten die Phönizier Niederlassungen ausserhalb ihres Gebietes nördlich bis Myriandus (j. Alexandrette), das Herodot als nördlichsten Vorort der Phönizier nennt und dessen Einwohner auch Xenophon als Phönizier bezeichnet, südlich bis zum Küstenorte Dor unweit des Karmels. Nach beiden Seiten darüber hinaus liessen sie sich auch an der Küste und in den Niederungen Ciliciens und in den Hafenstädten der Nilmündungen nieder. Ob sie hier vor Psammetich I. in selbständigen, organisierten Gemeinden sich zusammenschliessen durften, ist allerdings zu bezweifeln; zu Herodots Zeit indes besassen sie in Memphis ein besonderes Stadtviertel, das „Tyrer-Lager“, in dessen Nähe der „fremden Aphrodite“, vermutlich also der Astarte, ein Tempel errichtet war. Die Ortsnamen der Niederungen Ciliciens: Adana, Mallus, Tarsus weisen auf eine semitische Bevölkerung hin, ebenso der Flussname Sarus, und noch in später Zeit betrachtete ein Teil der Einwohnerschaft von Tarsus sich als Nachkommen eingewanderter Aradier. Ferner verehrte Tarsus als Schutzgott einen Baal. Endlich mögen Soloi, Nagidus und Celenderis, Küstenstädte des rauhen Ciliciens, aus phönizischen Niederlassungen hervorgegangen sein.

Alle diese Anlagen waren zur See erreichbar und fallen daher in den Rahmen der phönizischen Unternehmungen. Die verhältnismässig sichere Beförderung und die grossen Gewinne im Tauschverkehre mit den ganz rohen oder auf den untersten Stufen der Gesittung stehenden Mittelmeervölkern reizten ebenso sehr zum Seehandel nach dem Westen, wie die Erpressung und Raubsucht roher Stämme einerseits, die Machthaber der Städte und Reiche der Kulturvölker des Orients und der letzteren Vertrautheit mit der Wertschätzung der Güter anderseits den Landhandel erschwerten. Es ist daher fraglich, ob

es im Oriente vor der Perserzeit überhaupt phönizische Kolonien gegeben hat. Damit sollen Handelsverbindungen nicht verneint werden, wie sie seit dem 3., vielleicht 4. Jahrtausend zwischen Syrien und dem Euphrat- wie Nillande bestanden, nach Armenien und dem Schwarzen Meere hin aus späterer Zeit bezeugt sind; es mögen auch einzelne Hausierer und Gewerbtreibende, in Aegypten sogar zu Zeiten in grosser Zahl, sich niedergelassen haben; indes die Kolonien sind nicht bezeugt mit Ausnahme einer vereinzelten Notiz, welche eine Stadt Eddana am Euphrat als eine von Phöniziern gegründete Kolonie bezeichnet.

224. In Cypern. Jede Macht, die in Syrien Fuss fasst oder, wie gegenwärtig England, sich seinen Einfluss auf Syrien, das Euphratland und Kleinasien sichern will, greift nach der Insel Cypern. So thaten auch die Phönizier. Sie zuerst, weil sie von ihren Bergen aus die nur 90 km entfernte Insel liegen sahen, die Meeresströmung sie in ihre Nähe führte und die Insel durch ihre Lage, Gliederung und Naturerzeugnisse gleich sehr zur Ausbeutung und Niederlassung einlud. In erster Linie verdankt Cypern seine Bedeutung seiner Lage. Eine Tagesfahrt von den Küsten Syriens und Kleinasiens entfernt, nur wenige Tagereisen von den Mündungen des Nils, war die Insel der von der Natur gegebene Kreuzungspunkt für allen Seeverkehr im Osten des Mittelmeeres, so lange der Schiffer allabendlich einen bergenden Hafen aufsuchte. Auch an sich ist die Insel wertvoll. Ihre Ausdehnung beträgt 9601 qkm; eine Anzahl Häfen, namentlich an der Syrien zugekehrten Seite, erleichtert den Verkehr; wertvolle Naturerzeugnisse finden sich in ungewöhnlichem Masse. Eine weite, gut bewässerte Ebene, die ganze Nordhälfte der Insel von Ost nach West durchziehend, bietet treffliches Getreideland. Die Gebirge im Nordosten und in der Südhälfte der Insel trugen noch in spätgriechischer Zeit grosse Waldbestände, besonders an Cypressen und Cedern; ein spätrömischer Schriftsteller rühmte noch von Cypern, es sei dort möglich, Schiffe ausschliesslich aus heimischem Materiale seefertig herzustellen. Ein Baum, Lawsonia alba, lieferte einen roten Farbstoff, arab. Henne, hebr. Kofer genannt, der Cistus creticus das Ladanum-Harz, der Liquidambar orientalis eine Art Weihrauch. Das wertvollste Erzeugnis, das auch die Phönizier mehr als alles andere anzog, war das Kupfer in dem Gebirgszuge in der Mitte der Südhälfte der Insel. Hier fand sich auch Eisen und Silber.

Die Ausfuhr dieser Metalle, ja deren Fundstätten selbst in ihren Besitz zu bringen, drangen die Phönizier hier ausnahmsweise von den Gestaden in das Innere vor. Tamassus und Idalium waren sicher phönizische Niederlassungen. Der ursprüngliche Besitz kann sich wohl

auf die ganze Insel erstreckt haben. Genauere Kunde liegt erst vor aus den Zeiten des Niederganges, als die kolonisierenden Griechen die Phönizier zurückdrängten. Dies geschah zum ersten Male nach griechischer Ueberlieferung im Anschlusse an den Fall Trojas, in Wirklichkeit vielleicht in Verbindung mit den Seezügen griechischer Stämme nach Syrien und Aegypten im 13. und 12. Jahrhundert, in verstärktem Masse von der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts an.

Der Unterschied der griechischen und phönizischen Kolonisation tritt hier deutlich hervor. Die Phönizier besetzten die Häfen und die Bergwerke (ausser Tamassus auch Amathus und Soli), die Griechen schufen Ackerbaukolonien. Phönizisch waren an der Südküste Paphus, Kurium, Amathus, Citium, an der Nordküste Karpasia, Keryneia, Lapethus, Soli (wahrscheinilch aus Sela = Fels), ferner die Stadt Golgi, deren Lage noch nicht ermittelt ist. Citium besass die beste Reede der ganzen Insel und lag dem phönizischen Festlande am nächsten. Die Griechen sind wahrscheinlich von Anfang an in grösserer Masse nach Cypern gekommen als die Phönizier, jedenfalls haben sie die letzteren immer weiter zurückgedrängt. Die weite fruchtbare Ebene zwischen den beiden Gebirgen im Nordosten und Südwesten war später fast vollständig in den Händen der Griechen; ihre wichtigste Stadt, Salamis, lag an der Ostküste; in der Ebene gehörte ihnen Chytri, Ledra, Lacedämon, an der Westküste Marium. In geschichtlicher Zeit sind Kurium, Paphus, Soli griechische Städte geworden, vorübergehend im 4. Jahrhundert Idalium; selbst Salamis mag vordem ein phönizischer Hafen gewesen sein. Das griechische Element hat also das phönizische fortwährend zurückgedrängt.

Die Zeit der phönizischen Kolonisation auf Cypern zu bestimmen, ist deshalb schwer, weil die Gräber der cyprischen Phönizierstädte im wesentlichen dieselben Erzeugnisse enthalten wie die älteren griechischen Nekropolen der Insel, Erzeugnisse jener gräkophönizischen Mischkultur, die schwerlich über den Anfang des 1. Jahrtausends v. Chr. hinaufragt. Ed. Meyer hält es jedoch nach allen Zeugnissen über die Geschichte des Mittelmeeres für unmöglich, dass die Phönizier „erst nach der mycenischen Zeit“ nach Cypern gekommen seien, deren Blüte er ins 15. Jahrhundert setzt. W. Max Müller hingegen sagt, Ed. Meyer werde für den Ansatz „um die Mitte des 2. Jahrtausends“ „den Beweis immer schuldig bleiben“, weil die ständige Erwähnung „des (nur einen!) Fürsten von Asiy“ in Dhutmes' III. Annalen gegen alle fremden Kolonien auf Cypern spreche; die spätere politische Zersplitterung beruhe auf dem Kampfe der fremden Zuwanderer. Müllers Folgerung geht vielleicht zu weit, denn das Bestehen phöni-

zischer Kolonien ohne die Herrschaft der Phönizier über die ganze Insel oder einen grossen Teil derselben ist doch wohl denkbar. Es kann immerhin als Zeit der phönizischen Kolonisation auf Cypern das 15. Jahrhundert angenommen werden.

Die eingewanderten Phönizier haben sich mit den Eingebornen derart vermischt, dass wenigstens in geschichtlicher Zeit an den meisten Orten ein Gegensatz zwischen beiden Elementen nicht zu bemerken ist. Nur in den Orten beständigen Zuzugs aus Phönizien, besonders in der Hafenstadt Citium und der ihr zugehörigen Ortschaft Idalium gab es rein phönizische Bevölkerungsteile in der Einwohnerschaft.

Die politischen Verhältnisse der Insel haben sich ganz ebenso wie im phönizischen Mutterlande gestaltet. Die kleineren Gemeinwesen sind in Abhängigkeit von den grösseren geraten, die unter Stadtkönigen die Oberhoheit über die benachbarten Ortschaften erwarben. Einzelnen Dynasten gelang es auch zeitweilig, mehrere solcher Stadtreiche sich unterthan zu machen, doch hat sich die Vereinigung immer bald wieder in ihre Bestandteile aufgelöst.

Nach dem ersten Eindringen der Griechen sind die Phönizier auch mit diesen in dauernde Verbindung getreten, so dass aus der Vermischung und Kreuzung der beiden Nationalitäten unter sich und mit den Eingebornen eine cyprische Mischkultur entstanden ist, die in ihren Grundzügen, in der Gestalt der Waffen, des Hausrats, der Anlage der heiligen Bezirke und der Gräber u. a. einheitlich ist, wenn auch bei den Griechen Einwirkung des Mutterlandes, bei den Phöniziern Einflüsse Aegyptens und Assyriens sich geltend machen, während die einheimische Bevölkerung sich ganz der fremden Kultur angeschlossen zu haben scheint. Es haben z. B. die Griechen mit ihrer Silbenschrift, die Phönizier mit ihrem Alphabete geschrieben, während sich kein Beispiel findet, dass die Abkömmlinge der alten Cyprier versucht hätten, ihre eigene Sprache zu schreiben. Dagegen sind in den Thongefässen die Einflüsse aller Kulturen, die jemals in Cypern wirksam gewesen sind, erkennbar.

Wenn auch die Griechen vom 7. Jahrhundert an noch eine Reihe ehemals phönizischer Ortschaften in ihren Besitz brachten, gelang es ihnen doch nicht, die semitischen Kolonisten ganz aus der Insel zu verdrängen. Die wirtschaftlichen Verbindungen mit Syrien und dem ganzen Osten wirkten überdies in entgegengesetzter Richtung. Offenbar um sich den Handelsverkehr mit dem Festlande zu sichern, haben die Fürsten der cyprischen Städte die Oberhoheit Sargons anerkannt, wie Cypern schon Dhutmes III. Tribut sandte. Dieses Ver-

hältnis blieb unter Sargons Nachfolgern bestehen. Unter Assarhaddon und Assurbanipal werden in den assyrischen Tributlisten regelmässig zehn cyprische Vasallenfürsten aufgeführt. Nach dem Falle des Assyrischen Reiches kam die Insel unter ägyptische Herrschaft. In der Zeit des Perserreiches nahmen die cyprischen Fürsten mannigfach teil an den Kämpfen und Schicksalen Griechenlands und Aegyptens. So eng war indes auch da noch die Verbindung mit Tyrus geblieben, obschon dessen Oberherrschaft gänzlich aufgehört hatte, dass Alexander die Unterwerfung als eine natürliche und unausbleibliche Folge der Einnahme von Tyrus betrachtete.

225. Im Aegäischen Meere. Die Kenntnis der phönizischen Kolonisation nach dem gesamten Westen, das Aegäische Meer eingeschlossen, ist unsicher und zweifelhaft. Der ungreifbare Charakter der phönizischen Kunst einerseits, der Umstand anderseits, dass phönizische Funde auf Cypern, Rhodus, Sizilien schwerlich über den Anfang des ersten Jahrtausends, auf Sardinien, in Nordafrika, Spanien nicht in vorkarthagische Zeit hinaufragen, erschwert die Feststellung der Thatsachen. Nach dem Gange der geschichtlichen Entwickelung der Griechen, Italiker, der Völker des Westens und Nordens müssen jedoch die Phönizier als einzige Vermittler zwischen dem Oriente und dem Westen in früher Zeit und für den Beginn ihrer Niederlassungen etwa die Mitte des 2. Jahrtausends v. Chr. angenommen werden. Denn die Phönizier waren schon vor dieser Zeit die Vermittler des Verkehrs zwischen Syrien, dem Nil- und dem Euphratlande; nach dem Westen erscheinen sie bis jetzt als einzige Vermittler, wenn auch nach den ägyptischen Quellen die Leute von Kefto, die Cilicier, als mögliche Vermittler neben ihnen ins Auge gefasst werden müssen; alle Zeugnisse sprechen dafür, dass auf Cypern die Phönizier bereits in der mycenischen Zeit, also etwa 1500 v. Chr., gewesen sind; die Raub- und Söldnerzüge der italischen und griechischen Seevölker, welche vom 14. Jahrhundert an nach Syrien und Aegypten stattfanden, setzen bereits eine Berührung, eine gewisse Bekanntschaft mit dem Osten voraus.

Den Mangel an Denkmälern macht erklärlich, dass sie nach dem Westen kommenden Phönizier fast ausschliesslich Händler waren, welche die Landeserzeugnisse eintauschten, dass die phönizischen Gewerbe erst später ihren Höhepunkt erreichten, dass die Zahl der Kolonisten gering war, dass die Griechen dieselben später meist ohne Kampf zurückdrängten oder hellenisierten.

Dies alles ist auch bezüglich der phönizischen Kolonien im Aegäischen Meere im Auge zu behalten.

Beloch (Griech. Gesch. I, 75f.) sagt kurzweg: „Phönizische Ansiedelungen haben im Aegäischen Meere niemals bestanden.“ Er begründet diese ablehnende Ansicht mit dem Mangel an Resten phönizischer Ansiedelungen wie griechischer Ueberlieferung, dem Mangel an historischer Grundlage der griechischen Mythen und Kulte, welche angeblich auf die Phönizier zurückgehen, dem Scheitern der Versuche, griechische Ortsnamen aus dem Phönizischen abzuleiten. Was Beloch indes an die Stelle der geleugneten phönizischen Vermittlung setzt, nämlich die Verpflanzung der überlegenen Gesittung des Orients nach den Ländern am Aegäischen Meere ausschliesslich auf dem Landwege über Kleinasien, das kann schwerlich befriedigen.

Zuzugeben ist, dass bis jetzt phönizische Nekropolen am Aegäischen Meere nicht aufgefunden sind. Manche der Daten über die einzelnen phönizischen Niederlassungen „mögen unzuverlässig oder aus Kombinationen hervorgegangen sein; sie sämtlich für unhistorisch zu erklären, ist unmöglich“ (Ed. Meyer, Gesch. d. Alt. II, S. 145). Das Schweigen der Homerischen Epen und der Ueberlieferung der griechischen Sage ist nicht auffällig und beweist nichts gegen die Annahme phönizischer Ansiedelungen, da diese weit jenseits des Beginnes irgend welcher historischen Erinnerungen, auch jenseits der Entstehung der Sage fallen. Wenn dagegen selbst Mythen und Kulte in Griechenland als eine Nachwirkung orientalischer Einflüsse sich nachweisen lassen sollten, was noch nicht erfolgreich geschehen ist, so stünden die Bedenken dagegen, dass die zu Beginn der historischen Kenntnis etwa vorhandenen fremden Elemente durch einen zu grossen Abstand von der Zeit der Niederlassungen getrennt und überdies viel zu sehr mit einheimischen Elementen verschmolzen sind. Insbesondere kann die Europasage ebensowenig als Nachklang einer phönizischen Kolonisation Kretas gelten, wie die Kadmus-Sage als Beweis einer phönizischen Ansiedelung in Böotien (vgl. Ed. Meyer, Gesch. d. Alt. II, § 93 bis 95. 123).

Was das Vorkommen phönizischer Kulte betrifft, so ist sicher auf Cypern und Cythera Aphrodite an Stelle einer phönizischen Astarte getreten; ob das aber auch in Korinth und Sparta geschehen, ist nicht zu beweisen. Herakles ist wohl ausser auf Thasus an allen Kultusstätten der griechische, nicht der phönizische Gott. Als sicher phönizisch gelten die Kabiren und der am Isthmus von Korinth verehrte Meerdämon Melikertes.

Die etymologische Erklärung griechischer Ortsnamen aus dem Wortschatze der nordsemitischen Sprachen hat sehr wenig sichere Ergebnisse geliefert. Denn wenn auch bei Namen wie Salamis, Syrus,

Astyra (in Troas), Melite (in Athen), Megara, Marathon, Adramyttium u. a. eine phönizische Deutung an sich möglich ist, so ist die Richtigkeit der Erklärung nicht nachgewiesen und der Beweis der Ableitung nicht geliefert. Nur in den wenigen Fällen, wo Name und Bedeutung sich augenfällig decken, wie bei dem Flussnamen Jardanus auf Kreta und in Elis (jarden = Fluss), bei dem Ortsnamen Soli auf Cypern (und in Cilicien, dazu auch Soloeis auf Sizilien) kann der phönizische Ursprung als sicher angenommen werden.

Viel Stichhaltiges bietet in der That das mühsam und reichlich zusammengesuchte Beweismaterial nicht. Den sichersten Anhalt für die phönizische Kolonisation bildet jener oben erwähnte Gang der Entwickelung der abendländischen Kultur, der auf die Verbindung mit dem Oriente als seinen Ursprung hinweist. Die Griechen selbst haben diese Verbindung anerkannt, seit sie von der Mitte des 7. Jahrhunderts an zunächst in Aegypten die orientalische Kultur kennen lernten. Das Danaidenepos identifiziert die argivische Jo mit der ägyptischen Isis und lässt ihre Nachkommen, Danaus und seine Töchter, aus Aegypten nach Argos einwandern; von Herodot an wird die Ableitung der griechischen Kultur und der griechischen Götter aus dem Oriente, aus Aegypten und Phönizien, ganz geläufig.

Ungefähr zu derselben Zeit wie nach Cypern oder doch bald nachher drangen die Phönizier an die sämtlichen Eilande und Küsten des inselreichen Aegäischen Meeres in seiner ganzen Ausdehnung vor. Die Eingangsstation bildete vermutlich das an trefflichen Häfen reiche Rhodus. Der Name des Hauptberges der Insel, Atabyrus, ist identisch mit dem kanaanäischen Tabor; ursprünglich phönizische Städte sind vielleicht die Hafenstädte Jalysus und Kamirus, jenes mit einer mycenischen, dieses mit einer jüngeren Nekropole. In Jalysus leitete sich das Geschlecht der Poseidonspriester von Phöniziern ab. Weitere phönizische Ansiedelungen werden angenommen auf den südlichen Cykladen: Thera, Melus und Oliarus, ferner auf Cythera, das dreifachen Vorteil bot: als Fangort der Purpurmuschel, als Hafenstation für den Peloponnes, als Ausgangspunkt der Fahrten nach dem Westen des Mittelmeeres, weiter auf Kreta, endlich auf dem goldreichen Thasus, dessen phönizische Goldbergwerke Herodot rühmte und dessen Heraklestempel wie den Aphroditetempel auf Cythera er als phönizische Gründungen bezeichnete. Wahrscheinlich ist auch, dass die Phönizier an den Küsten (nicht im Innern!) des griechischen wie kleinasiatischen Festlandes Niederlassungen gehabt haben; nachweisbar sind indes solche nicht. Wahrscheinlich ist endlich, dass die Phönizier in jener frühen Zeit durch die Meerengen ins Schwarze Meer gefahren sind.

Der Glanz Trojas erklärt die Bedeutung der benachbarten Handelsstrasse schon in jener Zeit; eine vereinzelte Notiz nennt Pronektus am Busen von Nikomedien eine phönizische Ansiedelung.

Die Fahrten und die Kolonisation der Phönizier wirkten durchaus belebend auf die Griechen. Die Phönizier tauschten die Bodenerzeugnisse des Landes gegen Waren des Orients ein, hoben dadurch den Wohlstand, verfeinerten die Lebensführung, veranlassten die heimischen Gewerbe zur Nachahmung der fremden Erzeugnisse, veranlassten ein höheres staatliches Leben und grössere politische Bewegungen, von denen die Sage späteren Jahrhunderten einzelnes überliefert hat. Die Griechen drangen über das Meer vor, besetzten die Inseln und die Küsten Kleinasiens, verwandelten damit das Aegäische in ein griechisches Meer, drangen dann in das Phöniziergebiet in Cypern und Pamphylien ein und beteiligten sich an den abendländischen Vorstössen gegen Syrien und Aegypten. Die Phönizier, die zu Beginn dieses Zeitraumes die einzige, mindestens die führende Handels- und Seemacht waren, wurden verdrängt, ihre dünn besiedelten Faktoreien und Kolonien durch die Ueberlegenheit der von einem festen Willen geleiteten Masse der Griechen in Besitz genommen. Als Zeit dieser ersten griechischen Kolonisation ist etwa 1300—1000 v. Chr. anzusetzen. Phönizische Kauffahrer erschienen fortan wohl noch im Aegäischen Meere, die phönizischen Kolonien hatten ihr Ende gefunden.

226. Im Westen. Die Zeit des Beginnes der Fahrten bis zu den Küsten der Meerenge von Gibraltar zu bestimmen, muss bis ins 15. Jahrhundert hinauf gegangen werden wegen der anzunehmenden Silber- und Zinneinfuhr im Osten schon im 15. Jahrhundert und wegen des Vorkommens der Schardana als Söldner in Aegypten im 14. Jahrhundert. Wenn Beloch (I, 186) die Phönizier nur „gleichzeitig mit den Hellenen, vielleicht noch etwas früher“ ins westliche Mittelmeer gelangen, die Gründung der phönizischen Kolonien auf Sizilien „vielleicht bis an den Anfang des 7. Jahrhunderts hinaufgehen“ lässt, so muss doch auf die Begründungen Meltzers, Ed. Meyers und Pietschmanns der Ansatz des 15. Jahrhunderts festgehalten werden.

Alle Gründungssagen stimmen in dem Punkte überein, dass sie Tyrus als Mutterstadt bezeichnen. Nur Leptis magna wird eine Tochterstadt Sidons genannt. Pietschmann hält den Schluss nicht für notwendig, dass zur Zeit der Errichtung der westlichen Kolonien Tyrus auch im eigentlichen Phönizien bereits den Vorrang gehabt haben müsse. Sicher aber hat das Zurückdrängen der Phönizier aus dem Aegäischen Meere jene Kolonien gefördert.

Von Cythera oder Kreta aus folgten die phönizischen Schiffer

zunächst der Westküste Griechenlands. Hier hat Oberhummer in Akarnanien phönizische Faktoreien nachgewiesen. Die süditalischen Halbinseln und der Busen von Tarent haben wahrscheinlich keine Niederlassungen gehabt, ja im ganzen eigentlichen Italien sind solche nicht nachweisbar; der Hafenort Punicum bei Cäre ist wahrscheinlich erst von den Karthagern zur Zeit ihres Bündnisses mit den Etruskern angelegt worden. Das schliesst nicht aus, dass einzelne phönizische Kauffahrer gelandet und Tauschhandel getrieben haben. In der ältesten Nekropole des etruskischen Tarquinii haben sich phönizische Waren gefunden, darunter ein Skarabäus des ägyptischen Königs Sebakhotep V. (13. Dynastie), der natürlich lange nach der Regierung dieses Königs nach Italien gelangt sein kann. Das damalige Italien bot zu wenig, was einen regelmässigen Handel der Phönizier hätte nähren können. Die Römer haben die Phönizier mit dem griechischen Namen bezeichnet; ihre nautische Terminologie steht völlig unter griechischem, keineswegs unter phönizischem Einflusse.

Am intensivsten besiedelt waren die beiden Inseln Sizilien und Sardinien, ganz besonders an ihren Süd- und Westküsten, d. h. an der Strasse nach Südspanien. Der Mangel an phönizischen Gräbern und Funden auf Sizilien bestimmt Beloch, das Vorhandensein phönizischer Kolonien in vorhellenischer Zeit zu leugnen, selbst Thucydides bestimmtes Zeugnis (vgl. § 218) zu verwerfen. Die Namen der aufgegebenen Kolonien sind nicht oder nicht sicher bekannt. Zu den von Thucydides genannten: der Felsburg Soloeis, Panormus mit seinem grossen Hafen und fruchtbaren Hinterlande an der Nordküste, der Insel Motye an der Westspitze, kommen vielleicht noch Mazara und Heraklea Minoa, auf Münzen Rosch Melkart (= Vorgebirge Melkarts, daher auch Mákara) genannt, an der Südküste. Wie aus den griechischen Gewässern zogen sich die phönizischen Kaufleute meist ohne Kampf aus ihren Faktoreien nach dem Westen zurück; denn mit dem intensiven Einströmen der Griechen fiel zeitlich die Schwächung von Tyrus zusammen. Der Volksstamm der Elymer, der im äussersten Westen seine Wohnsitze und als Mittelpunkte Segesta und die Felsburg des Eryx mit dem grossen Heiligtume einer Naturgöttin hatte, schloss sich so eng an die Phönizier an, dass die Griechen ihnen orientalischen Ursprung beilegten und von ihrem Gebiete aus der Widerstand gegen das weitere Vordringen geführt wurde.

Auf Sardinien mögen die Niederlassungen: Karalis, Nora, Sulci, Tharrus, sämtlich an der Süd- und Westküste, bereits in recht frühe Zeit hinaufreichen; die Lage an der Strasse nach Südspanien und die Metallschätze im südlichen Teile der Insel machen dies erklärlich;

die Nuraghi, turmartig gestaltete Bauten aus mangelhaft hergerichtetem Steine, die auffallende Aehnlichkeit mit alten Gräberbauten im Innern Arabiens und der Sinaihalbinsel zeigen, weisen darauf hin. In grösserem Umfange ist jedoch die phönizische Besiedelung erst seit Beginn der karthagischen Herrschaft eingetreten.

Die beiden Inseln Malta (Melite) und Gozzo (Gaulus) sind seit alten Zeiten phönizisch, während auf Corsica keine Spuren phönizischer Ansiedelungen nachgewiesen sind. Diese Insel lag von der phönizischen Fahrstrasse nach Spanien ebenso abseits wie Gallien, das auch nur gelegentlich aufgesucht wurde. Die Annahme einer Phöniziergemeinde in Massilia ist haltlos; der hier gefundene phönizische Opfertarif ist aus Afrika dahin verschleppt. Dagegen boten die beiden Inselgruppen der Balearen und Pityusen wiederum willkommene Anlegeplätze auf der Tarschischfahrt.

Obwohl Spanien das Hauptziel der phönizischen Handelsfahrten war, obwohl Tyrus' Reichtum und Macht sich wesentlich auf das Handelsmonopol mit dem westlichen Silberlande gründete, hat sich der Besitz der alten Phönizier nirgends auf das Binnenland erstreckt, selbst nicht auf die Bergwerke; sie haben sich mit Faktoreien begnügt; nur das einzige Gades ist zu einer grösseren Stadt emporgewachsen. Die Gründungssage von Gades nennt als dessen Vorläufer Sexi und Onoba. Auch Karteja (bei Algeciras), Kalpe und Abila, die beiden Niederlassungen auf den Felsen von Gibraltar und Ceuta, vielleicht auch eine Stadt an der Segura-Mündung mögen altphönizische Niederlassungen gewesen sein. Die auserwählte Lage der Stadt Gades (§ 222), an geschützter Stelle und doch dem Haupthandelsgebiete, der Guadalquivir-Ebene, am nächsten, hat dieselbe zu einer reichen und unternehmenden Handelsstadt, dem Mittelpunkte des phönizischen Handels, mit einem grossen Heiligtume Melkarts, emporwachsen lassen.

Die Phönizier kamen ausser mit kleineren Küstenstämmen hauptsächlich mit zwei grösseren Völkern in Berührung, den Mastienern (bei den Römern Bastuli und Bastätani) in der Sierra Nevada und dem Gebirge von Murcia, und den Tartessiern in der Ebene des Guadalquivirs (Bätis'), deren Land die Bibel Tarschisch, die Griechen Tartessus nannten, während die Römer das Volk als Turti, Turduli und Turdetani bezeichneten. Beide Völker waren iberische Stämme. Avien, Herodot, der zweite Vertrag zwischen Karthago und Rom haben als Gebiet der Tartessier ganz Südspanien angesehen. Allerdings liessen sich die Tartessier auf einer Insel neben dem von den Phocäern gegründeten Mänace, der Vorgängerin Malakas (j. Malagas) nieder und schufen weitere Ansiedelungen im Gebiete der Mastiener östlich bis zur

Stadt Herna in der Nähe des Kaps de la Nao (Aviens terminus Tartessorum). Vor allem gehörte diesem Volke das andalusische Fruchtland und die unerschöpflichen Silber- und Kupferminen der Sierra Morena; durch ihr Gebiet floss der Bätis, der grosse Tartessus-Strom. Durch solche Gunst der Natur sind die Tartessier ein reiches und mächtiges Volk von eigener Kultur geworden, worauf die Phönizier keinen tieferen Einfluss erlangt haben. Nicht einmal die Schrift haben die Tartessier wie die übrigen Spanier von den Phöniziern, sondern erst von den Phocäern gelernt. Die Hauptstadt des Volkes, das reiche Tartessus, lag auf einer Insel in der Mündung des Bätis. Schon diese Lage weist darauf hin, dass die Tartessier die Schiffahrt getrieben haben. Mit grossen Kähnen, jedenfalls Segelschiffen, befuhren sie den Ozean, an dem sie wohnten. Das nächste Ziel ihrer Fahrten waren die Zinn- und Silbergruben des nordwestlichen Spaniens (Galiciens); weiter drangen sie durch den Busen von Biscaya bis an die Bretagne und den Eingang des Kanals vor.

Die griechischen Geographen kannten am Ende des 5. Jahrhunderts v. Chr. die beiden grossen Inseln Albion und Hierne (England und Irland). Das Endziel der offenbar nur selten in diese Gegend kommenden phönizischen und griechischen Kauffahrer war die kleine Gruppe der Scilly-Inseln, sechs Meilen von der Westspitze von Cornwallis entfernt. Jahrhundertelang bestand hier, ehe die fremden Schiffer mit den britischen Küsten selbst verkehrten, ein äusserst lebhafter Zwischenhandel. Die unternehmenden Insulaner holten in ihren Lederkähnen das Zinn und Blei Englands und vertauschten es gegen Thon-, Metallwaren und Salz an die Fremden aus dem Süden. Obwohl die Inseln selbst kein Zinn enthalten, nannten die Alten sie „Zinninseln". Die Hauptmasse des ins Mittelmeer gelangenden Zinnes und Bleies holten die Tartessier, weshalb auch die ältesten Griechen Tartessus selbst als Heimat des Zinnes ansahen, glaubten, der Bätis führe das seltene Metall mit sich. Dass die Phönizier ebenfalls, wenn auch den Tartessiern darin nachstehend, die Zinninseln aufgesucht haben, ist nicht zu bezweifeln, insbesondere wird dies von den Gaditanern berichtet. Dagegen ist nicht bekannt, dass die Phönizier Niederlassungen in West-Spanien oder Britannien gehabt hätten.

Wohl aber waren in dem nächstgelegenen Teile Afrikas, ausser dem erwähnten Abila Tingis (Tandscha, Tanger), Zelis (Asila) und Lixus (El Arisch) altphönizische Kolonien; das letztere soll älter als Gades gewesen sein. Wenn dagegen Eratosthenes von dreihundert alten Ansiedelungen der Tyrer berichtet, die von Lixus noch dreissig Tagereisen weit nach Süden, also etwa bis zum Wadi Draa, gereicht

hätten und später von eingebornen Völkerschaften wieder zerstört worden wären, so ist das ganz unwahrscheinlich, da Hannos Bericht lehrt, dass südlich von Lixus vor der karthagischen Zeit keine phönizischen Ansiedelungen bestanden haben.

Jahrhundertelang hatten die Phönizier von ihren Niederlassungen zu beiden Seiten der Meerenge von Gibraltar aus sehr wichtige Handelsgebiete ohne Nebenbuhler ausgebeutet. Da drangen vom Ende des 7. Jahrhunderts an die Griechen, besonders die Phocäer, in dieses Handelsgebiet ein. Nur vereinzelter Zuzug mag die Kolonisten aus dem Mutterlande unterstützt haben; Tyrus' ganze Kraft nahmen die Kämpfe gegen die Grossmächte Assyrien, Aegypten und Babylonien in Anspruch. Die Erhaltung der westlichen Kolonien für das phönizische Volkstum war das Werk der Kolonisten Nordafrikas.

Sizilien gegenüber, in verkehrbeherrschender Lage, waren zahlreiche phönizische Städte nahe beieinander entstanden: Klein-Leptis, Hadrumetum, Karthago, Utika, die beiden Hippo und gewiss noch manche andere bis Abila im Westen und an den Syrten im Osten. Selbst tief im Innern Numidiens gründeten die Tyrer Auza. In diesem Gebiete allein sind die Phönizier tief ins Binnenland eingedrungen, hauptsächlich indes auch erst seit dem Emporkommen Karthagos. In den Küsten und Binnenstädten ist punisches Wesen und punische Sprache im Altertume ebenso herrschend geworden wie im Mittelalter das arabische Volkstum. Die Phönizier fanden hier bei ihrer Ankunft Völker vor, die noch in keiner Weise befähigt und ausgerüstet waren, der Ueberlegenheit der phönizischen Kultur standzuhalten. Anscheinend die älteste dieser Kolonien war Utika. Seit dem Ende des 7. Jahrhunderts gewann unter ihnen Karthago die Führung, rettete das phönizische Volkstum im Westen im Kampfe gegen die Griechen und gründete ein zu Lande wie zur See mächtiges Reich, den ersten Handelsstaat im Westen des Mittelmeeres.

Vom Pontus bis zum westlichen Ende des Mittelmeeres oder doch nur wenig darüber hinaus, bis zu den Flüssen Anas (Guadiana) und Lixus, hat der kleine phönizische Volksstamm Faktoreien und Niederlassungen geschaffen. Das Werk ist gross und ruhmvoll genug, auch in dieser Einschränkung. Es wird sich in der Folge ergeben, dass auch das Handelsgebiet der phönizischen Städte sich nicht „von Sierra Leone und Cornwallis bis zur malabarischen Küste“ erstreckt hat.

227. Handel mit den Euphratländern. Mit dem einen der beiden benachbarten alten Kulturländer, mit Babylonien, ist die Verbindung im wesentlichen passiv geblieben vielleicht bis in den Anfang des 1. Jahrtausends v. Chr. Die Lage Syriens, gewisse Bodenerzeug-

nisse, die nationale Zusammengehörigkeit der semitischen Bevölkerung Syriens mit dem herrschenden Volke am Euphrat und Tigris, die alte Kultur auch in Syrien haben seit Sargons von Agane und Gudeas Zeiten Beziehungen zwischen den durch die Naturstrasse des Euphrats einander erreichbaren Ländern Syrien und Babylonien geschaffen. Wie massenhaft die Einfuhr babylonischer Gewerbs- und Kunsterzeugnisse um die Mitte des 2. Jahrtausends und noch früher gewesen sein muss, das beweisen nicht bloss die Funde babylonischen Ursprunges in Cypern und dem ganzen Gebiete der mycenischen Kultur, sondern noch mehr die Entstehung der syrischen Mischkultur aus babylonischen und ägyptischen Elementen und die durch dieselben Elemente bewirkte Beeinflussung der mycenischen Kultur.

Es ist nun freilich nicht nachweisbar, von wann an und in welchem Masse von den syrischen Stämmen die Phönizier sich an diesem Austausche aktiv beteiligt haben. Wenn nicht früher, so doch bald nach Beginn des 1. Jahrtausends, namentlich seit Ausdehnung der Macht der assyrischen Grosskönige bis ans Mittelmeer, hat sich das passive Verhältnis der Phönizier geändert, vielleicht mehr in sein Gegenteil gewandelt. Die meisten der in dem assyrischen Kalach gefundenen metallenen Schalen und Krüge sind aus Syrien eingeführt, wie der charakteristische Mischstil zeigt. Von anderen Waren fanden am Euphrat und Tigris Absatz zu den Palast- und Tempelbauten wie auch zu Sanheribs Tigrisflotte die kostbaren Cedern- und Cypressenbalken, ferner Metalle, der syrische Alabaster, Oel und Wein, letzterer für die persischen Könige von Helbon (nordwestlich von Damaskus) als beste Sorte bezogen. — Gewiss haben die Phönizier weitreichende Handelsverbindungen auch nach dem Osten angeknüpft und gepflegt; allein wie die Kolonisation, so steht auch die Handelsthätigkeit nach dem Osten hinter der nach dem Westen weit zurück. Ueber die Wege dieses Handels vgl. § 137.

228. Armenien. „Thubal und Meschech haben mit dir gehandelt und haben dir leibeigene Leute und Erz auf deine Märkte gebracht. Die von Thogarma haben dir Pferde und Wagen und Maulesel auf deine Märkte gebracht.“ Obwohl keine anderen Quellen wie Hesekiel in dieser Stelle (27, 13f.) über den Handel von Tyrus mit Armenien (Thogarma), Kappadocien und den Ländern am Schwarzen Meere (Thubal = Tibarener, Meschech = Moscher) berichtet, ist doch nicht zu bezweifeln, dass diese Handelsverbindung in höhere Zeiten hinaufreicht. Aus Armenien, dem Lande der berühmten Pferdezucht, erhielten die Phönizier Pferde und Maultiere; doch auch Wagen fügt der Prophet hinzu. Aus Kappadocien und den Ländern am Schwarzen Meere kamen

zwei ebenfalls wichtige Handelsartikel der Phönizier: Kupfer und Sklaven. Xenophon sah mit Bewunderung bei seinem Durchzuge durch das Land der Karducher die grosse Menge metallener Hausgeräte; Heeren rühmte noch den Reichtum jener Gegenden an Kupfer, der das Kupferschmiedegewerbe zu einem der bedeutendsten mit Ausfuhr nach Bagdad und Basra machte. Dass die Phönizier, die stets einen bedeutenden Sklavenhandel trieben, Kappadocien, die Länder am Pontus und am Kaukasus, d. h. jenes Gebiet ausbeuteten, in dem die erlesenste Qualität jener Ware, die durch körperliche Schönheit und Kraft ausgezeichneten Menschen, vorkam, ist bezeichnend für ihre Findigkeit, ihren Handelsgeist. Denn wenn auch der Prophet die Armenier als die diesen Handel aktiv Betreibenden nennt, so ist doch anzunehmen, dass auch Phönizier selbst diese Gebiete so wichtiger Erzeugnisse aufgesucht haben, um so mehr als in der Perserzeit die Hauptstrasse von Babylon nach Sardes einen Teil dieses Handelsgebietes durchschnitt.

229. Syrien. Schon die Lage der hauptsächlichen Städte Phöniziens am Anfange der Verbindungsstrassen, die sich vom Fusse des Berglandes durch lange Quereinschnitte des Gebirges auf die Hochländer Syriens emporwinden, deutet deren enge Beziehungen zu ihrem Hinterlande an (vgl. § 197). Es ist ferner eine auffallende Erscheinung, dass die Israeliten, die mit ihren sämtlichen übrigen Nachbarn fast in ewigem Kriege lebten, unter David und Salomo sich beträchtliche Länder unterwarfen, mit den Phöniziern niemals in Streit geraten sind. Und umgekehrt haben sich die Phönizier nicht eingemischt, als die israelitischen Stämme zur Ramessidenzeit im Westjordanlande sich ausbreiteten; ja, als der Stamm Dan die harmlosen Bewohner von Laisch (später Dan, j. Hasbeja), das vielleicht (nicht völlig sicher) eine Phönizier-Kolonie war, überfiel und niedermetzelte, hat keine Hand zur Rache sich gerührt. An einer Stelle des Buches der Richter ist von einer Zeit der Unterdrückung durch die Sidonier die Rede; das Nähere ist unbekannt. Im übrigen bestand ein friedliches Verhältnis zwischen Israeliten und Phöniziern, das beiden Vorteil gewährte. Das Bündnis des Königs Hirom mit den Königen David und Salomo sicherte zugleich die phönizischen Karawanen vor Beraubung und Bedrückung seiten der Ammoniter, Moabiter, Idumäer, all der Völker im Osten und Süden des Jordans und des Toten Meeres, welche Israel sich beugen mussten.

Palästina und das syrische Binnenland lieferten den Phöniziern die Erzeugnisse ihres Bodens: Getreide, Wein, Olivenöl, Früchte, Bauholz, Pferde, Rinder, Schafe, Ziegen, Schlachtvieh, Wolle, Flachs,

Baumwolle, Sklaven. Hesekiel sagt (27, 17) zu Tyrus: „Juda und das Land Israel haben auch mit dir gehandelt und haben dir Weizen von Minnith, Balsam, Honig, Oel und Mastich auf deine Märkte gebracht.“ Da der Weizen Palästinas nahe war, den ägyptischen an Qualität übertraf, nährten sich die Phönizier in der Regel von ihm. Doch reichte er für den eigenen Bedarf nicht immer aus, noch weniger für ihren Getreidehandel, so dass sie dann ihre Bedürfnisse am Nile decken mussten. Nach einer Inschrift gestattete der König Merenptah „den Phöniziern zu nehmen Getreide in Schiffen, um zu ernähren dieses Cheta-Land“. Die Weinproduktion Phöniziens war im ganzen Altertume berühmt. Die phönizischen (Zahi-) Weine galten in Aegypten wahrscheinlich als beste Sorte des Palästina-(Charu-)Weines. Der vortreffliche Balsam wurde in der Gegend des Sees von Genezareth gesammelt. Wenn Hesekiel weiter zu Tyrus sagt (27, 21): „Arabien und alle Fürsten von Kedar haben mit dir gehandelt mit Schafen, Widdern und Böcken“, so nimmt Sprenger (§ 423) diese Kedarener in den Gebirgen und Hügeln nördlich von Gabal Schaych (= Dschebel Schâch, westlich von Damaskus) an, wo sie Weide für Kleinvieh hatten und von den Küstenstädten nur zwei Tage entfernt waren, die konkurrierenden Araber in den letzten Ausläufern des Kulturlandes in der Wüste zwischen Aleppo, Homs und Palmyra, etwa fünf Tagereisen von den Küstenstädten entfernt. Ausser dem Klein- und Grossvieh zum Schlachten lieferten die nomadischen Stämme von ihrem Hauptreichtume, den Schafherden, Wolle, die durch ihre Feinheit beitrug, die tyrischen Purpurgewebe so kostbar zu machen. Sie verkauften oder vermieteten auch den Phöniziern die Lasttiere, stellten Führer und Treiber zum Karawanenhandel nach Babylonien, Arabien und Aegypten, vermittelten zum Teil auch durch eigenen Handel den Phöniziern die fremden Erzeugnisse, namentlich die Wohlgerüche Arabiens. Den Flachs bezogen die Phönizier besonders aus Palästina, wo die Fasern allgemein von den Frauen gesponnen, auch verarbeitet wurden. Da in wärmeren Gegenden Palästinas auch die Baumwollenstaude wuchs, so mögen wie in Aegypten Baumwollen- und Leinengewebe nicht immer unterschieden worden sein. Zu all diesen wichtigen Waren zur Befriedigung der eigenen Bedürfnisse wie zum Absatze in andere Länder erhielten die Phönizier noch grosse Mengen Sklaven aus dem Innern des Landes (vgl. § 242).

Die Phönizier trieben den Handel mit dem Binnenlande meist aktiv; „Kanaanäer“ war den Israeliten meist gleichbedeutend mit Krämer, Hausierer, Handelsmann.

Nach zwei Punkten erhielt der Handel erhöhte Bedeutung, nach

Damaskus und Baalbek; denn beide Orte waren Mittelpunkte selbstständigen Handelsbetriebes, Damaskus durch seine Lage der Mittelpunkt für den Handel mit den Nomaden der grossen Wüste und Ausgangspunkt für den Handel mit Arabien, Baalbek der Mittelpunkt aller Strassen nach den phönizischen Hafenstädten einerseits, Palmyra, Homs, also Babylonien und Nord-Syrien anderseits. Baalbeck, altsemitisch Baalbiqa = Höhe des Thales, in der griechisch-römischen Zeit Heliopolis genannt, lag im Quellgebiete des Leontes'. Mag auch die Glanzperiode der Stadt erst in die römische Kaiserzeit fallen, so beweist doch der Umstand, dass der Unterbau des berühmten Sonnentempels als ein Werk uralter Zeit erscheint, ferner die Anführung des Ortes als Balbiki in den ägyptischen und assyrischen Kriegsberichten das hohe Alter der Stadt, der durch ihre Lage die Teilnahme am Handel zufiel.

230. Aegypten. Der Seefahrt der Phönizier nach dem Nildelta bereitete die entgegengesetzte Meeresströmung beträchtliche Schwierigkeiten. Häufig beklagt wurden auch die Stürme an der Küste der syrisch-ägyptischen Grenze, die z. B. auch den seetüchtigen Diadochen die militärisch notwendige Landung daselbst verwehrten. Beide Schwierigkeiten haben indes nur beigetragen, die Tüchtigkeit der phönizischen Schiffer zu steigern, da der Landweg nicht bloss mit höheren Frachtkosten, der Fährlichkeit durch die Willkür und Neigung zur Erpressung seitens der Herrscher der durchzogenen Gebiete belastet, sondern auch bis zur „Tyrischen Treppe“ durch den Wechsel des Geländes namentlich für Lastenbeförderung fast unmöglich gemacht war. Daher ist der phönizische Handel nach Aegypten von der Zeit des Neuen Reiches an wahrscheinlich fast ausschliesslich, doch auch schon zur Zeit des Alten Reiches zum Teil zur See ausgeführt worden, worauf u. a. der Ausdruck „Oel des Hafens“ in Aegypten für das feine syrische Oel hinweist.

Es ist begreiflich, dass die Wunder und Reichtümer der vollentwickelten ägyptischen Kultur wie mit magnetischer Kraft die Phönizier an sich zog und nicht bloss für ihr wirtschaftliches Leben, sondern auch für die Gestaltung ihrer Kultur massgebend geworden ist. Bereits zur Zeit des Mittleren Reiches standen Kanaanäer, vermutlich also Phönizier, mit Aegypten in vielfachem Handelsverkehre (vgl. § 175. 186. 187). Das Neue Reich hat diese Entwickelung gereift. Von den Waren der Mittelmeerländer mag manche phönizische Schiffsladung an den Nil gelangt sein. Die von Dhutmes' Annalen einmal erwähnten Keft-Schiffe und Kupni-(= Byblus-)Schiffe brachten vermutlich ihre Ladung nach Aegypten. Als Dhutmes I. sein wohl-

organisiertes Heer nach Syrien führte, scheinen auch die phönizischen Städte sich nicht auf aussichtslose Gegenwehr eingelassen, sondern es vorgezogen zu haben, durch Huldigung und Tribut den Fortbestand ihres Handels zu sichern, dies um so mehr, als er wie seine Nachfolger in Syrien sich damit begnügte, den unterworfenen Staaten die innere Selbständigkeit zu lassen. Nicht immer sind die Dinge friedlich verlaufen. Dhutmes III. liess im 29. Jahre seiner Regierung die Ländereien der Aradier plündern und verwüsten, durchzog dann das ganze Land Zahi und machte grosse Beute. Dergleichen Heimsuchung widerfuhr Aradus noch einmal, ferner Simyra und zwei anderen phönizischen Städten. Während der 18. und 19. Dynastie unterscheiden die ägyptischen Quellen gewöhnlich von Charu, dem israelitischen Palästina, Zahi (Dahe, Daha), die weite, wenig bekannte Küste; immer steht der Name mit Schiffsunternehmungen in Verbindung.

Ueber die nach Aegypten eingeführten Waren vgl. § 187.

Von den Waren Aegyptens dürfte die Phönizier das nubische Gold am meisten gereizt haben; auch das Elfenbein und Ebenholz waren geschätzte Artikel; Leinwand, leinene zum Teil mit Stickereien geschmückte Waren machten jederzeit einen beträchtlichen Teil der Ausfuhr aus; dazu kamen die Fabrikate der tüchtigen Metallgewerbe, die Glaswaren, der Papyrus und aus der Papyruspflanze bereitete Gegenstände, zu Zeiten von Missernten in Syrien Getreide, vielleicht auch Pferde (1. Kön. 10, 26—29).

Zu Ramses' II. Zeit war der gewöhnliche Landungshafen die befestigte Stadt Ramses, „ganz im Osten des Landes und in nächster Nähe des Meeres“ (vielleicht Pelusium). Schon in dieser Zeit, vielleicht noch früher, mag in Memphis, das trotz alles Wechsels der Residenz die wirkliche Landeshauptstadt blieb, die phönizische Niederlassung mit Tempeln Baals und Astartes entstanden sein, die Herodot als Tyrer-Lager bezeichnete. Ob in Koptus ebenfalls eine solche Niederlassung in früher Zeit bestanden hat, wie Ebers und Lieblein annehmen, scheint zweifelhaft zu sein.

Die Machteinschränkung Aegyptens in der Ramessidenzeit durch den Verlust Syriens verminderte kaum den phönizischen Handel mit Aegypten, zumal er wesentlich oder ganz zur See geführt wurde. Umfassender als je gestaltete er sich in der Zeit von Psammetich an, wenn auch die Phönizier nunmehr das bisher thatsächlich genossene Monopol einbüssten, mit den griechischen und aramäischen Kaufleuten sich in das Geschäft teilen mussten.

231. Ophir. Zum Motto dieses Abschnittes eignet sich noch heute Heerens Auslassung (I, 2, 74): „Ueber keinen Teil der alten Schiff-

fahrts- und Handelsgeschichte ist so vieles geschrieben als über diesen Handel nach Ophir und daher, wie sich das bei einem Gegenstande erwarten liess, der nur Wahrscheinlichkeit, aber wenig Gewissheit gewährt, über keinen so wenig ausgemacht.“

Ophir ist nach den Alexandrinern, Josephus, Lefmann u. a. Indien, nach Lassen das Gebiet der Indus-Mündungen, nach Benfey, Gesenius, Ritter, Hehn ein Hafen in Malabar, nach K. E. v. Bär in Malakka, nach Beer in Hinterindien und Sansibar, nach K. Mauch (der sogar die Ruinen der Gebäude der Ophirfahrer in Simbabye gefunden zu haben glaubte) der Ort Sofala; nach anderen ist es in Espaniola, Peru, Armenien, Phrygien zu suchen; nach Heeren ist Ophir der allgemeine Name der reichen Südländer an den arabischen, afrikanischen und indischen Küsten, so weit man sie kannte; nach Lieblein ist es das Gebiet an der abessinischen Küste etwa vom alten Adulis bis Bab el Mandeb, das heute die Danakil bewohnen, die sich selbst Afer nennen; nach Ad. Soetbeer u. a. liegt es in der jetzigen arabischen Landschaft Asyr (zwischen Hedschas und Jemen), nach Ed. Meyer in Südarabien; nach Sprenger ist es das „Goldland“, gedacht an der westarabischen Küste (etwa unter 18° n. Br.), nach W. Max Müller das „Rotland“.

Die einzige Quelle für den Ophirhandel ist das 1. Buch der Könige (9, 26—28. 10, 11. 22). Das 2. Buch der Chron. (8, 17f. 9, 9f. 21f.) enthält eine Wiederholung der Angaben mit beinahe denselben Worten. Ed. Meyer hält die dazwischen geschobene Geschichte von der Königin von Saba für spät abgefasst und unhistorisch, giebt aber die Möglichkeit eines historischen Kernes zu; die Behauptungen in 1. Kön. 10, 21 bezeichnet Ed. Meyer als „masslose Uebertreibung“. Auch Sprenger sagt: „Wie die Geschichte erzählt wird, ist sie nicht frei von zur Verherrlichung des grossen Königs (Salomos) erfundenen Dichtungen.“ Er weist dann darauf hin, dass zuerst (1. Kön. 9, 28) Ophir noch einfach das Goldland ist, dann (10, 11) die Goldschiffe auch Sandelholz und Edelsteine mitbringen, in der dritten Stelle (10, 22) zum Golde die Zugaben Silber und Elfenbein und die Raritäten Affen und Pfauen hinzukommen, hier auch gesagt wird, dass das Meerschiff in drei Jahren einmal kam, womit Ophir in endlose Ferne gerückt und zum Fabellande gemacht wurde. Deshalb hält Sprenger die dritte Stelle und die Geschichte von der Königin von Saba für „eine Dichtung späteren Ursprungs“. Für das Alter der Nachrichten giebt es keinen weiteren Anhalt, als dass das 1. Buch der Könige nach dem Ende des 7. Jahrhunderts abgefasst ist. Um diese Zeit war aber Arabien den Nord-

ländern bereits das Weihrauchland, und es erschüttert nach unserer Auffassung am meisten die Glaubwürdigkeit der Ophir-Nachrichten, dass unter den Waren der Weihrauch fehlt.

Nach der ersten Stelle (9, 28) ist der Zweck der Handelsreise, aus Ophir Gold zu holen. Die Bibel selbst bezeichnet das Ophirgold als „gutes Gold“. Agatharchides berichtet, dass die in der Gegend der Debai (an der westarabischen Küste unter 18° n. Br.) gefundenen Goldklumpen aus reinem metallischem Golde bestehen, dass sie nicht durch das Feuer gereinigt zu werden brauchen und dass deswegen dieses Gold griech. apyron, feuerlos, geheissen werde. Sprenger hält dieses apyron für ein gräcisiertes Wort semitischen Ursprunges, das arabisch âfir, ôfir laute und im Südarabischen „rot“ bedeute; apyron sei also gleich „rotes“ Gold, habe eine feinere Qualität bezeichnen sollen. Weiter betont Sprenger, dass nach vielen Bibelstellen (1. Chron. 29, 4. Hiob 22, 24. 28, 12—16. Psalm 14, 10. Jes. 13, 12. Zum Teil ist das in dem Urtexte vorkommende Ophir von Luther anders übersetzt.) Ophir als das Kalifornien des Altertums erscheine, und weist ausführlich nach, dass Arabien, insbesondere die Westküste unter etwa 18° n. Br., im Altertume und Mittelalter durch seinen Goldreichtum bekannt gewesen sei. Andere weisen auf den Goldreichtum Nubiens und anderer Teile Ostafrikas hin, um den Goldhandel glaubhaft erscheinen zu lassen. Erstaunlich gross ist allerdings die Masse, nach 1. Kön. 9, 28 420 Centner, nach 2. Chron. 8, 18 450 Centner. Ritter hat den Wert der erstgenannten Menge mit 3 Millionen Pfund Sterling (= 60 Mill. M) angegeben, wobei er 1 Ctr. = 100 Pfund oder 50 kg gerechnet zu haben scheint. Nimmt man nach Gesenius die Centner (hebr. kikkar = Talent) zu 58,944 kg, den Preis des kg zu 2790 M an, so ergiebt sich für 420 Ctr. (kikkar) 69 070 580 M. Mit Recht weist Sprenger darauf hin, dass Hirom für diesen ungeheuren Betrag nichts zu bieten hatte als Sklaven. Zwar will dies Götz nicht zugeben; Sprenger übersehe, meint er, „die überaus exporttüchtigen Industrien Phöniziens (in Weberei, Töpferei, Kunstgewerbe mit Metallverarbeitung u. s. w.), sowie die Aufnahme von verkaufbaren Artikeln an der Küste Westarabiens oder in einem der vier Hafenplätze an der Ostküste Afrikas. Allein die phönizischen Gewerbe waren anscheinend zu jener Zeit noch nicht auf der Höhe ihrer Entwickelung, und die Bezahlung mit arabischen und ägyptischen Waren erscheint unmöglich, wenn Sprengers Annahme der Lage Ophirs richtig ist. Erinnert man sich noch der Angabe Plinius', dass die gesamte Einfuhr aus dem Oriente ins Römische Reich zu seiner Zeit einhundert

Millionen Sesterzen (= etwa 15 Mill. M) betrug, so erscheint jene Einfuhr von 420 Centnern Gold aus den orientalischen Ländern ans Mittelmeer unmöglich.

Die zweite Bibelstelle (1. Kön. 10, 11) fügt zum Golde Ebenholz und Edelsteine hinzu. Nach übereinstimmender Ansicht (seit Ritter) soll Luthers „Ebenholz“ das „Sandelholz“ (hebr. almugim oder nach dem Chronisten algumim, im Sanskrit mocha, nach Lefmann valgu) sein. In der Erwähnung dieser damals allein in Indien (Malabar) vorkommenden, als Wohlgeruch dienenden Ware glaubt man den sichersten Beweis der Lage Ophirs in Indien oder doch eines Handels zwischen Ophir und Indien zur See zu finden. Sprenger führt an, dass nach Hamdany in Arabien eine Pflanze wächst, „die Aehnlichkeit mit dem weissen Sandel hat und bezüglich des Geruches ihm nahe kommt“. In Wirklichkeit ist das freilich kein Sandelholz; auf den Namen kommt es jedoch an. Da, wie nachgewiesen, zur Zeit der Ophirfahrten und selbst zur Zeit der Abfassung der Ophirstellen Seehandel zwischen Arabien und Indien nicht anzunehmen ist, so kann das Sandelholz nicht auf dem Seewege nach Westen gekommen sein. Indes besteht die Möglichkeit, dass die Kenntnis des Sandelholzes, vielleicht auch die Ware selbst bis zum Anfange des 6. Jahrhunderts v. Chr. auf dem Landwege zum Verfasser der Stelle gedrungen ist, wie es oben (§ 69) bereits für die Pfauen als möglich sich ergeben hat. Nach Kautzsch ist aber die Bedeutung des algumim als Sandelholz gar nicht unbedingt sicher. Die Luthersche Uebersetzung „Ebenholz“ hat dagegen sachlich den wichtigen Umstand für sich, dass in Aegypten Ebenholz lange vor 2000 v. Chr. in Gebrauch war. Nach Erman, Aegypten S. 605 war besonders beliebt das Einlegen von „Ebenholz in Elfenbein, das schon im Mittleren Reiche erwähnt wird und uns auch in Beispielen erhalten ist“ (vgl. § 70).

Edelsteine verschiedener Arten kamen im Altertume in Arabien, auch an der ägyptischen Küste des Arabischen Busens vor.

Die dritte Stelle fügt zum Golde anstatt des Ebenholzes und der Edelsteine Silber, Elfenbein, Affen und Pfauen hinzu, an sich doch schon eine bedenkliche „dichterische Freiheit“. Die Anführung des Silbers als Ausfuhr macht die Stelle unbedingt verdächtig, da eine Silberausfuhr aus Arabien, Ostafrika, Indien im ganzen Altertume nicht bekannt ist, trotz der Einfuhr der Silberpreis in Arabien und auch in Indien immer höher war als am Mittelmeere, noch zu Muhameds Zeit in Arabien das Wertverhältnis von Silber: Gold = $1:7^1/_2$ galt, obschon die Goldminen grösstenteils erschöpft waren.

Aus der Uebereinstimmung des Stammes von Elefant und Elfen-

bein im Aegyptischen, Sanskrit, Hebräischen, Assyrischen, Griechischen, Lateinischen hat man nicht bloss auf eine Herkunft des Ophir-Elfenbeins aus Indien, sondern überhaupt geschlossen, dass die östlicheren Länder früher Kunde von dem Elefanten erhalten hätten als Aegypten. Diese Ansicht ist nicht mehr haltbar. Aus dem Abschnitte Aegypten (z. B. § 185) ist ersichtlich, dass Aegyptens Elfenbeinhandel mit Nubien in die ältesten Zeiten hinaufreicht. Nach den allerneuesten Funden ist schon den Aegyptern der Steinzeit das Elfenbein bekannt gewesen. Es mag also der Name des Dickhäuters und des wertvollen Stoffes seiner Stosszähne von Aegypten nach Indien gewandert sein. Zu allen Zeiten ist überdies die Elfenbeinausfuhr aus Afrika, namentlich dem Osten, weit bedeutender gewesen als aus Indien.

Das Wort für Affe (ägypt. gôfë) stimmt gleichfalls im Aegyptischen, Sanskrit, Hebräischen, Griechischen, Lateinischen überein. Unumstösslich fest steht aber, dass das Wort „in Aegypten zum urältesten Spracheigentume gehörte“; anscheinend ist es im 2. Jahrtausend von den Semiten in Aegypten entlehnt worden; die Affen selbst waren seit der Pyramidenzeit in allen Perioden Lieblingstiere der Aegypter. — Bezüglich der Pfauen ist auf § 69 zu verweisen.

Von den angeblich indischen Waren können demnach vielleicht nur Pfauen als solche gelten, da das algumim auch afrikanisches Ebenholz sein kann.

232. Fortsetzung. Aus der vermeintlichen Herkunft der Waren schloss man auf Indien als Ophir, Lassen insbesondere auf das Gebiet der Indus-Mündungen, weil östlich vom unteren Indus im Altertume ein Volk der Abhira lebte. Allein in § 107 und 108 hat sich ergeben, dass ein Seehandel von Indien nach dem Persischen und Arabischen Busen vor Alexander d. Gr. nicht stattgefunden hat. Ed. Meyer (Gesch. d. Alt. I, S. 225) sagt mit Recht: „Im ganzen Bereiche des Indischen Ozeans beginnt ein umfassender direkter Handel erst in hellenischer Zeit sich zu entwickeln und ist zu voller Entfaltung erst in der Römerzeit gelangt.“ Damit steht freilich in Widerspruch, wenn er auf derselben Seite schreibt: „Dagegen scheinen die Sabäer schon in sehr alter Zeit schon in direktem oder indirektem Seeverkehre mit den indischen Küstenländern gestanden zu haben!“ Es soll das offenbar eine Einräumung zu Gunsten des Ophirhandels sein; denn gleich nachher ist gesagt, dass unter Salomos Ophirwaren der aus Indien stammende Pfau sich befinde und der Name der „von Salomo aus Ophir geholten Paviane“ dem indischen kapi „Affe“ zu entstammen scheine. W. Max Müller erklärt (S. 111[1]): „Direkte Seefahrten von Aegypten nach Indien halten wir für damals unmöglich; auch für den See- und

Landhandel über Babylon sind noch keine alten Nachweise gebracht. Wozu also überall das unvermeidliche Indien? Die Produkte Ophirs sind ja alle afrikanisch, erst später wurden indische eingeschoben."

Immer wieder wegen der angeblichen Ophirwaren und auch, um der in der dritten Stelle (10, 22) behaupteten Dauer einer Ophirfahrt von drei Jahren oder bis ins dritte Jahr gerecht zu werden, nahm Heeren Ophir als „den allgemeinen Namen der reichen Südländer an den arabischen, afrikanischen und indischen Küsten" an; jedes einzelne Land, das glückliche Arabien wie Aethiopien oder Indien schien ihm nicht zu genügen. Dennoch hat neuerdings K. Mauch und C. Peters (Das goldene Ophir Salomos, 1895, eine die Lösung des Problems in nichts fördernde Schrift) wegen des Goldreichtums das Gebiet von Sofala und Lieblein wegen des Gold- und Elfenbeinreichtums das nördlichere Ostafrika, etwa von Adulis bis Bab el Mandeb als Ophir erklärt.

Von allen diesen Bestimmungen der wahrscheinlichen Lage Ophirs hat niemals eine allgemeinere Zustimmung gefunden. Ihre Urheber suchten sämtlich das Land aus den Waren und ihren Namen zu bestimmen. Nach dem heutigen Stande der Forschung waren die Waren nicht indische, sondern afrikanische oder arabische, konnten im südlichen Roten Meere, in afrikanischen oder arabischen Häfen eingetauscht werden. Alle jene Erklärungen umgehen überdies die grösste Schwierigkeit, indem sie voraussetzen, was sie beweisen sollten, dass jene angeblichen oder wirklichen indischen Waren auf dem Seewege nach dem Arabischen Busen gekommen seien. Nach der Darstellung des Seehandels von Indien nach dem Westen (§ 107 und 108) hat sich ergeben, dass weder die Inder, noch Babylonier, noch Araber, noch Phönizier diesen Seehandel getrieben haben, dass überhaupt eine regelmässige Schiffahrt auf dem Indischen Ozeane in vorhellenistischer Zeit nicht stattgefunden hat.

Nach Schrader (Handelsgeschichte und Warenkunde I 72 Anm.) finden sich Spuren indischer, durch die Phönizier in Griechenland eingeführter Waren in Homer noch nicht (die Wörter für Affe, Pfau, Papagei, Narde, Smaragd, Baumwolle erklärt er als sämtlich nachhomerisch), während doch bis zu Homers Zeit durch dieselben Phönizier Elfenbein, Chitone und Othonia, Gold mit den semitischen Namen nach Griechenland gebracht wurden. Das spricht deutlich gegen einen Bezug indischer Waren durch die Phönizier vor Homer.

So lange man nicht wirkliche Beweise für einen arabisch-indischen Seehandel in früheren Zeiten bringt, erscheinen die biblischen Nachrichten für einen Handel vom Arabischen Busen nach Indien nicht

beweiskräftig. Ja es erscheinen die Nachrichten aller drei Stellen nicht haltbar. Die zweite und dritte Stelle müssen fallen gelassen werden, und auch aus der ersten Stelle ist die Angabe über die Goldmenge preiszugeben. Da nach dem öfteren Vorkommen des Namens Ophir in der Bibel (ausser den angeführten Stellen Genes. 10, 25. 30) auf eine lange und ausgedehnte Bekanntschaft des Namens bei den Phöniziern geschlossen werden darf, so mag wohl die Gewinnung des Goldes aus dem südwestlichen Arabien oder dem gegenüberliegenden Ostafrika oder aus beiden Gebieten die Triebfeder geworden sein, dass die Phönizier Fahrten nach diesen Gebieten ausführten, wie lange vor ihnen schon die Aegypter ihre Puntfahrten, von denen jene auch im Nillande Kenntnis erhalten konnten. Den Aegyptern galt als wichtigste der Puntwaren der Weihrauch; das Gold stand ihnen erst in zweiter Linie, da sie es schon aus Ober-Aegypten und Nubien in Menge erhielten. Den Phöniziern erschien als weitaus wichtigste Ware das Gold, das sie bis dahin hauptsächlich in Aegypten eintauschten. In den Gewinnungsgebieten oder wenigstens in der Nähe derselben war natürlich der Eintausch ungleich vorteilhafter, zumal Arabien und Ostafrika noch auf tiefer Stufe der Gesittung standen.

Die Phönizier können auch diese Ophirfahrten, d. h. nach den Küsten des südlichen Roten Meeres schon betrieben haben, bevor das Gebiet der Einschiffungsstellen am Nordende des Aelanitischen Busens in die Gewalt der Israeliten kam. Saul bekriegte bereits die Edomiter, David besiegte und unterjochte sie; bei Salomos Thronbesteigung empörten sie sich, wurden aber anscheinend bald wieder unterworfen. Indes ist die israelitische Herrschaft nie von langer Dauer gewesen (vgl. § 255). Nun waren aber die Israeliten kein Handelsvolk; erst die nachexilischen Juden sind es geworden. Salomo und seine über die Edomiter herrschenden Nachfolger konnten daher auch nur in Gemeinschaft mit Tyrus versuchen, die Erzeugnisse Südarabiens und Ostafrikas unmittelbar zu gewinnen. Bei den freundlichen politischen Beziehungen zwischen den Phöniziern und Israeliten, namentlich zwischen Hirom von Tyrus und David und Salomo, musste es leicht möglich werden, dass Hirom und Salomo gemeinsam im Hafen Ailat (oder Elath) am Roten Meere ein Meerschiff („Tarschischfahrer“) bauen und auslaufen liessen. Der Gewinn an einem solchen Unternehmen konnte den des Handels ungewohnten Israeliten leicht ein unermesslicher erscheinen, und diese Anschauung hat wahrscheinlich in den 420 Centnern Gold des mehr als 300 Jahre nach Salomo schreibenden Verfassers des Buches der Könige Ausdruck gefunden. Als nur oberflächlich bekannt mit den Handelsverhältnissen muss man sich den Ver-

fasser jedenfalls denken, da er in der zweiten Stelle einige kostbare Waren dem Golde beifügte, in der dritten Stelle diese durch andere ersetzte, wobei er die wertvollsten und seltensten zusammenmischte, unbekümmert um deren Herkunft, in „dichterischer Freiheit", wie der diesem Verse unmittelbar voraufgehende Satz beweist: „denn des Silbers achtete man zu den Zeiten Salomos nichts".

Endlich muss noch in einem Punkte der Glanz von den Ophirnachrichten abgestreift werden. Wenn man die Schädigung des Handels der arabischen Stämme durch den aufkommenden Seehandel auf dem Arabischen Busen nach 30 v. Chr. und das Vorgehen der Araber dagegen bedenkt, so kann es nicht als sonderlich wahrscheinlich erscheinen, dass die Edomiter in den Zeiten ihrer Freiheit von der israelitischen Herrschaft selbst den Phöniziern die Seefahrten von ihren Hafenplätzen Elath und Eziongeber aus gestatteten. Denn sie selbst trieben nur Landhandel, und dieser musste durch phönizische Fahrten nach Südarabien schwer geschädigt werden, wie er später durch die römischen Fahrten thatsächlich zur Bedeutungslosigkeit herabsank.

233. Arabien. Die Phönizier mochten in Aegypten die Bekanntschaft mit dem arabischen Weihrauche gemacht, dort auch Kunde von dem Ursprungslande erhalten haben; ausserdem mögen auch durch die nordarabischen Stämme die begehrten Räucherstoffe ihnen vermittelt worden sein. Die hebräische Ueberlieferung rückt den Handel der Nordaraber damit in frühe Zeit hinauf, wenn sie die arabische Karawane mit Räucherstoffen und Balsam nach Aegypten ziehen lässt, an welche Joseph verkauft wurde. Gegen die Annahme eines regelmässigen Handels zu den Phöniziern vor der Einwanderung der Israeliten in Palästina spricht indes mancherlei; erst durch die Sicherung der Wege im südlichen Syrien durch die Könige Israels wurde die Grundbedingung geschaffen für den phönizisch-arabischen Handel.

Der Hauptstapelplatz dieses Handels war wie noch zu Plinius' Zeit auch in den ersten Jahrhunderten seines Bestehens Gaza an der syrischen Küste, eine alte semitische Stadt. An der Grenze der Wüste gelegen, die Syrien von Aegypten trennt, nahm es die Warenzüge von Aegypten über die Landenge von Suez und zum grossen Teil die Karawanen auf, welche aus dem nordwestlichen Arabien Waren für die Phönizier brachten. Denn nach Hesekiels Beschreibung sind es durchaus die Araber, welche den Handel aktiv betrieben, den Tyrern die Waren brachten; von einer phönizischen oder arabischen Schifffahrt zur Vermittlung des phönizisch-südarabischen Handels ist seit Achabs Zeit nie die Rede. Die nahe Verwandtschaft und die Aehnlichkeit der Sprache beider Völker erleichterte den Verkehr wesentlich.

Nach Gaza vermittelten und beherrschten die Edomiter oder Idumäer eine Reihe von Jahrhunderten den Handel. Doch gelangten auch Waren von dem Gebiete der Edomiter auf der Karawanenstrasse, die östlich vom Toten Meere nach Damaskus führt, über Jericho nach Tyrus. Diesen Karawanenhandel wie auch den mit Ostarabien vermittelten die im nördlichen Arabien und östlich vom Toten Meere hausenden Stämme, welche meist unter dem Namen der Kedreer (biblisch Kedar, Kedarener) zusammengefasst werden.

Die Hauptmasse der Waren kam aus dem südwestlichen Arabien, wo vielleicht schon zu Hiroms und Salomos Zeit das Reich der Sabäer entstanden war. Die Bemühungen der sabäischen Herrscher um den Landhandel nach Norden (vgl. § 257) konnten um so nötiger werden, als auch von der Ostküste Arabiens, von der älteren Stadt Daden oder Dedan und der späteren Stadt Gerrha die Zufuhren der Räucherstoffe an die Phönizier erfolgte.

Als begehrteste der südarabischen Ausfuhrwaren erscheint für die ganze Zeit der gesuchteste Räucherstoff des Altertums, der Weihrauch, nach ihm die Myrrhe, das Ladanum, endlich Gold und Edelsteine. Durch die Sabäer gelangten aber auch nach Norden zum Vertriebe die Erzeugnisse und Stapelwaren des gegenüberliegenden Aethiopiens: Weihrauch, Kassia, Elfenbein, Ebenholz, Gold u. a.

Noch zu Herodots Zeit kamen die arabischen Drogen vorzugsweise durch die Hand der Phönizier an die Mittelmeervölker. Die zahlreichen Nachrichten der Propheten lassen die Stärke des Verkehrs und die Bedeutung dieses Handels für die Phönizier erkennen: es war der einträglichste Zweig ihres Landhandels wie der spanische der des Seehandels. Die tyrischen Kaufleute erzielten hohe Gewinne dadurch, dass er durchaus noch als Tauschhandel getrieben wurde und sie vorzugsweise das in Arabien teure Silber gegen das dort billige Gold hingeben konnten.

234. Nach dem Aegäischen Meere. Um die Mitte des 2. Jahrtausends dehnten die Phönizier ihre Seefahrten bereits nach Cypern, Rhodus, dem Aegäischen Meere, Sardinien, Spanien aus. Im Aegäischen Meere liefen sie alle Inseln und Küsten an, trieben mit den Griechen und Kleinasiaten einen regen Tauschverkehr, gründeten an geeigneten Stellen Faktoreien und übten auf die Entwickelung der Kultur den grössten Einfluss aus.

Der mycenischen Kultur ging im ganzen Bereiche des Aegäischen Meeres die völlig autochthone, insbesondere vom Oriente nicht beeinflusste trojanische Kultur voran. Im westlichen Gebiete, genauer im östlichen Griechenland, dem Bereiche vom Lakonischen bis Pagasäi-

schen Busen haben dann nach eingetretener Fühlung mit dem Oriente die schöpferisch beanlagten Griechen die mycenische Kultur geschaffen. Ein Teil der orientalischen Einflüsse, nämlich die chetitischen (oder cilicischen?), sind auf dem Landwege durch Kleinasien zu den Griechen gelangt, ein anderer Teil, die babylonischen und ägyptischen, wahrscheinlich durch die Phönizier auf dem Seewege vermittelt worden. Völlige Sicherheit besteht darüber freilich nicht. Beloch lässt auch die Vermittlung der letzteren Einflüsse im allgemeinen auf dem Landwege vor sich gehen. Ed. Meyer, der früher die Phönizier als die einzigen Vermittler der orientalischen Einflüsse betrachtete, scheint neuerdings („Die wirtschaftliche Entwickelung des Altertums" Jena 1895 S. 13[3]) nach W. Max Müllers Nachweisen über Kunst, Seefahrten, Herrschaftsbereich der Kefto und ihre Identität mit den Ciliciern mindestens die Kefto als Teilnehmer der Vermittlung anzuerkennen.

Eine Anzahl Funde aus den Trümmern von Mycenä, Tiryns und Orchomenus, sowie aus anderen Stätten vorhomerischer Kultur tragen in Form und Ausführung aufs deutlichste das Gepräge der Erzeugnisse der phönizisch-nordsyrischen Kunst an sich, z. B. Idole, Spangen, Petschafte u. a. Zu anderen Arbeiten ist zum Teil das Material, in allen Fällen die Technik von den Phöniziern nach Griechenland gebracht worden. Dahin gehören die Arbeiten in Elfenbein und Glasfluss, die Verkleidung der Palastwände mit Alabasterplatten, deren Skulpturen (ein aus Rosetten und Halbkreisen gebildeter Fries) mit blauem Glasflusse, dem „unechten Blausteine" der Aegypter ausgelegt sind, die Verzierung der Dolchklingen mit eingelegter Arbeit in verschiedenfarbigem Golde, vielleicht auch die Ausschmückung der Gräber und Wohnhäuser mit bronzenen Rosetten. Auch Beloch gesteht zu, dass „zur Zeit der mycenischen Kultur phönizische oder babylonische Idole im Bereiche des Aegäischen Meeres eifrig gekauft wurden". Trotzdem gilt es als Thatsache, dass Erzeugnisse der phönizischen oder kleinasiatischen Kunst unter den Funden mit Sicherheit nicht nachweisbar, die erhaltenen Arbeiten durchweg einheimische, die fremden Musterstücke der mycenischen Künstler noch nicht gefunden sind.

Die Arbeiten der mycenischen Kunst weisen also auf einen Verkehr mit dem Oriente hin. Sogar Beloch lässt Erzeugnisse der phönizischen Gewerbe nicht bloss auf dem Landwege durch Kleinasien, sondern auch über Cypern, selbst durch vereinzelte phönizische Schiffer in dieser frühen Zeit auf den griechischen Markt gelangen. Das genügt nicht. Der ganze Gang der Kulturentwickelung des Abendlandes weist auf eine enge und unmittelbare Verbindung mit dem Oriente hin. Da unter den orientalischen Vorbildern die ägyptisieren-

den Elemente durchaus vorherrschen, so sind die Phönizier, vielleicht auch die Kefto als Vermittler anzusehen. Den mannigfachen Einfluss der mycenischen Kultur auf den Westen, namentlich Sardinien, können auch nur die Phönizier vermittelt haben. — Ueber die Zeit des Beginnes dieser phönizischen Seefahrten nach dem Westen, insbesondere dem Aegäischen Meere, lässt sich nur sagen, dass die Fahrten in vollem Gange waren, als die Aegypter Syrien eroberten, also im 16. Jahrhundert.

Da die Phönizier die Bodenerzeugnisse eintauschen wollten, so landeten sie vorzugsweise an den Hafenorten der stärker bewohnten Ebenen von Lakonien, Argos, Attika und Thessalien, wenig oder gar nicht an dem hinterlandslosen Isthmus von Korinth. Ihre Anwesenheit in Troja erweisen die kleineren Goldfunde. Der Glanz Trojas in der ältesten Zeit hat wahrscheinlich die Phönizier auch ins Schwarze Meer geführt, wo später Pronektus am Busen von Nikomedien als phönizische Gründung bezeichnet wurde.

Die Erzlager wurden von den Phöniziern, zum Teil wohl auch von der heimischen Bevölkerung erschlossen und ausgebeutet, Gold, Silber und Kupfer gewonnen. Doch führten die Phönizier auch Metalle ein, namentlich Kupfer und Zinn. Das letztere kann, da das Metall im Gebiete des Aegäischen Meeres nicht vorkam, nur von den Phöniziern eingeführt sein, wahrscheinlich aus Galicien, möglicherweise auch aus Aegypten.

Die Königsstädte waren berühmt durch ihre mächtigen Bauten, die wie in Aegypten durch ungeheuren Aufwand an Menschenkräften aus gewaltigen Steinblöcken aufgetürmt sind, und durch den Schatz der Fürsten, den Königshort. Die Funde in Troja und Mycenä haben die Ueberlieferung bestätigt. Dieser Reichtum der Fürsten mag hauptsächlich aus dem Handelsverkehre entstanden sein, sei es, dass sie im Besitze der heimischen Metalle waren oder auch andere Landeserzeugnisse lieferten, sei es, dass sie den Handel monopolisierten oder doch Abgaben von ihm erhoben.

Die Verbindung mit dem Oriente hat die ganze Dauer der mycenischen Epoche bestanden, obschon im einzelnen der politische und commerzielle Zusammenhang sich mehr ahnen als beweisen lässt. Die Pharaonen der 18. Dynastie rühmen sich allerdings oft, dass ihnen „die Inseln der Nordvölker“, „die Inseln im grossen Meere“, „Cypern, alle verborgenen Lande und alle Inseln der Fenchu“ unterthan seien. Unmöglich ist die Huldigung der Fürsten zu Mycenä und Orchomenus gewiss ebensowenig wie die der Könige von Sangar und Assyrien. Ebensowenig wie die letzteren brauchen sich jene den Pharaonen

unterworfen zu haben; aber die Handelsinteressen konnten es vorteilhaft erscheinen lassen, mit der erstandenen Grossmacht ein gutes Verhältnis anzustreben. Die einzigen Denkmäler der mycenischen Zeit mit Schriftzeichen, Funde in Mycenä und auf Rhodus, enthalten den Namen Amenhoteps III. und seiner Gemahlin, können also als Beleg für das Bestehen der ägyptischen Souveränetät herangezogen werden.

Wie orientalische Arbeiten, Materialien, Techniken, Typen im Bereiche des Aegäischen Meeres sich finden, so umgekehrt mycenische Waren, namentlich Thongefässe, an allen Stationen der Handelsstrasse nach dem Osten, auf Kreta, Rhodus, Cypern, in Aegypten. Auch der Einfluss der mycenischen Kunst auf die orientalische, ihre Einwirkung zur Ausbildung des vorderasiatischen Mischstils, ist nachweisbar und bildet einen weiteren Beleg für den phönizischen Handel nach dem Aegäischen Meere.

Die Fortschritte in jeglicher Richtung der Gesittung führte die Griechen vom 13. Jahrhundert an auf die Bahn der Eroberung, der bald auch die dünnbevölkerten phönizischen Niederlassungen zum Opfer fielen. Die phönizische Handelsherrschaft war zerbrochen. Allein der Handel hörte gewiss nicht auf, die Zahl der phönizischen Schiffe mag eher zu- als abgenommen haben, denn die Waren des Ostens waren gesuchte Artikel, sei es, dass sie nur in südlicheren Gebieten vorkamen, sei es, dass die technische Ueberlegenheit des Ostens noch lange fortbestand. Die homerischen Epen geben in zahlreichen Stellen Aufschlüsse über die Verhältnisse. Silberne sidonische Mischkrüge, phönizische Prachtschilde, deren einer zur Beschreibung von Achilles' Schilde zum Vorbilde gedient hat, cyprische Metallpanzer mit getriebener Arbeit sind Prachtstücke, die kein Grieche schaffen kann. Linnene Gewänder und Decken stammen aus Phönizien und werden zunächst nur von Vornehmen als Luxusartikel verwendet. Von den Phöniziern lernten die Griechen damals die Purpurfärberei, die Verarbeitung des Flachses zur Angelschnur, zum Fischernetze. Aus Aegypten wurde eingeführt das Seil oder der Stoff zu demselben, der Papyrusbast, ebenso die Panzerhemden von Linnen. Dazu kamen mancherlei aus Rohr gefertigte Waren, wohlriechendes Salböl, die arabischen und syrischen Räucherstoffe, Elfenbein, Glas, wertvoller Gold- und Bernsteinschmuck und allerhand phönizische Fabrikate bis zum billigsten Tande, endlich manches zu Kulturpflanzen und Haustieren Gewordene, wie der Pfau, der Haushahn, die Palme. Nach Homer erscheinen die Phönizier als Leute, die sich stets zur See herumtreiben, weite Handelsreisen unternehmen, gelegentlich auch ein ganzes Jahr an einem Orte verweilen, um zu tauschen. Eine Anzahl junger, nach-

träglich eingeflochtener Stellen, besonders in der Odyssee, schildern die phönizischen Hausierer von unredlicher, betrügerischer Gesinnung, gemeingefährlicher Arglist, die ränkevoll gutmütige, arglos vertrauende Leute unter falschen Vorspiegelungen um ihre Habe bringen, sie selbst rauben und in die Sklaverei verkaufen, Mägde verleiten, mit gestohlenen Kostbarkeiten und dem Kinde ihrer Herrschaft aufs Schiff zu kommen, worauf sie mit dem Raube hurtig davonfahren und im ersten Hafen das geraubte Kind als Sklaven verkaufen. Derartiges mögen die Phönizier wie die Griechen, Etrusker u. a. im Verkehre mit Völkern auf tiefer Stufe der Gesittung oft genug gethan haben. Ein zutreffendes Bild des Handels der Phönizier mit den Griechen der homerischen Zeit, namentlich zur Zeit der Entstehung der Epen geben diese Züge nicht; sie sind erst eingefügt nach Beginn jener Zeit, da die Griechen im ganzen Bereiche des Mittelmeeres, von Aegypten bis Spanien, als rücksichtslose Nebenbuhler im Handel auftraten und jene zurückdrängten; vielleicht fasst man sie richtig auf als Anschwärzungen von der Art, wie die arabischen Händler die in Kalikut ankommenden Portugiesen den Indern als Seeräuber darstellten.

Zu der erwähnten Zeit, im 7. und 6. Jahrhundert, hatte das Griechentum durch eigene Kraft sich mächtig emporgearbeitet. Durch die lange stete Berührung mit dem Osten begann es, in den technischen Leistungen ebenbürtig zu werden, während es durch lebendige Naturbeobachtung in Schönheit der Form den Konventionalismus des orientalischen Kunstgewerbes übertraf. Infolge davon verschwanden die phönizischen Fabrikate zum grossen Teil von den griechischen Märkten. Die Griechen des westlichen Kleinasiens versorgten mit ihren Fabrikaten das Mutterland und die Kolonien und begannen auch durch die Verbindungen durch Kleinasien hindurch mit dem fernen Osten in Verbindung zu treten und selbst für die dortigen Luxuswaren die phönizische Vermittlung zu entbehren. Von dem Beginne der Perserkriege an erschwerten die politischen Verhältnisse noch den Handel, da die Phönizier unter persischer Herrschaft im wesentlichen die Flotten zur Bekämpfung der Griechen stellten. Einige Waren jedoch fanden selbst zu dieser Zeit meist durch phönizische Vermittlung Absatz auf den griechischen Märkten: Räucherstoffe, wohlriechende Salben, Glaswaren, kostbare Gewebe, namentlich Teppiche. Der Umstand, dass Halikarnass, Milet, Teos, Phygela, Magnesia, Gambrium, Methymna, Tenedus, Kalchedon, Sinope nach phönizischem Münzfusse prägten, weist auf alte und fortbestehende Handelsbeziehungen hin.

235. Italien. Der Weg vom Aegäischen Meere nach Italien war leicht zu finden. Auf einen frühen Verkehr zwischen dem Aegäischen

Meere und Italien weisen hin das Vorkommen des in Griechenland entstandenen Kuppelgrabes in Sizilien, Etrurien, bei Palmetta in der Nähe von Lissabon, ferner die Anklänge der sardinischen Grabbauten an die mycenischen, dann das Vorkommen mycenischer Waren in Sizilien, Sardinien und Unteritalien, endlich die mycenische Bewaffnung bei den Schardana oder Sarden (Schwert, Schild und Helm). In sehr alten etruskischen Gräbern (von Tarquinii) haben sich vereinzelt ägyptische Gegenstände gefunden. Weisen diese letzteren schon auf die Möglichkeit eines Verkehrs zwischen Italien und Aegypten hin, so wird derselbe völlig sichergestellt durch den Söldnerdienst der Schardana in Aegypten (vgl. besonders W. Max Müller S. 371—379 und Ed. Meyer, Gesch. d. Alt. II 144. 208f.).

Seit dem Könige Seti I. (um 1360 v. Chr.) erschienen in Aegypten Söldner unter dem Namen Schardîn, wahrscheinlich aus einer alten Semitisierung des von den Phöniziern aus dem Westen mitgebrachten Wortes entstanden. Unter Ramses II. wurden die furchtbaren Bundesgenossen die offizielle Leibwache und Elitetruppe. Als solche hat sie sich jahrhundertelang erhalten. Die Identität der Schardîn (Schardana) und Sarden wird nicht bloss angenommen wegen der Namensgleichheit, sondern vor allem wegen der nach sardinischen Bronzestatuetten und den ägyptischen Darstellungen der Schardîn sich ergebenden Uebereinstimmung des Helmes (mit zwei nach vorn geneigten Hörnern geschmückt), Schildes, Schwertes, der Art das letztere am Halse zu tragen.

Der ägyptische Name weist auf die Vermittlung der Phönizier zwischen Aegypten und Sardinien hin. Sie hatten auf ihren Fahrten von Station zu Station nach dem Westen die Insel entdeckt; sie gaben der waffenfrohen Bevölkerung durch ihre Waren und Schilderungen Kunde von dem reichen Osten und wurden so die Werber der nach Beute und Ehre trachtenden kriegstüchtigen Jugend, denen neue Scharen folgten. Eine Stadt am Eingange des Faijûms mag eine Niederlassung der Schardîn gewesen sein. Dass der Name verallgemeinert worden ist, auch andere westliche Krieger, namentlich Italer mit umfasst hat, ist leicht möglich. Der Einwand gegen die Rolle der Schardîn in Aegypten, dass die Sarden später nur als armselige Banditen in ihren Bergen bekannt seien, ist ebenso hinfällig, als wenn jemand wegen der heutigen Gesittung der Malayen deren bedeutende Handelsstellung vor dem Erscheinen der Portugiesen leugnen wollte.

Auch die Vermittlung der mycenischen Kultur nach Sizilien, Sardinien und den Küsten Italiens muss durch die Phönizier erfolgt sein. Von den phönizischen Ansiedelungen auf Sizilien und Sardinien mögen

manche in die Zeiten vor den Söldnerzügen der Sarden nach Aegypten hinaufreichen. Einen stärkeren Verkehr wird man wenigstens in der frühesten Zeit nicht annehmen dürfen, da die Besiedelung der beiden grossen Inseln wie auch Maltas und Gaulus' vor allem durch den Verkehr mit Spanien veranlasst war. Als die Verbindung der Sarden mit dem Oriente erlosch, sind phönizische Kaufleute nach wie vor an den Inseln und Küsten der Halbinsel gelandet, da sich phönizisch-ägyptische Gegenstände in Etrurien wie in den Gräbern von Bologna finden. Der Eintausch von Getreide, Oel, Wein anfangs für den eigenen Bedarf der Schiffer, später auch für den Vertrieb, der Thunfisch- und Korallenfang, die Gewinnung von Mineralien wie Salz, Farberde, Asphalt, von Edelsteinen gegen fremde Erzeugnisse und eigene Fabrikate, namentlich Metallschalen, bot ja genügende Veranlassung. Die stärkere Besiedelung Nordafrikas musste diesen Handel steigern. Allmählich wurden die Etrusker durch ihren Seeraub und Seeverkehr empfindliche Nebenbuhler, und vom 8. Jahrhundert an schränkten die in Italien wie im 7. Jahrhundert in den ganzen Westen eindringenden Griechen die Niederlassungen und den Handel der Phönizier ein.

236. Gallien. Am allerdürftigsten sind die Spuren phönizischen Handels nach der Küste von den Seealpen bis zu den Pyrenäen. Meltzer meint, dass die dortigen Kolonien früh den Griechen zum Opfer gefallen sein müssten, die Spuren semitischer Namen noch in der griechischen Zeit nicht an dem früheren Vorhandensein zweifeln liessen. Der Name Massilia ist jedenfalls nicht phönizisch; eine phönizische Gemeinde hat es in Massilia nicht gegeben (§ 226). Dennoch mögen die Phönizier auch diese Küste aufgesucht haben, da es möglich ist, dass sie das auf dem Landwege aus Britannien gekommene Zinn und den Bernstein von der Nordsee hier zuerst eingetauscht und erst später die Produktionsgebiete selbst aufgesucht oder doch sich ihnen genähert haben.

237. Spanien und Britannien. Das Land Tarschisch (vgl. § 226) war das Hauptziel der westlichen Fahrten. Der Handelsgewinn muss für beide Teile ausserordentlich gross gewesen sein. Hesekiel sagt zu Tyrus (27, 25): „Aber die Meerschiffe (= Tarschischschiffe) sind die vornehmsten auf deinen Märkten gewesen. Also bist du sehr reich und mächtig geworden mitten im Meere." Wie der Prophet von dem unermesslichen Gewinn der Tarschischfahrten Tyrus' Reichtum und Macht herleitet, so haben auch griechische Schriftsteller Erstaunliches berichtet. Die wunderlichsten Gerüchte und Märchen liefen um über die Menge und Vorzüglichkeit der spanischen Erzeugnisse. Nirgends, sagt noch Strabo, sei Gold, Silber, Erz oder Eisen in solcher

Menge und Güte zu finden wie hier; das Gold werde nicht bloss gegraben, sondern rolle in Flüssen und werde auch aus dem Sande gewaschen. Nach der Meinung der späteren Griechen „wurzelte“ der Bätis, der grosse Tartessus-Strom „in Silber“, kam unmittelbar „aus dem Silberberge“ hervor und führte die edeln Metalle mit sich. Der erste griechische Kauffahrer, Koläus von Samus, der nach Tartessus kam (um 630), konnte so viel Silber eintauschen, dass er bei dem Verkaufe 60 Talente (= 326430 M) herausgeschlagen haben soll. Nach dieser Angabe klingt Aristoteles' Erzählung minder märchenhaft, dass die ersten phönizischen Ankömmlinge solche Mengen Silbers gefunden hätten, dass sie nicht allein ihre Schiffe damit anfüllten, sondern auch ihre sämtlichen Gerätschaften einschliesslich der Anker aus diesem Metalle anfertigten. Thatsächlich wurde durch die Masse des spanischen Silbers und den billigen Erwerb sein Wertverhältnis zum Golde in Syrien, Aegypten beträchtlich verändert.

Das südliche Spanien lieferte ausser dem Silber viel Kupfer, auch Gold und Blei, mehrere Gebiete der Halbinsel Eisen, das nördliche Portugal und Galicien Zinn (vgl. Hesekiel 27, 12). Zugleich war das Land reich an Getreide, Wein, Oel, Honig, Wachs, feiner Wolle. Das Meer lud zu ergiebigem Fange der Thunfische, Muränen und Purpurschnecken ein. Der Handel mit gesalzenen Fischen gehörte nach Strabo unter die ältesten spanischen Handelszweige. Alle die genannten Waren tauschten die Phönizier wahrscheinlich mit Fabrikaten eigenen oder fremden Ursprungs ein, hauptsächlich Kleidung und billigen Schmuck- und Putzsachen, Spielwaren, Tand.

Die Phönizier haben nur Handel, nicht auch Bergbau in Spanien getrieben. Alle ihre Niederlassungen: Abdera, Sexi, Karteja, Gades und Onoba waren Faktoreien an der Küste. Nur Gades, obschon sein Umfang immer sehr klein blieb (Strabo III, 5, 3), ist eine reiche Handelsstadt geworden durch den Handel mit den Tartessiern, mit den Zinngebieten und als Ausgangspunkt des Handels nach West-Europa und dem nahen westlichen Afrika.

An der nordöstlichen Küste Spaniens (bei den späteren Orten Pyrene und Emporiä) oder an den benachbarten gallischen Gestaden mögen die Phönizier zuerst das auf den Landwegen dahin gekommene Zinn aus Galicien und Britannien, vielleicht auch den von der Nordsee gekommenen Bernstein kennen gelernt haben. Dass die beiden wertvollen Waren die Phönizier reizten, sie möglichst ohne Zwischenhandel, in ihrem Gewinnungslande einzutauschen, erscheint nach ihrem sonstigen Verhalten natürlich. Allein es wird schwerlich jemals festgestellt werden können, ob, beziehentlich von wann an die Phönizier

direkte Fahrten nach den Zinngebieten ausgeführt haben. Die Gaditaner sollen allerdings ausgesegelt sein, das Zinn von den „Zinninseln" zu holen. Ed. Meyer hält es für sicher, dass der Hauptteil des englischen Zinns und Bleis von den Tartessiern ausgeführt wurde (vgl. § 56. 226).

Die allergrösste Unsicherheit herrscht über den Bernsteinhandel der Phönizier. Die Ansicht, dass diese, von Küste zu Küste fortschreitend, selbst bis zum Samlande in der Ostsee, der Hauptfundstätte des Bernsteins der Alten Welt, vorgedrungen seien, wird kaum noch verteidigt. Der Nachweis, dass ein dem nordischen Bernsteine sehr ähnliches fossiles Harz im Libanon gefunden wird, hat sogar die Ansicht jedes Bezuges des nordischen Bernsteins erschüttert. Da jedoch nach Massilia Bernstein von der Nordsee her auf dem Wege Rhein-Saône-Rhone gekommen ist, so nimmt man an, dass die beliebte Ware durch Zwischenhandel auf dem Landwege von der Weichsel nach der Nordseeküste gelangt ist. Das kann auch schon zu der Phönizier Zeit geschehen sein, und es ergiebt sich dann die doppelte Möglichkeit ihres Eintausches an der südgallischen Küste oder auf den Scilly-Inseln. Die letztere Möglichkeit ist genau so zu beurteilen wie der Bezug des britischen Zinns daselbst. Nimmt man also den Bezug von Bernstein aus den nördlichen Ländern nach dem Osten durch die Phönizier überhaupt an, so erscheint am wahrscheinlichsten der Eintausch des Nordseebernsteins an der südgallischen Küste.

238. West-Afrika. Der Bestand der Kolonien in der Nähe des Kaps Spartel (§ 226) ist das sichere Zeugnis des phönizischen Handels nach diesem Gebiete. Der Verkehr erfolgte von Gades aus; ausser den Gaditanern nahmen auch die Tyrer teil. In den Zeiten der tyrischen Schwäche mag wohl der direkte Handel mit Tyrus abgenommen haben oder unterbrochen worden sein, dagegen die Verbindung von Gades aus weitere Pflege gefunden haben; denn nach dem Berichte über die Hannofahrt erschien das Gebiet bis Lixus wohlbekannt und diese Stadt damals in hoher Blüte. Die Ausfuhr bestand in Metallen, in der Nähe gewonnen oder aus dem Niger-Gebiete bezogen, und Wein. Das Kap Spartel hiess im Altertume das Vorgebirge Ampelusia, d. h. Weinkap. Die Stadt Lixus führte auf ihren Münzen die Traube als Wahrzeichen; von ihren Bewohnern erzählte man sich, dass sie sich ohne Bodenbestellung nur von freiwachsenden Weinbeeren nährten. Der Periplus des Sylax berichtet von reicher Weinerzeugung dieser Gegend und Weinausfuhr der Phönizier. Nach Strabo sollen die Weinstöcke so dick gewesen sein, dass zwei Männer sie nicht umspannen konnten, und Trauben von einer Elle Länge getragen haben.

239. Nord-Afrika. Ueber den Verkehr der Phönizier mit ihren nordafrikanischen Kolonien fehlen bestimmte Nachrichten gänzlich. Das Gebiet war in drei Richtungen begünstigt: durch die Verkehrslage am Mittelmeere, durch die Fruchtbarkeit des Landes und den Reichtum an Bodenerzeugnissen, endlich als Mündungsgebiet der günstigsten Karawanenwege aus dem Sudan, besonders vom Tsad-See. Die Warenausfuhr aus dem Sudan und dem Küstengebiete selbst ist besser in dem Abschnitte Karthago zu behandeln. Mit Tyrus' Verlust der westlichen Kolonien, Karthagos Emporkommen und dem Zwischendrängen der Griechen mag auch der Handel zwischen dem Mutterlande und den selbständig gewordenen Kolonien Nordafrikas sehr vermindert worden sein, da der phönizische Handel mehr auf den Osten, der karthagische mehr auf den Westen sich beschränkt hat. Den Fortbestand beweisen die mannigfachen Wechselbeziehungen zwischen Tyrus und Karthago, besonders im 4. Jahrhundert.

240. Bedeutung des Handels. Die Phönizier sind das erste Kolonial- und Handelsvolk der Geschichte. Während die alten Kulturvölker: Aegypter, Babylonier, Chinesen an ihrer Scholle haften blieben, ihre selbstgeschaffene, örtlich ausgeprägte Kultur zwar völlig ausreiften, aber doch, um die Gunst der äusseren Bedingungen ihrer fruchtbaren Thäler und Niederungen zu geniessen, in sich selbst genügender Beschränkung in ihrer Heimat verharrten, haben die Phönizier durch Aufsuchung fremder Völker, durch Auswanderung, durch Niederlassung geschichtliche Bedeutung dadurch gewonnen, dass sie unter Behauptung ihrer nationalen Eigenart in der Fremde den gesamten Mittelmeervölkern die vorderasiatische Gesamtkultur vermittelten und dieselben dadurch zu eigenen Schöpfungen anregten.

Die phönizischen Handelsstädte verteidigten ihre Selbständigkeit gegen ihre Nachbarn, auf umfassende Unterwerfung ihres Hinterlandes sind sie nicht ausgegangen. In das politische Leben ihrer Nachbarschaft, in die Gestaltung der Machtverhältnisse des alten Orients haben sie so gut wie niemals bestimmend eingegriffen. Die Weltgeschichte würde sich um Tyrus und Sidon nicht mehr kümmern als um Gaza und Asdod, wenn nicht jene durch ihren Verkehr das Morgen- und Abendland miteinander in Verbindung gebracht hätten. Allerdings hat die Pflanzstadt Karthago durch ihre Kämpfe gegen die Griechen und die aufstrebende Weltmacht Rom, durch den Ruhm ihrer Feldherren Hamilkar und Hannibal auch auf das Mutterland einen Schimmer weltgeschichtlicher Grösse geworfen.

Die Mission der Phönizier ist wesentlich durch die natürlichen Verhältnisse ihres Landes bestimmt worden. Durch seine geographische

Lage musste Syrien, insbesondere Phönizien vermitteln zwischen Babylonien und Aegypten. Die geographischen Verhältnisse hinderten die Phönizier wesentlich, ihre Herrschaft dem schmalen Hinterlande aufzuzwingen; dagegen fiel den maritimen Vororten des angrenzenden fruchtbaren Binnenlandes und der nach Osten und Süden sich anschliessenden Länder die Aufgabe zu, den Warentausch, den Handelsverkehr zu vollziehen, die Errungenschaften der Kultur nach dem Nile und Euphrat auszutauschen und dem Abendlande zuzuführen. Der Handelsverkehr wurde die weltgeschichtliche Aufgabe der Phönizier.

Sie haben sich nicht auf den Landhandel in Syrien und nach den beiden Nachbarländern beschränkt; vor allen anderen Völkern haben sie die Seeschiffahrt ausgebildet und haben durch ihre Entdeckungsfahrten nach sämtlichen Gestaden des Mittelmeeres bis in den Pontus und über die Säulen des Herkules hinaus Grossthaten verrichtet, die vor Columbus von keinem späteren übertroffen worden sind. — Neben der Schiffahrt war die kaufmännische Befähigung die persönliche Grundlage zu der Grösse des kleinen Volksstammes. Schon das Altertum war mit dem Vorwurfe bei der Hand, dass lediglich schnöde Gewinnsucht die Phönizier vorwärts getrieben habe. Plato schildert die Habgier als ihren Hauptcharakterzug. Hesekiel macht (26, 2) Tyrus den Vorwurf, dass es über den Untergang Jerusalems als einer Handelsnebenbuhlerin juble: „ich werde nun voll werden, weil sie wüst ist“. Im Kapitel 28 (4f. 12f. 16) zeiht er sie des Hochmutes infolge der erworbenen Reichtümer. Nüchternheit, praktischer Sinn war der Grundzug semitischen Wesens. Dem Trachten nach Handelsgewinn verband sich bei den Phöniziern ein ausserordentlicher Spürsinn in der Ausbeutung der Erzeugnisse fremder Länder, kühne Unternehmungslust, kluge Entschlossenheit, Zähigkeit des Willens in Verfolgung der gesteckten Ziele, tapferes Ertragen der Mühsale und Gefahren des Meeres wie der Willkür der Völker, Geschmeidigkeit und Umsicht, auch einer ganz fremdartigen Umgebung sich anzupassen, die Zustände zu ihrem Vorteile auszubeuten und doch ihre nationale Eigenart zu wahren, nachgiebige Fügsamkeit, selbst geduldige Erniedrigung gegenüber der Macht, hingebende Anhänglichkeit an die Heimat mit der Neigung sie zu verlassen, sobald ein Vorteil winkte, trotz auch der religiösen Befürchtungen, welche das Los der Seele des in der Fremde ohne rituellen Schutz vor dem Dämon der Todesstunde Verstorbenen als ein grausenerregendes ausmalten.

Was sie insbesondere befähigte als Kulturvermittler zu dienen, war neben dem Mangel schöpferischer Veranlagung ein hoher Grad geistiger Empfänglichkeit, die sie in den Stand setzte, die von allen

Seiten, namentlich Aegypten und Babylonien ihnen zuströmenden Kulturelemente mit Leichtigkeit sich anzueignen. Die Mitteilung an andere Völker erleichterte die von Plautus erwähnte Vielsprachigkeit und ein gewisser internationaler Zug des Volkes, das nationale Gesamtinteressen nicht kannte.

Neben der weltgeschichtlichen Bedeutung des Volkes macht die Ausdehnung des Handelsgebietes den Eindruck der Grösse, selbst in der Beschränkung auf die Gebiete vom südlichen Roten Meere bis zum Lixus-Flusse und den Scilly-Inseln, wenn man die monopolähnliche Stellung der Phönizier vielleicht ein Jahrtausend lang dabei in Betracht zieht.

In der phönizischen Gesittung überwog das Entlehnte das Nationale. Gerade dieser Umstand bewahrte sie vor Erstarrung, welche so leicht bei abgesonderter Entstehung einer einheitlichen nationalen Gesittung eintritt. Die weltgeschichtliche Bedeutung des Volkes mindert auch der Umstand nicht, dass es vorzugsweise Erfolge bei solchen Völkern erzielt hat, deren Gesittung auf den unteren Stufen stand oder solchen, die überhaupt zu eigener Bedeutung sich nicht emporgearbeitet haben. In der vom Oriente so weit entlegenen Pyrenäenhalbinsel die Keime der Gesittung im 2. Jahrtausend v. Chr. ausgestreut, zur Entwickelung der eigenen Gesittung des Volkes der Tartessier den Grund gelegt zu haben, und mehr, durch Anregung und Befruchtung der schöpferischen Kraft der Griechen deren den ganzen alten Orient überragende Kultur und dadurch die Entstehung der abendländischen Kultur mit veranlasst zu haben, das ist genug des Verdienstes. Keine zertrümmerten Städte und verwüsteten Länder, wie nach den Heerzügen der Assyrer, Meder und Perser, sondern eine lange Reihe blühender Kolonien, Ackerbau und alle Künste des Friedens unter vormals barbarischen Völkerschaften bezeichneten die Siegesbahn des tyrischen Herakles.

241. Waren. Die edlen Metalle waren die stärksten Magnete für die Phönizier. Das Bestreben, sie an ihren Quellen zu gewinnen, hat diese in die entferntesten Länder geführt, ihre kühnsten Handelsunternehmungen geleitet, ihre Schiffahrten in unbekannte Meere, ihre Entdeckungsreisen, ihre Kolonisation in den entlegensten Ländern veranlasst. Sie bedurften der Metalle zum Eintausche anderer Waren, zu Tributen an die ägyptischen, assyrischen und persischen Herrscher, zu Fabrikaten. Von allen Ländern musste daher Tarschisch sie am meisten locken; es bot ja nicht bloss die grössten Mengen Silber, sondern auch Gold, Zinn, Kupfer, Eisen und Blei, und war das Aus-

gangsgebiet zur Erlangung des britannischen Zinns und des Nigergoldes.

Das edle Gold tauschten die Phönizier zuerst in Aegypten ein, das oberägyptische und nubische Gold; später erhielten sie das ostafrikanische und arabische Gold durch den Zwischenhandel mit Aegypten und Arabien oder unmittelbar an den Gestaden des südlichen Roten Meeres. Weiter empfingen sie Gold aus den eigenen Gruben auf Thasus, das von den Eingebornen gewonnene Gold in den übrigen Fundstätten des Aegäischen Meeres, Spaniens, des Nigergebietes.

Das in den älteren Zeiten zu selbständiger Verwendung wie zur Bereitung der Bronze dienende Kupfer kam besonders aus Cypern und Spanien, das Zinn vielleicht ausschliesslich aus Galicien und Britannien. Das erst später häufiger verarbeitete Eisen gewährte der Libanon, die pontischen Länder und Spanien.

Den Bernstein zu dem Schmucke in den Gräbern von Mycenä können die Phönizier aus dem Libanon oder auch durch Zwischenhandel von der Ostsee her erhalten haben. Hesekiel nennt (28, 13) Tyrus „mit allerlei Edelsteinen geschmückt, nämlich mit Sardern, Topasen, Demanten, Türkisen, Onyxen, Jaspis, Sapphir, Amethyst, Smaragden“. Zum Teil kamen dieselben aus Südarabien, zum Teil über Babylonien aus dem fernen Osten; ihnen reihten sich die Halbedelsteine an, der echte Lapislazuli, der unechte „Blaustein von Babel“, der Malachit von der Sinaihalbinsel. Elfenbein hatten die Phönizier zuerst am Nile kennen gelernt, zusammen mit dem geschätzten Ebenholze; beides bezogen sie auch fortan von dort, das erstere später vielleicht auch durch arabischen Zwischenhandel, aus Nord- und Nordwest-Afrika. Das vorzügliche Bauholz der Cedern und Cypressen des Libanons lieferten die Phönizier ebenso an König Salomo zu seinem „Libanonwaldhause“, seinem Palaste in Jerusalem, wie zu den Palästen und Schiffen nach dem Nile und Euphrat und Tigris.

Aus dem Hinterlande Palästinas und Syriens strömten die Bodenerzeugnisse zu, vor allem Weizen und Gerste, dann das vorzügliche Oel, Wein in Menge und den berühmtesten Sorten der älteren Zeiten, Honig, Früchte, Balsam, an Vieh als Schlacht- und Nutztieren: Schafe, Ziegen, Rinder und Pferde, dazu auch Wolle, Flachs und Baumwolle. Die reichliche Pferdezufuhr des nördlichen Syriens verstärkte noch Armeniens Lieferung an Pferden und Maultieren. Der Fischfang lohnte sich nicht nur an der eigenen, sondern auch an der spanischen und nordwestafrikanischen Küste. Die Purpurschnecken wurden an den Küsten Phöniziens, des Aegäischen Meeres, der kleinen Syrte („den

Inseln Elischas") und Spaniens gefischt. Aus Nordwestafrika erwarb man als kostbaren Artikel Straussenfedern und in Aegypten die mit Zeichnungen und Malereien geschmückten Eier des Vogels.

Unter den Wohlgerüchen Arabiens standen obenan der Weihrauch; ihm folgte die Myrrhe und das Ladanum; das so häufig nach Griechenland gebrachte Storax- oder Styraxharz wurde vielleicht schon im östlichen Mittelmeere gesammelt. Die tropischen Gewürze vertrat die äthiopische Kassia.

Zu diesen Naturerzeugnissen kamen, in grösseren Mengen erst in der späteren Zeit, die phönizischen Fabrikate. In den Metallgewerben, der Glasbereitung, der Verfertigung von Schmuckgegenständen aus Elfenbein, edlen Steinen und Hölzern haben sie die Aegypter nachgeahmt, die Babylonier in der Steinschneidekunst. Salben und Parfüme aus Oel und den kostbarsten Wohlgerüchen fanden in Aegypten und Griechenland starken Absatz, nach dem letzteren Lande auch mancherlei Waren aus Flachs und Leinen, Papyrus, Rohr, bei allen Völkern in den Anfängen der Gesittung allerlei Tand wie Figuren und Büchsen aus Thon, Glas, Bronze, fertige Kleider, metallene Werkzeuge, Messer, Waffen.

242. Sklavenhandel. Der Prophet Joel (3, 8. 11) macht den Phöniziern bittere Vorwürfe, dass sie jüdische „Knaben" und „Mägdlein" in ferne Länder, bis Griechenland, verkauft haben, und droht ihnen als Vergeltung den Verkauf ihrer „Söhne und Töchter" in das ferne Arabien an (3, 13); auch Amos rechnet den Tyrern als höchsten Frevel den Verkauf von Kriegsgefangenen an die Edomiter an. In der Makkabäer-Zeit scheint das gewöhnliche Schicksal der kriegsgefangenen Juden die Sklaverei gewesen zu sein (I. Makk. 3, 41. II. Makk. 8, 11. 25). Auch aus dem übrigen syrischen Hinterlande wurden grosse Mengen Sklaven in die phönizischen Hafenstädte gebracht. Der Sklavenhandel mit den Griechen ist ausserdem noch weit mehr durch die Homerischen Epen bekannt. Die Fahrten im Aegäischen Meere wie im Westen lohnte zunächst nur der Sklavenraub und Sklavenhandel. Beides warf viel mehr ab als der Eintausch der an wertvollen Erzeugnissen damals noch armen Länder Griechenland und Italien. Die Zahl der in griechischen Herrenhäusern gehaltenen Sklavinnen war recht beträchtlich, geringer die Zahl der Sklaven; beide wurden zum Teil gekauft. Ein weiteres Gebiet phönizischer Sklavenausfuhr war Kappadocien und die kaukasischen Länder, deren weibliche Schönheiten in den Harems und Bordellen ganz Vorderasiens ebenso bevorzugt wurden wie in Aegypten die Syrerinnen. An den syrischen Sklaven schätzte man die knechtische Unterwürfigkeit,

Gewandtheit, Geschicklichkeit in den mannigfaltigsten Handarbeiten, Ausdauer; sie betrieben allmählich den Gartenbau in sämtlichen Mittelmeerländern. Die syrischen Sklavinnen waren beliebt als Kammerzofen, Haarkräuslerinnen, Sängerinnen, Flöten- und Zitherspielerinnen, Tänzerinnen. — Die Phönizier bedurften selbst grosser Mengen von Sklaven für ihre Werften, Schiffahrten, Hafenarbeiten und Fabriken. Ueber ihre Massen und einen Sklavenaufstand in Tyrus vgl. § 202.

Aus dem Sklavenhandel ergaben sich bedeutende Gewinne, da die Sklaven, wenn sie nicht geraubt oder als Kriegsgefangene erbeutet waren, zu niedrigen Preisen eingekauft, zu hohen Preisen verkauft wurden. Im Makkabäerkriege (II. Makk. 8, 11. 25) wurden 90 jüdische Kriegsgefangene für einen Centner (kikkar) ausgeboten; das ergiebt nach dem früheren stabilen Silberpreise von 60 Thalern das Kilogramm etwa 40 Thaler = 120 M. als Durchschnittspreis. Beer giebt weiter nach Movers folgende aus den biblischen Büchern entnommene Normalpreise an. Kinder weiblichen Geschlechts von einem Monate bis zu fünf Jahren galten 7,2 M, männlichen Geschlechts in demselben Alter 12,4 M; Knaben und Jünglinge von 5—20 Jahren 49,6 M, Mädchen die Hälfte, Männer von 20—60 Jahren 124,6 M, Frauen 75 M; für höheres Alter verminderten sich die Preise.

243. Handelsbetrieb. In einer vielleicht auf zwei Jahrtausende sich ausdehnenden Handelsthätigkeit sind manche Wandlungen auch in der Art des Betriebes eingetreten. Ehe die Phönizier auch nur zu einem unmittelbaren Handel mit dem Euphrat- und Nillande gelangten, haben sie den Ertrag ihres Fischfanges und einfache gewerbliche Erzeugnisse wie Thon-, Metallgefässe, Waffen, Werkzeuge, Geräte, Schmuck gegen die Naturerzeugnisse ihres Hinterlandes umgetauscht. Den Israeliten war Kanaanäer (= Phönizier) gleichbedeutend mit Krämer, Hausierer, Händler; sie kannten einen Teil derselben als Leute, die von Ort zu Ort im Lande herumziehend ihre Waren feilboten und Einkäufe machten, einen anderen Teil als Leute, die in den grösseren Städten ständige Märkte abhielten, manche auch, die in auswärtigen Plätzen dauernd ihren Wohnsitz aufschlugen, wie zu Nehemias Zeit die tyrischen Fischhändler in Jerusalem.

Allmählich zog der unternehmende Kaufmann weitere Kreise, er trat in unmittelbaren Verkehr mit den höherstehenden Kulturvölkern am Nile und Euphrat. Von ihnen tauschte er wertvolle Rohstoffe und kunstvollere Fabrikate ein, veranlasste ihre Nachahmung in der Heimat, während er selbst von Ort zu Ort, von einem Heiligtume zum andern, von einer Küste und Insel zur andern schweifte, neue Einkaufs- und Absatzgebiete sich aufschloss. In der Regel jahrelang,

oft das ganze Leben zog er in der Fremde umher mit immer neu eingetauschten Waren, mit den Waffen der Uebervorteilung, List, auch mit roher Gewalt kämpfend, wenn eine günstige Gelegenheit sich bot, die überlegene Bewaffnung und die Schnelligkeit des Schiffes auszunutzen. So stellen die Homerischen Epen den phönizischen Kaufmann dar. Aus später Zeit berichtet noch Plinius, dass die Gaditaner einjährige Reisen in die Ferne ausführten.

An Orten mit grösseren Mengen wertvoller Landeserzeugnisse liessen sich einzelne Phönizier als Kleinhändler nieder und gaben den zu Schiffe kommenden Grosshändlern die angesammelten Vorräte ab; neben ihnen siedelten sich im Laufe der Zeiten Gewerbtreibende an, Purpurfärber, Salbenbereiter, Bäcker, Köche. So entstanden an günstigen Plätzen, in der Nähe der Hauptfundstätten der Metalle und Purpurschnecken, an Ausgangs- und Endpunkten wichtiger See- und Landwege Faktoreien, Niederlassungen, von denen aus die phönizischen Klein- und Grosshändler die Handelsgebiete monopolistisch ausbeuteten, nach ihrem Charakter fügsam und schmiegsam gegen die Machtvertreter der Eingebornen, zu solchem Verhalten auch gezwungen durch ihre geringe Zahl.

In den früheren Zeiten ist der Handel nur als Eigenhandel zu denken. In den späteren Zeiten scheint der auswärtige Handel meist im Besitze des Staates und der Grossen gewesen zu sein. Hiroms Ophirfahrten bezeugen dies, und eine Reihe von Stellen der Propheten scheinen dies anzudeuten (Jes. 23, 8. Hesek. 28, 2. 5. 6. 18); auch die Erzählungen der Gründung von Kolonien von Staats wegen ist hierfür anzuführen. Durch ihre „Knechte", Sklaven oder Freigelassene, liessen die Grosshändler die Handelsfahrten wie den Kleinhandel in den Kolonien oder in den fremden Ländern ausführen.

Die Anlage einer Niederlassung oder Faktorei setzte den Abschluss eines Vertrages voraus. Zu den getroffenen Einrichtungen scheint der Gebrauch der Gastfreundschaft in der älteren Zeit allgemein, später für die vorübergehend anwesenden Händler gehört zu haben. Plautus lässt den Karthager Hanno seine Beglaubigungsmarke „Scherbe des Gastrechts" nennen. Dem Fremdlinge wurde das Schutzverhältnis des Gastes nicht aus lauter Uneigennützigkeit gewährt, es verpflichtete ihn zur Gegenleistung. Es lag ihm in Zukunft ob, im eigenen Heimatsorte seinem ehemaligen Beschützer und allen Personen, welche als Familienglieder oder Beauftragte desselben sich ausweisen würden, ebenfalls Schutz und Hilfe zu gewähren. Zu dem Zwecke zerbrach der Gastfreund vor der Abreise des Gastes eine Scherbe in zwei Stücke, gab eines dem Gaste und behielt das andere für sich. Wollte er

später jemand der Fürsorge seines ehemaligen Schützlings empfehlen, so gab er ihm die zurückbehaltene Hälfte der Scherbe als Beglaubigungszeichen mit auf die Reise. Passten bei der Prüfung die Bruchränder und das Muster zusammen, so galt der Ueberbringer als beglaubigt. — Fand sich eine grössere Anzahl von Phöniziern an einem fremden Orte zusammen, so vereinigten sie sich zu einer Gemeinde unter eigener Obrigkeit (Suffeten).

Das Geschäftsverfahren der Phönizier und ihre kaufmännischen Einrichtungen mögen vielfach ihren Geschäftsfreunden, namentlich den Griechen, zum Muster gedient, deren kaufmännischen Sinn geweckt haben. Alte Siegel-Cylinder, die Erstlingsversuche der Phönizier in der Steinschneidekunst, mit Götter- und Menschengestalten in ägyptisierendem Stile und Inschriften in Keilschriftzeichen, mögen die Phönizier lediglich in ihrem Verkehre mit Aegypten als Petschaft benutzt haben. Das babylonische Mass- und Gewichtssystem scheint zum Teil ohne Zuthun der Phönizier zu den Griechen gelangt zu sein, noch vor der Ueberlieferung ihres Alphabets.

Noch Hesekiel schildert die Art des Verkehrs lediglich als Tauschhandel. Nach den frühesten Zeugnissen aus dem hebräischen Altertume wurden die edlen Metalle, in erster Linie das Silber, in der Form von Barren oder Ringen als Wertmesser gebraucht. Die aufgefundenen Münzen mit phönizischen Inschriften sind kein Erzeugnis phönizischen Ursprungs, sondern Nachahmungen griechischer Künstler. Ein grosser Teil von ihnen sind sogar Originalarbeiten griechischer Künstler, andere blosse Nachahmungen der phönizischen Münzen und auch nicht phönizisches Machwerk. Daraus geht hervor, dass in der Blütezeit des phönizischen Handels Münzen nicht als Wertmesser gedient haben. — In Palästina und Griechenland trieben die Phönizier auch Geldgeschäfte und zwar den Geldwechsel und das Leihgeschäft. Gegen Zinsen gaben sie Darlehen auf Schiffe und schwimmende Ladung. Von ihnen werden die Griechen auch im Geldgeschäfte gelernt haben.

Von einer Handelspolitik der Phönizier zu sprechen, fehlt es an Nachrichten. Auf ein monopolistisches Streben weisen die Märchen und Fabeln über die Schrecknisse der Reisen zu Wasser und zu Lande durch klimatische Verhältnisse, gefährliche Tiere und allerhand Ungeheuer hin, welche die Phönizier erdichteten, um Nebenbuhler abzuschrecken und die Quellen ihrer Reichtümer mit dem Schleier des Geheimnisses zu verhüllen. Noch Herodots und Pausanias' Mitteilungen beweisen, dass die phönizischen Erfindungen bezüglich mancher wertvollen Ware aus weiter Ferne erfolgreich verbreitet worden sind.

Man glaubte, in den tropischen Ländern sei die Hitze, in dem nordischen Gebiete die Kälte unerträglich. Plinius' Angabe, dass das Meer ausserhalb der Strasse Bab el Mandeb wegen der grossen Hitze nicht befahrbar sei, kommt schon bei Arrian vor, reicht also mindestens in die Zeit Alexanders d. Gr. zurück. Auf die Phönizier gehen sicher Herodots Nachrichten zurück, dass der Weihrauch in Arabien auf Bäumen gesammelt werde, auf denen sich eine Menge kleiner geflügelter Schlangen aufhalten, die man durch Storaxrauch vertreibe; dass die Kassia in einem kleinen, nicht tiefen See wachse, worin sich eine Menge geflügelter, fledermausähnlicher Insekten aufhalten, gegen die man sich durch Verhüllung des Gesichtes und ganzen Körpers verwahren müsse; dass das Ladanum wie Unrat in den Bärten der Ziegenböcke hangend gefunden werde.

Siebenter Abschnitt.

Arabien.

244. Physische Verhältnisse. Wie Syrien war auch Arabien durch seine Lage bestimmt, die alten Kulturländer am Euphrat und Nile zu verbinden. Die bedeutende Ausdehnung der Wüste hat die Lösung freilich im Altertume noch mehr erschwert als in den späteren Zeiten. Daher ist vom späteren Altertume an folgenreicher geworden die Lage des Landes zwischen Mittel-Europa und Indien.

Die Gunst der Weltlage wird allerdings stark beeinträchtigt durch die klotzige Beschaffenheit und die ungünstigen klimatischen Verhältnisse der Halbinsel. Sie ist sehr wenig gegliedert, bedeutend über die Meeresfläche erhöht, darin und noch mehr in ihren klimatischen und Vegetationsverhältnissen Afrika, insbesondere der Sahara, in hohem Grade ähnlich.

Im allgemeinen reicht in historischer Zeit das Gebiet der Araber so weit wie die Wüste, die sich bis zum Tigris, in die Nähe Aleppos und des Antilibanons erstreckt. Es ist jedoch eine deutliche Grenze in der Syrisch-arabischen Wüste ausgeprägt. „Geht man von Petra zwei Tage, also bis 29° 50′ n. Br., südlich, so sinkt der Boden plötzlich um etwa 2000 Fuss...... Man befindet sich in einem anderen Lande und auch unter einer anderen Bevölkerung. Allerdings ..... gab es stets auch nördlich davon Nomaden; dennoch war die ackerbautreibende und städtische Bevölkerung Arabia Peträas immer wesentlich verschieden von der echt arabischen und hatte syrische Sitten und syrisches Wesen; der Abhang ist also eine ethnographische Grenze“ (Sprenger). So bezeichnet ungefähr der 30.° n. Br. die nördliche Grenze Arabiens vom Busen von Akaba bis zur Mündung des Schatt el Arab. In dieser Begrenzung hat das Land eine Ausdehnung von 2730000 qkm, d. h. es hat fünfmal die Grösse des Deutschen Reiches oder beinahe $^{3}/_{10}$ der Grösse Europas.

Fast in ihrem gesamten Umfange ist die Halbinsel ein Hochland von der mittleren Erhebung von 1000—1300 m, umschlossen von höheren Randgebirgen, die teilweise bis über 2000 m emporsteigen, nach dem Meere entweder unmittelbar in wild zerrissenem vulkanischem Gesteine steil abstürzen wie bei Bab el Mandeb oder Aden, oder durch Terrassen und einen meist schmalen und flachen, trockenen und vegetationslosen Küstensaum (Tehama) allmählich hinabsteigen.

In Hedschas ist das Tehama am Roten Meere entlang im Norden schmäler als im Süden, dort fast durchweg eine wasserlose, dürre, unfruchtbare Ebene, hier niedrig, sumpfig, mit Mangrove bestanden. In Jemen ist das Tehama ein bis zwei Tagereisen breit, sandig, wellig oder ganz eben, von keinem dauernden Flusslaufe durchschnitten, nur durch Giessbäche, die zur Regenzeit anschwellen, befruchtet; während an der Oberfläche nur brakisches Wasser sich findet, gelangt man in grösserer Tiefe zu süssem Wasser. Das Tehama ist hier keine eigentliche Wüste; es enthält viele nicht unbedeutende Städte und zahlreiche Dörfergruppen, welche die Dattelpalme, tropische Obstarten, das Zuckerrohr, europäische und indische Getreidearten bauen. Eine bergige, einige Tagereisen breite Vorstufe, der Uebergang vom Tehama zur Bergkette, ist die Heimat des Kaffeebaus; doch werden bei Stufenbau und geschickter Bewässerung auch Sesam, Indigo, Baumwolle und Hirse gezogen. — In Hadramaut besteht ein 4—6 Stunden breiter Küstenstrich, hinter welchem ein Gebirgsland zum Hochtafellande hinaufführt. Oestlich vom Ras Fartak ist der flache, niedrige Küstensaum bald breit, bald verschwindet er gänzlich. In Omán ist zwar das Ras el Hadd eine schmale, niedrige Landzunge; allein in seinem nördlichen Teile türmt sich die vordere, der Küste Ománs entlang laufende Kette der Schwarzberge und hinter denselben das höhere, in Vegetation prangende Grüne Gebirge auf, während das Tehama in wechselnder Breite sich hinzieht, bis es im Norden ganz verschwindet, so dass das Gebirge im Kap Mussendom (Mosandam) unmittelbar an das Meer tritt. Von El Katif aus bildet ein schmaler Küstenstrich den Uebergang zu den landeinwärts gelegenen Steppen und der Wüste; im Norden läuft dem Meere entlang ein niedriger, gleichförmiger, nicht von Thälern durchschnittener Höhenrücken bis Kasima, südwestlich der Mündung des Schatt el Arab.

Das Tafelland wird nach aussen abgeschlossen durch Randgebirge. Nördlich von Akaba (Aila) erstreckt sich ein Gebirge, das auch einen Ausläufer nach Süden, El Hisma (bis 2200 m hoch), sendet, nach Osten und bildet die erwähnte natürliche Grenze Arabiens gegen Syrien. Der grösste Gebirgszug des Landes, Taud genannt, beginnt

einige Stunden südlich von Mekka und erstreckt sich über Sana hinaus. Diese Hauptstadt Jemens liegt in einer weiten, fruchtbaren Ebene in 2040 m Meereshöhe. Auch landeinwärts finden sich in Jemen sehr hohe und steile Gebirge, so nördlich von Marib, die fruchtbar sind bis zum Gipfel, in denen namentlich der Kaffee gebaut wird. Das Hochland von Hadramaut mit seinen tiefen Einschnitten ist gleichfalls ein Gebirgsland, das sich im Dschebel Zahúra bis 2400 m erhebt. Die Schwarzberge Ománs steigen bis etwa 2000 m auf, das Grüne Gebirge dahinter überragt sie um ungefähr 300 m. — Weit geringere Höhen als die Randgebirge scheint das Nedschd, d. h. Hochland, im Innern der Halbinsel zu erreichen.

Die klimatischen Verhältnisse sind denen Afrikas in gleicher Breite ähnlich; der Süden ist von den Monsunen beeinflusst. Daher fällt Regen an der Ostküste vom Dezember bis März, an der Westküste vom Juni bis September. Die Küstenebene und das sandige Hochland haben während des Tages bedeutende Wärme, vielfach Gluthitze (in Jemen im Schatten bis 41° C., in der Sonne bis 60° C.). Während der Nacht schlägt dieselbe auf dem Nedschd infolge der bedeutenden Erhebung des Bodens und der raschen Wärmeausstrahlung vielfach in beträchtliche Kühle mit Reif, selbst Eisbildung um. Die Wirkung hiervon kannte schon Strabo, als er bei Gelegenheit des Durchzuges des Aelius Gallus durch Aretas' Land erwähnte, dass dieses nur Spelt, wenige Datteln und Butter statt des Oels lieferte. In dem gebirgigen Binnenlande von Jemen ist es ebenfalls kühl; es regnet vom Juni bis Oktober, doch nicht mit tropischer Fülle, in Sana nur im Juli reichlich, bisweilen jedoch mehrere Jahre gar nicht, so dass die Luft derart trocken wird, dass Fleisch acht Tage lang nicht verdirbt. Im Tehama Jemens regnet es erst im Dezember; auch hier treten bisweilen mehrere regenlose Jahre hintereinander ein.

Infolge dieser Trockenheit und der Gestaltung der Oberfläche fehlten Arabien schiffbare Flüsse und Landseen gänzlich; es sind nur Bäche vorhanden, und davon sind viele nur Giessbäche zur Regenzeit und während der Schneeschmelze in den höheren Bergen. Immerhin fliessen durch die Wadis bisweilen reissende Wildbäche, und es mag auch Stellen geben, wo selbst bei trockenem Wetter Wasser zu Tage tritt. Die Wüste ist wasserlos mit Ausnahme weniger „Brunnen“.

245. Fortsetzung. Das Tehama und das Nedschd sind meist dürre, wüste Strecken. Anbaufähiges Land findet sich vorzugsweise in dem Stufenlande zwischen dem Tehama und den Randgebirgen, die vielfach wieder die Scheide bilden zwischen Fruchtboden und öder

Wüste. Hin und wieder treten auch im Innern des Landes anbaufähige und angebaute Strecken auf. Dazu gehört das alte Minäerland, das Land des Königs Aretas. Der südliche Teil desselben hatte nach Plinius fruchtbare Aecker, Palmen und andere Bäume, Reichtum an Vieh. Es war schon das Nedschd, etwa eine Tagereise südlich von Mekka an. Weiter südlich, im Norden und Westen von Sana, lag das Stammland der Himjariten; es war fruchtbar und zum Ackerbau wohl geeignet, der nördliche Teil hiess das Aegypten Jemens. Das alte Sabäerland, von dessen Hauptstadt in und bei dem Dorfe Marib sich noch Trümmer finden, beherbergt auch heute sesshafte Stämme, welche das Land mit grossem Fleisse bebauen. Die kulturfähigen Senkungen seines Bodens sind wohl nirgends sehr ausgedehnt, aber so fruchtbar, dass die Bewohner vier Ernten jährlich einheimsen, eine durch Regen, drei durch künstliche Bewässerung. Die ausgedehnten Gegenden zwischen den Dörfern, welche nicht mehr für den Landbau sich eignen, sind im Besitze von Beduinen. Nach dem Norden werden die Steppen ausgedehnter und bieten mehr Raum für Weide und Wechsel der Sommer- und Winterweiden. In den Senkungen, die von den Bergen nördlich von Marib reichlich bewässert sind, giebt es ungeheure Palmenpflanzungen, welche die Märkte Sanas grossenteils mit Datteln versorgen.

Oestlich vom Kap Fartak, bei der alten Hafenstadt Raysut, ist ausnahmsweise die Küstenebene wasserreich und fruchtbar. In Omán ist im Süden der Küstensaum wie die Küstenkette (die Schwarzberge) ohne Pflanzenwuchs, während die hintere Bergkette in Grün prangt. Etwa von der Mitte an tritt die Küstenkette zurück und lässt einem Küstensaume von 8—16 Stunden Breite mit Getreidebau und Dattelpflanzungen Raum, so dass sich 70—80 Stunden lang eine ununterbrochene Dattelwaldung bis unweit des Kaps Mussendom hinzieht. Hinter den beiden Gebirgsketten von Omán findet sich parallel mit ihnen eine lange Reihe von Oasen. Von El Katif landeinwärts erscheinen in Steppen und ziemlich ödem Lande zwei grosse Oasen. In der einen liegt El Hofuf, die Hauptstadt von El Ahsa, mit Feldern und Dattelpflanzungen; nur eine Viertelstunde nördlich davon breitet sich eine ziemlich reiche Landschaft aus mit mehreren grossen Dörfern, Feldern, Dattelhainen, reichlichen Brunnen und einer Gesamtbevölkerung von 50000 Seelen. Die andere Oase liegt etwa 65 km nordwestlich an einem grossen salzigen See, welchem das ganze Land den Namen Bahrein verdankt. — Im ganzen weiten Innern ist das fruchtbarste Gebiet das von El Kassim (26—27° n. Br.), 3—4 Tagereisen von West nach Ost, 2 Tagereisen von Süd nach Nord, mit 26 Ortschaften, die

auch Getreidebau treiben; innerhalb schöner Gärten liegen die Städte Rass, Aneïsa und Bereïdeh. In südöstlicher Richtung von El Kassim setzt sich das Nedschd fort in El Arid mit den Städten Riad und Jemâma und den Ruinen der Wahabitenhauptstadt Deraaijeh. Im Gebirge Schammar treibt der gleichnamige Stamm an günstigen Stellen Acker- und Gartenbau; in einer Oase liegt die Stadt Haïl, von Gärten und selbst Feldern umgeben.

El Kassim, El Arid und Schammar gehören dem Nedschd (d. h. Hochland) an. Der Nedschd ist grossenteils hügelig. Die fallenden Platzregen haben tiefere Furchen gegraben und Wadis gebildet, die nur in der Regenzeit oder während der Schneeschmelze Wasser führen; in der trockenen Zeit sickert nur unter dem Geröll ihres Bettes Wasser fort, tritt wohl auch hier und da an die Oberfläche.

Das grosse centralarabische Nedschd unterbricht die Nefúds (d. h. Wüsten), die auch nicht von gleicher Beschaffenheit sind. Wie in der Sahara giebt es gebirgige Gebiete mit öden nackten Felsen an der Oberfläche, bergiges Land mit kiesigem Boden, mit Steingeröll bedeckte Ebene, weite, dem Auge keinen Halt bietende Sandflächen, alle Gebiete mit wenig oder keinem Regen, ohne Wasserläufe, mit spärlichen Brunnen. An den Rändern der wirklichen Wüste, im Süden wie im Norden, giebt es auch Steppen, die nach dem Regen sich mit reichlichem Graswuchse bedecken und unerschöpfliche Frühlingsweide bieten, vom Sommer an freilich ebenso ausgetrocknet, ausgebrannt daliegen wie die wirkliche Wüste. Südöstlich von Akaba liegt das Nefúd von Hisma, das im Frühlinge unerschöpflichen Graswuchs zur Weide bietet; im Sommer finden die Kamele dürftige Nahrung in der Gebirgsregion der zwischen Aegypten und dem Gebirge von Akaba sich ausdehnenden Wüste, welche die Israeliten Tih nannten. Nördlich vom Gebirge Schammar breitet sich die wasserlose, sandige, mit dem acht Fuss hohen Baume Ghada und einer eigentümlichen Grasart bestandene Ebene aus, in welcher wilde Rinder, Hunde und Strausse leben. Der östliche Teil leidet an solchem Wassermangel, dass die Batn-Falgstrasse von Mekka nach Basra erst nach Muhamed durch Grabung zweier Brunnen ermöglicht worden ist, nachdem eine Karawane verdurstet war; früher bog man, um nach der Euphrat-Mündung zu kommen, von El Kassim rechts aus, wo sich eine Wüste bis Kuēt (Koweit) ausbreitet, die zur Regenzeit Weide trägt. Alles Land südlich vom Nedschd, von Jemâma bis Hadramaut (750 km) und von Jemen bis Omán (1350 km), etwa der dritte Teil der Halbinsel, ist das grosse arabische Sandmeer, die trostloseste Sandwüste auf der Erde, von keiner Karawanenstrasse nach dem südlichen Weihrauchlande durch-

zogen; es biegt vielmehr die Karawanenstrasse von Jemâma südöstlich nach Omán aus und führt dann westlich durch die Steppen nach dem Weihrauchgebiete, während die von demselben nach Mekka führende Karawanenstrasse in westlichem Bogen der Sandwüste ausweicht.

246. Wasserbauten. Die Boden- und klimatischen Verhältnisse der Halbinsel haben die Bewohner seit alter Zeit zu künstlicher Bewässerung veranlasst. Während in Aegypten und Babylonien die Bewässerungsanlagen auf eine grosse Wassermasse mit wenig Gefäll sich gründeten, galt es in Arabien die geringe Menge der Niederschläge möglichst vollständig abzufangen, nichts unbenutzt und zugleich zerstörend die steilen Hänge hinabstürzen zu lassen. Deshalb schufen die Araber Sperrdämme zum Auffangen und Stauen der Giessbäche mit Schleusen und Kanälen zur Ableitung und Berieselung der Fluren; sie schufen ferner Cisternen, tiefe in Felsen eingearbeitete Schächte mit enger Oeffnung. Schon im Altertume erregten ihre Anlagen und Einrichtungen Staunen.

Nach Schweinfurth haben die frühesten Wasserwerke der Sabäer und Minäer „vielleicht im Alter an die Pyramidenzeit herangereicht", während Ed. Meyer glaubt, dass das grösste Werk, der Damm von Marib (Mariaba) wie die Befestigungsmauern der Stadt in der Assyrerzeit begonnen seien. Eine Stunde südwestlich von den Trümmern des alten Mariabas, der Hauptstadt der Sabäer, finden sich die 300 Schritt langen, 175 Schritt breiten Ueberreste eines Dammes, der dem Dana-Giessbache vorgebaut gewesen ist, um einen künstlichen Landsee zu schaffen und die Verteilung des Wassers zu leiten. Die Katastrophe des Dammbruches durch ein Hochwasser ist wahrscheinlich im 5. Jahrhundert n. Chr. eingetreten. Nach der Sage der Araber soll die Umgebung einst sieben Tagereisen weit ein Fruchtgarten gewesen sein, während sie seit der Zerstörung des Dammes des Pflanzenwuchses ermangelt.

Den grössten Reichtum an Wasserbauten hat Jemen besessen. Nach Hamdanys Beschreibung von Arabien (Sprenger S. 66f.) waren bei der Festung Wohatza an dem Thore Wasserbehälter, deren einer 600 Quadrat-Ellen mass, bei der nur eine Stunde entfernten Festung Chadad zwei Wasserbehälter, in Rayda, wo ehemals die Hauptstadt der Homeriten (Sapphar) gewesen war, unter jedem der mehr als zwanzig grossen Schlösser ein in Felsen gehauenes, mittels Cement wasserdicht gemachtes Reservoir, bei Sade, nördlich von Sana, die Ruinen eines grossen Reservoirs zur Bewässerung des Landes.

Die von den höheren Lagen herabstürzenden Bäche fing man meist durch Dämme ab. Sprenger führt (S. 249f.) eine ganze Reihe

von Dämmen nach Hamdanys Iklyl an, der ein besonderes Kapitel: Buch der himjarischen Dämme überschrieben hat. Ueber die Landschaft Dhahr in Jemen führt er folgende Stelle (S. 181f.) an: „Sie liegt zwei Stunden oder weniger (westlich) von Sana, und ein Bach bewässert beide Gelände des Wadis, welches etwa zwanzig verschiedene Sorten von Trauben und alle anderen Obstarten in vorzüglicher Qualität hervorbringt. Die Verteilung des Wassers wird von dem Dayil besorgt, und er leitet es zu gewissen Stunden auf bestimmte Felder ohne Rücksicht des Ranges oder des Verlangens der Eigentümer, so dass der Landesfürst nicht bevorzugt wird, und dass, wenn der Eigentümer verreist, ihm das Wasser nichtsdestoweniger zukommt...“ Nach den persönlichen Beobachtungen des Aelius Gallus nannte Plinius: „Sabaeos ditissimos silvarum fertilitate odorifera, auri metallis, agrorum riguis, mellis ceraeque proventu.“ Wegen der grossen Trockenheit und des seltenen Regens müssen „die bewässerten Felder“ als künstlich bewässerte angesehen werden.

247. Bodenerzeugnisse: Pflanzen, Tiere. Trotz der ungeheuren Grösse ist Arabien infolge der ungünstigen physischen Verhältnisse arm an Bodenerzeugnissen; nur das Vorkommen einiger besonders begehrten Waren, der wohlriechenden Harze, des Goldes und der Edelsteine, trugen neben der günstigen Weltlage bei, ihm im Altertume eine höhere Handelsbedeutung zu verleihen. Die reichere vertikale Gliederung, die Möglichkeit ausgedehnter künstlicher Bewässerung, die Wärme machen den Südwesten, genauer Jemen im engeren Sinne, d. i. die südliche Strecke der Westküste und die westliche Strecke der Südküste, zum erzeugnisreichsten Gebiete, zum „glücklichen Arabien“. Daher ist hier auch seit uralter Zeit die Bevölkerung sesshaft.

Der Esel diente den Bewohnern als Reit- und Lasttier, bevor das Kamel und Pferd seinen Gebrauch beschränkten (§ 26. 28). Da er wenig Ansprüche an Nahrung und Pflege macht, kam und kommt er im ganzen Lande vor, während das besonders besserer Pflege bedürftige Rind auf die Ackerbaugegenden, namentlich Jemen, eingeschränkt ist. Die Zucht des Fettschwanzschafes ist weiter verbreitet. Ueber Einführung, Zucht und Verwendung des Kamels vgl. § 26. 28. Wie heute das Nedschd die stärksten Kamele liefert, wird auch im Altertume die Zucht der Beduinen das gleiche Ergebnis erzielt haben, worauf namentlich die Verwendung für die Kavallerie hinweist. Als edelster Kamelschlag galt stets das der Mahra, welche jetzt östlich vom Kap Fartak wohnen, früher also das Land binnenwärts bis in die Wüste in Besitz gehabt haben müssen. Ueber das späte Vorkommen

des Pferdes vgl. § 32. Die Zucht, welche jetzt im Nedschd und in Jemen durch ausserordentliche Sorgfalt die edelsten Pferde der Welt liefert, kann erst im späteren Altertume grössere Verbreitung erlangt haben.

Den Anbau der wichtigsten Nahrungspflanzen, der Getreidearten, gestatten die physischen Verhältnisse nur in wenigen Gebieten, am meisten in Jemen. In der Gegend um Sana werden Weizen, Gerste und Durra gebaut. Die grosse Trockenheit der Luft erlaubt, die geernteten Körner in Erdgruben dreissig Jahre lang aufzubewahren. Seitdem Schiffahrt zwischen Aegypten und Arabien besteht, ist Getreide aus dem ersteren Lande eingeführt worden.

Im heutigen Arabien bildet die Dattel das eigentliche tägliche Brot und zugleich den wichtigsten Handelsartikel. „Kamel und Dattelpalme, zwei innerlich verwandte und denselben Existenzbedingungen unterworfene Geschöpfe, gehören dem Wüsten- und Oasenvolke der Semiten, dem Volke der bitteren Mühsal und der träumerischen Musse, nicht nur ursprünglich an, sondern sind auch von ihm, so zu sagen geschaffen worden: es hat das erstere gezähmt und verbreitet und der anderen den nährenden Fruchthonig entlockt und so durch beides eine ganze Erdgegend bewohnbar gemacht“ (Hehn). Arabien liegt in der Mitte des Verbreitungsgebietes der Dattelpalme. Wo die Wurzeln bewässert werden können, gedeiht sie in allen heissen Gegenden des Landes, da sie zur Erzeugung geniessbarer Früchte einer mittleren Jahreswärme von 21 bis 23° C. bedarf. „Der König der Oasen taucht seine Füsse in Wasser und sein Haupt in das Feuer des Himmels.“ Alle Ortschaften, alle Einzelhütten der Araber bergen sich in Palmenhainen. „Ehret die Dattelpalme“, soll Muhamed gesagt haben, „denn sie ist eure Muhme von Vaters Seite, sie ist aus demselben Stamme geschaffen wie Adam und der einzige Baum, der künstlich befruchtet wird.“ Die künstliche Veredlung, die Kultur der Dattelpalme lässt sich in Mesopotamien und in Aegypten sehr weit, bis mindestens 2000 v. Chr. zurück verfolgen. Aegypten hat möglicherweise selbst die Dattelkultur erfunden, sicher ist dies entweder in Arabien oder Südbabylonien gelungen (vgl. § 167). Welche Mengen Dattelpalmen gebaut werden, lehrt eine Angabe aus Yaquts Geographischem Wörterbuche, dass in dem Dorfe Foro zwischen Mekka und Medina von zwei Quellen 20000 Dattelpalmen bewässert wurden.

In Bezug auf die Feige ist nach Lagarde und Graf Solms wahrscheinlich, dass die Kultur des Baumes ihren Ausgangspunkt im Clan Bahrâ im südöstlichen Arabien habe. — Der Reichtum an Trauben und „allen anderen Obstsorten“ in der Landschaft Dhahr westlich

von Sana wurde § 246 erwähnt. — Der Mekkabalsam, ein dünnflüssiges Harz von hellgelber Farbe und angenehmem Geruche, wird von einem Baume (Amyris Gileadensis) gewonnen, der in Arabien, besonders zwischen Mekka und Medina wächst. Er wird als Parfüm, als kosmetisches und Heilmittel gebraucht. — Die Mekkasennesblätter werden in derselben Gegend geerntet.

248. Weihrauch. Vgl. § 41. 42. Bereits zur Pyramidenzeit gelangten nach Aegypten die Ante (Anti), die zur Herstellung von Räucherwerk und Salbölen wie auch zum Malen und in der Medizin verwendeten Harzausflüsse. Die ältesten Nachrichten der Bibel kennen als Erzeugnisse des Landes Chawîla (Arabien) Gold, den Schohamstein und das Harz, Bedolach (1. Mos. 2, 11), und berichten von Karawanen ismaelitischer (1. Mos. 37, 25. 27) und midianitischer (1. Mos. 37, 28) Kaufleute, die mit Drogen, Balsam, Sklaven nach Aegypten Handel treiben; die Israeliten brachten Jahwe schon in ältester Zeit Weihrauch als Rauchopfer dar. Dem Propheten Joel (3, 13) wie Herodot galt Arabien indes als eines der fernsten Länder. So sehr auch das Interesse an dem Lande wuchs, aus welchem die Wohlgerüche und Gewürze ihnen zugeführt wurden, spähten doch die griechischen und römischen Schriftsteller Jahrhunderte von der ägyptisch-arabischen Grenze in der Richtung der Weihrauchstrasse nach dem unbekannten Lande im Süden, aus denen Theophrast, Eratosthenes, Strabo, Juba, Plinius, Ptolemäus spärliche Kunde sammelten.

In allen Tempeln des Altertums wurde Weihrauch verbrannt; als fürstliche Herrlichkeit galt verschwenderischer Gebrauch des beliebtesten aller Wohlgerüche. Der Weihrauch setzte die Völker miteinander in Verbindung wie Gold und Silber. Zahlreiche arabische Stämme verdankten ihre Kultur, einzelne, wie die Minäer, Sabäer, ihre politische Macht dem Weihrauchhandel. Als dann zu Anfang der römischen Kaiserzeit die ägyptischen und römischen Kaufleute in den südarabischen Häfen selbst erschienen und den Weihrauch aufkauften, da verödete die alte Weihrauchstrasse nach Syrien, der arabische Welthandel wurde für immer gebrochen, die am Karawanenhandel beteiligten Stämme entbehrten des früheren Verdienstes, sie wanderten zum Teil nach dem alten Reiseziele, dem Nordrande Arabiens, erkämpften sich Niederlassungen und zogen vielfach als Söldner unter parthische und römische Feldzeichen.

Der Weihrauch kam im Altertume allein in Südarabien und der Somalihalbinsel vor. Der indische Weihrauch, das Harz der Boswellia serrata, ist nur ein schlechter Ersatz. Die Angaben des Periplus m. E., dass aus den Somalihäfen Malao und Mosyllon Weihrauch nur in ge-

ringer Menge, aus Aualites und Mundu gar nicht ausgeführt wurde, nötigt zu dem Schlusse, dass noch um 75 n. Chr. der Handel mit afrikanischem dem mit arabischem Weihrauche weit nachstand. Von den Weihrauchgebieten Afrikas hatten wohl Strabo und der Verfasser des Periplus m. E. Kenntnis, Juba und Vergil wussten nur von Arabien als Erzeugungsland. Eratosthenes (bei Strabo) sagte, Kattabanien liefere Weihrauch; Theophrast führte an, dass Weihrauch, Myrrhe, Kassia und Zimt im Lande der Araber bei Saba, Adramytta (Hadramaut), Kitibaina und Mali (Mahra) gewonnen würde; bei Ptolemäus hiess die Weihrauchregion Omán, das Emporium derselben Omanum, die Bewohner Omanitae; an der Küste derselben, östlich vom Vorgebirge Syagrus (Fartak) wohnte nach ihm das Volk der Sachaliter an dem Sachalitischen Busen.

Ueber diese Namen, die Lage der Weihrauchregion, ihre Häfen hat Sprenger nach Ptolemäus, Marinus, dem Periplus m. E. und Carter folgendes ermittelt. Vom Vorgebirge Syagrus östlich finden sich flache, bald schmale, bald breite Küstenstriche, die bei den senkrecht aus dem Meere aufsteigenden Didymi montes, dem Mondgebirge (j. Kap Seger), gänzlich verschwinden. Dieser Küstenstrich (Sachîl, daher „sachalitischer“ Weihrauch und „Sachalitis“ für dessen Fundgebiet) erzeugt Weihrauch. Die wirkliche Weihrauchregion begann also erst östlich vom Kap Syagrus, obwohl von den beiden Weihrauchhäfen, Moscha und Raysut, der erstere, vom Periplus ausdrücklich als Weihrauchniederlage bezeichnete, etwas weniger als eine Stunde westlich vom Kap Syagrus lag. Der zweite Hafen, Raysut, liegt etwa 1° nordöstlich von dem Mondgebirge. Schon die Alten wussten, dass die eigentliche Weihrauchregion das landeinwärts gelegene gebirgige Hochland sei, an welches unmittelbar die grosse Sandwüste heranreiche, acht bis zehn Tagereisen östlich von dem fruchtbaren Hadramaut entfernt. Carter fand sie in der Ausdehnung von 55° 23′ Länge und 17° 30′ n. Br. bis 52° 47′ Länge. Dieses Gebiet brachte die grösste Menge des Weihrauchs hervor, gegen welche die der Küste, anscheinend auch die der Somaliküste gering war und an Güte nachstand.

Plinius bezeichnet das in der Hauptérnte (im Dezember) gewonnene Produkt als Herbstweihrauch, das in der zweiten Ernte gewonnene als Frühlingsweihrauch. Einen Unterschied der Güte drücken diese Bezeichnungen nicht aus. Theophrast sagt dagegen, der Weihrauch aus den jungen Bäumchen sei weisser, röche aber weniger, der aus den älteren Bäumen sei gelber und röche stärker; angenehmer sei der Weihrauch, der auf dem festen Lande Arabiens wüchse, kräftiger aber

an Geruch der von den benachbarten Inseln. Welche Inseln Theophrast meint, ist nicht zu ersehen, wohl kaum, wie Heeren vermutet, die Somaliküste. Der Standort der Bäume hat gewiss die Qualität des Harzes beeinflusst, da allenthalben die Bergprodukte von denen des Flachlandes abweichen. Einen Qualitätsunterschied brachte gewiss auch die Art des Gewinnens hervor. Der Verfasser des Periplus m. E. scheint (in § 29) allerdings nur den „an der Rinde gerinnenden Weihrauch“ zu kennen, der doch notwendig manches Fremdartige einschliesst und gereinigt werden muss. Darum ist das infolge des Verwundens der Pflanze austretende, reine, tropfenförmige Harz geschätzter als das verunreinigte und unregelmässig geformte.

Nach dem Periplus m. E. war die Weihrauchregion gebirgig und schwer zugänglich, in dichte und neblige Luft eingehüllt, gewaltig ungesund, brachte den Vorbeisegelnden pestartige Krankheiten, den dort Arbeitenden aber einen sicheren und schnellen Tod, zumal diese an geeigneter Nahrung Mangel litten, weshalb nur königliche Sklaven und Sträflinge dahin gesandt wurden. An einer anderen Stelle führt der Verfasser noch an, dass am Sachalitischen Busen der Weihrauch unbewacht in Haufen liege, da die Götter diese Gegend beschützten; „denn er kann weder heimlich, noch offen, ausser nach Genehmigung des Königs, in ein Schiff gebracht werden, und wenn jemand nur ein Korn davon nähme, so kann das Schiff nicht abfahren“. Diese Märchen waren natürlich erfunden, um von einem direkten Handel abzuschrecken und die hohen Preise annehmlich zu machen. Das vor allem ist nicht wahr, dass das Klima der Weihrauchregion besonders ungesund sei.

Nach Theophrast wurden die gesammelten Mengen des Weihrauchs und der Myrrhe von allen Orten nach dem Sonnentempel gebracht, welcher den Sabäern das höchste aller Heiligtümer war, und von bewaffneten Arabern bewacht; die Eigentümer legten dort Myrrhe und Weihrauch in Haufen und bezeichneten auf einem Täfelchen das Mass und den Preis; dann kamen die Kaufleute, massen die begehrte Menge ab und legten das Geld an die Stelle der Ware; die Priester aber nahmen vom Gelde den dritten Teil. Zu Plinius' Zeit wurden die Abgaben in anderer Weise erhoben; er sagt, dass nicht dem Gotte des Heimatlandes ein Anteil, sondern dem Könige der Gebaniten der vierte Teil zu zahlen sei.

Die hohen Preise des Weihrauchs und der übrigen südarabischen Wohlgerüche entstanden durch die Karawanenbeförderung durch ganz Arabien nach dem Norden. Plinius führt an, dass die Beförderungskosten für eine Kamellast (etwa 200 kg) 688 Denare (392 M) bis zum

Hafen Gaza in Syrien betrugen. Davon entfielen etwa 100 M für die Miete des Kamels; in den Stationen musste bald das Wasser, bald das Kamelfutter teuer bezahlt werden; der Hauptteil floss als Abgaben und Zölle in die Hände der Priester und königlichen Beamten. Die letzteren Kosten konnten gar nicht vermieden werden, weil der Karawanenweg im grossen und ganzen durch die Natur vorgeschrieben war und die ihn beherrschenden Könige ebenso den Weihrauchhandel monopolisierten wie die Herrscher der Südküste die Weihrauchregion.

249. Fortsetzung. „Die Sabäer sind die berühmtesten Araber wegen des Weihrauchs“ (Plinius). Der Handel mit dem Räucherwerk war der Nährquell des Sabäerreiches. Daher galt Plinius' Satz schon von der Zeit der Abfassung der ältesten biblischen Bücher an. Agatharchides sagte, dass die Sabäer seit langer Zeit im ungestörten Besitze ihres Glückes geblieben waren, weil sie so weit entfernt von allen waren, die aus Habsucht die Reichtümer anderer sich zueignen wollten. Aehnlich wie er urteilt Artemidor (bei Strabo) über die Sabäer (Sprenger S. 256): „Das gemeine Volk treibt teils Feldbau, teils Handel mit den Gewürzen, sowohl den einheimischen als jenen aus Aethiopien, zu welchen sie durch die Meerenge schiffen auf ledernen Booten; so gross ist die Menge der Gewürze, dass man sich anstatt des Strauchreisigs und Brennholzes des Zimts, der Kassia und der übrigen Gewürzbäume bedient. Bei den Sabäern wächst auch das Larimnon, das wohlriechendste Räucherkraut. Durch diesen Handel sind die Sabäer und Gerrhäer die reichsten von allen und besitzen unermesslichen Vorrat goldener und silberner Geräte wie Ruhebetten, Dreifüsse, Schalen und Trinkbecher nebst dem Prachtschmucke der Häuser; denn Thüren, Wände und Decken sind mit Elfenbein, Gold, Silber und Steinbesatz durchwirkt.“ Plinius bemerkte hierzu, dass Zimt und Kassia in Arabien nicht vorkämen, sondern aus Aethiopien bezogen würden; die Aussage über den Reichtum der Sabäer liess er gelten. Auch der biblischen Sage über den Reichtum der Königin von Saba mögen thatsächliche Wahrnehmungen zu Grunde liegen. Es war der Weihrauchhandel nach dem Norden, welcher den Reichtum brachte. Da durch die Wüste und Gebirge nur geringe Abweichungen von der einen Karawanenstrasse nach Syrien möglich waren, so entschied über die Erlangung der Reichtümer der Besitz der Weihrauchregion und der Karawanenstrasse. Die Besitzer monopolisierten den Handel, die Sabäer lange Zeit durch den Besitz der Weihrauchregion, zu ihrer Zeit und nach ihnen andere Stämme durch den Besitz der Karawanenstrasse oder auch beider.

Die Minäer haben das Verdienst, die ersten gewesen zu sein

(Plinius: Minaei primi commercium thuris fecere, maximeque exercent, a quibus et Minaeum dictum est.), deren Handelskarawanen, beladen mit den Drogen des Südens, durch die wilden Stämme Centralarabiens vordrangen und Syrien erreichten; sie waren es auch, welche diese Stämme zähmten und das Minäische Reich gründeten. Gerade weil sie von Süden kamen, machten die Israeliten keinen Unterschied zwischen ihnen und den Sabäern, zu denen selbst Plinius an einigen Stellen sie zählte. Sprenger vermutet, dass der herrschende Stamm des Minäischen Reiches aus Hadramaut gekommen sei, wo er auch ihre alte Hauptstadt Minaia annimmt. Zahlreiche Inschriften haben neuerdings die Minäer in Hadramaut und in den Ruinen von Mein, nördlich von Marib, nachgewiesen.

Theophrast (4. Jahrhundert) und Eratosthenes (3. Jahrhundert) nennen die Weihrauchregion Kattabanien. Es hatten sich die Kattabanen (Qodhaa) zwischen Schabwat (Sabbatha, Hauptstadt von Hadramaut) und Mariaba (Hauptstadt der Sabäer) eingedrängt und ein mächtiges Reich mit der Hauptstadt Thumna (Tamna) gegründet, zu dem zu Eratosthenes Zeit schon der Hafen Ocelis gehörte. Zu Jubas Zeit (um 20 v. Chr.) war die Weihrauchregion nicht mehr im Besitze der Kattabanen, sondern der Hadramautiten, Hadramaut aber galt als ein Bestandteil des Sabäerreiches, weshalb auch Vergil, Jubas Zeitgenosse, sagen konnte: solis est thurea virga Sabaeis. Nach dem Verfasser des Periplus m. E. (etwa 77 n. Chr.) wurde der gesamte Weihrauch des Nedschd nach Sabbatha gebracht, während das Monopol des sachalitischen oder syagrischen der König von Tzafâr besass, der, da auch die Insel Sokotora ihm gehörte, eine kleine Seemacht besass. Zu Plinius' Zeit hatten die Kattabanen auch das Transportmonopol eingebüsst; denn Plinius berichtet, dass die ehemalige Kattabanenhauptstadt Thumna im Besitze der Gebaniten sei und 65 Tempel enthalte, der König einen Zoll vom Weihrauch erhebe. Es hatten also die Gebaniten die Weihrauchausfuhr aus Sabbatha von den Kattabanen geerbt, und sie scheinen nicht bloss die Strecke zwischen Sabbatha und Thumna, sondern auch die Wüste bis zu den Minäern beherrscht, den Weihrauchhandel als Monopol ausgebeutet zu haben.

Endlich erscheint zu Ptolemäus' Zeit (um 150 n. Chr.) nicht mehr Sabbatha, sondern das zwischen dieser Stadt und dem Hafen Kane gelegene Maipha, die Hauptstadt des Königs der Agräer, als Mittelpunkt des Weihrauchhandels; noch Ammianus Marcellinus kannte sie als eine der wichtigsten Städte Arabiens. Es war seit der unmittelbaren Abnahme des Weihrauchs in den südarabischen Häfen durch die römischen Kaufleute ein vollständiger Wandel eingetreten; der

Weihrauch wurde zu Lande und zu Wasser nach den südlichen Häfen gebracht, die Weihrauchstrasse nach dem Norden verödete, der arabische Welthandel wurde passiv, die an der Karawanenbeförderung Beteiligten verloren ihr Monopol.

In allen alten Nachrichten über Arabien schimmert die westliche Weihrauchstrasse wie ein roter Faden durch. Herodot verlegte die Gewürzregion an das Ende der bewohnbaren Welt; die Nachrichten reichten eben nur bis an das Ende der Weihrauchstrasse. Noch Plinius erschien jenseits der pelusischen Nilmündung Arabien, das sich bis zum Indischen Ozeane und jenem mit Wohlgerüchen gesegneten und reichen Lande ausdehnte, das als das glückliche bekannt sei. Das letztere enthielt nach Strabo Fruchtfülle jeder Art, das nördlich angrenzende Gebiet dagegen sah er als unfruchtbar, wüste, nur von Kamelhirten bewohnt an; erst an der syrischen Grenze fanden sich wieder Feldbebauer. Eratosthenes sagte (bei Strabo): Kattabania liefert Weihrauch, Hadramaut aber Myrrhe, und sowohl diese als die übrigen Gewürze werden den Kaufleuten ausgetauscht; sie kommen zu ihnen von Aelana bis Minäa in 70 Tagen ..... Die Gabäer gelangen nach Hadramaut in 40 Tagen. Sprenger erkennt in den Gabäern oder Gabiräern den herrschenden Zweig der Minäer mit den Wohnsitzen um Karna, 1½ Tagereisen nördlich von Mekka; 40 Tagereisen von ihnen entfernt lag Minäa, in Hadramaut im engeren Sinne, in den Gebieten von Schibam und Tarim. Jedenfalls nahm die westliche Weihrauchstrasse wegen der Sandwüste erst die Richtung nach Westen, dann nach Norden, das Gebiet von Mekka durchschneidend. Auf dieser Weihrauchstrasse gelangte der meiste Weihrauch in fremde Länder.

Es gab indes noch eine östliche Weihrauchstrasse. Auch diese Strasse musste der Sandwüste ausweichen; sie führte daher auf einem Umwege erst nach dem südwestlichsten Rande Ománs, dann am Ostrande der Wüste nach Gerrha. Für die muslimische Zeit ist die Benutzung der zweiten Hälfte durch Gouverneure und Truppen von Jemâma nach Omán vielfach bezeugt, während für die Strecke Omán-Tzafâr Berichte fehlen. Da jedoch viel Weihrauch nach Gerrha gelangte, ist an der Benutzung der östlichen Strasse auch im Altertume nicht zu zweifeln. Da ferner die Gerrhäer auf den syrischen Märkten mit den Sabäern konkurrieren konnten trotz des Umweges, den der Weihrauch über Omán-Gerrha einschlug, müssen hier die Verteuerungen durch Zölle und allerhand Plackereien geringer gewesen sein als auf der westlichen Strasse.

Der Verfasser des Periplus m. E. lernte den Hafen Kane als den

Stapelplatz des Weihrauchs kennen. Er sagt, dass der sämtliche Weihrauch jener Gegend wie in einen gemeinsamen Stapelplatz auf Kamelen nach der Hauptstadt Sabbatha, nach Kane aber auf mit Leder überzogenen und mit Schläuchen umgebenen Flössen und auf Schiffen befördert wurde. Der Hafen Kane erhielt also den sachalitischen, den Küsten-Weihrauch, bei vermehrter Nachfrage natürlich auch das Erzeugnis des Nedschd. Kane lag 48° 14′ L. und 13° 15′ Br., demnach nicht in der Weihrauchgegend. Der Herrscher von Sabbatha, Elisar, hatte es aber zum Stapelplatze erklärt, nachdem er es erobert hatte, derselbe Herrscher, der auch Eudämon Arabia (Aden) eingenommen und zerstört hatte, sodass es nicht mehr eine „Stadt", sondern nur noch ein „Flecken" war. In grösserer Nähe des Weihrauchgebietes lag der Hafen Moscha, etwa eine Stunde westlich vom Kap Syagrus. Hier tauschten die ägyptischen Kaufleute den Weihrauch von den Beamten des Königs von Tzafâr. Diesem gehörte in der Sachalitischen Bucht ein anderes, jetzt verödetes Weihrauchdepot, der Hafen Raysût.

250. Myrrhe und andere Drogen. Die Myrrhe lieferte nach Eratosthenes Hadramaut. Nach Ptolemäus lag das Myrrhengebiet zwischen Hadramaut und Jemen im engeren Sinne, die Hauptstadt an der Strasse nach Sabbatha, östlich von Sapphar, der himjaritischen Hauptstadt. Nach den Schilderungen der neuesten Zeit ist das Gebiet voll dürrer Hügelreihen, ohne eigentlich Wüste zu sein. Munzinger fand eine Fülle von Myrrhenbäumen daselbst. Plinius nennt die dritte Myrrhensorte Dianitis. Vielleicht wurde sie vom Oraculum Dianae bezogen, das nach Ptolemäus nicht weit von Raysût, also etwas östlich der Didymi montes lag, wo jetzt zwar keine Myrrhe wächst, wohin sie aber aus dem Innern des Landes gelangen konnte. Nach dem Periplus m. E. wurde aus Muza (j. Mocha) ausgeführt: „ausgezeichnete Myrrhe, auch in Tropfenform, die [sogenannte] abeiräische und minäische." Die Tropfenmyrrhe ist die, welche aus gemachten Einschnitten austräufelt (Myrrha in lacrymis), die reinste Sorte; die abeiräische ist identisch mit der gabeiräischen des Dioskorides; sie führte wie auch die minäische den Namen nach dem Volke, aus dessen Lande sie stammte (vgl. § 249). Plinius wusste, dass auf den Farasan-Inseln (an der Westküste, etwa 17° Br.) viel Myrrhe gewonnen wurde; er räumte dieser Myrrhe den fünften Rang ein. In der neuesten Zeit kommt die meiste Myrrhe aus dem Orte Dschasan, der auf dem Festlande den Farasan-Inseln gegenüber liegt. Nach Muza kam auch die Myrrhe aus der Somali-Halbinsel; der König der Gebaniten übte an diesem Platze das Myrrhen-Monopol über die arabische und afrika-

nische Ware aus. Nach Theophrasts und Plinius' Berichten unterlag die Myrrhe denselben hohen Abgaben und dem Monopole wie der Weihrauch.

Von dem arabischen Ladanum, das ebenfalls ein wohlriechendes Harz ist, wusste schon Herodot.

Von Kane wurde nach dem Periplus m. E. Hadramauter Aloe ausgeführt, die aber nach Edrisi geringer war als die von Sokotora, welche Insel auch Drachenblut in den Handel brachte. Bei den Didymi montes fand Carter neben den Weihrauchbäumen auch in grosser Menge die Bdelliumpalme, deren myrrhenähnliches, aber schwächer aromatisches Harz jetzt meist nur noch zur Verfälschung der Myrrhe dient.

Herodot, die Hebräer, alle Zeitgenossen der kattabanischen Hegemonie hielten Zimt und Kassia für kattabanische Erzeugnisse. Erst Plinius bezeichnete Artemidors Angabe, dass man Zimtholz anstatt Brennreisig bei den Sabäern verwende, als unrichtig, da in Arabien weder Zimt noch Kassia wüchsen, sondern dahin aus Aethiopien eingeführt würden; er wusste ferner, dass der König der Gebaniten den Handel mit der Kassia ebenfalls monopolisiert hatte. Daraus schliesst Sprenger mit Recht, dass es mit dem Handel der afrikanischen Kassia während der sabäischen und kattabanischen Hegemonie sich ebenso verhalten habe wie während der gebanitischen.

251. Metalle und Edelsteine. Obschon Gold in Arabien heute nicht mehr gewonnen wird, so war doch dieses Land im Altertume und selbst noch im Mittelalter wegen seines Goldreichtums sprichwörtlich. Es fehlt allerdings an Uebertreibungen in den Nachrichten nicht. Ueber die 420 oder 450 Centner Gold aus Ophir vgl. § 231. Nach Agatharchides wurde das Land der Debai, wo die Goldküste Arabiens begann, durch einen Fluss durchschnitten, der so viel Gold führte, dass der Sand rötlich schillerte. Strabo sagt von dem südlich anschliessenden Lande und seinen Bewohnern: „Auch gegrabenes Gold giebt es bei ihnen, nicht als Sand, sondern als Goldstückchen, welche nicht vieler Reinigung bedürfen, und deren kleinste die Grösse eines Nusskerns, die mittleren eines Mispels, die grössten einer Walnuss haben. Diese durchbohrend und wechselsweise mit durchsichtigen Steinen an Fäden reihend, verfertigen sie Schmuckschnüre, welche sie um den Hals und die Handknöchel binden. Sie verkaufen auch das Gold ihren Nachbarn wohlfeil, indem sie für Kupfer das Dreifache, das Doppelte für Eisen geben, sowohl wegen Unerfahrenheit der Bearbeitung als wegen Seltenheit der eingetauschten Metalle, deren Gebrauch für die Lebensbedürfnisse notwendig ist“ (Sprenger S. 51). Der Preis des Silbers soll nach Agatharchides im glücklichen

Arabien zehnmal so hoch als der des Goldes gewesen sein. Das ist schwerlich richtig gewesen, wenn auch noch zu Muhameds Zeit das Verhältnis des Silbers zum Golde = 1:7½ bestand.

Schränkt man auch manche dieser Angaben ein, so ist doch nicht zu zweifeln an dem Goldreichtume Arabiens selbst. Gen. 2, 11f. heisst es: „Das erste (der vier Hauptwasser) heisst Pison, das fliesst um das ganze Land Hevila (Chavila), und daselbst findet man Gold, und das Gold des Landes ist köstlich, und da findet man Bdellium und den Edelstein Onyx.“ Hesekiel (27, 22) lässt die Kaufleute aus Saba und Raema „allerlei köstliche Spezerei, Edelsteine und Gold“ nach Tyrus bringen. Das von Salomo im Tempel verwendete Gold wird nach 2. Chron. 3, 6 „Parwaim-Gold“ genannt nach dem Orte Farwa im Chaulan. Gering erscheint die Menge des Goldes in dem Tribute, welchen der Sohn des Kedreer-Scheichs Chazail an Assarhaddon zu liefern hatte: 10 Minen Gold (6,06 oder 3,03 kg), 1000 kostbare Steine, 50 Kamele und 1000 Truhen Spezereien.

Sprenger hält mit Niebuhr das biblische Chavila für das arabische Chaulan, das im Bezirke von Sade (nördlich von Sana) liegt, in nord-südlicher Richtung etwa 40 km lang ist, verschieden von Ober-Chaulan zwischen Sana und Marib. Jenes von Qodhaa bewohnte chaulanitische Hochland enthielt hauptsächlich die Goldminen, wie Sprenger eingehend darlegt. Unter 18° 7′ Br. lag der Hafen Dzahabân (Dzahab = Gold), in welchem Gold von Chaulan und vom Nedschd zur Ausfuhr kam; hier war nach den griechischen Quellen die Goldküste, an welche binnenwärts die chaulanitischen Hochländer sich anschlossen. Mag nun der Goldreichtum erschöpft gewesen sein, oder mögen die Qodhaa sich nicht auf den Tiefbau verstanden haben, zu Anfang unserer Zeitrechnung hörte die Goldausfuhr, wenn auch noch nicht völlig die Goldausbeute auf. Der Periplus m. E. erwähnt die Goldküste schon gar nicht; zu Plinius' Zeit bezahlten die Römer und Perser die arabischen Waren mit barem Gelde (vgl. § 253). — Ausserdem befanden sich im Nedschd eine Anzahl Goldminen, besonders um Jemâma, deren Ertrag teils durch die Kaufleute von Gerrha und Raema nach Tyrus, teils nach der Westküste gelangte.

Wegen des hohen Wertes, den das Silber im Altertume in Arabien im Verhältnis zum Golde besass, muss angenommen werden, dass das Land wenig oder kein Silber hervorbrachte. Immerhin ist zu beachten, dass Hamdany im Nedschd eine Silbermine sicher aufführt, während von einer unsicher ist, ob es eine Silber- oder Eisenmine war, ferner von „an Ergiebigkeit unvergleichlichen Silberminen“ bei Radhradh (ein oder zwei Tagereisen östlich von Sana) berichtet.

Bei jener Silbergrube im Nedschd wurde auch eine Kupfergrube ausgebeutet. Ausser jener unsicheren Eisenmine enthielt der Berg Noqm, an dessen Fusse Sana liegt, Eisenerze.

Neben Arabiens Golde werden in der Regel seine Edelsteine genannt, z. B. Gen. 2, 12. Hesek. 27, 22, im Tribute an Assarhaddon (s. oben). Heeren sagt (I, 2 S. 100): „Edelsteine findet man in den Bergen von Hadramaut, wenigstens solche, die bei den Alten stets den Namen der Edelsteine tragen, wie Onyxe, Rubine, Achate u. s. w.“ Unter dem Schohamstein der Bibel (Gen. 2, 12) wird allgemein der Onyx verstanden. Hamdany berichtet: „In Jemen kommt der Onyx mit Schattierungen und der gebänderte vor. Besonders schön ist der Noqmische, er ist der vorzüglichste, er kommt aber nicht nur in Noqm, sondern auch in Dhahr, in Schawan, im Wadi al Sirr, zu Odzayqa in (Ober-) Chaulan und in Schazb vor und wird nach diesen Orten genannt. Man macht daraus Platten, Säbel- und Messerhefte, Wohlgeruchsflsächchen, Becher u. dgl. Es giebt sonst nirgends Onyx ausser in Indien, aber der indische hat nur eine Ader (einen Streifen). Der Himmel-Onyx, auch der Ischarische genannt, wird im Wadi Ischar bei Sana gewonnen. Der jemenische Atyqyy (alte, edle) kommt von dem berühmten Berge Alhan im Michlaf Anis. Der Baqaran kommt von dem Berge Anis.....“ Alle die erwähnten Fundorte liegen um Chaulan. Hamdany sagt auch, dass in allen den genannten und noch anderen Orten auch Bergkristall gefunden wurde. Er erwähnt ferner einen Stein, von dem er sagt: „Er ist schwarz oder auch grün; man verfertigt daraus Messerhefte.“ Sprenger vermutet darunter den Obsidian (richtig Opsian), der nach dem Periplus m. E. (§ 5) allein an der jetzigen Hauakil-Bucht (etwa 15° n. Br. an der äthiopischen Küste), nach Plinius in Aethiopien gefunden wurde. Der Obsidian ist meist schwarz, kommt aber auch braun, grün, gelb, auch rot und weiss vor; er ist ein glasartiges Erzeugnis der Vulkane und findet sich in der Nähe solcher oft in sehr grossen Massen. Endlich erwähnt Sprenger eine Fundstätte weissen Achats.

252. Verschiedene Erzeugnisse. Am Eingange zum Persischen Busen, berichtet der Periplus m. E., „finden sich sehr viele Taucherstellen für die Perlenmuscheln“. Obwohl die Perlenfischerei seit den ältesten Zeiten im Persischen Busen eifrig betrieben worden ist, kannte der Verfasser des Periplus das Fanggebiet nicht, weil es ausser dem Kurse der Indienfahrer lag. Thatsächlich liegen die Perlenbänke an der Bahrein-Insel und an der Piratenküste. Die Stadt Raema oder Reama, deren Kaufleute nach Tyrus kamen, wird mit Ptolemäus' Regama in der Nähe des Kaps Dschulfar an der Piraten-

küste identisch gehalten; jene Kaufleute werden den Tyrern Perlen zugeführt haben.

Das Labyrinth der Buchten bei Kap Mosandam nannte Ptolemäus die Buchten der Ichthyophagen. Sprenger fand das ganze Meer, das Omán bespült, sehr reich an Fischen; allenthalben, wo er vom Boote ins Wasser blickte, wimmelte es von Fischen aller Grösse. „Sie laden den Menschen ein, sie zu fangen, und seit die ersten Bewohner jene Küsten betraten, musste Fischfang die vorzüglichste Unterhaltsquelle sein. An der Sonne getrocknete Fische wurden auch massenhaft ausgeführt."

Die Sarapisinsel (j. Maçyra oder Mosera, Ptolemäus' Organa, südwestlich von Kap Hadd) hatte nach dem Periplus m. E. „ziemlich viele und ausgezeichnete Schildkröten. Es befrachten nach ihr die Leute von Kane Boote und Lastschiffe." „Grosse Massen von Schildkröten" wurden auch von Sokotora ausgeführt.

Nach den Beobachtungen des Aelius Gallus rühmte Plinius den Reichtum der Sabäer an Wachs und Honig. Hamdany schreibt: „Die Fläche auf dem Berge Hanum (halbwegs zwischen Sana und dem Meere) ist das reichste Land auf Gottes Erde an Bienen und Honig. Mancher Mann hat fünfzig und mehr Bienengruben (die Araber bereiten den Bienen Wohnungen unter Sand und Steinen). Man kauft 6—8 Bagdadische Ratl Honig für einen Dirhem." Fast alle Gebirgsgegenden Südarabiens sind reich an Honig.

Zu dem „weissen Marmor" aus Muza bemerkt Fabricius: „Er hatte einen ausgezeichneten Glanz und wurde früher nur aus Arabien ausgeführt, später auch aus Parūs."

253. Aethiopische und indische Waren. Die Wohlgerüche, das Gold, die Edelsteine haben eine Zeit lang Arabien eine bedeutende Stellung im Welthandel verschafft. Nicht genug, hat man das Land auch vom grauesten Altertume an zum Stapel- und Durchgangsgebiete der äthiopischen oder ostafrikanischen und indischen Waren gemacht. Es sagt z. B. Lieblein (S. 60): „Das Land an der Strasse von Bab el Mandeb war nach allen Zeugnissen in den ältesten Zeiten ein Mittelpunkt für den indisch-äthiopisch-ägyptisch-arabisch-phönizischen Handel. Hier waren die Hauptstapelplätze für den eigentlichen Welthandel, wie er sich in jenen Zeiten gestaltete. Hier wurden an verschiedenen Stellen, aber wohl meist auf der arabischen Seite, wie in dem heutigen Aden, die Reichtümer des Südens und Nordens aufgehäuft, meistens Naturprodukte von den fernen Gegenden Indiens und Aethiopiens, Kunst- und Industrie-Erzeugnisse dagegen von den Kulturländern des Nordens, und von anderen Händen wurden sie weiter

befördert, die Waren des Südens nach Norden und die des Nordens nach Süden.“ Seine Zeugnisse für die „ältesten Zeiten“ sind aber nur Strabo und der Periplus m. E.; später führt er noch die unhaltbaren Aufstellungen Lassens über die frühe Schiffahrt der Inder nach Arabien an.

Diesen Behauptungen gegenüber ist festzuhalten, dass für einen regelmässigen Handelsverkehr zwischen Arabien und Indien vor dem 3. Jahrhundert v. Chr. keine Zeugnisse vorliegen. Anders liegt die Sache bezüglich des Handels mit Aethiopien oder besser Ostafrika, da es sich auch um den Verkehr mit der Küste ausserhalb Bab el Mandebs handelt. Der Punthandel Aegyptens kann einen Handel mit Jemen bedeuten, muss es aber nicht. Immerhin ist wegen der Enge des Roten Meeres (bei Bab el Mandeb nur 20 km) ein alter Verkehr der Völker beider Küsten wahrscheinlich. Die ältesten Zeugnisse dafür scheinen erst die biblischen Nachrichten und die Angabe Herodots über die Zufuhr der Kassia nach dem Norden zu sein, die nicht in Arabien vorkam, wie schon Plinius Strabo gegenüber berichtigte (vgl. § 250), sondern in Ostafrika. Wenn von „Gewürzen“ die Rede ist und meist der Zimt darunter verstanden wird, so ist zu bemerken, dass der echte ceylonische Zimt weder in Arabien noch Ostafrika heimisch ist und in der vorchristlichen Zeit wahrscheinlich nicht von Indien nach Arabien kam; der Periplus m. E. erwähnt nirgends Cinnamomum, wohl aber an vielen Stellen die Kassia Ostafrikas.

Eingehende Mitteilungen über den Handel zwischen Arabien und Ostafrika bietet der Periplus m. E. Darnach betrieben die Araber im 1. Jahrhundert n. Chr. einen bedeutenden Handel mit den Häfen ausserhalb Bab el Mandebs bis etwa zur Südgrenze des heutigen Deutsch-Ostafrikas. Sie holten daselbst an Wohlgerüchen: Weihrauch, Myrrhe, Kankamon, Räucherwerk von Makrotus; an Gewürzen die Kassia aus vielen Orten; Makeir, Elfenbein, Hörner oder Zähne des Nashorns, Schildkrot, Kokosöl, Sklaven. Die bedeutendsten Ausfuhrartikel waren Weihrauch, Myrrhe, Kassia und Schildkrot (vgl. § 264).

Derselbe Periplus teilt auch manches mit über den damaligen Handel zwischen Arabien und Indien. Arabien erhielt aus diesem Lande: an Getreide Weizen, Reis, Bosmorus, ferner Sesamöl, Zucker („Rohrhonig, nämlich das sogenannte Sakchari“), Pfeffer, Baumwolle und baumwollene Gewebe, serische Gewebe, Indigo, Kostus, Narde, Bdellium, Elfenbein, Onyxe, Sapphire und andere Edelsteine, murrhinische Gefässe, Eisen und Stahl. — Die Indienfahrer liefen zum Teil auch die persischen Häfen Apologus und Ommana an und führten aus Persien nach Arabien aus „viel Stoffe aus den Fäden der Steck-

muschel, jedoch geringer an Wert als die indischen, Purpur, einheimische Gewänder, Wein, viel Datteln, Gold und Sklaven.“

Zur Uebersicht seien hier auch die aus Aegypten und den übrigen nördlichen Ländern in Arabien eingeführten Waren genannt. Nach dem Periplus m. E. führte man aus Aegypten in dem Hafen Muza ein: „ausgezeichnete und geringere Purpurzeuge, arabische Aermelkleider, sowohl einfache und gewöhnliche, als auch mit schildartigen Figuren versehene und mit Goldfäden durchschossene, ferner Safran, Cypergras, Baumwollenstoffe, Abollen (Soldatenmäntel), gewebte Decken in nicht grosser Zahl, einfache und landesübliche, buntfarbige Gürtel, ein mässiges Quantum wohlriechender Salben, hinreichende Spezereien, Wein aber und Getreide nicht viel; denn das Land selbst bringt auch ein mässiges Quantum Weizen und ein grösseres an Wein hervor. Dem Könige aber und seinem Vasallen werden Pferde gegeben und Maulesel zum Tragen von Lasten, goldene und silberne Gefässe mit erhabener Arbeit, prächtige Gewänder und kupferne Geschirre.“ — In den früheren Zeiten erhielten die Araber von den Phöniziern Sklaven und Sklavinnen, wohl auch die kunst- und wertvollen Schmuckstücke, die ihren Reichtum zur Schau stellten. — Wie die eben angeführte Stelle des Periplus über die Wareneinfuhr in Muza beweist, war es Uebertreibung, wenn Plinius behauptete, dass die Römer und Perser alle Einkäufe in Arabien mit barem Gelde bezahlten (in universum gentes [Arabiae] ditissimae, ut apud quas maximae opes Romanorum Parthorumque subsistant, vendentibus quae e mari aut silvis capiunt, nihil invicem redimentibus).

254. Die Wanderungen der Araber nach dem Norden. In den Kulturgebieten, namentlich in Jemen, ist die Bevölkerung der Städte mit grosser Zähigkeit sesshaft geblieben. Dagegen haben die Stämme des übrigen Südarabiens, von der Küste bis in die Wüste, ihre alte Heimat verlassen, sie sind von Süden nach Norden gewandert, zum Teil wiederholt, und wie sie auch die Beduinen. Es war der Weihrauchhandel, der ihnen die Kraft der Ausbreitung verlieh. Nur ein Stamm hat sich seewärts verbreitet, die Mahra. Sie wohnten ursprünglich von der Südküste landeinwärts bis zur Wüste; später waren die Ichthyophagen, die Insulaner auf Maçyra, Sokotora, vielleicht auch die Semiten Aethiopiens mahrischen Ursprunges.

Der grosse südarabische Stamm der Qodhaa, ursprünglich an der Schehr-Küste (Sachalitis) heimisch, ist in der Heimat völlig verschwunden, hat sich aber im Verlaufe der Zeit über ganz Arabien verbreitet. Ursprünglich freie, kriegerische Stämme, sind sie ein Handelsvolk geworden. Mit dem edlen mahrischen Kamele haben sie die Wande-

rung angetreten und zunächst zwischen Hadramaut und dem Sabäerreiche sich ein Reich mit der Hauptstadt Thumna gegründet. Hier übten sie das Weihrauchsmonopol aus, eine Zeit lang den Sabäern zum Trotz und Mariaba östlich umgehend, bis sie sich mit ihnen friedlich einigten. Der Name Qodhaa bezeichnete nicht den Stamm, sondern die Dynastie des Reiches. Es ist noch heute Sitte in Arabien, dass der Stamm den Namen der Dynastie annimmt. Der Name des Stammes war Madhzig. Das Reich der Qodhaa erstreckte sich gegen Süden bis Aden, dehnte sich später sogar der Küste entlang bis zur Meerenge aus und umschlang den südlichen Teil der Heimat der Himjariten. Von diesem Reiche aus haben sich die Qodhaa verbreitet; ausnahmsweise finden sie sich an der Küste in Ocelis; eine grössere Masse beutete die Metallschätze in Chaulan aus; zahlreiche Sprösslinge fanden sich später im nördlichen Arabien, wo sie sich als die Herrschenden an die Spitze der Clanverbindungen stellten. Dieser Umstand erklärt die weite Verbreitung der sogenannten Qodhaa, die thatsächlich meist Madhzig waren. Der Stamm der Salyh, welcher die Vorposten des Kulturlandes gegen die Wüste bis nahe an Aleppo im Norden einnahm, wurde als Qodhaa bezeichnet. Zu Anfang des Islams galten alle Araber, welche rechts vom Euphrat im Norden lebten, als Jemeniten, die Mehrzahl derselben für Qodhaiten. Im Süden waren alle Qodhaiten verschwunden; sie lebten alle im Norden, mannigfach mit anderen Stämmen vermischt. Qodhaa waren auch die Kattabanen des Eratosthenes und die Gebaniten Jubas, die Beherrscher des alten Qodhaitenreiches mit der Hauptstadt Thumna und dem Weihrauchmonopole. Der Verfall des Weihrauchhandels nach Norden trieb die Bevölkerung dieses Gebietes nach Norden, um Ersatz für den Verlust zu suchen.

Wenn auch nicht in solchem Masse, haben doch auch die Minäer ihre Sitze gewechselt. Die Minäer waren identisch mit den Kinda, als deren ursprüngliche Heimat Hadramaut gilt. Das ausgedehnte Reich der Minäer mit den Städten Karna und Mekka, das Eratosthenes erwähnte, bestand aus einer Konföderation verschiedener Stämme, die ähnlich wie die Qodhaa aus den südlichen Kulturregionen stammen mochten. Zu Eratosthenes' Zeit bewohnten die Minäer „den Teil Arabiens am Roten Meere"; aber schon zu Ptolemäus' Zeit waren sie daselbst verschwunden; sie hatten den unbedeutend gewordenen Handel den Städten Mekka und Tayif überlassen und den Schwerpunkt ihres Reiches nach Osten verlegt.

Die zu Anfang des Islams zahlreichen und mächtigen Murad nannten als ihre Väter die Gebaniten, also Zweige der Madhzig. Aus deren früheren Wohnsitzen (im Sarw, in der äusseren Myrrhenregion,

nördlich von Aden) stammten auch die Tayy, welche mit den Murad geographisch innig verwachsen erscheinen. Diese Tayy wanderten kurz vor Plinius' Zeit, demnach wieder nach der Verödung der Weihrauchstrasse, nach dem Schammargebirge, wo sie noch zu Anfang des Islams in bedeutender Machtstellung sich befanden.

Nahe Verwandte der Kinda, also Südaraber waren ferner die beiden Brüderstämme Lachm und Godzam; sie sind vielleicht identisch mit den Saracenen, deren Name zuerst im 1. Jahrhundert n. Chr. vorkommt und die das gebirgige Land Hisma und das nordwestlich angrenzende Tih der Israeliten bewohnten. Von dort aus haben sich die Saracenen ebenfalls weiter verbreitet. Im Kriege der Zenobia standen Saracenen gegen die Römer im Kampfe; später nannten sich die arabischen Stämme am Euphrat, welche als Bundesgenossen der Römer auftraten, auch Saracenen. Die Amila, welche östlich von Tyrus in der Nähe des Jordans wohnten, erscheinen als eine Mischung der Qodhaa und Saracenen.

Durch die nördlichen Wanderungen einzelner Stämme wurden die Ueberfallenen von den Eindringlingen vernichtet oder fanden Schutz in Städten und Dörfern. Auf solche Weise kamen Vereinigungen mehrerer Stämme zu einer Verbindung zu stande, durch Wiederholung des Vorganges aber, sowie durch Bündnisse weitverzweigte Stammesverbindungen.

Es war der Weihrauch- und Myrrhenhandel mit dem aus dem Handels- und Beförderungsmonopole sich ergebenden grossen Gewinne, der die Stämme bestimmte, zunächst nach dem Westen, von dort nach dem Norden vorzudringen. Der kriegerische Geist verstärkte jenen Zug nach dem Norden. Welches auch die Urheimat der Semiten sein mag, so viel steht fest, dass in geschichtlicher Zeit zahlreiche Wanderungen arabischer Stämme nach Norden stattgefunden haben. Eine Menge südarabischer Ortsnamen kehren in Syrien wieder. Die Central-Araber, namentlich die Bewohner des Schammar-Gebirges mit Einschluss des Nedschd und Jemâmas, haben Mesopotamien und bisweilen auch das viel umstrittene Babylonien bevölkert. Ueber die Einwanderung der Aramäer vgl. § 138.

255. Die nordarabischen Völker. In der ältesten Zeit wohnten in der nördlichen Wüste und den Rändern des Kulturlandes die Edomiter, Midianiter, Amalekiter, Moabiter, Ammoniter und Amoriter, deren Zugehörigkeit zu den Arabern oder Kanaanäern nicht sicher zu entscheiden ist.

In dem unwirtlichen, grösstenteils unfruchtbaren Gebiete nördlich vom Busen von Aelana (Elath) bis zur ägyptischen Grenze sassen

die Edomiter. Ihr Gebiet umschloss die Hafenstädte Aelana und Ezion-Geber und wurde durchschnitten von den Karawanenstrassen nach Syrien und Aegypten. Darauf ruhte die Macht der Edomiter; deshalb bemühten sich mächtige Nachbarn um den Besitz ihres Gebietes. Edom wurde jahrhundertelang ein Eroberungsziel israelitischer und assyrischer Könige. Aelana war von Syrien aus der nächste Hafen am Arabischen Busen. Dass die Edomiter selbst Seehandel getrieben hätten, wird nirgends erwähnt. Dagegen nahmen sie an dem Landhandel nach dem Norden teil. Hesekiel sagt (27, 16): „Auch Edom trieb deinen Handel und deine grossen Geschäfte; Karfunkel, Purpur, gestickte Zeuge, Kattun, Bezoar und Edelsteine gaben sie für die Waren, die du ihnen überliessest.“ Der Prophet Jesaias spricht (Kap. 34) von der edomitischen Hauptstadt Bozra als einer prächtigen Stadt mit Palästen und Schlössern, die zur Wüste werden soll. Nach den ägyptischen Quellen kämpfte Seti I. mit den Seiritern. In biblischer Zeit bewohnten die Edomiter auch das südlich vom Toten Meere liegende Wüstengebirge Seir; es können also die Seiriter mit den Edomitern identisch oder auch die ersteren ein besonderer Stamm neben den letzteren gewesen sein. Nach den Propheten erscheinen weiter die Teman als „die Starken“ Edoms, als ihre Hauptstadt Bozra, die Hauptstadt der Edomiter (nördlich von Petra, halbwegs zum Toten Meere). Daraus schliesst Sprenger, die Teman haben im Süden des Edomiterlandes gewohnt, die für den Karawanenhandel wichtigen Pässe gesichert, militärisch organisierte Niederlassungen an mehreren Orten besessen, sich für ihre Dienste durch Zölle der Karawanen entschädigt, auch selbst Handel getrieben (Baruch 3, 23).

Der König David unterwarf die Edomiter und setzte in dem eroberten Lande Statthalter ein. Salomo liess gemeinsam mit Hirom von Tyrus einen Tarschischfahrer in Aelana bauen, um aus Ophir Gold, Edelsteine und Räucherwerk zu holen. Dieser direkte Handel hatte freilich zunächst keinen langen Bestand; aber immer wieder versuchten die Könige Judas den wichtigen Hafen wieder in ihre Gewalt zu bekommen. Schon Salomo verlor Edom. Hadad, ein Nachkomme des alten edomitischen Königsgeschlechtes, der am ägyptischen Hofe aufgewachsen und mit einer Tochter des Pharaos vermählt war, kehrte in seine Heimat zurück und befreite sie von der Fremdherrschaft. Erst Josaphat gelang es, Edom bis ans Rote Meer zurückzuerobern. Sein Versuch, auch Salomos Ophirfahrten wieder aufzunehmen, misslang, da das dazu gebaute Schiff im Hafen von Ezion-Geber scheiterte. Als Vasallenstaat der Könige von Juda, die im Bunde mit Israel waren, musste Edom unter Joram, dem jüngeren

Sohne Achabs, sich an dem Feldzuge gegen Mescha von Moab beteiligen. Bald nach Josaphats Tode (etwa 853) fiel Edom von dessen Sohne Joram ab und konnte selbst durch harte Kämpfe lange nicht wieder unterworfen werden. Endlich eroberte der König Amasja (seit etwa 795) Sela (Petra), die damalige Hauptstadt Edoms; sein Sohn Azarja (Uzzia, etwa 775—738) baute Aelana und siedelte daselbst eine jüdische Kolonie an (II. Kön. 14, 22. 16, 6). Es mag also ein Versuch gemacht worden sein, Seehandel zu treiben; es fehlt jedoch jede Kunde, ob das Ziel der Fahrten benachbarte arabische oder ägyptische oder die Häfen am südlichen Arabischen Busen gewesen sind. Schwer ist auch zu denken, wer diesen Seehandel getrieben haben soll, da von Phöniziern wie zu Salomos und Hiroms Zeit nicht die Rede ist. Um das Jahr 735 wurde, während der König Achaz selbst in Jerusalem belagert wurde, Aelana von seinen Feinden den Edomitern zurückgegeben. Im Jahre 732 herrschte daselbst ein edomitischer König. Die assyrische Oberhoheit bestand wenigstens unter Assarhaddon. Im 6. Jahrhundert waren in das alte edomitische Gebiet bereits Godzam eingedrungen, die später mit ihrem Bruderstamme, den Lachm, Saracenen genannt wurden und in ganz Idumäa die Oberhand gewannen. Es waren Godzam, welche Kambyses auf seinem Zuge durch die Wüste nach Aegypten mit Wasser versorgten. Agatharchides erwähnt längs der Ostküste des Aelanitischen Busens „Araber, welche als Nabatäer begrüsst werden“. Wahrscheinlich begrüssten die nachrückenden Saracenen die aus Edomitern und anderen Arabern entstandene Mischrace als Nabatäer.

Die Amalekiter wohnten immer nördlich von den Edomitern. David scheint sie völlig vernichtet zu haben (1. Sam. 30, 17), denn sie kommen seitdem nicht mehr in der Geschichte vor.

Die halb sesshaften transjordanischen Stämme der Moabiter und Ammoniter wurden selbst von David nicht völlig unterworfen, auch in der Folge niemals ganz, so vielfach die Könige Judas und Israels gegen sie die Waffen kehrten. Omri (um 890 v. Chr. zur Alleinherrschaft gelangt) eroberte die moabitische Hauptstadt, Chesbon, und rückte die Grenze seines Reiches bis an den Arnon vor. Nach seines Sohnes Achab Tode begann der König Mescha von Moab die verlorenen Grenzgebiete wieder zurückzuerobern; es gelang ihm, die Unabhängigkeit seines Landes gegen Joram zu behaupten (um 848/7 v. Chr.). Als Chazael und Benhadad III. von Damaskus die Könige von Juda dauernd bedrängten, nützten auch die Moabiter und Ammoniter die Notlage des Volkes Israel aus und vergalten ihnen die Grausamkeit, mit der einst David sie bekriegt hatte.

Nach W. Max Müllers Untersuchung bedeutet „das Amor“ das Hochland, „Amoriter“ Berg-, Hochlandsbewohner. Im 13. Jahrhundert umschloss das Land Amor das Orontesthal um Kadesch und erstreckte sich von da an südlich bis zum südlichen Ausgange der Bekâa; es war, kurz gesagt, Cölesyrien. Um dieses durch seine Lage so wichtige Land entbrannten die Kriege zwischen den Chetitern und Aegyptern unter Seti I. und Ramses II., bis schliesslich der grössere nördliche Teil, das Orontesthal mit Kadesch den Chetitern blieb. Daher erwähnt die Bibel später am oberen Orontes an Stelle der alten Amoriter die Chetiter.

Die Ismaeliter erscheinen innig verbunden mit den Midianitern (I. Mos. 37, 27f. Richt. 8, 24). Die Karawane von Kaufleuten, an welche Joseph verkauft wurde, wird bald Ismaeliter, bald Midianiter genannt (I. Mos. 37, 27f.). Als echte Nomaden hausten die Midianiter in den Steppen südöstlich von Palästina, weideten ihre Herden (IV. Mos. 31, 32—34) und überfielen Palästina, sodass die Israeliten sich vor ihnen „verkrochen in die Höhlen und Klüfte und Felsen und Löcher und Gruben“ (I. Sam. 13, 6 vgl. Richt. 6, 2). Namentlich zur Erntezeit brachen die Midianiter ein und dehnten ihre Raubzüge nach Gilead und Ephraim aus. Als es den Israeliten gelang, ihnen Niederlagen beizubringen, machten sie grosse Beute an Schafen, Rindern, Eseln und an Gold (IV. Mos. 31, 32—34. 50—53. Richt. 8, 21. 24—26). Die Midianiter trugen nicht bloss selbst goldene Stirnbänder, Spangen, Ketten, Ringe, Ohrringe, Armgeschmeide, sondern legten auch ihren Kamelen goldene Halsbänder um.

Alle diese nördlichen Stämme: Ismaeliten, Midianiter, Amalekiter, Edomiter u. a. sind durch die Qodhaa verdrängt und aufgesogen worden, sodass sie früh verschollen sind.

256. Die mittelarabischen Völker. Bedeutende Ruinen zeugen von einer hohen Kultur und starken Bevölkerung der Thamudener im Altertume. Zu Aristos Zeit fing ihre Küste der Insel Sila (27° 35′ Br.) gegenüber an und erstreckte sich bis El Wedsch (26° 15′ Br.) nach Süden. Plinius schränkt sie auf den südlichen Teil dieses Gebietes und die Küste ein; Ptolemäus allein erwähnt sie auch als Binnenvolk. Zur Zeit des Periplus m. E. gehörten die Thamudener anscheinend zum Reiche der Nabatäer. Das von Aegypten aus zugeführte Getreide wurde zum Teil im Hafen Aunyd östlich der Insel Noman (etwa 27° Br.) gelandet, von wo die kürzeste Strasse nach der Thamudener-Hauptstadt El Hedscher (Strabos Egra) führte, während man auf einer anderen Strasse in neun Tagen Medina erreichte.

An die Thamudener schlossen sich nach Süden eine Reihe kleiner

Stämme an, die Sideni, Darrä, Banubari und Arsä, worauf nach Ptolemäus die Kinädokolpiten mit den Kinana an der Küste folgten. Die Nordregnze der Kinana setzt Ptolemäus südlich von Janbo an; die Südgrenze, zugleich die Grenze zwischen Mittel- und Südarabien (Jemen), lag etwa unter 17° 30′ Br. Der Periplus schildert die Kinana als Ichthyophagen, Seeräuber, zweizüngige Menschen. Zu den Kinana zählten sich die Mekkaner. Der Name Kinädokolpiten ist ein griechischer Schimpfname, in dem der Name des Stammes Kalb enthalten ist. Ueber die „kinädokolpitischen Berge“ führte die Weihrauchstrasse. Diese Hügel liegen etwas nördlicher als die Grenze der Kinana an der See; bis hierher stand also die Karawanenstrasse unter der Macht der Kalb.

Nach Sprenger machten die Hebräer keinen Unterschied zwischen den Minäern und Sabäern. Die Uebersetzer der Septuaginta setzten an einigen Stellen (1. Chron. 4, 41. Hiob 2, 11 und 11, 1) Minäer für die Namen anderer Stämme und bezeichneten damit als Minäer Stämme, welche in der Nähe des Gebirges Seir wohnten. Auch den Herrscher der Godzam und Lachm (§ 255), welche im 6. Jahrhundert das Edomiter-Gebiet besassen und vielleicht auch den Hafen Gaza (auch Minoa genannt), von welchem Italien das Minäum (= Weihrauch) bezog, hält Sprenger für einen Minäer. Herodots „Araber“, der diese Gebiete beherrschte, scheint gleichfalls ein Minäer gewesen zu sein. Eratosthenes sagt von Arabien: Dieses äusserste Land bewohnen vier grösste Völker, zuerst (= Syrien zunächst) am Roten Meere die Minäer, deren grösste Stadt Karna ist, diesen sich anschliessend die Sabäer. Ptolemäus versetzt ebenfalls die Sabäer südlich von den Minäern. Das Land des Königs Aretas, welches Aelius Gallus 25 v. Chr. durchzog, hält Sprenger für das Minäerreich, dessen Nordgrenze unweit Medina verlief.

Der Name Minäer könnte von einem herrschenden Stamme auf die Stadt Mina übertragen worden sein; es können jedoch auch die Griechen die Teilnehmer an dem Frühlingsfeste in der Stadt Mina so genannt haben. Im ersteren Falle hätte ein aus irgend einem Gebiete Arabiens gekommener militärischer Stamm das Fest gegründet, der Opferstätte seinen Namen (Mina) gegeben und davon wäre dann der Name Minäer auf die ganze Konföderation übergegangen. Nach dem Anteile, welchen die Kinditen am Frühlingsfeste nahmen, nach der Wichtigkeit, welche ihrer in nächster Nähe der alten Minäerhauptstadt Karna gelegenen Besitzung Ghamr-dzy-Kinda beigelegt wurde, waren die Kinditen die Beschützer der Weihrauchstrasse und erscheinen daher als der herrschende Stamm der Minäer. Die frühesten Wohn-

sitze dieser Kinditen waren die Gebiete an der Grenze Hadramauts gegen die Weihrauchregion hin, wo die von Eratosthenes erwähnte Stadt Minäa (40 Tage von Karna) lag. Wie die Qodhaa sind die Kinditen von hier nach Norden gewandert. Zu Eratosthenes' Zeit war ihre Hauptstadt Karna, zwei Tagereisen nördlich von Mekka, nach anderer Ansicht das südöstlich von Mekka gelegene Karman regia des Ptolemäus. Bei Plinius erscheint auch Mekka als eine minäische Stadt. Mina lag ein wenig abseits von der Karna-Mekka-Strasse; etwa 15 km südlich von Karna lag Okātz, wo vor dem Islam bedeutender Grosshandel getrieben wurde.

In geographischer wie ethnographischer Beziehung ist die Lage der Städte Karna, Okātz, Mina und Mekka sehr günstig. Hier berührte sich der Verkehr der Süd- und Nordaraber mit den Stämmen des Nedschd; von hier aus liefen die Strassen nach Jemen, nach Syrien, nach dem Persischen Busen, nach Babylonien. Hier galt es, den Handel zu sichern gegen die räuberischen Kinana im Westen und die gewaltthätigen Stämme des Nedschd. Deshalb feierten die Minäer (Kinditen) das Frühlings- oder Minafest mit den damit verbundenen Messen; sie zogen zu denselben die Beduinen herbei, bewirteten sie freigebig und sicherten durch dasselbe alljährlich einen religiös geheiligten viermonatigen Landfrieden. Die Minäer waren also kein Volk, sondern eine religiös-politische Konföderation, an deren Spitze der militärisch organisierte Stamm der Kinditen stand. Die Minäer waren selbst noch Nomaden, trugen ihr Nomadentum geflissentlich zur Schau, betrieben den Weihrauchhandel durch eigene Karawanen. Wie Plinius erwähnt, umgingen sie eine Zeit lang selbst die Sabäer, indem sie von Thumna aus nicht die über Mariaba führende Karawanenstrasse zogen, sondern die untere, grossenteils durch wasserlose Steppen (das Sayhad) nach Nedschran führende Strasse; in Thumala (Tobala) vereinigten sich die beiden Strassen wieder. Da die Minäer den weiter nördlich gelegenen, gefährdetsten Teil der Weihrauchstrasse beherrschten, konnten sie selbst den Herrscher von Thumna zu ihrem Willen zwingen. Sie übten das Monopol des Handels und der Beförderung des Weihrauches aus. Nach Verödung der Weihrauchstrasse zogen sich die Kinditen mehr nach dem Nedschd zurück. Zu Ptolemäus' Zeit finden sich in dem früher minäischen Gebiete die Kinädokolpiten. — Mommsen führt an, dass die Minäer mit Sicherheit nachgewiesen sind in den Ruinen von Mein, nördlich von Marib, und dass Hunderte von Inschriften und 26 Königsnamen sich ergeben haben.

257. Die Sabäer. „Die Sabäer sind am berühmtesten wegen des Weihrauchs" (Plinius). „In ihrem hochbeglückten Lande wächst

Myrrhe, Weihrauch und Zimt, an der Küste auch Balsam," sagt Strabo, der an anderer Stelle die Sabäer mit Zimt, Kassia und den übrigen Gewürzbäumen heizen lässt. Unermessliche Goldmengen dichteten schon die Hebräer dem beneideten Volke an, wie die Geschichte der Königin von Saba zeigt. Das ganze Altertum bis zu Plinius' Zeit galten sie als die Besitzer von Gold, Weihrauch und anderen Wohlgerüchen nebst Kassia. Unermesslicher Reichtum war ein wesentliches Merkmal des Begriffes Sabäer. „Die Bewohner von Sabäa übertreffen alle Völker an Reichtum und Pracht" (Diodor).

Früher wusste man nur, dass die Sabäer in einem entfernten Lande wohnten; nach Eratosthenes lag ihr Reich zwischen den Minäern und Kattabanen. Dass das Reich im Binnenlande sich ausbreitete, geht daraus hervor, dass von einer Schiffahrt nach Jemen in der Sabäer-Zeit nie die Rede ist; nur die letzten Dynastien haben Häfen erworben, von welchen aus „auf ledernen Booten" nach Aethiopien gefahren wurde. In diesen Zeiten erstreckte sich nach Plinius der unmittelbare Besitz oder die Oberhoheit des Sabäerreiches von den Farasan-Inseln und den Häfen Muza, Ocelis, Adane (Aden) und Kane bis zum Dschauf, wo die Hauptstadt Mariaba lag, weiter östlich bis Hadramaut einschliesslich der Weihrauchregion. Bei Plinius (nach Juba) waren die vier Reiche des Eratosthenes, das Minäische, Sabäische, Kattabanische und Hadramautitische, in eins verschmolzen, das Reich der Sabäer.

Es ist möglich, dass das Sabäische Reich schon zu den Zeiten Salomos und Hiroms bestand. Auch Hommel und Dillmann nehmen seinen Anfang um etwa 1000 v. Chr. an. Nach Glaser regierten zu Sargons Zeit schon Könige, denen eine Periode von Priesterfürsten vorangegangen ist. Der Handel hat dieses Reich geschaffen. Nur acht bis zehn Tagereisen westlich von der Weihrauchregion beginnt das fruchtbare Hadramaut, das stets von arbeitsamen friedlichen Menschen bewohnt war. Die Beschaffenheit des Bodens und die Natur des Landes liess es aber nicht nur von Bauern und Städtern, sondern auch von kriegerischen Beduinen bewohnen (§ 245). So weit die Nachrichten zurückreichen, haben diese das Land beherrscht. Sprenger nimmt an, dass sie von Schabwat (Schabwa oder Sabbatha), der Hauptstadt Hadramauts, von dem er auch den Namen Sabäer ableitet, aus das Sabäerreich gegründet und dann durch die wilden Horden Mittelarabiens den Karawanen einen Weg nach dem Norden gebahnt haben. Die Ausfuhr des Räucherwerks nach Norden war zweifellos eine Lebensfrage Sabas. Dies zeigt mehr noch als Agatharchides' Angabe, dass die Sabäer seit langer Zeit in ungestörtem Besitze des Weihrauch-

handels geblieben wären, das Verhalten der sabäischen Könige gegen die assyrischen Herrscher. Als Tiglat-Pileser III. im Jahre 732 Syrien unterworfen hatte, schickten ausser anderen Araberstämmen auch die entfernten Sabäer dem Eroberer Gold und Silber, Kamele und andere Gaben. In Sargons Annalen heisst es zum Jahre 715: „Die Stämme Tamud, Ibadid, Marsiman, Chajappa, die fern wohnenden Araber, die die Wüste bewohnen, von welchen die Weisen und Gelehrten nichts wussten, die dem Könige, meinem Vater, nie Tribut gebracht hatten, die warf ich nieder, den Rest führte ich fort und siedelte sie in Samaria an; von Piru (= Pharao), dem Könige von Mussur (= Aegypten), von der Samsie, der Königin Arabiens, und von It'amra, dem Sabäer, Königen der Küste des Meeres und der [angrenzenden] Wüste empfing ich .... Edelsteine, Elfenbein, Samen von ushu-Holz, Spezereien aller Art, Pferde und Kamele als ihre Abgaben.“ Nach den sabäischen Inschriften führten mehrere Priesterkönige, auch wenigstens einer der Könige, der gerade um diese Zeit regiert hat, den Namen Itha'amar, so dass nicht zu zweifeln ist, jener It'amra Sargons ist ein sabäischer Fürst gewesen. Das Interesse des Sabäischen Reiches wies ihre Herrscher darauf hin, mit den Nachbarn friedliche Beziehungen zu pflegen und jede politische Kombination auszubeuten. Umgekehrt scheinen die assyrischen Eroberer mit den zahlreichen Feldzügen gegen die nordarabischen Stämme, besonders die wohlhabenden Kedreer, das Ziel verfolgt zu haben, die Karawanenstrassen durch die Syrische Wüste und nach Südarabien zu sichern. Die Verehrung babylonischer Gottheiten und die Nachahmung des babylonischen Kunststils durch die Sabäer bezeugen der letzteren Verkehr mit Babylonien und Assyrien.

Die Quellen geben nur Kunde von dem Sabäerreiche, nicht vom Stamme oder Volke der Sabäer. Bezüglich der letzteren ist wahrscheinlich, dass von Schabwat aus die Herrschaft einer Anzahl von Stämmen auferlegt worden ist, die zusammen das Sabäerreich ausmachten, während die eigentlichen Sabäer im engeren Sinne nur der herrschende, der dynastische Stamm dieses Reiches war. Der Reichtum Jemens an Wohlgerüchen, Getreide, Früchten, Honig und Wachs, Gold und Edelsteinen hatte seit uralter Zeit die Bewohner sesshaft gemacht; sie trieben Ackerbau und Handel. Nur der herrschende Stamm mochte in der älteren Zeit die kriegerische Gewohnheit beibehalten wie im Dschauf die Beduinen. Aber später erscheint die gesamte Bevölkerung ganz unkriegerisch. Strabo berichtet: Die Araber sind nicht einmal zu Land grosse Krieger, sondern bessere Kramhändler und Kaufleute, viel weniger zur See. Diese völlig unkriegerischen

Menschen verstehen nicht den Gebrauch der Waffen, nämlich Bogen, Lanzen, Schwerter und Schleudern; die meisten bedienen sich zweischneidiger Aexte. Es war also keine regelrecht bewaffnete und organisierte Macht vorhanden. Als Aelius Gallus nach Nedschran kam, war der „König“ geflohen; die Bewohner setzten wenig Widerstand entgegen; die Massen im dicht bevölkerten Dschauf waren nicht organisiert, und so gelang es ihm nach einem Berichte, ohne ernstliche Kämpfe die Hauptstadt Mariaba zu erobern; das alte Sabäerreich verschwand bald nachher. Ein wohl geregeltes, nach Gesetzen geordnetes Staatswesen war es nie gewesen; auch in den übrigen Gebieten der Kultur ist das Volk auf tiefer Stufe stehen geblieben, zum Teil infolge der Unberührtheit Südarabiens von fremden Völkern; selbst in der Kunst übertrifft trotz des babylonischen Einflusses die Unbeholfenheit noch die Kunstdenkmäler der Chetiter. Ihren religiösen Einfluss benutzten die Priester vor allem dazu, sich beträchtliche Einnahmen von dem Handel zu verschaffen, indem das Sammeln der Wohlgerüche zur religiösen Handlung gemacht und der Verkauf unter den Schutz der Sonnentempel gestellt wurde. In Sabbatha gab es 60, in Thumna 65 Tempel, und viele der bisher entdeckten Inschriften bestehen in Votivtafeln. Wenigstens in der späteren Zeit übten die Herrscher das Monopol des Weihrauchhandels; als Besitzer der Weihrauchregion bezeichnete sie schon Theophrast.

In den letzten Jahrhunderten v. Chr. war zwar das Sabäerreich noch die unbestrittene Obmacht Südarabiens, der herrschende Stamm hatte aber längst die Macht an die Kattabanen, dann die Gebaniten verloren. Aelius Gallus versetzte ihm offenbar durch seinen Feldzug den Gnadenstoss, gleichviel ob er Mariaba erobert hat oder nicht, worüber zwischen Strabo und Plinius Widerspruch besteht. Zur Zeit der Abfassung des Periplus m. E. stand das ehemals sabäische Gebiet unter der Herrschaft der Himjaren.

258. Die Kattabanen und Gebaniten. Wie die Minäer und Sabäer rückten auch die Kattabanen aus östlicheren Teilen Südarabiens nach dem Westen vor. Ihre alten Wohnsitze lagen in der Weihrauchregion. Als freie, kriegerische Stämme wanderten sie nach dem Westen und gründeten dort das Kattabanenreich mit der Hauptstadt Thumna, das nach einem Dynastiewechsel den Namen Gebanitenreich führte. Kattabanen und Gebaniten sind ebenso die Namen von Dynastien wie Qodhaa. Als später das Reich mit der Hauptstadt Thumna der Ausgangspunkt so vieler Auswanderer nach dem Norden wurde, nannten sich dieselben nach dem dynastischen Namen Qodhaa (vgl. § 254).

Die Kattabanenherrschaft umfasste die sogenannte äussere

Myrrharegion oder den Sarw der Madhzig und dehnte sich nach Süden bis Adane aus, von dort der Küste entlang bis zur Meerenge und an der Westküste bis zum Hafen Muza. Die Zeit der Errichtung der Herrschaft ist unbekannt; um etwa 200 v. Chr. (zu Eratosthenes' Zeit) bestand sie; im Jahre 20 v. Chr. (zu Jubas Zeit) herrschten die Gebaniten. Das Kattabanen- und Gebanitenreich stand unter sabäischer Oberhoheit, weswegen auch Ocelis wie Hadramaut und die Weihrauchregion als sabäischer Besitz bezeichnet werden konnte. Diese östlichen Gebiete scheinen den Kattabanen schon früher verloren gegangen zu sein, bevor sie aus der Herrschaft durch die Gebaniten verdrängt wurden. Die letzteren folgten ihren Vorgängern in allem, sowohl in der Beibehaltung der Hauptstadt Thumna, in der Herrschaft über die Küste, an der Meerenge und Ausbeutung des Handels daselbst, in der Anerkennung der sabäischen Oberherrschaft. Ausdrücklich wird berichtet, dass sie auch das Monopol der Weihrauchausfuhr aus Sabbatha besassen, das wahrscheinlich den Kattabanen verloren gegangen war. Als die Himjaren an die Stelle der Sabäer traten, mögen die Gebaniten deren Oberhoheit anerkannt haben. Zu Ptolemäus' Zeit hiess Thumna weder metropolis noch regia. Es mag also auch die Herrschaft der Gebaniten aufgehört haben, und viele Angehörige der Stämme mögen nach Norden ausgewandert sein, wo später so zahlreiche Sprösslinge der Qodhaa sich finden.

259. Die Himjaren. Das Andenken an die Sabäer ist namentlich zu Anfang des Islams verdunkelt worden durch den Ruhm der Himjaren oder Homeriten, die allerdings nicht nur die Sabäer zu ihren Unterthanen gemacht, sondern auch ihre Herrschaft ausser Landes getragen, Aethiopien sich dienstbar gemacht hatten. Das erste Mal kommt der Name der Himjaren vor in der Zusammenfassung der Wahrnehmungen des Aelius Gallus bei Plinius (nach Juba). Schon damals war ihr Mittelpunkt Tzafār (Sapphar); Muza und Aden gehörten ihnen noch nicht, sie waren noch unter sabäischer Oberhoheit. Nach dem Periplus m. E. erscheinen aber die Sabäer als Unterthanen der himjarischen Herrscher. In der Zwischenzeit haben diese die sabäische Oberherrschaft gestürzt und sind an ihre Stelle getreten. Sprenger setzt den Anfang der himjarischen Herrschaft „ein paar Jahre v. Chr."

Zu Ptolemäus' Zeit war Sapphar die Hauptstadt des Himjaren-Reiches, dem Mariaba, der alte Mittelpunkt von ganz Südarabien, ferner Thumna, Sabbatha und Maipha, aber nicht Menambis zugehörte. Daraus geht hervor, dass der Staat Hadramaut sich in zwei unter der himjarischen Oberherrschaft stehende Staaten aufgelöst hatte, deren Fürsten in Sabbatha und Maipha residierten; das Gebiet der

Hamdān mit Menambis (Sana) hatten die Himjaren dagegen noch nicht unterworfen. In Maipha herrschte damals der König der Agräer, dem auch der Seehafen Kane und damit wahrscheinlich der Weihrauchhandel zustand. Den damit zusammenhängenden Verfall Hadramauts führte das Vordringen der Himjaren nach Osten herbei; ein zu den Himjaren gezählter Stamm, die Abizun, liessen sich in Yaschbum (j. Schibam) nieder, in Sabbatha Madhzig (aus dem Sarw Madhzig nördlich von Aden). Der Hafen Aden (Adane, Arabia emporion, Eudaemon Arabia) gehörte zur Hausmacht der himjarischen Kaiser; Elisar zerstörte ihn, wodurch die Stadt zu einem Flecken herabsank und Muza zur Arabia prima emporstieg. Das sollte heissen: bisher war Aden als erster Hafen der von Aegypten kommenden Schiffer aufgesucht worden, nunmehr ward Muza der bedeutendste Ausfuhrhafen. Der Herrscher über Muza war auch ein Vasall des himjarischen Kaisers. Zu der ganz Jemen und Hadramaut umfassenden Eroberung fügten die Himjaren bald das jenseits des Roten Meeres gelegene Aethiopien, das Axumitische Reich, vereinigten also die Erzeugungsländer der Wohlgerüche, Gewürze, des Elfenbeins und Ebenholzes, des Goldes und der Edelsteine, für den Handel von hoher Bedeutung.

Wie die Ausdehnung des Reiches zeigt, umfasste es sehr verschiedene Stämme. Einen Stamm Himjaren hat es nie gegeben; auch war Himjar kein dynastischer Name, denn noch zu Ptolemäus' Zeit nannte sich der herrschende Stamm Tzafār. Wahrscheinlich wurde die Sprache dieses Stammes das Himjarische genannt und dieser Name auf die Stämme übertragen, welche diese Sprache annahmen.

260. Die Nabatäer. Nach dem Scheitern des grossen Aufstandes gegen Assurbanipal (651/0) flüchtete der Kedreerscheich Jauta zu dem Fürsten der fernen Nabatäer. „König von Nabat" nannten sich später die Fürsten Nabatäas. Als „Nabatäer" bezeichnet der Beduine im allgemenien solche Araber, die sich dauernd niedergelassen, Ackerbau und Gewerbe treiben, die Stammeszugehörigkeit wenig achten, sich mit fremden Elementen mischen. Agatharchides erwähnt längs der Ostküste des Busens von Aelana „Araber, welche als Nabatäer begrüsst werden". Sprenger vermutet, dass die in das Gebiet von Edom einrückenden Saracenen die dort mit den Edomitern vermischten und verbauerten minäischen Vorgänger Nabatäer genannt haben. Diese Mischrasse blieb lange Zeit die herrschende Bevölkerung im alten Edom, bis in der nachchristlichen Zeit die Saracenen die Oberhand gewannen.

Der nabatäische Staat reizte durch seine durch den Handel gewonnenen Reichtümer bereits Antigonus zu einem Feldzuge gegen sie,

der jedoch unglücklich verlief. Zu dieser Zeit war die Kultur der Nabatäer noch gering. Nach Aristos Bericht bei Agatharchides wohnten sie in Dörfern und trieben auch Seeraub; Petra war bis ins 3. Jahrhundert v. Chr. ein aus Hütten bestehendes Dorf; seine Ruinen, an Pracht mit denen von Palmyra und Baalbek wetteifernd, sind meist römischen Ursprungs. Die Trümmerstätte der „Felsenstadt" Petra (aramäisch Sela) liegt zwei starke Tagereisen nordöstlich von Akaba und ebenso weit vom Toten Meere entfernt, in dem Klippenlabyrinthe des Thales Musa. Hier trafen Strassen zusammen aus Südarabien, vom Busen von Aelana, von Aegypten, Gaza, Damaskus, vom unteren Euphrat und von Gerrha. Zu Alexanders Zeit war Petra ein Stapelplatz, in dessen Nähe grosse Märkte gehalten wurden, was wahrscheinlich schon lange geschah. Der wichtigste Handelszweig war der Karawanenhandel nach Südarabien. Diodor berichtet: „Ein nicht geringer Teil der Nabatäer macht es sich zur Beschäftigung, den Weihrauch, die Myrrhe und andere kostbare Gewürze, die sie von denen erhalten, die sie aus dem glücklichen Arabien bringen, nach dem Mittelmeere zu führen." Als der Weihrauchhandel zu Lande nach dem Norden durch die Ausfuhr der Römer zur See in Aden und Muza abnahm, da kam, wie auch schon zu Strabos Zeit, Zufuhr über den Hafen Leuke-Kome und die Karawanenstrasse über El Hedscher nach Petra. Der direkte Handel der Römer schmälerte natürlich den Gewinn der Nabatäer, wie sie diesen auch die politische Selbständigkeit genommen hatten. Nach der Besitznahme Judäas führte Marcus Scaurus eine Expedition gegen Petra. Nicht sofort, doch bald nachher ist die Unterwerfung erfolgt. Unter Augustus war der Nabatäerkönig Obodas ebenso ein römischer Vasall wie der Judenkönig Herodes. Im Jahre 106 n. Chr. löste der römische Statthalter das Reich der Könige von Nabat auf und bildete aus dem grösseren Teile die römische Provinz Arabia, während Damaskus mit Syrien vereinigt und die im arabischen Binnenlande gelegenen Teile des alten Nabatäerreiches aufgegeben wurden.

Zur Zeit der Auflösung umfasste das Nabatäerreich die nördliche Hälfte der Halbinsel Arabien. Nach Süden erstreckte sich das Gebiet an der Küste bis zum Hafen Leuke-Kome, im Binnenland bis südlich von Teima (dem alten Thaema). Nach Norden reichte es bis Damaskus, das um die Zeit der Diktatur Sullas sich freiwillig dem damaligen Könige der Nabatäer unterwarf. Eine bei Dmēr, nordöstlich von Damaskus auf der Strasse nach Palmyra gefundene nabatäische Inschrift aus dem Jahre 94 n. Chr. hat gezeigt, dass dieser Bezirk bis zum Ende des Reiches nabatäisch geblieben ist; ebenso wurde Hebrān,

wenig nördlich von Bostra im Haurán, noch später zu Nabatäa gerechnet. — Leuke-Kome, d. h. Weissdorf, der jetzige Hafen al Haura (24° 55′ Br.) wird vom Periplus m. E. nicht als ein thamudäischer, sondern nabatäischer Hafen bezeichnet, wie auch schon Strabo gethan hatte. „Dieser Ort," sagt der Periplus (§ 19), „hat zugleich die Stellung [Bedeutung] eines Handelsplatzes für die von Arabien aus nach demselben befrachteten nicht grossen Fahrzeuge. Deswegen wird nach demselben sowohl als Einnehmer des vierten Teils der eingeführten Waren als auch der Sicherheit wegen ein Offizier mit einer Truppenabteilung gesendet." Fabricius weist die Ansicht zurück, als sei hierbei an einen römischen Beamten und römisches Militär zu denken; der Name des Beamten entspreche wohl dem Centurio der Römer, sei aber eine Uebersetzung des echt arabischen Namens; jedenfalls sei ein Beamter des Nabatäerkönigs, nicht der Römer gemeint, die vorher gar nicht erwähnt seien. Strabo nannte Leuke-Kome „einen grossen Handelsplatz, nach und von welchem die Karawanenkaufleute mit so vieler Begleitung und Kamelen sicher und mühelos von und nach Petra ziehen, dass sie sich gar nicht von Heereszügen unterscheiden". Die Karawanenstrasse ging von Leuke-Kome zunächst nordöstlich ins Binnenland bis El Hedscher, dann nordwestlich bis Petra. Der Ausdruck „nicht grosse Fahrzeuge" in der oben angeführten Stelle des Periplus berechtigt nicht zur Annahme bedeutender Leistungen der nabatäischen Schiffer; der Periplus sagt nicht einmal ausdrücklich, dass solche die Zufuhr aus Südarabien nach Leuke-Kome ausgeführt haben. Doch ist das anzunehmen, weil schon Diodor und Strabo ihrer Seeräubereien gegen die aus Aegypten segelnden Indienfahrer gedenken, Plinius auch erwähnt, dass sie keine grossen Schiffe besassen, sondern nur kleine Fahrzeuge und Flösse, der direkte Handel der Römer mit Südarabien die Nabatäer, um konkurrenzfähig zu bleiben, ebenfalls zum direkten Handel mit Umgehung der minäischen Vermittlung nötigte, wozu die Verlegung der Macht der Minäer weiter nach Osten im 1. Jahrhundert n. Chr. stimmt.

Die Umwandlung des Nabatäerreiches hatte die Hellenisierung des Landes zur Folge. Zu Anfang des Islams stand das alte Nabatäergebiet unter einem saracenischen Herrscher unter byzantinischer Oberherrlichkeit. Wenn die Bevölkerung aller nordarabischen Städte, wie Teima, Qorh, Chaybar, Fadak u. s. w. als jüdisch bezeichnet wird, so wird sie aus grossenteils bekehrten Arabern bestanden haben. Das entspricht dem alten Begriffe der Nabatäer.

261. Nationale Zersplitterung. Noch andere Stämme sind bekannt geworden; sie haben jedoch für die Handelsgeschichte keine

Bedeutung. Der auffällige Wechsel der Stämme trat weniger in den Kulturgebieten des Landes ein. In Jemen hing die Bevölkerung am zähesten an ihren Wohnsitzen fest. Der dort eintretende Wechsel betraf nicht die Masse der Bevölkerung, sondern ihre Herrscher. Trotz alles Freiheitssinnes unterwarfen sich die Araber häufig einer herrschenden Familie, einem herrschenden Stamme fremden Ursprungs. Der dynastische Stamm der Qodhaa errang in Jemen und weiten Gebieten Mittel- und selbst Nordarabiens die Macht, gründete im Süden das Reich der Kattabanen, der Gebaniten, weiter nördlich das Reich der Minäer u. s. w. Diese Einwanderer waren vorher Nomaden oder Halbnomaden. Sie lebten nach ihrem Herkommen, Familien- und Stammesrechte, zusammengehalten durch das Band der Religion; zu einem geregelten Staatswesen und der Herrschaft der Gesetze waren sie nicht fortgeschritten. Der rücksichtslose Gebrauch der Macht der Starken gegen die Schwachen veranlasste auch die Stammesbewegungen. Dadurch wurden alte Stämme aufgelöst oder vernichtet oder zogen fort, neue traten an ihre Stelle. Durch Anschliessung zerriebener Stammteile an den erobernden oder an einen andern mächtigen Stamm oder auch aus Bündnissen mehrerer Stämme entstanden verschiedene grosse Stämme. Eine Vereinigung aller, eine nationale Einigung führte erst der Islam herbei. Bis dahin zerfleischten sich die Stämme im Innern der Halbinsel, überfielen die nordarabischen Stämme ihre nördlichen Nachbarn, um zu rauben und zu plündern; denn kriegerischer Sinn, Uebung im Gebrauche der Waffen, Verachtung der „Kaufleute und Krämer“ war den Nomaden stets eigen. Daher haben auch alle bedeutenderen Herrscher des Nordens vom Nile bis zum Euphrat den Kampf gegen sie aufnehmen müssen. Die Pharaonen kämpften gegen die „Schasu“, Gideon gegen die Midianiter, David vernichtete die Amalekiter, unterwarf die Edomiter und Moabiter, bekriegte die Ammoniter; Tiglat-Pileser III. und Sargon schreckten durch ihre Waffen sämtliche Araber des Westens bis zu den Sabäern; Alexander d. Gr. beabsichtigte, Arabien durch eine Flotte vom Euphrat aus zu erobern. Scheiterte die letztere Expedition an der Unkunde des Seewesens, so errangen jene kraftvollen Unternehmungen ihre Erfolge durch das Fehlen jedweden Zusammenwirkens der Stämme, die Unzuverlässigkeit der Stammesgenossen gegen ihre Fürsten und die häufig recht geringe Zahl der kriegsfähigen Mannschaft der Stämme.

262. Gesittung. Wenn Punt das südwestliche Arabien gewesen wäre und Aegyptens direkter Punthandel seit Hanus oder wenigstens Hatschepsuts Zeiten, wie zum Teil angenommen wird, immer bestanden

hätte, oder wenn seit Hiroms und Salomos Ophirfahrten direkter Handel zwischen Arabien und Indien bestanden hätte, welche Kulturentwickelung hätte sich bei der Bildungsfähigkeit der Araber bis zu Beginn der christlichen Zeitrechnung vollziehen müssen! Was finden wir in Wirklichkeit?

Der Periplus m. E. berichtet (§ 20), dass von Leuke-Kome südwärts die Küste wie im gegenüberliegenden Afrika hin und wieder von Ichthyophagen, die Landstriche binnenwärts von Nomaden, „schlechten zweizüngigen“ Leuten besetzt waren, welche die fremden Schiffer plünderten und als Sklaven verkauften, dafür aber selbst „von den Königen Arabiens und deren Vasallen in die Sklaverei abgeführt“, daher von den aus Aegypten kommenden Schiffen gemieden wurden, die bis Muza oder Ocelis nach Süden fuhren, ohne zu landen; dass erst von der „Verbrannten Insel“ (= Dysan, 16° 15′ Br.) südwärts „gesittete Menschen mit weidenden Herden und Kamelen“ wohnten.

Im Binnenlande verbot die Naturbeschaffenheit jeden Aufschwung der Gesittung, untersagte die einzig mögliche Form des Daseins den Nomaden und Halbnomaden die Annahme der Kulturerrungenschaften fremder, von der Natur glücklicher ausgestatteter Länder. Selbst nach erlangter Kenntnis der höheren Gesittung ihrer Nachbarn, besonders der Babylonier, ahmten sie dieselbe nicht nach, weil sie ihren Verhältnissen nicht angemessen war. Die Reichsten erwarben nur kunstvolle Gewerbserzeugnisse als Prunkstücke; allgemein entlehnte man eine Reihe einfacher praktischer Erfindungen, ebenso eine Anzahl religiöser Vorstellungen.

Bei den Stämmen des Südens und Westens standen der Kultus und der Handel im innigsten Zusammenhange; der Weihrauch verbreitete Gesittung. Das minäische Frühlingsfest wurde abgehalten, um die Beduinen zu den religiösen Feierlichkeiten heranzuziehen, sie zu zähmen und zur Einhaltung eines viermonatigen Landfriedens zu veranlassen, auch auf ihre wilderen Genossen in gleicher Richtung einzuwirken. Die Beduinen und die kriegerischen freien Landeigentümer verachteten freilich alle anderen Klassen der Bevölkerung, insbesondere die Handwerker und Krämer; der Name Nabatäer war nichts weniger als ein Ehrentitel. Dem innigen Zusammenhange der Religion mit dem Handel entsprechend, übte die Priesterschaft während „der kaufmännischen Periode der Geschichte Arabiens“ einen mächtigen Einfluss aus.

In der älteren Zeit war die allen gemeinsame Gottheit die Sonne, unmittelbar vor dem Islam war es Allah. Ob Allah schon in der

minäischen Zeit verehrt wurde oder diese Benennung für die Sonne oder den Mond in Geltung gekommen war, ist nicht bekannt. Daneben verehrte jeder Stamm und jede Familie ihre eigenen Götzen. Nach dem gemeinsamen Opfer beim Minafeste besuchte jede Genossenschaft ihre Schutzgötter; zwei davon befanden sich unweit Karna, das eine war ein Baum, das andere ein Felsen. Auch in Hadramaut wurde ein Götze verehrt, der aussah wie ein gigantischer Mann, aus einem weissen Felsen bestehend, dessen oberster Teil einem schwarzen Kopfe glich, an dem man bei genauerem Zusehen das Gesicht eines Menschen entdeckte. Der Mittelpunkt des Sonnendienstes für alle Araber war vermutlich der Wallfahrtsort Riyam im sabäischen Gebiete. Die „Tempel" in Sabbatha, Thumna und anderwärts waren nichts weniger als Prachtbauten. In der Zeit des Islams befand sich in Riyam gegenüber dem Hauptthore des königlichen Palastes eine Mauer, in welche eine Marmorplatte mit dem Bilde der Sonne und des Neumondes eingelassen war. Für Allah ist keine Bildsäule, kein Tempel errichtet gewesen; die Kaaba war „ein elender Steinhaufen". Weder in Mekka noch in seiner Umgebung finden sich alte Tempel oder Ruinen solcher. Die Anbetung auffallender Naturgegenstände erklärt diesen Mangel.

Die Regierungsform war die patriarchalisch-aristokratische. In der Kaufmannsperiode konnten die Könige mittels ihres Goldes ihre Macht erweitern und sich ungestörter ihrem Hange zur barbarischen Prachtentfaltung hingeben. Strabo urteilte nach Aelius Gallus, es sei ein allgemeiner Fehler aller Könige der Araber, dass sie sich um die öffentlichen, besonders den Krieg betreffenden Geschäfte nicht sehr kümmerten, sondern alles der Willkür des Statthalters überliessen.

Das Gewerbe fand in der Wüste natürlich keinen Boden, wohl aber in den Ackerbaugegenden, am meisten in Jemen. Die Kaufleute und Gewerbtreibenden Jemens und der Landschaft um Mekka genossen selbst bei den kriegerischen Stämmen der Wüste Achtung und übten grossen Einfluss auf sie aus. Der Stamm der Maâfir, ein Zweig der Himjaren, war zu Anfang des Islams wohl angesehen, trotzdem er als Weber bekannt war; die Leiche des Propheten hüllte man in ein maâfiritisches Tuch. Ausser der Weberei betrieb man in Jemen auch das Ledergewerbe, für Arabien eines der natürlichsten. Dieses Gewerbe blühte unmittelbar vor dem Islam auch in Okätz. Zu dessen Messe brachten die Gerber oder Kaufleute ihre Waren, besonders Leder und Lederwaren, und die Einwohner von Okätz und Mekka kauften sie zur Ausfuhr nach Gaza; Leute mit geringem Vermögen vertrauten ihre Waren oder ihr Gold unternehmenden Karawanenhändlern an; diese nahmen die Waren in Kommission und verwerteten

sie zu Gunsten ihrer Klienten und besorgten ebenso für diese den Wareneinkauf. Als Erzeugnisse der Metall- und Glasgewerbe wurden nach dem Periplus m. E. (§ 17) in die ostafrikanischen Handelsplätze die „in Muza gefertigten Lanzen, kleinen Beile, Dolche, Pfriemen, mehrere Arten von Glas- (Kristall-) Sachen" eingeführt. Als Waffen gebrauchten die Araber noch im Kampfe mit Aelius Gallus die Doppel-Aexte.

263. Schiffahrt. Im Arabischen Busen ist die Schiffahrt gefährlich und setzt eine genaue Bekanntschaft mit den Oertlichkeiten voraus. Der Periplus m. E. (§ 20) nennt die Fahrt an der Küste von al Haura bis zur Insel Dysan (16° 15′ Br.) „gefahrvoll, das Land ohne Hafen, schwierig zum Ackern, unrein, durch Springfluten und Klippen unnahbar und im ganzen gefahrdrohend". Schiffbrüche wurden noch bedenklicher dadurch, dass die Kinaniten „die von den Wracken Geretteten zu Sklaven" machten. Das Unreine, eigentlich Ungereinigte der Küsten bezeichnet solche Stellen, wo Schlamm, Sandbänke oder Klippen den Lauf des Schiffes hindern. Strabo und Diodor erwähnen gleichfalls die Gefahren dieser Küste, die heute noch dieselben sind. Plinius berichtet, dass vor der „verbrannten Insel" (Dysan) vorbeigefahren wurde; denn es giebt vor derselben gefährliche Stellen und südlich davon ein Labyrinth von Inselchen, Klippen und Sandbänken, sodass hierdurch wie durch die Dahlakgruppe im Westen die Fahrstrasse sehr eingeengt wird. Von Bab el Mandeb sagt der Periplus, dass die Fahrt hindurch reissend sei, da auch die Winde von den daneben liegenden Bergen die Meerenge bestreichen. In der nur 20 km breiten Meerenge liegt die etwa 4 km breite Insel Perim; die Schiffe müssen sich entweder ganz nahe an der Westküste von Perim halten oder durch die enge Strasse zwischen Perim und der arabischen Küste ihren Kurs nehmen. „Der Handelsplatz Muza ist zwar hafenlos, aber wegen der an ihn stossenden sandigen Ankerplätze gut geeignet zum Stationieren der Schiffe und zum Landen" (Periplus § 24). Nach derselben Quelle war „Ocelis nicht eigentlich ein Handelsplatz als vielmehr ein Landungsplatz, ein Platz zum Wassereinnehmen und der erste Ruhepunkt für die, welche den Busen durchfuhren"; doch hatte „Aden süsseres und besseres Wasser als Ocelis". — Der Persische Busen ist längs der arabischen Küste so seicht und voller Klippen, dass er nur für Keleke und kleinere Fahrzeuge mit geringerem Tiefgange eine brauchbare Strasse gewährt. Die Handelsplätze an der Nordküste der Somali-Halbinsel nennt der Periplus „zwar hafenlos", aber mit geeigneten Landungsplätzen für das Ankerauswerfen und Stationieren der Schiffe im Meere „zur rechten Zeit" ausgestattet.

In diese schwierigen Gewässer hatte der Fischreichtum die Küsten-

bewohner gelockt. Wegen des Fischreichtums behauptete Sprenger: „Die Fischer an der Meerenge von Hormuz haben den ersten Anlass zum Welthandel zu Wasser gegeben.“ Ist das auch zu viel behauptet, so ist zuzugeben, dass Fischer die Schiffahrt an den arabischen Küsten in Gang gebracht und in ganz besonderer Weise ihre Fahrzeuge den örtlichen Verhältnissen angepasst haben. Strabo, der Periplus m. E., Plinius erwähnen das Kelek bald als ledernes Boot, bald als Floss mit Leder überzogen und mit Schläuchen umgeben. Die arabische Kolonie Rhapta führte ihren Namen nach den dort üblichen „zusammengebundenen Fahrzeugen“, Flössen aus Balken, welche mit Palmenstricken aneinander gebunden waren. Noch Plinius sagt (XII, 44, 1), dass die Araber nur Keleke und Flösse hätten, keine grossen Schiffe. Nach dem Periplus jedoch scheinen im 1. Jahrhundert n. Chr. für die weiteren Seefahrten wirkliche Schiffe im Gebrauche gewesen zu sein. Den Weihrauch holten die Schiffer Kanes „auf mit Leder überzogenen und mit Schläuchen umgebenen Flössen und auf Schiffen“ (Periplus § 27). „Die Einwohner von Muza senden nach Rhapta Kauffahrteischiffe, indem sie sich meistenteils arabischer Steuerleute und Beamten bedienen, welche [mit den Eingebornen] vertraut und verwandt sind, Ortskenntnis besitzen und die Sprache derselben verstehen“ (Ebendas. § 16). „Ausgeführt wird aus diesen Gegenden (Mosyllon) eine sehr grosse Menge Zimt (Kassia), deshalb bedarf auch dieser Handelsplatz grössere Fahrzeuge“ (Ebendas. § 10). Diese grösseren Fahrzeuge, besonders nach der zweiten Stelle wirkliche Schiffe, sind vermutlich erst seit dem Aufkommen der direkten Fahrt der Römer nach Südarabien und Indien nachgeahmt worden, sodass Plinius recht haben mag für die Sabäerzeit oder die Zeit bis zur Besetzung Aegyptens durch die Römer. Aelius Gallus traten noch keinerlei arabische Kriegsfahrzeuge oder irgendwelche Schiffe entgegen. Vielleicht sind jene Schiffe, wenn solche anzunehmen, in ägyptischen Häfen gebaut gewesen; denn auch aus dem persischen Hafen Ommana wurden „nach Arabien einheimische zusammengebundene Fahrzeuge, die Madarata genannt“ (Periplus § 36), eingeführt.

Es ist nachdrücklich zu betonen, dass nichts bekannt ist, dass die Araber in vorchristlicher Zeit mehr als Küstenschiffahrt in ihren eigenen Gewässern getrieben hätten. Bis Hippalus' Entdeckung der Monsune hat an den Küsten Südarabiens überhaupt nur Küstenfahrt stattgefunden. Freilich die Annahme häufiger Ophirfahrten vor und nach Hiroms Zeit und deren Rückfrachten an indischen Waren hat noch immer die Behauptung veranlasst, dass die Inder oder Araber in früher Zeit Verkehr zwischen Arabien und Indien getrieben haben.

Bezüglich der Inder ist früher die Unwahrscheinlichkeit nachgewiesen worden. „Dagegen scheinen," sagt Ed. Meyer, „die Sabäer schon in sehr alter Zeit in direktem oder indirektem Seeverkehr mit den indischen Küsten gestanden zu haben; wie in der römischen Zeit wagten sie sich mit ihren leichten Kähnen weit hinaus auf das Meer" (Gesch. d. Alt. I, S. 225f.). Die Gründe zu dieser Behauptung liefern eben die vermeintlich aus Indien eingeführten Ophirwaren. Sogar Lassen sagt: „Wenigstens muss von den Sabäern behauptet werden, dass sie als Seefahrer nicht bedeutend waren." Was er dann von anderen Arabern anführt, das sind lediglich die Angaben des Periplus m. E. über arabische Schiffahrt, d. h. aus dem 1. Jahrhundert n. Chr. An einer anderen Stelle (S. 489) sagt auch Ed. Meyer unter Hinweis auf Mariabas Lage im inneren Jemen, dass „nicht maritime Interessen für das Reich massgebend gewesen sind" und dass „von einer Schiffahrt nach Jemen" in Sargons Zeit „nie die Rede" ist. Es sind immer einzig und allein die Ophirnachrichten, welche zur Annahme des Verkehrs zwischen Arabien und Indien, der Schiffahrt der Inder oder Araber führen. Aus den vielen späteren Jahrhunderten liegt aber nicht eine einzige weitere Nachricht gleichen oder ähnlichen Inhalts vor. Es ist ganz wahrscheinlich, dass erst die Unternehmungen der Ptolemäer vom Roten Meere aus zu Verbindungen mit Indien geführt und diese Fahrten mit Anlaufen der arabischen Häfen auch anregend auf die Araber gewirkt haben.

Nicht auch die Sabäer im besonderen, denn in ihrem Interesse lag nicht die Ausfuhr der Wohlgerüche zur See, sondern gerade ausschliesslich zu Lande. Aber Sprenger weist darauf hin, dass die Bewohner der Farasan-Inseln, die überdies im Altertume zu den Sabäern gezählt wurden, „seit vielen Jahrtausenden Schiffahrt trieben, und deren entfernte Voreltern vielleicht zu den ersten Gründern dieses Erwerbszweiges gehörten." Aehnlich nimmt Sprenger an, dass die Maken in Omán „die Vermittler des Weihrauchtransportes nach Persien und Babylonien waren". Die Verhältnisse liegen aber an der Ostküste bezüglich der Schiffahrt und des Weihrauchhandels wie im Westen; wahrscheinlicher als die Seebeförderung ist die Landbeförderung auf der östlichen Weihrauchstrasse nach dem Euphrat (vgl. § 249). Die Schiffahrtsverhältnisse auf dem Persischen Busen zu Alexanders Zeit sprechen gegen die Annahme jeder Fahrt in einige Ferne. In der hellenistischen Zeit regte das nahe der Mündung des Tigris gelegene Charax Spasinu, der Hauptort eines kleinen arabischen Handelsstaates, die Handelsschiffahrt an.

Die römische Schiffahrt nach Indien verstärkte die ägyptischen

Anregungen. Aus dem Periplus m. E. geht hervor, dass die Bewohner von Muza, d. h. eine Handelsgesellschaft, welche schon in der sabäisch-gebanitischen Periode das Monopol des Handels mit Rhapta ausübte, im 1. Jahrhundert n. Chr. dazu grössere Schiffe verwendeten. Kane stand zu dieser Zeit in Schiffahrtverbindung mit der Weihrauchküste, Persien, Indoscythien, Barygaza und den ostafrikanischen Häfen, stand also mindestens Muza gleich, dessen Schiffer auch zur Himjaren-Zeit die Farasan-Leute gewesen sein mögen, während Bewohner von Muza als „Beamte" die Expeditionen leiteten. Vielleicht gingen auch von Muza aus, von jener Handelsgesellschaft gesandt, „die von Arabien aus nach Leuke-Kome befrachteten, nicht grossen Fahrzeuge" (Periplus § 19), welche den Nabatäern die südarabischen und ostafrikanischen Waren zur See zuführten.

Sehr auffällig erschien dem Verfasser des Periplus die Schiffahrt der Ostafrikaner nach anderen Ländern. Nachdem er von dem „kleinen Handelsplatze Aualites" gesagt hat, dass man dort in Flössen und Kähnen zusammenkommt", fügt er später hinzu: „Ausgeführt werden von da, indem sogar manchmal die Barbaren auf Flössen nach dem gegenüber gelegenen Ocelis und Muza übersetzen, Spezereien u. s. w." (Periplus § 7). Von der Insel Menuthias (eine der Inseln Pemba, Sansibar oder Madagaskar) erwähnt er auch, dass sich die Eingebornen zum Fisch- und Schildkrötenfange grosser Keleke „aus zusammengebundenen Balken und aus einzelnen Baumstämmen" bedienten.

Die hauptsächlichsten Häfen Arabiens waren: Leuke-Kome, Muza, Ocelis, Arabia, Kane, Moscha. Arabia emporion nennt Ptolemäus, Eudämon Arabia der Periplus, Adane Philostorg den heute Aden genannten Hafen. Der erstere Name konnte aufkommen, als der Hafen das gewöhnliche und einzige Ziel der nach Arabien oder Indien Fahrenden war. Der Periplus sagt: „Eudämon [das Glückliche] aber wurde er [„der Flecken"] genannt, da er früher eine Stadt war, als er, wie man noch nicht von Indien nach Aegypten fuhr, noch auch von Aegypten in die entfernter gelegenen Orte zu segeln wagte, sondern nur bis hierher gelangte, die von beiden Seiten kommenden Warenexporte aufnahm .... Jetzt aber hat nicht lange vor unserer Zeit Elisar diese Stadt unterworfen." Durch die Zerstörung Adens durch Elisar, den in Sabbatha residierenden gewaltigen Herrscher der Weihrauchgegend und Herrn des Hafens Kane, wurde Muza „das nunmehrige erste Arabien", d. h. es wurde von den ägyptischen Arabien- und Indienfahrern zumeist besucht. Der Periplus nennt (§ 21) Muza „den gesetzlich bestimmten Handelsplatz"; er „ist gänzlich mit arabischen Reedern und Schiffern angefüllt und wird von den Ange-

legenheiten des Handels in Bewegung gesetzt; denn sie beteiligen sich auch an dem Handel im jenseitigen Lande [Afrika] und in Barygaza durch eigene Befrachtung [auf eigenen Schiffen]." Muza war also der Stapelplatz für die Waren Arabiens und Indiens, der Sitz der ostafrikanischen Handelsgesellschaft. — Ocelis, von Muza südlich, war „nicht eigentlich ein Handels- als vielmehr ein Landungsplatz, ein Platz zum Wassereinnehmen". Kane ist das jetzige Bâ-l-Haff unter 48° 14′ Länge und 13° 15′ Br. Elisar hatte es zum Stapelplatze des Weihrauches erklärt. In dem näher der Weihrauchküste, nahe am Kap Fartak gelegenen Hafen Moscha, der zum Reiche des Königs von Tzafär gehörte, tauschten die ägyptischen Seefahrer gleichfalls von königlichen Beamten Weihrauch ein. Den Hafen Maskat erwähnt Ptolemäus.

264. Handel mit Ostafrika. Mit der afrikanischen Küste von Bab el Mandeb südwärts haben die Araber im wesentlichen den Handel aktiv betrieben. Am besten unterrichtet darüber der Periplus m. E., allerdings nur über seine Zeit. Die Kaufleute von Muza sandten Schiffe nach allen Häfen aus, den Handel in der Kolonie Rhapta hatte eine Gesellschaft durch Pacht als Monopol erhalten; ebenso stand Kane in Handelsverbindung mit den ostafrikanischen Plätzen. Es könnte zwar scheinen, als ob in diesen Häfen hauptsächlich ägyptische Kaufleute verkehrt hätten. Allein der Verfasser des Periplus, ein ägyptischer Kaufmann, ist nach seiner Beschreibung nur bis Aromata (Kap Guardafui) oder höchstens bis Opone gekommen; die Mitteilungen über die weiter südlich gelegenen Gebiete hat er ägyptischen und besonders arabischen Kauffahrern entlehnt (Fabricius S. 28. 128. 134). Die ägyptischen Kauffahrer strebten nach Indien. Der Verkehr mit den Eingebornen Afrikas lohnte nicht so leicht den Handel mit den grossen Seeschiffen als mit den arabischen Keleken. Vom Hafen Mundu, östlich vom jetzigen Berbera, sagt der Periplus: „Die dort wohnenden Handelsleute sind ziemlich unfreundlich." Von der Landschaft um Opone (an der südlichen Hafun-Bucht) bemerkt er: „Die Gegend steht unter keinem Könige, sondern jeder Handelsplatz wird von eigenen Selbstherrschern verwaltet." Von Rhapta (in der Gegend von Kilwa bis Kap Delgado) heisst es: „In der Umgegend wohnen räuberische Menschen von sehr grossem Körper, von denen ein jeder sich in seiner Oertlichkeit als unumschränkter Herr betrachtet." Die gleichen Verhältnisse werden vielfach geherrscht haben, und man kann sich den Handel nicht wohl anders denken, als dass die Araber mit ihren Keleken förmlich hausierten, bis sie eine genügende Ladung hatten. Ferner ist zu bedenken, dass der Verkehr Arabiens mit Ost-

afrika mindestens eine Reihe von Jahrhunderten im Gange war, wie die Erwähnung des arabischen Handels mit der aus Ostafrika stammenden Kassia in der Bibel und bei Herodot beweist. Endlich bestand mindestens in Rhapta eine arabische, dem Himjarenreiche zugehörige Kolonie, deren Ansiedler „mit den Eingebornen vertraut und verwandt sind, Ortskenntnis besitzen und deren Sprache verstehen". Es ist aber nicht abzusehen, warum nicht weiter nördlich auch sich Araber niedergelassen und den Anfang gemacht haben sollen zu den im Mittelalter in grosser Zahl vorhandenen arabischen Kolonien.

Dass die Ostafrikaner selbst den Handel nach Arabien aktiv betrieben haben, wird zwar von dem Hafen Aualites angegeben, aber doch als etwas Ungewöhnliches, und ist darum von anderen Häfen, zumal nach den Angaben über die Gesittung der Bewohner nicht zu erwarten.

Der Periplus nennt folgende Häfen: Aualites (Zeïla, Seïla, Sela), Malao (Berbera), Mundu, Mosyllon, Aromata (am Kap Guardafui), Tabai, Opone, verschiedene nicht sicher zu bestimmende Punkte, endlich Rhapta.

An Waren wurden ausgeführt, nach dem Periplus: „Spezereien" aus Aualites und Mosyllon; „Wohlgerüche" aus Mosyllon; Myrrhe aus Aualites (die beste in Afrika), Malao, Mosyllon; Weihrauch aus Malao, Mosyllon, Akannai (zwischen Mosyllon und Aromata, „wo einzig in seiner Art der meiste und vorzügliche jenseitige d. h. afrikanische Weihrauch erzeugt wird") und Tabai; Räucherwerk des Makrotus oder von Makrotus aus Mundu und Mosyllon; Kankamon (ein Baumharz zum Räuchern) aus Malao und Mundu; Makeir (eine rötliche, stark riechende Rinde der Wurzeln des gleichnamigen Baumes, ein Mittel gegen die Ruhr) aus Malao und Mundu; Kokosöl aus den Plätzen südlich von Opone; Zimt (d. h. Kassia) aus Malao, Mosyllon, Tabai (die Sorten Gizeir, Asyphe, Arebo, Magla und Moto) und Opone; Elfenbein aus Aualites, Mosyllon, Rhapta und den Plätzen nördlich davon bis Opone; Nashorn (Hörner und Zähne) aus den letzteren Plätzen; Schildkrot aus Aualites, Mosyllon, Opone, den weiteren Plätzen und Rhapta; Sklaven aus Malao, Mundu, Opone. — Ueber die Einfuhr vgl. § 262 Schluss.

In den Häfen bis Opone machten im 1. Jahrhundert n. Chr. die ägyptischen und römischen Kauffahrer den Arabern Konkurrenz; ja selbst einen unmittelbaren Handel zwischen Indien und jenen ostafrikanischen Häfen führten die Aegypter und Römer. Im Periplus (§ 14) heisst es: „Ausgeführt werden gewöhnlich auch aus den inneren Gegenden Ariakes (Land der Arier, d. h. Inder) und aus Barygaza

in diese jenseitigen (= afrikanischen) Handelsplätze die von jenen Gegenden kommenden Waren: Getreide, Reis, Bosmorus, Sesamöl, baumwollene Gewebe, und zwar Molochine und Sagmatogene, Gürtel, Rohrhonig, nämlich das sogenannte Sakchari. Und die einen schiffen ohne weiteres nach diesen Handelsplätzen, die anderen aber nehmen auf ihrer Vorbeifahrt das, was sich trifft, gegen ihre Waren auf."

Ueber den Handel der Araber mit den Häfen innerhalb Bab el Mandebs, den äthiopischen Häfen, sind keine bestimmten Nachrichten vorhanden (vgl. § 253). Was die Araber an ostafrikanischen Waren nach dem Norden brachten, namentlich Kassia, Weihrauch, Myrrhe, gehörte nicht Aethiopien an, sondern Ostafrika südlich von Bab el Mandeb. Die Portugiesen wurden enttäuscht durch die verhältnismässige Armut Abessiniens, das als Land des „Priesters Johannes" das spätere Mittelalter hindurch als ein Land aller Reichtümer galt. Es will scheinen, als ob der Reichtum Ostafrikas von der Somalihalbinsel an südwärts an Wohlgerüchen, Kassia, Elfenbein, auf das goldberühmte Aethiopien, das allerdings seit dem 3. Jahrtausend einzelne dieser Waren den Aegyptern vermittelt hat, gehäuft, dieses als Erzeugungsland jener Schätze angesehen worden wäre und darum noch immer dem Handel mit ihm zu grosse Bedeutung auch für die Zeit beigemessen werde, da die Araber, Aegypter, Römer jene Waren in den Erzeugungsländern selbst holten, ohne Aethiopien zu berühren. — Als der König von Axum im 4. Jahrhundert n. Chr. auch Herrscher von Südarabien wurde und so das Himjarenreich beide Gebiete am südlichen Arabischen Busen, ausserdem Ostafrika bis in die Gegend von Sansibar umfasste, hat natürlich diese politische Vereinigung den Handel der einzelnen Teile, auch zwischen Arabien und „Aethiopien" gefördert.

265. Seehandel mit Aegypten. Konnte Jemen durch seinen Getreidebau allenfalls sich genügen, so bedurfte doch Nord- und Mittel-Arabien zu allen Zeiten fremder Zufuhr. Der Nordwesten erhielt sie aus Aegypten, nicht zu Lande, sondern zur See, aus dem Hafen Myoshormus (Abu Schar), wohin es auf dem Nilkanale nach dem Busen von Suez und dann auf Küstenfahrzeugen befördert wurde. Von Myoshormus erfolgte die Ueberfahrt nach den Hafenorten für die Thamudäerstädte Madyan und El Hedscher. Das war Handel für den eigenen Bedarf. — Die Wohlgerüche Arabiens gelangten durch dauernden unmittelbaren Verkehr nach Aegypten seit den Unternehmungen der Ptolemäer an der ägyptischen Küste des Roten Meeres. Aden, später Muza und Kane, wurden die Zielpunkte der ägyptischen Arabienfahrer.

266. Seehandel mit Indien. Nach den Erörterungen über den Seehandel zwischen Indien und dem Westen (§ 107f.) sei zunächst zusammenfassend darauf hingewiesen, dass die Schiffahrtsverhältnisse der Araber vom 2. Jahrhundert v. Chr. bis zum 1. Jahrhundert n. Chr., ferner das Nichtvorkommen unzweifelhaft indischer Waren im Handel der Südaraber nach dem Norden seit Hiroms Zeit, endlich die Unmöglichkeit der Annahme, dass ein Handel, der zwischen zwei mit so begehrten Erzeugnissen ausgestatteten Ländern einmal entstanden gewesen wäre, jemals hätte wieder auf Jahrhunderte aufhören können, gegen die Annahme des durch nichts bewiesenen arabisch-indischen Seehandels in vorhellenistischer Zeit sprechen.

Die Worte des Periplus (vgl. § 263): „als er, wie man noch nicht von Indien nach Aegypten fuhr u. s. w." hat Heeren „auf die Zeit vor den Ptolemäern" bezogen, indes ohne Begründung. Lassen meinte, Aden sei zu Agatharchides' Zeit (Ende des 2. Jahrhunderts v. Chr.) „der Stapelplatz der aus Aegypten kommenden Waren gewesen", und es ginge aus dieser Nachricht hervor, „dass damals die Bestrebungen der Ptolemäer, den Strom des indischen Handels nach Aegypten zu leiten", noch mit keinem bedeutenden Erfolge gekrönt worden waren." Das ist wahrscheinlich trotz der früher erwähnten Gesandtschaften zwischen den Ptolemäern und indischen Herrschern. Denn der günstigste Umstand für das Aufblühen des ägyptisch-indischen Handels war die nach Crassus' Niederlage entstandene Feindschaft zwischen den Römern und Parthern und der letzteren absichtliche Schädigung des Handels aus dem Osten nach dem Mittelmeere, wodurch der Warenzug von dem Land- auf den Seeweg nach Alexandrien abgelenkt wurde. Auch da blieb er noch schwach; denn nach Strabo steigerte sich nach Aegyptens Besetzung durch Rom die Zahl der ägyptischen Indienfahrer jährlich auf das Sechsfache. Immerhin hat der von dem selbständigen Aegypten aus nach Arabien und Indien betriebene Handel auch anregend auf die Araber gewirkt, schliesslich auch sie auf die Bahnen der Aegypter nach Indien geführt.

Da Indien zunächst noch durch Küstenfahrt erreicht wurde, so war diese Fahrt der arabischen Schiffahrtskunst nicht unangemessen. Erst Hippalus (vgl. § 15) ersetzte die langwierige Küstenfahrt durch die Hochseefahrt. Sein Verdienst wurde dermassen anerkannt, dass man den Südwest-Monsun (favorinus) fortan hippalus nannte; aber über den „jedenfalls sehr intelligenten und unternehmenden Seemann" ist nichts bekannt. Benfey lässt ihn seine Entdeckung unter Augustus, Vincent unter Claudius, Vivien de St. Martin „unter den letzten Ptolemäern machen".

Zur Zeit der Abfassung des Periplus stand Kane nicht bloss mit „Ommana und dem daneben liegenden Persis“, sondern auch mit Indoscythien und Barygaza in Aktivhandel. In Moscha (am Kap Fartak) pflegten die von Limyrice oder Barygaza am Beginne der ungünstigen Jahreszeit erst eintreffenden Schiffe zu überwintern und tauschten dann auch Weihrauch ein gegen Baumwolle, Getreide und Sesamöl aus Indien. Da auch von Kane aus Schiffe Weihrauch in Moscha holten, so waren die Bewohner dieses Platzes auch im Handel mit Indien wahrscheinlich nur passiv.

Was die Waren betrifft, so führt der Periplus unter der Einfuhr in Barygaza an: „Wein, vorherrschend italienischer, laodicenischer und arabischer.“ Nach Moscha brachten die Indienfahrer Baumwolle, Getreide, Sesamöl, nach Sokotora Reis, Getreide, indische Baumwolle und weibliche Sklaven.

267. Landhandel mit Syrien und Aegypten. Lange bevor Indiens Erzeugnisse zur See nach Arabiens oder Aegyptens Gestaden zur See gelangten, hatte die Ausfuhr von Wohlgerüchen, Gold und Edelsteinen des eigenen Gebietes, der Zwischenhandel mit Kassia, Räucherwerk und Elfenbein aus Ostafrika nach Syrien und Aegypten Südarabien eine bedeutende Stellung im Welthandel verschafft. Alle alten Nachrichten über Arabien stehen in Verbindung mit solchen über den Weihrauchhandel. Die Waren gelangten stets durch Karawanen auf Landwegen nach dem Norden; von sabäischer Schiffahrt ist nie die Rede; die Araber waren überhaupt nie Seefahrer; selbst als sie in der ersten Hälfte des Mittelalters das Mittelmeer beherrschten, zogen sie den Karawanenhandel durch Nordafrika der Seebeförderung vor. Der Landhandel, das musste allein entscheiden ihn zu bevorzugen, gewährte allen Stämmen, durch deren Gebiet er sich bewegte, so erhebliche Einnahmen, dass sein Ersatz durch die Seeausfuhr aus den südarabischen Häfen Mittel- und Nordarabien verarmte. Alle Stämme der Weihrauchstrasse zogen ihre Vorteile; sie, nicht die Phönizier, trieben den Handel aktiv; sie bezogen Zehnten und Abgaben, Zölle, Geleit, Miete für die Lasttiere, Einnahmen für Wasser, Futter, Nahrungsmittel, Löhne der Führer und Wärter, den Handelsgewinn, soweit sie selbst als Kaufleute auftraten, einzelne auch trotz der Vorsichtsmassregeln den unehrlichen Gewinn des Raubes. Mochten die Waren auch erheblich verteuert werden, ihr hoher Wert vertrug die Preiserhöhungen leicht, wie die stete Zunahme ihres Absatzes beweist.

Von der Weihrauchregion gelangte der Weihrauch zunächst nach Sabbatha, der Hauptstadt von Hadramaut, als Mittelpunkt des Weih-

rauchhandels und Ausgangspunkt der westlichen Weihrauchstrasse. Diese führte zunächst nach Thumna, $1^1/_2$ Tage von Mariaba, jenseits dessen sie sich bald in die obere und untere teilte. Die erstere führte über Mariaba durch den Dschauf nach Sade, die zweite am Rande des Sandmeeres Sayhad nach Nedschran, Karman regia (zu Eratosthenes' Zeit die Hauptstadt der Minäer, nach Sprenger j. Benat-Harb), Thumala, wo sie wieder mit der oberen Strasse sich vereinigte und in Makoraba (j. Mekka) den Knotenpunkt der Strassen nach dem Persischen Busen erreichte, dann über Karna (der späteren Hauptstadt der Minäer) nach Jathrib (j. Medina) und Babylonien führte. Von Jathrib aus erreichte man El Hedscher auf einer westlichen, mehr durch Kulturland, und einer östlichen, mehr durch die Wüste führenden Strasse. Von El Hedscher zogen die Karawanen über Madian, Aramaya nach Petra oder auf einer etwas kürzeren östlichen Strasse, die noch jetzt die Pilgerkarawane von Damaskus benutzt. In El Hedscher nahm ihren Anfang noch eine dritte Strasse nach Norden über Teïma nach Palmyra, von welcher links eine Linie nach Philadelphia (Ammān) und später eine nach Damaskus abzweigte, während in Karkar (j. Qoraqir) später eine Strasse von Ammān nach Kufa schnitt, an deren Stelle zur Römerzeit eine „gepflasterte" Strasse etwas südlicher nach Babylonien lief. Die letztere Strasse wird dieselbe gewesen sein, die schon zu Alexanders Zeit den Kaufleuten bekannt war (§ 153). Von Petra, dem neuen Knotenpunkte wichtiger Strassen, erreichten die Karawanen den Hafen Gaza in vier Tagen oder östlich vom Toten Meere Damaskus.

Aus Mangel an Quellen wird bisweilen ein hohes Alter für diesen Handel angenommen. Doch scheint der Anfang des sabäischen Handelsstaates nicht früher als etwa 1000 v. Chr. anzusetzen zu sein. Die biblischen Quellen sind frühestens im 9. Jahrhundert v. Chr. verfasst. Nach ihnen brachten ismaelitische und midianitische Karawanen „Würze, Balsam und Myrrhen" nach Aegypten, die Edomiter Karfunkel, Purpur, gestickte Zeuge, Byssus und Edelsteine nach Tyrus und tauschten von Gaza Sklaven ein; die Kaufleute von Saba und Raema brachten Tyrus allerlei köstliche Spezereien, Edelsteine und Gold. Die Sabäer vorzugsweise versahen nach den biblischen Nachrichten Syrien und Aegypten mit Räucherwerk, Gold, Edelsteinen und tauschten dafür Sklaven ein. Der Umstand, dass Salomo dem moabitischen Gotte Kamosch und dem ammonitischen Gotte Milkom Altäre erbaute, dass man in Jerusalem neben Jahwe den Sonnen- und Mondgott verehrte, spricht für die häufige Anwesenheit arabischer Kaufleute. Die Bedeutung des Handels kennzeichnen am meisten die immer erneuten Versuche der

israelitischen Könige, Edom zu unterwerfen und damit die Karawanenstrassen nach Gaza und Damaskus unter ihre Herrschaft zu bringen. Die Araber bemühten sich, zum Gedeihen ihres Handels friedliche Beziehungen mit den nördlichen, insbesondere den assyrischen Herrschern zu pflegen.

Bald nach der Assyrerzeit erscheinen die Minäer im Besitze des Weihrauch-Monopols. Von Hadramaut aus reichte ihre Herrschaft oder ihr Einfluss im 6. und 5. Jahrhundert bis Gaza. Eine Reihe von Jahrhunderten gelang es ihnen, durch das Minafest und wahrscheinlich durch Geschenke und regelmässige Leistungen die Beduinen zu zähmen und sich und sie durch den Weihrauchhandel zu bereichern. Wie im Süden jedoch die Kattabanen und Gebaniten die Minäer durch ihr Handels- und Beförderungsmonopol einschränkten, so noch früher im Norden die Nabatäer. Der erhöhte Wohlstand, welcher seit Augustus in allen Ländern am Mittelmeere, ganz besonders im römischen Oriente sich verbreitete, belebte auch den Handel mit dem arabischen Räucherwerke, den ostafrikanischen und jetzt auch den indischen Waren, wodurch Petra als Nabatäerresidenz, auch als römische Provinzialhauptstadt grössere Bereicherung erfuhr.

268. Nach dem Euphrat. Gudea von Sirpurla erhielt aus Magan und Miluch Steine zu Bauten und Statuen, Bauholz und Goldstaub. Das sind die ältesten Verkehrsbeziehungen zwischen dem Kulturlande am Euphrat und Arabien. Ueber die folgenden beiden Jahrtausende herrscht Schweigen. Das Vordringen arabischer Stämme an den unteren Euphrat, nach Mesopotamien, nach dem nördlichen Syrien (Aramäer) lässt allerdings auch auf Verkehr mit dem nach manchen Richtungen reichen, nach anderen Richtungen bedürftigen Euphratlande schliessen. Durch die Vermittlung der nord- und mittelarabischen Stämme drang die babylonische Kultur bis zu den Sabäern, die babylonische Gottheiten angenommen und nach ihren Denkmälern den babylonischen Kunststil nachgeahmt haben. Beide Zeugnisse sprechen für einen regen Verkehr. Die Huldigungen der sabäischen Fürsten gegen Tiglat-Pileser III. und Sargon beweisen, wie wichtig den ersteren die Sicherung ihres Handels nach Syrien wie dem Euphrat bereits geworden war. Babylons Aufblühen unter Nebukadnezar, der Reichtum und Luxus der Perser, insbesondere ihr massenhafter Verbrauch von Weihrauch, vermehrte diesen Handel. Plinius war sogar der Ansicht, dass der Weihrauch zuerst in Persien einen Markt fand. Ibn Mogawir liess der Gründung Adens verschiedene Hafenstädte an der Weihrauchküste und in Omán vorangehen. Es wird festzuhalten sein, dass bis in die hellenistische Zeit der Verkehr nur durch die Vermittlung der arabi-

schen Stämme zu Lande vor sich gegangen ist, wenigstens bis Gerrha, von wo aus wegen der Wüste nach dem unteren Euphrat hin die Güter nach der Euphrat- und Tigris-Mündung auf Küstenfahrzeugen befördert wurden. Die seleucidische Kulturblüte musste auch den Verkehr mit dem benachbarten Arabien anregen. Der arabische Fürst Spasines begründete einen kleinen arabischen Handelsstaat, der den Handel zwischen Arabien und dem Seleucidenreiche betrieb, begünstigt durch die Verwandtschaft der Völker. Die Hauptstadt dieses Staates, Charax Spasinu, lag nahe der Mündung des Tigris (j. Mohammerah). Zu Jubas Zeit hatte der Seehandel auf dem Persischen Busen durch den ägyptisch-indischen Verkehr Anregung erhalten; der Weihrauchtransport mag zum Teil wenigstens den Wasserweg eingeschlagen haben. Nach dem Periplus stand Kane in Seeverkehr mit der Landschaft Persis; „in den äussersten Teilen“ des Persischen Busens befand sich „ein gesetzlich bestimmter Handelsplatz, der des Apologus (j. Obollah, nordwestlich von Basra) genannt, oder neben Spasinu-Charax und dem Flusse Euphrates gelegen ist“. Sein Aufblühen schädigte die Bedeutung von Charax.

Spät war die Beförderung der südarabischen Güter nach dem Euphrat zu Schiffe üblich geworden; selbst für einen geregelten Handelsverkehr durch Keleke und kleinere Fahrzeuge an der seichten und klippenvollen arabischen Küste in früherer Zeit sind keine Beweise vorhanden, während der niedrige Stand der Gesittung der Küstenbewohner und der nach Nearchs Mitteilung auf der Insel Nosola betriebene Seeraub dagegen spricht. Der Weihrauchhandel war nach dem Euphrat wie nach Syrien und Aegypten bis in späte Zeit nur Landverkehr. Es gab eine östliche Weihrauchstrasse wie eine westliche (§ 249). Diese Strasse legten die Gerrhäer nach Strabo in vierzig Tagen zurück. Nach Ptolemäus führte allerdings auch eine Strasse von Gerrha durch das Nedschd nach den Endpunkten Medina und Mekka, auch eine südlichere, etwa von Jemâma, nach denselben Endpunkten; es konnten also die Gerrhäer die südarabischen und äthiopischen Waren auch auf diesem Wege beziehen. Von Gerrha aus führte die Strasse nach Babylonien nach Koweit, von wo die Reise entweder nahe der Küste zu Lande oder mittels Booten zu Wasser nach einer der Handelsstädte am unteren Euphrat oder Tigris fortgesetzt wurde. Plinius berichtet, dass die sabäischen Festkarawanen ihre südarabische Warenauswahl mit Waren der Völker am Nordrande des Persischen Busens vervielfältigten und nordwestlich durch Mesopotamien nach Mabug am Euphrat und Harran zogen, wo grosser Markt stattfand, dann in zwanzig Tagereisen nach dem phönizischen Hafen

Gabala und anderen Plätzen Syriens reisten und denselben Weg nach dem unteren Euphrat zurückkehrten. Es ist nicht unmöglich, dass diese Festkarawanen bis in die babylonische Zeit zurückreichen.

269. Dedan. An der Stelle der östlichen Weihrauchstrasse, wo die nach Westen, nach Mekka, Medina, Petra durch das Nedschd führenden Strassen sich abzweigen und die besten Landungsstellen an der arabischen Küste des Persischen Busens nahe liegen, musste immer ein Handelsplatz mit beträchtlichem Verkehre liegen. Wegen der wasserlosen, in der älteren Zeit noch nicht mit Brunnen versehenen Wüste nordwärts nach dem unteren Euphrat bot der Wasserweg von jenem Strassenknotenpunkte nach der Euphrat-Mündung erhebliche Vorteile. Entweder an jenem Strassenknotenpunkte oder an dem Endpunkte des Wasserweges lag Dedan (hebr., arab. Dad), im ersteren Falle die Vorläuferin Gerrhas, im letzteren gleich Diridotis, seit Nebukadnezar Teredon. Der letzteren Meinung ist Sprenger, der allerdings Diridotis an die alte, Teredon an die spätere, veränderte Euphrat-Mündung setzt. Heeren hielt Dedan für eine der beiden Bahrein-Inseln oder eine etwas nördlicher gelegene kleine Insel, und Lassen stimmte damit überein. Der letztere wies darauf hin, dass eine der Bahrein-Inseln auch als Dadian bezeichnet worden, nach Gen. 10, 7 Dedan von Raema abgeleitet, dieses letztere wahrscheinlich die von den griechischen Geographen als Rhegma bezeichnete Stadt an der ostarabischen Küste sei. Am meisten spricht offenbar für die Lage auf den Bahrein-Inseln oder, noch besser, an der nahen Küste der Umstand, dass in der Nähe der Knotenpunkt der erwähnten wichtigen Handelswege liegt, die in geschichtlicher Zeit sich nicht verändert haben.

In der Bibel ist Dedan nicht Orts-, sondern Volksname (Gen. 10, 7. Jerem. 25, 23. 49, 8. Ezech. 27, 15. 20). Wegen der ersteren Stelle lässt Lieblein die Dedaniten ursprünglich in Südarabien wohnen, sieht sie nebst den Sabäern als pun-phönizische Stämme an und lässt sie wegen Jerem. 49, 8 eine Kolonie in Edom gründen. Diese Stelle erwähnt sie zuletzt (ungefähr 600 v. Chr.). Ezechiel lässt die Dedaniten Elfenbein, Ebenholz und Teppiche nach Tyrus bringen. Sprenger hält die letztere Ware für Filzteppiche aus Fars; die ersteren beiden Erzeugnisse beweisen ihm wie Heeren und Lassen die Handelsverbindung mit Indien; die beiden letzten Verfasser lassen unbedenklich die Dedaniten die Waren selbst aus Indien holen, erklären die Dedaniten als Phönizier, die auf den Bahrein-Inseln (wegen der Namen Tylus und Aradus!) oder an der Küste ihre ältesten Wohnsitze gehabt und von dort aus um 1200 v. Chr. spätestens den aktiven Handel mit Indien

begonnen haben und die vermeintlichen Ophirwaren nach Vorderasien gebracht haben sollen. Von alledem sagen jene Stellen nichts. Sicher bezeugt ist der Handel Dedans mit Tyrus durch die Stellen Ezechiels, sowie Jes. 21, 13—15.

270. Gerrha. Als Nachfolger der Dedaniten erscheinen die Gerrhäer. Strabo sagt nach den Berichten der Begleiter Alexanders: „Wenn man 2400 Stadien an der Küste hinaufgereist ist, so kommt man nach Gerrha, einer Kolonie von ausgewanderten Chaldäern aus Babylon. Sie liegt in einer salzreichen Gegend, und die Häuser der Einwohner sind aus Salzstücken gebaut, die man häufig anfeuchten muss, damit die Sonnenhitze sie nicht bersten mache. Die Stadt liegt 200 Stadien vom Meere. Die Einwohner verführen die Waren der Araber und die Gewürze zu Lande. Aristobul aber sagt, dass sie auch häufig zu Schiffe nach Babylon gingen und bis nach Thapsakus hinauf schifften (vgl. hierzu § 141), von wo ihre Waren allenthalben verbreitet wurden.“ Wie Strabo hat auch Plinius den Hafen mit der landeinwärts gelegenen Stadt Gerrha vermengt. Plinius sagt (nach Sprenger): Die Stadt (er meint den Hafen) Gerrha misst 5 römische Meilen (= 1 deutsche Meile) im Umfange, hat aus Salzquadern erbaute Türme, und sie (hier meint er die Stadt) ist 50 römische Meilen von der Küste entfernt. Fünfzig römische Meilen = 400 Stadien (Strabos 200 Stadien sind ein Fehler) = zwei Tagereisen. So weit von den heutigen Häfen El Katif und El Oqayr, deren einer der Hafen des alten Gerrha war, landeinwärts lag Gerrha. Es war wie das heutige, unweit liegende Hofuf der Hauptort einer grossen Oase. Wie so oft, haben die Alten in diesem Falle den Namen der Stadt auch auf ihren Hafen übertragen.

Die Gründer der Stadt nennt Strabo chaldäische Flüchtlinge aus Babylon. Noch zu Muhameds Zeit, obschon wenig Handel betrieben wurde, lebten in El Katif und in den übrigen Städten der dortigen Meeresküste viele Magier (Perser), Juden und Christen. Zu allen Zeiten hat diese Küste unter den Kultureinflüssen Persiens und der einander folgenden Reiche am Tigris gestanden, und allerlei fremdes Volk setzte sich in den Küstenstädten fest. Es ist eine ansprechende Vermutung Lassens, dass jene babylonischen Flüchtlinge Strabos Kaufleute gewesen seien, die nach Begründung der den Handel am unteren Euphrat und Tigris eher hemmenden als fördernden Perserherrschaft die Hafenstadt Gerrha gegründet haben, um dort ihre Geschäfte fortzusetzen. Aber sie beschränkten sich wohl fast ausschliesslich auf die Küste, während die Oasenbewohner, die Ur-Gerrhäer reine Araber waren, die den Karawanenhandel durch die Wüsten trieben. Eine bestimmte Angabe über die Zeit der Gründung ist nicht überliefert.

Da aber Alexanders Zeitgenossen von auffallendem Reichtume berichten, so muss die Blüteperiode rückwärts liegen; die Gründung kann demnach bald nach der Begründung der Perserherrschaft über Babylon erfolgt sein.

Nach Plinius versammelten sich ursprünglich die Landeskinder in Gerrha zu einer Messe; in der Folge machte man es zu einem Mittelpunkte des Handels mit Räucherwerk. Der massenhafte Verbrauch von Weihrauch im Perserreiche veranlasste die Gerrhäer „auf Holzflössen" ihre Waren nach Babylonien zu führen. Nach Arrian wurde die Stadt Opis von der Gerrhäer Schiffen „seit ältester Zeit" aufgesucht. Auch die Kaufleute, welche nach Nearchs Erzählung Weihrauch und andere Wohlgerüche aus Arabien nach Teredon brachten, müssen Gerrhäer gewesen sein; denn für die Zeit nach Alexander wird von Aristobul berichtet, dass die Gerrhäer selbst bis Thapsakus fuhren, und Juba hatte Kenntnis erhalten, dass die Gerrhäer nach Gabba und Palästina, später aber nach Charax an der Mündung des Tigris und Persien das Räucherwerk vertrieben. Dieses Gabba war also älter als Charax und jünger als Teredon; es lag drei Tagereisen nordöstlich von Basra und hatte nach Inschriften auch Handelsverbindungen mit Palmyra. Mit Jubas Mitteilung der Handelsreisen nach Palästina stimmt überein, dass nach Agatharchides die Gerrhäer in den Märkten Petras und Syriens den Sabäern im Weihrauch- und Gewürzhandel Konkurrenz machten. Ptolemäus verzeichnet sogar zwei Strassen von Gerrha durch das Nedschd nach Syrien; die ganze Reise von Gerrha bis Petra erforderte 37—41 Tage. Nach einer Nachricht Strabos reisten die Gerrhäer auch nach Hadramaut.

Der Periplus m. E. erwähnte Gerrha nicht mehr, während er Charax Spasinu und Obollah nennt. Wie die westliche scheint demnach auch die östliche Weihrauchstrasse durch die Seeausfuhr des Weihrauchs verödet und die übrigen Ausfuhrartikel Gerrhas nicht bedeutend genug gewesen zu sein, seinen Handel aufrecht zu erhalten. Es ist nicht bekannt, ob der Salzreichtum Gerrhas Veranlassung zum Handel geboten hat. In den Perlen der Bahrein-Inseln bot sich für den damaligen Handel eine besonders geeignete Ware; schon Nearch erwähnt die Perlenfischerei an einer kleinen Insel (Catäa) an der Ostküste des Persischen Busens, wonach die Ausbeutung an den reichen Bänken der Westküste, besonders der Bahrein-Insel anzunehmen ist. Ferner gab es auf der Bahrein-Insel nach Theophrast grosse Anpflanzungen der Baumwollstaude und „ein Holz, aus dem man die Schiffe baut; dieses soll im Wasser aller Fäulnis widerstehen; denn unter dem Wasser dauert es über 200 Jahre, ausser dem Wasser aber fault es schneller".

Die Schilderungen des Agatharchides und Artemidor von dem

ausserordentlichen Reichtume der Sabäer schlossen die Gerrhäer mit ein (vgl. § 249).

271. Handelsbetrieb. Aus allen Nachrichten geht hervor, dass es sich für die Araber wie für ihre ausländischen Handelsfreunde fast immer um das Räucherwerk und die Kassia handelte. Zu Theophrasts Zeit war das Sammeln des Räucherwerks geheiligt, als eine Kultushandlung erklärt worden; der Weihrauchhandel war thatsächlich Monopol der Sonnenpriester (§ 248). Zu Plinius' Zeit war insofern eine Veränderung eingetreten, als die Könige der Gebaniten das Myrrhen-Monopol ausbeuteten. Muza war der Stapelplatz der Regio smyrnofera exterior und der Sitz der ostafrikanischen Handelsgesellschaft, Muza aber stand unter gebanitischer Herrschaft. Nur die „innere" Myrrhengegend, im inneren Nedschd gelegen, von der nicht viel ausgeführt zu sein scheint, war von jenen Herrschern unabhängig. Schon die Vorgänger der Gebaniten, die Kattabanen, mögen die Monopole des Weihrauchs, der Myrrhe und Kassia ausgebeutet haben; Plinius erwähnt, dass sie die ostafrikanische Kassia monopolisiert hatten, und nach Sprenger nannten die Hebräer die Kassia nach den Kattabanen. Zur Zeit des Periplus waren Kane und Moscha Stapelplätze des Weihrauchs. Zu dieser Zeit zogen die nabatäischen Könige gleichfalls Gewinn von dem ihr Gebiet berührenden Durchgangshandel (§ 260).

Die Kaufleute bedurften des Schutzes, denn die Beduinen betrachteten damals wie heute jeden ihr Land betretenden Fremden als willkommene Beute. Daher wurden die Märkte und Messen zu Karna, Okätz, Mina und Mekka, der gesamte Handel daselbst unter den Schutz der Götter gestellt, das Frühlingsfest gefeiert, die Beduinen zur Beobachtung des Landfriedens veranlasst. Ungeachtet dieser Einrichtungen kam es häufig zu Händeln; die Kaufherren zu Mekka sahen sich genötigt, das Schwert umzugürten und sich in blutige Kriege zu stürzen. Ueberforderungen für Wasser, Kamelfutter, Nahrungsmittel, Erpressungen aller Art, Diebereien, Raub gaben häufig Veranlassung. Die feindlichen Gebiete zu meiden war in der Regel unmöglich, so lange der Handel zu Lande geführt wurde; die natürlichen Verhältnisse des Landes gestatteten nur kleine Abweichungen von den herkömmlich benutzten Karawanenstrassen.

Das Geschäft des Handels vollzog sich in den einfachsten Formen. Der südarabische Kaufmann kaufte die Ware von den Priestern oder königlichen Beamten oder der Handelsgesellschaft in Muza, leitete persönlich die Beförderung nach den nördlichen Handelsplätzen durch die zahlreichen Stämme hindurch und besorgte endlich nach dem Verkaufe den Eintausch anderer Waren. Die Handelsgesellschaft von

Muza schickte ihre Schiffer und Beamte nach Rhapta, welche die von den dort thätigen orts-, volks- und sprachkundigen Agenten eingesammelten Erzeugnisse des Landes an den Sitz der Gesellschaft brachten. Auf dem in Mina nach den Opfern abgehaltenen Markte beschränkte sich der Warentausch auf den Kleinhandel; aber die Grosshändler glichen ihre Rechnungen aus, zahlten die Zinsen für gemachte Anleihen und schlossen neue Verträge, häufig für die Zeitdauer bis zum nächsten Feste. Eine Art Kommissionshandel fand später, unmittelbar vor dem Islam, in Mekka statt (vgl. § 262 gegen Ende).

Zur Blütezeit des arabischen Handels standen die Kaufleute Mekkas und der anderen grossen Plätze in Ansehen; in den Zeiten des Verfalls minderte sich die Achtung.

272. Bedeutung des Handels. Südarabien war die Heimat besonders begehrter Luxuswaren, des Weihrauchs, der Myrrhe und anderer Wohlgerüche, brachte dazu Gold, Edelsteine, Perlen hervor; ferner vermittelte der arabische Zwischenhandel die gleichen Wohlgerüche Ostafrikas, dazu die Kassia, das Elfenbein, Schildkrot, Sklaven. Der zunehmende Wohlstand und Luxus in Vorderasien veranlasste bedeutend vermehrten Gebrauch der Wohlgerüche, insbesondere auch zu Opfern, und so wurde Arabien das Land der Wohlgerüche, des Weihrauchs.

Die Araber verstanden den Vorteil des Alleinbesitzes wohl auszubeuten und verschafften sich grosse Gewinne aus diesem Handel. Da die Einnahmen zum Teil aus der Beförderung der Ware sich ergaben, so suchten einzelne Stämme sich des Gebietes der Weihrauchstrassen zu bemächtigen. Die Stammeshäupter erhielten durch die aus dem Monopole oder den Abgaben, Zöllen und sonstigen Einnahmen erlangten Reichtümer Gelegenheit, ihre fürstliche Macht zu erweitern; sie unterwarfen sich andere Stämme, dehnten ihre Herrschaft über die Nachbargebiete aus. So entstanden die Reiche der Sabäer, Minäer, Kattabanen, Gebaniten, Himjaren, Nabatäer.

Tiefere und allgemeinere Gesittung konnte der Handel unter den Nomaden nicht verbreiten. Selbst in den Handelsstaaten ist ihm dies nicht gelungen. Die erhaltenen Kunstwerke sind sehr roh, sind lediglich Nachahmungen des babylonischen Kunststils.

An der weltgeschichtlichen Aufgabe Syriens, zwischen den beiden Kulturgebieten am Euphrat und Nile zu vermitteln, haben nur die Nordaraber und auch diese erst spät geringen Anteil genommen.

Recht glänzende Vertreter der Wissenschaft sind es, welche den Arabern die Bedeutung der Zwischenhändler zwischen allen bedeutenden Kulturländern um Arabien her: Ostafrika, Aegypten, Syrien, Baby-

lonien, Persien, Indien zusprechen. Wir müssen gestehen, dass es uns nicht gelungen ist, die Beweise für jene vermeintliche Handelsstellung der Araber zu finden. Unsere Prüfung hat ergeben, dass regelmässige Handelsverbindungen zwischen Indien und den arabischen Küsten vor der Zeit der Ptolemäer nicht bestanden haben, wahrscheinlich erst im Anschlusse an die häufigen Fahrten der Aegypter, später der Römer angeknüpft worden sind, dass die Ophir-Nachrichten keine Grundlage bieten zu den vielfach an sie geknüpften Folgerungen eines Handels zwischen Arabien und Indien oder Südostafrika, dass die Punt-Nachrichten nicht einen aktiven Handel der Araber mit Aegypten beweisen, Arabien vielleicht ganz aus dem Punthandel auszuscheiden ist, dass auch für den Handel zwischen Arabien und Aegypten in der letzten vorchristlichen Zeit wenig Beweise vorliegen. Wohl aber hat sich der stete aktive Betrieb des Handels mit den eigenen Waren und denen des nahen Ostafrikas nach Syrien und Babylonien, ferner die Erschliessung des südlich von Bab el Mandeb gelegenen Ostafrikas zur See, selbst die Kolonisation dieser Küste durch die Araber bestätigt.

Auch in dieser Beschränkung ist die Bedeutung des arabischen Handels wegen der ansehnlichen Rolle der Handelswaren durchaus nicht gering zu schätzen. Liegen die Anfänge im Dunkeln, das Ende ist scharf bezeichnet: der direkte Handel der Römer nach der Besetzung Aegyptens mit Südarabien, Ostafrika und Indien hat Arabiens aktive Beteiligung am Welthandel vernichtet.

Achter Abschnitt.

Die Israeliten.

273. Ausdehnung, physische Verhältnisse, Erzeugnisse des Landes. Nach Davids Eroberungen dehnte sich sein Reich im Westen bis an die Küstenebene aus, deren nördlicher Teil den Süd-Kanaanäern und Phöniziern, der südliche den Philistern verblieb, im Süden bis an die Hafenorte Eziongeber und Aelana (Elath) am Roten Meere. Im Osten ist das Gebiet der Ammoniter, östlich vom Toten Meere bis zum Arnon im Süden, nie dauernd unterworfen worden. Dagegen gehörte das Ostjordanland vom Gebirge Gilead an bis zum Hermon zu Israel, während die Landschaft Gessur am Hermon südwestlich von Damaskus ein selbständiges Königreich blieb und Damaskus ebensowenig jemals zu Israel gehört hat wie Cölesyrien. Im Norden erstreckte sich das Reich bis an die Höhen des Libanons und Hermons; die Städte Dan, Abel, Ijon in der Schlucht zwischen Libanon und Hermon waren die nördlichsten Besitzungen Israels. Daher bezeichnete man die Ausdehnung gewöhnlich: „von Dan bis Beerscheba".

Das hügelige Palästina und das Ostjordanland, wie ganz Syrien aus Kalkstein, Kreide und Tertiärformation aufgebaut, erreichen beide eine mittlere Höhe von 5—600 m. Beide Teile trennt das Ghôr, jene auffällige tiefe Spalte, bezeichnet durch das Jordanthal und das Tote Meer. Der Merom-See liegt nur noch 2 m hoch, der See Tiberias bereits 208 m unter dem Meeresspiegel, das Tote Meer 394 m. Dieser 75 km lange und 16 km breite See erreicht eine Tiefe von 399 m. Im schmäleren südlichen Teile enthält das klare Wasser 22 Prozent Salz, wodurch das organische Leben sehr gehemmt ist. Bei der Mündung des Jordans und allgemein zur Regenzeit ist der Salzgehalt geringer. Bewegen heftige Winde oder Erdbeben die tieferen Wassermassen, so erscheinen grössere Stücke Erdpech an der Ober-

fläche. Die Ufer tragen Salzpflanzen, Schilf und Riedgras an den flacheren Stellen, sind sonst fast vegetationslos.

Zwischen dem Mittelmeere, dem Ghôr und der Kischonebene (Jesreel) liegt das Hochland von Palästina, von der Küstenebene an allmählich aufsteigend, nach dem Ghôr steil abfallend; nach Westen und Osten sind eine Unzahl Querthäler tief eingeschnitten und erschweren in hohem Grade den Verkehr, wie dies in gleicher Weise das lebhafte Profil des Hochrückens bewirkt. Die Stadt Jerusalem (780 m hoch) ist daher wohl politisch und hierarchisch zu einer herrschenden Stellung gelangt; in wirtschaftlicher Beziehung ist ihre Lage ungünstig. Der Verkehr in nord-südlicher Richtung ist durch das stete Auf und Ab sehr erschwert. Vom Ostjordanlande führte 60 km nördlich vom Toten Meere ein Uebergang über den Jordan nach Jericho am Fusse des Gebirges. Allein die drückende Schwüle des tiefeingeschnittenen Thales, die Unfruchtbarkeit des südlichen Teiles desselben lockten um so weniger an, als dann nicht bloss 1200 m bis Jerusalem emporzusteigen, sondern dabei noch eine Anzahl tief eingerissener Bachthäler quer zu durchschneiden waren. Auch kein anderer Ort des Hochlandes war für den Verkehr günstiger gelegen, so vorteilhaft das Land zwischen Syrien, Babylonien, Arabien und Aegypten mitten inne liegt. Die Weihrauchstrasse Arabiens führte östlich vom Toten Meere nach Damaskus, in einer westlichen Abzweigung nach Tyrus, oder über Petra nach Gaza, wo sie sich mit dem ägyptischen „Königswege“ vereinigte, der Küste entlang bis in die Nähe des Karmels gelangte, wo ein Zweig nach den phönizischen Seestädten abging, während die Hauptlinie die Kischonebene durchschnitt, den Jordan überschritt und nach Abzweigung der Strasse nach Damaskus durch die Bekâa nach dem Orontesthale und dem Euphrat führte. Palästina ward nur im Norden durchschnitten, den Hauptteil des Landes umgingen die grossen Handelsstrassen zwischen den reichen Nachbarländern.

Ezechiel sagt (27, 17) zu Tyrus: „Juda und das Land Israel haben auch mit dir gehandelt und haben dir Weizen von Minnith, Balsam, Honig und Mastix auf deine Märkte gebracht.“ Nach Hehn schildert Josephus die Flora um den See Genezareth wie folgt: „Die Traube und die Feige, die Könige unter den Früchten, reifen dort fast ununterbrochen; neben den Feigen- und Oelbäumen, denen eine sanftere Luft zusagt, stehen in unermesslicher Fülle die Nussbäume, die aus dem Norden stammen, und die Dattelpalmen, die von der Glut sich nähren. Es ist, als hätte die Natur ihren Ehrgeiz darein gesetzt, hier die Fruchtgewächse streitender Himmelsstriche miteinander wett-

eifern zu lassen.“ Aegyptische Quellen sprechen von „hochfeinem Weine von Charu“ (Palästina). Der „Honig“ Ezechiels ist nach Heeren (Michaelis) „Rosinenhonig“; das Land, das so köstlichen Wein spendete, lieferte auch Rosinen. Das Olivenöl lernten die Aegypter erst schätzen, nachdem sie die guten Qualitäten Syriens kennen gelernt hatten, die noch jetzt das Provencer-Oel übertreffen sollen; nach Hieronymus wurde aus Ephraim und Samaria Oel ausgeführt. Die Datteln erwähnte die Stelle aus Josephus. Als weitere edle Frucht kam dazu die Feige, wie jene von den Semiten veredelt und verbreitet. Ein anderes Erzeugnis semitischer Kunst lieferte der in Kanaan heimische Johannisbrotbaum, der erst nach der Impfung essbare Früchte spendet, wenn sie auch in Palästina immer eine gemeine Speise blieben. Die beerentragende Terebinthe (Terpentinbaum) wurde mehrfach als heiliger Baum verehrt; so von Abraham bei Hebron (Mamre), von Jakob und Josua bei Sichem, von Gideon bei Ophra. Der am See Genezareth gesammelte Balsam war dem mekkanischen gleich. Die Gespinststoffe Baumwolle, Flachs und Wolle veranlassten Weberei. Ein Ausfuhrerzeugnis des Mineralreiches war der Asphalt vom Toten Meere.

274. Die Israeliten bis zur Aufrichtung des Königtums. Der eigentlich nationale Name des Volkes, Israel, bedeutet „Streiter Els“ oder „Söhne Israels“. Wahrscheinlich hat er seinen Ursprung im Stamme Joseph, den mächtigen Bewohnern des Gebirges Ephraim. Diese letztere Bezeichnung ist ursprünglich ein Orts-, nicht Stamm-Name. Die Nachbarstämme nannten die Söhne Israels Hebräer, d. h. „die jenseits (des Jordans) Wohnenden“.

Nomadische Stämme der Syrisch-arabischen Wüste sind zu allen Zeiten raubend in das syrische Kulturland eingebrochen und haben sich in dem reichen Lande festzusetzen gesucht. Von den Edomitern, Amalekitern, Midianitern, Ismaelitern, Moabitern und Ammonitern sind solche Raubzüge bekannt. Wie den Kanaanitern in früher Zeit, gelang ihren stammverwandten Volksgenossen, den Israeliten, ihre Festsetzung in später Zeit. Ihre letzte Heimat war das waldreiche Hochland Gilead östlich vom Jordan. Für die Sage des Aufenthalts in Aegypten, im „Lande Gosen“, ist eine geschichtliche Grundlage noch nicht gefunden worden; in Sprache und Sitten erweisen sich die Israeliten jedenfalls nicht stärker von den Aegyptern beeinflusst als die übrigen Stämme Syriens. Auf einen längeren Aufenthalt als Nomaden auf der Sinaihalbinsel weist hin, dass die Israeliten noch in später Zeit den Sinai oder Horeb und das Wüstengebirge Seir im Süden Palästinas als Wohnsitz ihres Stammgottes Jahwe ansahen.

Ueber die Vorgänge der Einwanderung berichten weder historische Ueberlieferung noch Sage. Die knappe Darstellung der Eroberung durch den „Jahwisten“ (besonders in Richter 1) enthält im wesentlichen eine Schilderung der Verhältnisse zu Anfang der Königszeit. Eine zusammenhängende Geschichte hat der spätere „Elohist“ nach religiösen Gesichtspunkten geschaffen; er führt erst den Heerführer Josua, die Priester Aaron und Eleasar ein, lässt aber auch die Eroberung vom Ostjordanlande, nicht vom Süden her erfolgen. Die Einwanderung ist nicht zu denken als eine Eroberung eines zahlreichen Volkes, sondern durch vereinzeltes Vorgehen der einzelnen Stämme der Hebräer, die erst in den neuen Wohnsitzen zu einem Volke vereinigt worden sind. Obwohl die Kanaanäer an militärischer Macht den Eindringlingen ursprünglich überlegen waren — sie besassen schon starke Festungen und „eiserne Kriegswagen“ — so scheinen sie doch, der fortwährenden Raubzüge müde, den Eindringlingen Land zur Bebauung, namentlich im Gebirge, abgetreten zu haben. Allmählich eroberten und besetzten die einzelnen Stämme die Gebirgslandschaft und das Jordanthal zum grössten Teile, während sie die Küstenebenen, die Städte der Philister und das Gebiet der mächtigen phönizischen Handelsstädte niemals unterworfen, letztere vielleicht niemals angegriffen haben. Die Phönizier mögen einzelne Haufen als unterthänige Beisassen in ihre Städte aufgenommen oder als Zinsbauern angesiedelt, die kleineren Stämme aber, welche ihr nomadisches Leben fortsetzten, durch Verträge an ihre Interessen gekettet haben, dass sie die Lasttiere, Treiber und Führer zum Karawanenhandel stellten (vgl. § 197). Als die geschwächte ägyptische Macht sich aus Palästina zurückzog, haben die Phönizier nicht bloss den Küstenstrich vom Karmel südlich bis zur Stadt Dor sich angeeignet, sondern auch binnenwärts dem nördlichen Stamme Asser Verluste beigebracht. Später, namentlich zu Davids und Salomos Zeit, sicherte die Interessengemeinschaft, die engsten wirtschaftlichen Beziehungen den Frieden.

In manchen Fällen wurden die Kanaanäer von den Hebräern ausgerottet oder geknechtet, in anderen, wie wahrscheinlich in Sichem, verschmolzen sie mit ihnen. Jedenfalls verging lange Zeit, bis auch nur das Gebirgsland von den „vierzigtausend“ streitbaren Männern Israels (Deboralied) erobert wurde; eine grosse Anzahl wichtiger Städte vermochten diese nicht zu bewältigen, wie Jebus, Gibeon, Gazer im Süden des Gebirges Ephraim, Megiddo, Taanak, Bet-Sean u. a. im Norden.

Der Stamm Gad blieb in dem älteren Wohnsitze, der Gebirgslandschaft Gilead, zurück; der Stamm Ruben rieb sich südlich davon in den

Kämpfen mit Moab auf; nördlich, in den Landschaften Basan und Gessur, behaupteten sich die Aramäer. Das gebirgige Hinterland der Städte Tyrus, Akzib und Akko südlich vom Leontes besetzten die Stämme Asser, Naphtali, Dan, Zebulon, ausgenommen die wichtigeren Städte wie Bet-Anat und Bet-Semes. Der Stamm Dan konnte lange keine festen Wohnsitze gewinnen, bis ihm schliesslich die Eroberung der von Phöniziern bewohnten Stadt Lais (später Dan) gelang. Die Stämme Levi und Simeon scheinen bei Eroberungsversuchen gegen Sichem untergegangen, ihre Reste in den übrigen Stämmen aufgegangen zu sein. Dem im Süden sich festsetzenden Stamme Juda gelang nur die Eroberung des Gebirges und die teilweise Verdrängung der Amalekiter; er verschmolz hier mit zahlreichen ursprünglich nicht israelitischen Stämmen, wie Kaleb (in Hebron), Qain, Qenaz, die später die grössere Masse des Stammes bildeten. Das ganze Gebirgsland Ephraim, vom Karmel bis Jerusalem, sogar noch Gebiete östlich vom Jordan nahm der grösste und mächtigste Stamm Israels ein, der Stamm Joseph, zu dem die Stämme Ephraim, Manasse, Isaschar und Benjamin gehörten. Auch die josephischen Stämme mussten zunächst auf den Besitz der wichtigsten Städte verzichten; mit den in der Kischonebene gelegenen (Megiddo, Taanak, Jibléam) scheinen zahlreiche Kämpfe geführt worden zu sein. An die mächtigen Bewohner des Gebirges Ephraim haben sich allmählich die übrigen Stämme angeschlossen; an den Stamm Joseph knüpft sich die Bildung der israelitischen Nation an.

Als Zeit des Eindringens der Israeliten nimmt Ed. Meyer (Gesch. d. Alt. I, 349) 1150 v. Chr. an, die Zeit der Wirren in Syrien nach dem Falle des Chetareiches und der Verdrängung der Aegypter, weil in der hebräischen Ueberlieferung keine Spur von Konflikten mit den Aegyptern in Kanaan sich finde. Nun hat aber Petrie nach einem Berichte (Allg. Zeit. 1896, Beil. 86) über seine Ausgrabungen in Theben eine Tafel gefunden, nach deren Aufzeichnungen Merenptah das Volk Israel schlug. Nach W. Max Müller erscheint bereits unter Seti I. und Ramses II. in Nordwest-Palästina das Land Asaru, das Gebiet des Stammes Asser. Doch nicht genug. W. Max Müller weist weiter nach (S. 312), dass der Jahwekult bereits unter Dhutmes III. in Palästina vorhanden war und hat „gegen die Zurückdatierung der Entwickelung Israels bis ins 16.—17. Jahrhundert nichts einzuwenden“ (S. 163). — In Dhutmes' III. Städteliste kommen auch die Namen Joseph-el und Jakob-el als Städte- (nicht Stamm-) Namen vor. Jakob-el lag „im Westen von Mittel-Palästina, in Dan oder Ephraim, offenbar in letzterem Gebiete“ (W. Max Müller 162—164). Die beiden Heroennamen reichen demnach bis ins 16. Jahrhundert zurück. W. Max Müller weist bei dieser

Gelegenheit nach, dass Jakob und Israel nicht zu scheiden sind, dass die Verschmelzung der beiden Namen in die frühesten Zeiten zurückgeht.

Obwohl Aegypten ganz Palästina oder wenigstens dessen südwestlichen Teil in der Zeit von 1600—1100 ununterbrochen unter seiner Oberhoheit gehalten hat, ist die Entwickelung des Volkes durch dieses Verhältnis wenig beeinflusst worden. Die Philister haben in diese Entwickelung gar nicht eingegriffen, da ihre Eroberung Westpalästinas nicht vor 1100 v. Chr. anzusetzen, ihr erster Ueberfall der Israeliten etwa zwei Menschenalter vor Sauls Erwählung ausgeführt worden ist. Die Purasati (auch Pulasati, wovon der Name Palästina), identisch mit den Philistern der Bibel, eroberten zwischen 1100 und 1050 die Küste Palästinas bis nördlich vom Karmel und das Kischonthal bis zum Jordan. Da die Stadt Dor eine Takkara-Stadt genannt wird, so bestanden die Philister wenigstens zu einem grossen Teile aus jenen altlycischen Stämmen östlich vom Aegäischen Meere; die Septuaginta übersetzt in Jes. 9, 12 Philister mit Hellenen. Das Gelingen der Eroberung mag verschiedene Stämme veranlasst haben, ein Gleiches zu versuchen. So erklärt es sich, dass die Philister noch später fünf Fürsten besassen, nämlich in den Städten Gat, Ekron (Akkaron), Aschdod, Aschklon (Askalon) und Gaza. Ihre Zahl muss sehr bescheiden gewesen sein, so dass sie nur den herrschenden Kriegerstand bildeten. So erklärt sich ihr spurloses Aufgehen in Sprache, Sitte und Religion der Semiten. Die nördlichen Küstenstädte bis Dor entrissen ihnen die Phönizier bald. Die erschreckten Stämme Israels vereinigten sich unter Sauls Führung gegen die Eindringlinge. Auch nach seiner Vernichtung am Berge Gilboa besetzten die Philister das Hochland wegen ihrer geringen Zahl nicht, begnügten sich mit einem Tribute. Als ihr Lehnsmann David sich stark genug fühlte, trat er feindlich gegen sie auf, entriss ihnen die Kischon-Ebene bis zum Jordan und schwächte sie so, dass sie sich nie wieder erholten. Immerhin lässt die Thatsache, dass David noch später durch seine philistäische Leibwache, die Kreti und Pleti, herrschte, wie die Erzählung in 2. Sam. 5, 17 ff. erkennen, dass David nicht durch grosse Siege, sondern durch die Schwäche der Philister die Freiheit Israels erreichte. Wahrscheinlich hat zu dieser Zeit ein Pharao sich seines Besitzrechtes auf Palästina entsonnen und das ganze Küstenland bis zum Karmel erobert; denn Scheschonks Liste seiner Eroberungen schliesst alle Philisterstädte aus, und die Eroberung von Gazer (1. Kön. 9, 16) setzt die frühere Eroberung des philistäischen Flachlandes voraus. Selbst als Aegyptens Einfluss in Syrien wieder sank, konnten die Philisterstädte sich nur selten seiner Macht entziehen.

Die eingewanderten Israeliten gingen zum sesshaften Leben über, bauten Getreide, Wein und Oel, nahmen die hohe Kultur der älteren Bewohner Kanaans wenigstens teilweise an, vor allem die Schrift, manche Anschauung und Kunstfertigkeit, wenn sie auch in Gewerbe und Kunst die Phönizier nie erreicht haben. Die Besetzung des Landes hatte das Band der Stämme gelockert; die einzelnen Geschlechter hatten sich an verschiedenen Orten niedergelassen und jedes fortan seine besondere Sorge. Jeder Ort hatte seinen besonderen Richter und Heerführer, die in den Zeiten der Not die Geschlechter zum Kampfe riefen und die gemeinsamen Beratungen leiteten. Doch zogen auch einzelne Geschlechter zur Abwehr wie zum Raube aus. Das Recht der Blutrache galt noch in vollem Umfange. Der National- und Schlachtengott Jahwe wurde an den Hauptkultusstätten des Landes oder unter alten Terebinthen, bei alten Steinen oder Felsen geehrt; daneben gründeten reiche Leute für sich und ihr Geschlecht ein eigenes Heiligtum mit Götterbild und Priester. Wenn es noch Stammesoberhäupter gab, so war ihre Macht aufs äusserte eingeschränkt. Die Erfahrung, infolge solcher Zersplitterung durch weit schwächere Feinde zu leiden, zeitigte das Königtum.

275. Israel unter den Königen. Nachdem die Israeliten sich in Palästina festgesetzt hatten, erlitten sie selbst die Raubzüge der benachbarten Wüstenstämme. Ein Sieg Gideons oder Jerubaals über die Midianiter führte zu dessen Erhebung als oberster Richter und Heerführer oder König durch die josephischen Stämme. Mit seinem Sohne Abimelek fand dieses Königtum wahrscheinlich sein Ende. Den eingedrungenen Philistern gelang es, die Israeliten, vermutlich in langen Kämpfen, vollständig zu schlagen; selbst die „Lade Jahwes", ein altes Symbol ihres Kriegsgottes, fiel den Feinden in die Hände. Etwa um 1000 v. Chr. gab Saul, ein edler Benjaminit, das Zeichen zum Aufstande. Er erfocht über die Philister bei Giba und Mikmasch einen Sieg und wurde zum Könige erhoben. Durch ununterbrochene Kämpfe gegen Philister, Ammoniter und Amalekiter dehnte er sein Reich bis über den Jordan im Osten und über die Stämme Juda, Qain, Kaleb und Jerachmel im Süden aus. Nach langen unentschiedenen Kämpfen mit den Philistern kam es in der Ebene Jesreel, am Fusse des Berges Gilboa, zur Schlacht, in welcher das israelitische Heer völlig geschlagen wurde, Saul und Jonathan ihren Tod fanden. Dem Feldhauptmann Abiner gelang es, die Anerkennung von Sauls Sohn Ischbaal (Ischboschet) bei dem ganzen eigentlichen Israel, d. h. Gilead, Joseph und den Nordstämmen, durchzusetzen.

Der Stamm Juda hatte sich wieder losgerissen und unter phili-

stäischer Oberhoheit ein eigenes Reich gegründet. David, ein Judäer aus Bethlehem, war mit seinem Schwiegervater Saul zerfallen, durchzog als Räuber und Wegelagerer mit einer Schar von 400 Mann die Grenzgebiete der Wüste und erhielt schliesslich von dem philistäischen Fürsten von Gat die Stadt Siklag an der Grenze von Juda als Lehen. Nach Sauls Fall zog er nach Hebron (Hauptort des Stammes Kaleb) und wurde als König von Juda und den südlichen Stämmen anerkannt. Nach Abiners Abfall von Ischbaal brach des letzteren Königtum zusammen, und die Aeltesten Israels übertrugen David die Königswürde (regierte etwa 985—55). Die darauf folgenden langjährigen Kämpfe mit den Philistern endigten damit, dass die letzteren auf die Küstenebene beschränkt wurden und nach Art der Phönizier mit den Israeliten in friedlichem Handelsverkehre lebten. Dann wurden die übrigen feindlichen Nachbarn, die Amalekiter, Edomiter, Moabiter, Ammoniter, besiegt und durch Grausamkeiten und Martern aller Art zum Teil oder ganz, so die Amalekiter, vernichtet. Das israelitische Königtum war aufgerichtet, das Volk befreit, die Grenzen gesichert. Auch die früher selbständig gebliebenen kanaanäischen Städte innerhalb des israelitischen Gebietes sind David und Salomo sämtlich erlegen. Mit dem seemächtigen Tyrus standen David und Salomo in friedlichen Beziehungen zu beiderseitigem Vorteile. Mit dem Könige von Hamât waren sie eng befreundet, und eine Tochter des Königs von Gessur befand sich in Davids Harem.

Im Innern sicherte namentlich Salomo das Reich durch eine Reihe von Festungen. David erhob Jerusalem zur Hauptstadt, nahm auf dem Hügel Zion seinen Wohnsitz, liess auch die „Lade Jahwes" dahin bringen, und Salomo baute daselbst einen Königspalast und einen Tempel. Das schwierigere Werk war die Verschmelzung der Stämme zu einer Nation. David und sein treuer Gehilfe Joab haben erfolgreich an dieser Aufgabe gearbeitet. In der späteren Zeit seiner langen Regierung verlor David die alte Kraft, während die nie verleugnete Willkür und rücksichtslose Selbstsucht eines Despoten stärker hervortrat. Ausser der Ermordung Urias um dessen Weibes willen wurde ihm auch schlechte Rechtspflege vorgeworfen. Die bedenklichsten Folgen zeitigte die Spaltung der Nation in zwei Teile. Die durch Saul herbeigeführte Einigung zwischen Israel und Juda hob der Krieg Davids gegen Ischbaal wieder auf, den nördlichen Stämmen musste Davids Erhebung zum Könige als Fremdherrschaft erscheinen. Diese Ansicht wurde befestigt durch die Wahl Jerusalems an der Grenze Judas als Hauptstadt; der Stamm Juda wurde bevorzugt zum Nachteile des Stammes Joseph, der die Hauptkraft des Volkes ent-

hielt. Die noch nicht geschlossene Kluft zwischen Israel und Juda öffnete sich wieder und erweiterte sich.

Durch Salomos Erhebung zum Könige (etwa 955—925) unter Vernichtung des berechtigten Erben Adonia samt dessen gewaltigem Feldherrn Joab wurde das Reich von neuem erschüttert. Edom warf die Fremdherrschaft ab. Rezon stürzte die Dynastie von Suba in Cölesyrien und erhob Damaskus zur Residenz; dieses neue aramäische Reich ist ein gefährlicher Feind Israels geblieben. Mit Ammon und Moab bestanden friedliche Beziehungen; Salomo erbaute den Nationalgöttern der beiden Stämme Altäre in Jerusalem; eine Ammoniterin war die Mutter des Thronfolgers Rehabeam. Auch mit einer Tochter Scheschonks von Aegypten vermählte sich Salomo und erhielt die Stadt Gazer als Mitgift. „Salomo war ein Fürst vom gewöhnlichen orientalischen Durchschnittsschlage. Niemand verdient den Glorienschein, mit dem die Nachwelt ihn umgeben hat, weniger als er. Sein Hauptinteresse wandte er seinen Bauten zu, vor allem dem Königspalaste mit dem Reichstempel in Jerusalem, in dem er die Schätze und Kostbarkeiten, die David und er gewonnen hatten, niederlegte. Das Volk wurde durch Steuern und namentlich Frondienste hart bedrückt" (Ed.Meyer, Gesch. d. Alt. I, S. 371). Ein Aufstand Josephs wurde allerdings bewältigt. Allein nach Salomos Tode versammelten sich die Israeliten in Sichem zur Königswahl und erklärten, sie würden Rehabeam, der in Jerusalem die Nachfolge ohne Widerspruch angetreten hatte, nur anerkennen, wenn er den von Salomo geübten Druck aufhebe. Als Rehabeam das Versprechen verweigerte, sagte sich die Volksversammlung zu Sichem von Rehabeam los und erhob Jerobeam zum Könige (um 925 v. Chr.). Beide Könige bekriegten sich ohne entscheidende Erfolge; Juda blieb fortan vom Volke Israel getrennt.

Während nun ein Bürgerkrieg fünfzig Jahre hindurch (925—875) die Kräfte des Landes aufzehrte, plünderte Scheschonk beide Staaten aus, entbrannten die Philisterkriege von neuem, entzündete sich zwischen Israel und Damaskus ein erbitterter Krieg, der mit kurzen Unterbrechungen bis zum Untergange beider Staaten gedauert hat. Allmählich errangen Omri von Israel und sein Sohn Achab (etwa 875—853/2) derartige kriegerische Erfolge, dass die Assyrer das Reich Israel auch unter den folgenden Dynastien „das Haus Omri" nannten. Nach Achabs Tode verweigerte Mescha von Moab die Tributzahlung und eroberte die vielumstrittenen Grenzgebiete. Dieser umsichtige Herrscher siedelte nicht bloss moabitische Kolonisten in dem gewonnenen Gebiete an und sicherte es durch Festungen, er liess auch überall im Lande Cisternen anlegen und eine Strasse mit Brücke über den

schwer überschreitbaren Arnon bauen, der Moab in zwei Teile schied. Diese Massregel förderte den Verkehr aus Arabien nach Damaskus und den phönizischen Städten; sie erlaubt zugleich einen Schluss auf das Gedeihen jenes Handels, der den Bau der Brücke und Strasse notwendig machte. Ueber die Kämpfe gegen die Edomiter seit Josaphat von Juda vgl. § 255.

Die steten Kriege der syrischen Stämme und Reiche untereinander arbeiteten den Assyrern trefflich vor. Nach der Eroberung von Damaskus (732) riss Tiglat-Pileser III. vom Reiche Israel Gilead und den ganzen Norden, namentlich das ganze Land Naphtali, los und führte die angesehensten Bewohner hinweg. Trotzdem vertraute König Hosea von Israel (732—22) auf die Hilfe des Aethiopen Sabako von Aegypten und verweigerte Salmanassar IV. den Tribut. Dieser erschien rasch, nahm Hosea gefangen und belagerte seine Hauptstadt Samaria. Salmanassar starb während der Belagerung (725—22); sein Nachfolger Sargon überwältigte die Stadt, führte 27000 Einwohner fort und schlug das Land zur assyrischen Provinz.

Das Reich Juda wurde nach Sanheribs Belagerung Jerusalems 701 ein assyrischer Vasallenstaat. Die folgenden sieben Jahrzehnte verliefen in Frieden und förderten den Wohlstand; allein das Schicksal des Volkes war an ein fremdes Reich gebunden. Daher litten auch die Juden aufs tiefste mit durch die gewaltigen Erschütterungen Vorderasiens infolge des Scytheneinfalls, der Gründung des Medischen und Neubabylonischen Reiches, der Versuche der Pharaonen Necho und Apries, Syrien wieder zu erobern. Nebukadnezars Heer zog heran und belagerte Jerusalem, das nach anderthalb Jahren fiel (Juli 586). Das nach früheren Empörungen unvermeidliche Strafgericht erfolgte: der König Zedekia wurde geblendet, seine Söhne und die Angesehensten seines Volkes hingerichtet, die Stadt, die Mauern und vor allem der Tempel von Grund aus zerstört, ein grosser Teil der Bevölkerung gefangen weggeführt, nur die Aermsten („die gar nichts besassen") im Lande gelassen und die Weingärten und Aecker unter sie verteilt. Die Nation war vernichtet, das Gebiet von Juda wurde babylonische Provinz.

276. Landwirtschaft und Gewerbe. Als Nomaden kamen die Israeliten nach Palästina; sie setzten die Viehzucht auch fort, als sie die Vorteile des Ackerbaus schätzen gelernt hatten. In Jerusalem fand ein starker Wollhandel statt. Die Fluren lieferten ausgezeichneten Weizen, Wein, Oel und Feigen, so dass an allen diesen Erzeugnissen viel an die phönizischen Händler abgegeben werden konnte. Die Landwirtschaft blieb auch in der späteren Zeit weitaus die bevor-

zugte Beschäftigung; die mosaische Gesetzgebung drückt die Vorliebe für sie in der Ordnung der agrarischen Verhältnisse deutlich aus.

Die Wolle kam nicht bloss roh auf den Markt, sondern auch zu Kleidern verarbeitet. Das Spinnen und Weben wurde eine gewöhnliche Hausbeschäftigung der israelitischen Frauen; Webarbeiten aus Flachs, wie Leinwand, Gürtel, Schnüre, Lampendochte u. s. w., wurden ausser für den einheimischen Bedarf auch für die Ausfuhr hergestellt.

Im Metallgewerbe lernte man manches von der kanaanäischen Bevölkerung der Städte, z. B. die Anfertigung mit Metall überzogener, reichverzierter Bilder der Götter. Es darf auch angenommen werden, dass die kanaanäischen Gewerbtreibenden der Städte nach deren Eroberung ihre Gewerbe fortgesetzt haben. In den drei Städten der Ebene Jesreel oder im angrenzenden Gebiete: Pahuira, Rahubu und Opa wurden so vortreffliche Kriegswagen gebaut, dass die Aegypter sie mehrfach rühmend erwähnten und auch im Alten Testamente mehrfach die „eisernen (d. h. eisenbeschlagenen) Wagen“ dieser Gegend genannt werden (Jos. 17, 16. 18. Richt. 4, 13).

277. Handel. Trotz der günstigen Lage inmitten handelsbelebter Länder musste Palästinas Handel infolge der höchst nachteiligen Bodenform gering bleiben. Nur die tiefe Einsenkung des Kischon-Thales mit der Ebene Jesreel wurde von der Strasse aus Aegypten nach dem Euphrat und Galiläa von Abzweigungen von der Strasse Petra-Damaskus nach Tyrus und Sidon durchzogen. Dadurch war Megiddo in der frühen Zeit zur wichtigsten Stadt Palästinas geworden. Galiläa erhielt von aussen her die meisten Anregungen zum Handel.

Erschwerend wirkte auf den Handel ferner in hohem Grade die Politik der Führer und Leiter des Volkes. Die mosaischen gesetzlichen Vorschriften begünstigten die Landwirtschaft, hinderten den Handel. Während des siebenten (Jubel-) Jahres, in welchem der Ackerbau unterbleiben sollte, durften Schulden nicht eingetrieben werden (5. Mos. 15, 2f.); später ist die Vorschrift dahin aufgefasst worden: die Schulden sollten erlassen werden. 3. Mos. 25, 36f. verbot, von einem verarmten Volksgenossen Zinsen zu nehmen oder einem solchen Nahrungsmittel auf Kredit zu erhöhtem Preise zu verkaufen; 5. Mos. 23, 20 dehnte das Zinsenverbot allgemein auf alle Volksgenossen aus, gestattete nur von Fremden Zinsen zu nehmen. Die Mahnungen, rechte Wage, rechtes Gewicht, rechtes Mass zu führen (3. Mos. 19, 35f.), wurden später (5. Mos. 25, 13—15) in der Form wiederholt: „Du sollst nicht zweierlei Gewicht in deinem Sacke, gross und klein, haben, und in deinem Hause soll nicht zweierlei Scheffel, gross und klein, sein. Du sollst ein völliges und rechtes Gewicht und einen

völligen und rechten Scheffel haben.“ Darnach kann der Betrug ebensowohl von den Verkäufern wie von den Käufern geübt worden sein. Den Betrug im Kornhandel und den Kornwucher geisselten Amos (8, 5f.), Micha (6, 10) und der Verfasser der Sprüche Salomonis (11, 26); der letztere sagt: „Wer Korn inne hält, dem fluchen die Leute; aber Segen kommt über den, der es verkauft.“ Aus der Stelle in Amos geht auch hervor, dass die Kornwucherer während des Neumonds und des Sabbaths heuchlerisch ausriefen, dass die religiösen Feste sie am Getreideverkaufe hinderten. Eine gesetzliche Bevorzugung der agrarischen Interessen hat zweifellos stattgefunden. — Die Propheten scheinen den Handel ungern gesehen zu haben, zumal den aktiven Handel unter den Heiden, in fremden Ländern, der das jüdisch-religiöse Leben gefährden musste. Ihre Abneigung mochte selbst auf einem patriotischen Grunde ruhen, insofern die Israeliten, zumal die, welche sich unter den fremden Völkern dauernd niederliessen, leicht ihrem Volke ganz entfremdet werden konnten, zum Nachteile für sie selbst wie für das schwache Volk Israel. Seit Esra erschwerte die zunehmende Strenge der jüdisch-religiösen Lebensweise offenbar den vom Handel unzertrennlichen Umgang mit Heiden sowie das Reisen in und durch heidnisches Land. — Gegenüber diesen Erschwerungen des Handels durch religiöse Einflüsse ist anzuführen, dass die von Moses angeordneten drei jährlichen Wallfahrten aller Männer zu dem Orte des Heiligtums geeignet waren, dort eine Messe zu begründen. Seit Salomos Tempelbau in der glanzerfüllten Hauptstadt Jerusalem kamen diese Wallfahrten wirklich in Aufnahme und belebten den Handel.

Nach der Bibel erscheint das Volk der Handelsthätigkeit fremd. Das Buch der Richter (etwa 800 v. Chr. verfasst) führt an, dass die Stadt Gibea, etwa 10 km von Jerusalem, die Residenz des philistäischen Statthalters, keine Herberge hatte (Richt. 19, 15); einer solchen entbehrte sogar Dan, obschon es eine Phönizier-Kolonie war und an dem Wege zwischen Damaskus und Sidon lag. Die Israeliten blieben eben infolge der ungünstigen Bodenerhebung ihres Landes bei den Erwerbszweigen ihrer Vorfahren, dem Ackerbau und der Viehzucht, welche Richtung die weltliche und religiöse Gesetzgebung begünstigten. Während der Perserherrschaft und auch in den beiden folgenden Jahrhunderten, ehe griechischer Geist die Juden stärker beeinflusste, ist sogar die Handelsthätigkeit der Juden in Palästina geringer gewesen als vor dem Exile. Josephus sagt, dass die Juden wenig Interesse an dem Handelsverkehre hätten.

Immerhin veranlasste die Verschiedenheit der Erzeugnisse und der

Beschäftigung Binnenhandel. Das Ostjordanland trieb vorzugsweise Viehzucht, bedurfte demnach der Getreidezufuhr gegen seinen Ueberfluss an Wolle und Häuten. Die niederen Lagen bauten allenthalben Wein, Oel, Feigen, Datteln. Die oben angeführten Bibelstellen zeigen, dass der Getreidehandel sehr verbreitet war. Nach 2. Sam. 4, 6 gaben sich die beiden Mörder Ischbaals für Weizenhändler aus. Die Getreidehändler mögen auch den heimischen Ueberfluss aufgekauft und ans Ausland verkauft haben. So mag es auch mit dem Weine, Oele, Balsam geschehen sein. In Jerusalem fand ausserdem ein starker Wollhandel statt. Der Sklavenbesitz wurde ergänzt durch fremde Zufuhr, aber auch, wie 3. Mos. 25, 39 ff. erkennen lässt, durch Knechtung von Volksgenossen.

Eine Beteiligung an dem Durchgangshandel durch die Ebene von Jesreel und an den durch Galiläa führenden Strassen musste den nördlichen Stämmen zufallen, wäre es zunächst auch nur die Beförderung der Waren gewesen, die aber unter solchen Umständen den Anfang zum aktiven Handel bildet. Hatten doch auch die Israeliten an ihren landwirtschaftlichen Erzeugnissen, Getreide wie Früchten, viel für die Ausfuhr übrig. Salomo verpflichtete sich (1. Kön. 5, 25), dem Könige von Tyrus eine Reihe von Jahren 20000 Kor Weizen und 20 Kor „gestossenen“ Oels jährlich zu liefern; die Parallelstelle 2. Chron. 2, 9 vermehrte das Oel beträchtlich und fügte noch Gerste hinzu. Die Ausfuhr an Wein, Oel und Balsam ist bekannt. Es ist leicht möglich, dass mit dem feinen Oele und den ausländischen Wohlgerüchen auch kostbare Salben, Oele und Wässer in Palästina zubereitet worden sind, welche dann die Phönizier als ägyptische verkauften. Auch die Leinwand und leinenen Waren der israelitischen Frauen mögen als ägyptisches Fabrikat angepriesen worden sein.

Die glücklichen Kriege und die Erweiterung des Reiches unter den Richtern und Königen bis Salomo hatten Wohlstand im Lande verbreitet, in Salomos Besitz mächtige Reichtümer angehäuft. Das veranlasste Luxus in Schmuck, Kleidern, Geräten, Bauten, der nur durch starke Einfuhr befriedigt werden konnte. Bei der grossen Anzahl von Stellen, welche den Luxus erkennen lassen, muss es genügen, die Stellen zu bezeichnen: 1. Kön. 4, 20—28. Kap. 5—7. 2. Chron. 25, 6—10. 2. Kön. 14, 7. 14. Hos. 2, 10. 12, 9. Jes. 2, 7. Ps. 49, 7. Spr. Sal. 16, 7. 21, 17. 25, 12. 26, 23. 31, 21 f. Amos 3, 12. Jes. 3, 18—24 (die klassische Stelle über den Luxus der Frauen). Jes. 5, 8. Hohelied Sal. 3, 6. 4, 14. 7, 2. Zephanja 1, 8. Jerem. 10, 9. Ezech. 16, 10 ff. Hohelied Sal. 7, 5. Ps. 45, 9. Amos 3, 15. 6, 4. Als fremde Erzeugnisse werden hier genannt: Weihrauch, Myrrhe, Aloe, Narde, Saf-

ran, Kalmus, Zimt; Korallen oder Perlen, Schmuck für alle Teile und Glieder des Körpers, für Tempel, Paläste und Häuser aus Gold, Silber, Edelsteinen, Elfenbein; Teppiche, Decken „von ägyptischem Garne“, Kleider aus blauem und rotem Purpur, aus Byssus; Wagen und Rosse.

278. Fortsetzung. Der Wohlstand und Luxus sowie die von beiden Seiten die wirtschaftlichen Interessen klug berücksichtigende Politik veranlassten die engsten Beziehungen zwischen Israeliten und Phöniziern. Diese waren es vorzüglich, die als Krämer und Hausierer im Lande umherzogen, die landwirtschaftlichen Ueberschüsse aufkauften und den tyrischen Grosshändlern zuführten, dagegen die phönizischen Fabrikate und fremden Erzeugnisse in Tausch gaben; es siedelten sich selbst nicht wenig Phönizier in den Städten Palästinas an zum aktiven Betriebe des Handels.

Mit den Philistern gestaltete sich das Verhältnis nach Abwerfung der Oberherrschaft und Beendigung der Kriege wie mit den Phöniziern.

Aus Aegypten erhielt Salomo (1. Kön. 10, 28f.) Wagen und Pferde, deren er (nach 1. Kön. 10, 26) eine sehr erhebliche Menge besass, durch „die Kaufleute des Königs“, die allerdings auch privilegierte Phönizier gewesen sein können, zumal die Durchfuhr zu den „Königen der Chetiter und den Königen zu Syrien“ erwähnt ist.

Dass die Israeliten sich des aktiven Handels ins Ausland nicht gänzlich enthalten haben, lässt sich vielleicht schon aus Spr. Sal. 7, 19f. entnehmen. Ganz sicher geht dies hervor aus 1. Kön. 20, 34. Achabs Vater Omri hatte nach dem üblen Ausgange eines Krieges dem Könige von Damaskus das Recht einräumen müssen, in seiner Hauptstadt Samaria einen Bazar anzulegen. Jetzt bot der besiegte Benhadad von Damaskus Achab die Anlegung einer gleichen israelitischen Handelsniederlassung in Damaskus an. Das hatte doch nur einen Sinn, wenn die Israeliten bereits aktiv Handel trieben.

Nach der Gründung und Festigung des Reiches durch Saul und David trat unter Salomo eine Friedenszeit ein, während welcher der Wohlstand der Bevölkerung und die Neigung des Königs zum Luxus den Binnen- und auswärtigen Handel beleben musste. Auch der Durchgangsverkehr durch das nördliche Palästina bewegte sich auf gesicherten Strassen und brachte die benachbarten Völker unter sich und mit den Israeliten in häufigere Berührung; es trat z. B. unter Salomo ein engerer Verkehr der Israeliten mit den Ammonitern und Moabitern ein. Die Erhebung an Zöllen und Abgaben von Kaufleuten und Karawanen liessen den König zu seinem eigenen Vorteile den Handel sichern und vielleicht auch begünstigen. Salomo aber als einen mächtigen Förderer des Handels, als den König hinzustellen, der in seinem Volke die Nei-

gung zum Handeln entzündet, es auf die Bahn des Handels geführt habe, ist nicht begründet. Der Umstand, dass nach seinem Tode die Reichsspaltung eintrat, lange Bürgerkriege und fortan fast ununterbrochene auswärtige Kriege bis zum Untergange des Volkes dieses mit ihren furchtbaren Drangsalen ängstigten, mag vor allem die Verfasser der biblischen Nachrichten veranlasst haben, vielen unberechtigten Glanz über Salomo auszugiessen. Die späteren Schriftsteller haben diesen Glanz häufig potenziert. Auf Grund der Ophir-Nachrichten liessen sie Salomo mit Hirom ganze Flotten (die Bibel spricht von einem Schiffe) regelmässig nach Arabien, Vorder-, Hinterindien, Ostafrika senden; liessen sie die Israeliten unter Salomo regelmässig aktiven Handel mit den Sabäern treiben, um den Bericht über den Besuch der Königin von Saba zu rechtfertigen; liessen sie Salomos Herrschaft bis weit nach Cölesyrien sich ausdehnen und ihn in der Wüste die Stadt Tadmor (Palmyra) gründen nach 2. Chron. 8, 4, während „die von Salomo gegründete Stadt nach dem echten Texte 1. Kön. 9, 18 Tamar in Juda“ ist. Die Israeliten sind kein Handelsvolk gewesen, dazu hat erst die bittere Not die unter fremde Völker Zerstreuten gemacht.

Nicht erst die Wegführungen der Israeliten und Judäer durch die Assyrer und Babylonier haben Bruchteile des Volkes Israel in viele Länder zerstreut. Der höhere Lohn, der reichere Genuss in den Seestädten der Phönizier, der übrigen Kanaanäer und Philister lockte gewiss viele der verarmten, ohne Landbesitz ihr Leben kümmerlich fristenden Israeliten, als Hafen- und Werftarbeiter, als Schiffer, als Gewerbsgehilfen ein erträglicheres Dasein zu gewinnen. Als Schiffsknechte, als Kolonisten gelangten sie auch in die phönizischen Kolonien, in die Länder, mit denen die Phönizier handelten. Ferner war es in Syrien das gewöhnliche Schicksal der in den Schlachten oder nach Bezwingung der festen Städte Gefangenen, entweder in Masse niedergemetzelt oder zu Sklaven der Sieger gemacht oder auf die syrischen Sklavenmärkte verkauft zu werden. Die semitische Grausamkeit kannte keinen milderen Weg. Welche Massen syrischer Sklaven sich in Aegypten während des Mittleren und Neuen Reiches befanden, ist bekannt. Auch die Israeliten erfuhren die erbitterte Grausamkeit der kleinen Nachbarstämme um sie her, der Philister, der Damascener, der Aegypter, der Assyrer. Die Beweise liegen in der Bibel vor. Der Prophet Joel (4, 4—8) droht den Tyrern, Sidoniern und Philistern mit Wiedervergeltung, dass sie „die Kinder Juda und die Kinder Jerusalems an die Griechen verkauft hatten, auf dass sie sie ja ferne von ihren Grenzen brächten.“ Ihre Anzahl muss beträchtlich gewesen sein, da

der Prophet ihre Rückkehr weissagte. Hosea (11, 10f.) verkündet die Heimkehr der Israeliten aus dem Westen und aus Aegypten. Sacharja sagt (10, 10): „Ich will sie wiederbringen aus Aegyptenland und will sie sammeln aus Assyrien und will sie in das Land Gilead und Libanon bringen, dass man nicht Raum für sie finden wird." Jesajas weissagt (11, 11): „Und der Herr wird zu der Zeit zum andern Male seine Hand ausstrecken, dass er das Uebrige seines Volkes erkriege, so übergeblieben ist von den Assyrern, Aegyptern, Pathros, Mohrenland, Elamiten, Sinear, Hamât und von den Inseln des Meeres."

Aus allen diesen und anderen Stellen geht hervor, dass den Verfassern der Aufenthalt einer grossen Zahl Volksgenossen in fremden Ländern, ganz besonders in Aegypten, bekannt war. Im Nilthale mochten auch eine Anzahl vornehmer Geschlechter eine Zuflucht gesucht haben nach dem Misslingen der zahlreichen Empörungen gegen die Assyrer und Babylonier. Dass manche dieser politischen Flüchtlinge, um ihre Existenz zu fristen, zu einem Erwerbe, auch zum Handel geschritten sind, ist begreiflich; auch dass manche der in Phönizien Eingewanderten in deren Kolonien und Handelsgebieten dem Handel sich zugewandt haben oder manche der von den Phöniziern an die Griechen verkauften israelitischen Sklaven zu Handelsgeschäften verwendet worden sind, ist wahrscheinlich. Es ist jedoch unbegründet, wie Herzfeld (Handelsgeschichte der Juden des Altertums) behauptet, dass um des Handels willen zahlreiche Israeliten nach Hamât, Cypern, Griechenland, bis zum Pontus, Aegypten, vielleicht nach Spanien zu vorübergehendem oder dauerndem Aufenthalte sich begeben hätten.

Was Amos und Hosea befürchtet, Jesajas als unvermeidlich vorausgesehen hatte, den völligen Untergang ihres ganzen Volkes durch das assyrische System der Verpflanzung der Völker, das trat ein. Tiglat-Pileser III. und Sargon haben in den Jahren 732 und 722 das Volk Israel in die Gebirgsländer östlich vom Tigris verwiesen. Das Volk Israel war vernichtet. Ebenso erging es Juda. Nebukadnezar führte die Judäer in die verschiedenen Teile des Euphrat- und Tigrislandes und östlich davon. Herzfeld nimmt an (Beweise lassen sich nach ihm selbst dafür nicht beibringen), dass die assyrischen wie babylonischen Exulanten sich zu einem guten Teile dem Handel zugewandt, der Handel sie in weitere Länder geführt, wohin sie ihre Familien nachgeholt hätten, dass also der Handel die Exulanten weiter verbreitet hätte. Solchen weitgehenden Annahmen widerspricht die von Herzfeld selbst angeführte Thatsache, dass seit der Rückkehr der Juden aus der babylonischen Gefangenschaft in Palästina die Handelsthätigkeit „von nur sehr geringem Belang, von geringerem jedenfalls als

vor dem Exile“ gewesen sei. Hätten die Exulanten das wirklich zum grossen Teil gethan, so wären Jeremias' briefliche Mahnungen von Jerusalem aus an die Verbannten in Babylon überflüssig gewesen, nämlich: im Lande der Verbannung Häuser zu bauen, Gärten zu pflanzen, sich durch Heirat zu mehren, Babylons Bestes zu wollen, ja für Babylon zu beten. Einzelne hatten es natürlich gethan, wie die Egibitafeln beweisen, die im Jahre 1874 und 1879 nördlich von Hilleh in grosser Anzahl (an 3000) gefunden wurden. Nach ihrem Inhalte sind es die Handelsurkunden des jüdischen Handelshauses Bit Egibi, d. h. „Kinder Jakobs“, das an der Fundstätte zu Nebukadnezars und seiner Nachfolger Zeit seinen Bankpalast hatte. Die Bit Egibi waren „eine weitverzweigte Familie, deren Stammvater, wie es scheint, schon von Sargon in das assyrische Exil weggeschleppt worden war, die aber dann, vielleicht nach dem Falle Ninewes, in Babylon sich niedergelassen hatte und dort schnell zu hoher merkantiler Bedeutung gelangte“ (Delitzsch).

Neunter Abschnitt.

Damaskus.

279. Lage und physische Verhältnisse. Damaskus liegt in einer grossen in die Syrisch-arabische Wüste als Kulturland vorgeschobenen Halboase als natürlicher Sammelpunkt des Verkehrs zwischen den von Syrien bis zum Euphrat hausenden Arabern und den phönizischen Seestädten, als Durchgangspunkt des Verkehrs zwischen Arabien und dem nördlichen Binnensyrien, zwischen dem Euphrat, Palästina und Aegypten. Mit dieser Gunst der Lage vereinigten sich die physischen Verhältnisse zu der Wirkung, dass seit mehr als drei Jahrtausenden an dieser Stelle ein bedeutender Handelsplatz bestanden hat und Damaskus heute 150000 Einwohner zählt. An den letzten Ausläufer des Antilibanons, ein vom Barāda durchrissenes Plateaugebirge, schliesst sich die etwa 440 qkm grosse Ghuta-Ebene, vom Barāda und anderen Wasserläufen so reich bewässert, dass die ganze Oase aus prangenden Fluren und namentlich prachtvollen Obstwaldungen besteht, „ein Bild des Friedens und der Fruchtbarkeit“. Mitten aus dieser prangenden Ebene ragen aus einem Kranze von Palmen und Orangen, Feigen- und Maulbeerbäumen die zahlreichen Moscheen mit ihren Minareten von Damaskus hervor.

Der Regen fällt hauptsächlich im Januar; bisweilen erscheinen selbst Schneeflocken (Damaskus liegt 691 m hoch), die aber sofort zerschmelzen. Die regenlose Zeit währt vom April bis November; im August und September steigt die Hitze bis 42° C. im Schatten; selbst die Abende bringen in diesen Monaten keine Kühlung. Die Witterungsverhältnisse sind in Verbindung mit den nie versiegenden Gewässern der Obstzucht ganz besonders günstig, die in umfassendster Weise um die Stadt her betrieben wird. Grossartige ober- und unterirdische, zum Teil alte Wasserleitungen führen das Wasser des Barādas und Banias' in alle Häuser, selbst der Vorstädte, derart, dass ein Kanal das reine Trinkwasser liefert, auch die Wasserbecken und Springbrunnen der Gärten und Höfe speist, ein zweiter Kanal das Unreine

hinwegführt. An Erzeugnissen lieferte die nähere und weitere Umgebung im Altertume die Früchte der erwähnten Obstbäume, insbesondere das wenig nordwestlich gelegene Helbon (Chalybon) den berühmten Wein, Getreide, die Erträge der Vieh-, besonders Schafzucht, namentlich grosse Massen Wolle, die wegen ihrer Feinheit hohen Wert hatte. „Damaskus handelte mit dir wegen deines Reichtums und deiner grossen Geschäfte, brachte dir Wein aus Chalybon und Wolle aus der Wüste,“ sagt Ezechiel (27, 18) zu Tyrus.

280. Geschichte und Handel. Seit den ältesten Zeiten ist Damaskus ein Hauptstapelplatz des arabischen Handels, Ausgangs- und Durchgangspunkt von Karawanenstrassen. Bereits Dhutmes' III. Städteliste erwähnt die Stadt unter dem Namen Timasku (um 1500 v. Chr.). Etwa 300 Jahre später wird die Stadt wieder genannt in dem Berichte über Ramses' III. (um 1200) Amoriterkrieg, der vielleicht auf seinem Raubzuge die Landschaft aufgesucht, aber die Stadt nicht besessen hat. Um diese Zeit war die Bevölkerung schon aramäisch. Die Eroberung der Aramäer scheint auf friedlichem Wege durch allmähliche Einwanderung (von Nordmesopotamien her?) erfolgt zu sein. Das ganze östliche Syrien vom Euphrat bis zur Gegend von Damaskus scheint bis um 1200 vollständig aramäisiert zu sein. Bald wurde das Aramäische die allgemeine Verkehrssprache Vorderasiens bis Aegypten. Da es mit einem rein phonetischen Alphabete geschrieben wurde, daher die Schrift leicht zu erlernen war, verdrängte es allmählich die Keilschrift. In Palästina hatte diese um 930 ihre Rolle ausgespielt; die Meschastele ist bis jetzt das älteste Denkmal des westsemitischen Alphabets; aber es führen Spuren seines Gebrauches etwa ein Jahrhundert weiter zurück.

In Mittelsyrien sind die Aramäer noch nirgends vor David nachgewiesen. In Cölesyrien gewann im 10. Jahrhundert das ausdrücklich als aramäisch bezeichnete Reich von Suba grössere Bedeutung; sein König Hadad-ezer bedrängte Hamât und scheint Damaskus besessen zu haben. Zu Salomos Zeit wurde die Dynastie von Rezon gestürzt, der Damaskus zur Residenz erhob. Seit etwa 900 stand Damaskus mit Israel in einem immer nur auf kurze Zeit unterbrochenen Kriege. Schon Benhadad I. (um 900) entriss Israel die Gebirgslandschaften westlich vom oberen Jordan mit den Städten Ijon, Dan, Abel und „das ganze Land Naphtali“. Selbst der tüchtige Omri (um 890) verlor an Benhadad I. einen grossen Teil von Gilead mit der Festung Rama und musste die Anlegung einer damascenischen Handelsniederlassung in seiner Hauptstadt zugeben. Achab war glücklicher; er zwang nicht nur Benhadad II. zur Aufhebung der Belagerung Samarias, sondern be-

siegte diesen im folgenden Jahre in der Schlacht bei Aphek und nahm ihn sogar gefangen. Benhadad musste sich zu Gebietsabtretungen verstehen; wie es scheint, bot er selbst zur Erlangung seiner Freiheit die Anlage einer israelitischen Handelsniederlassung in Damaskus an (1. Kön. 20, 34). Das würde ein Beweis der hohen Schätzung eines solchen Rechtes und damit auch der Bedeutung des Handels zwischen Damaskus und Israel sein. Beiden Königen gelang hierauf 854 v. Chr., durch den grossen Bund syrischer Fürsten Salmanassars II. beabsichtigte Unterwerfung Syriens zu verhindern. Kaum war die Gefahr vorüber, so entbrannte der Kampf zwischen ihnen von neuem. Benhadad weigerte sich Rama herauszugeben; Achab fand im Kampfe vor dieser Festung, die im Besitze von Damaskus blieb, den Tod (853/2). Selbst die wiederholten Angriffe Salmanassars auf sein Reich hinderten Benhadad II. nicht, seine Eroberungsversuche gegen Israel fortzusetzen, bis sein Feldhauptmann ihn ermordete.

Die Bedrohung durch die Assyrer liessen Damaskus nicht zu umfassenden Eroberungen gelangen. Nachdem Assurnasirpal im Jahre 876 zuerst in Nordsyrien eingefallen war, begann Salmanassar II. vom Jahre 859 an systematisch die Unterwerfung Syriens zu betreiben. In diesem Jahre besiegte er zweimal einen Bund nordsyrischer Fürsten und unterwarf ihr Land. Im Jahre 854 zog er weiter nach Süden. Gegen die sichtbare Gefahr bildete sich damals ein Bündnis zahlreicher Fürsten und Mächte, dessen leitende Persönlichkeiten Benhadad, Achab und Irchulina von Hamât waren. Der erstere stellte 1200 Wagen, 1200 Reiter und 2000 Mann, Achab 2000 Wagen und 10 000 Mann, Irchulina 700 Wagen, 700 Reiter und 10 000 Mann. Salmanassar schrieb sich wohl den Sieg der Schlacht von Karkar zu, stand aber zunächst von weiteren Angriffen ab. Diese wiederholte er in den Jahren 850, 849, 846, 842, 839, mit Erfolg nur im Jahre 842 insofern, als er in einer Schlacht am Libanon Chazael besiegte und darauf zur Belagerung von Damaskus schritt, das er aber nicht einnehmen konnte. Nach diesem Erfolge warf sich Chazael, der durch Benhadads II. Ermordung sich auf den Thron geschwungen hatte, mit aller Macht auf die Hebräer. „Zu Jehus Zeit fing Jahwe an von Israel abzuschneiden“ (2. Kön. 10, 32). Chazael gewann ganz Gilead und das übrige Ostjordanland. Dann eroberte und zerstörte er die philistäische Stadt Gat, das seitdem aus der Reihe der philistäischen Fürstentümer geschwunden ist. Hierauf wandte er sich gegen Jerusalem, liess sich aber seinen Abzug durch die letzten Schätze des Tempels abkaufen.

Nicht lange währte diese Zeit der grösseren Macht. Ramman-

nirari III. nahm den Plan der Unterwerfung des ganzen Syriens nachdrücklich auf. Während eines seiner drei Feldzüge dahin (806, 805, 797) belagerte er auch den König Mari in Damaskus und zwang ihn zur Kapitulation. Er schleppte gewaltige Beute hinweg (§ 53). Seitdem erscheint Damaskus so geschwächt, dass sich Israel seiner Angriffe erwehren konnte; der König Joas (etwa 800) soll schon dreimal über Benhadad III. (etwa 790) gesiegt haben. Jerobeam II. (etwa 780) stellte die Grenze Israels wieder her „von der Strasse nach Hamât bis zum Wüstenmeere“ (= dem Toten Meere, 2. Kön. 14, 25). Mit Pekach von Israel führte Rezon von Damaskus noch einen erfolgreichen Angriff auf Juda aus, Jerusalem wurde belagert, der Hafen Aelana den Juden entrissen und Edom zurückgegeben. Auf das Hilfegesuch des Königs Achaz von Juda zog Tiglat-Pileser III. gegen Damaskus, eroberte es nach längeren Kämpfen, plünderte es aus, liess seine angesehensten Bewohner nach Qir (in Armenien?) fortführen und fügte das Gebiet dem Assyrischen Reiche ein (732).

Ueber den Handel von Damaskus ist im einzelnen leider auch wenig bekannt. Die Aufrichtung des grossen Assyrerreiches konnte dem Landhandel nur förderlich sein; die Politik wurde mannigfach bestimmt durch die Rücksichten auf den Handel, namentlich in Syrien, gegen die phönizischen Städte, gegen die arabischen Fürsten. Ueber den Handel der Aramäer vgl. § 139 Anfang.

Die Bedeutung des aramäischen Handels macht erst recht verständlich, warum Benhadad I. seinem Gegner Omri die Gewährung der Handelsniederlassung in Samaria als Friedensbedingung auferlegte. Dass unter den in § 139 genannten Handelsplätzen Damaskus obenan stand, beruhte nicht sowohl auf der politischen Macht seiner Könige als auf seiner Lage an den Handelsstrassen nach Arabien, nach dem Orontes und Euphrat, nach den phönizischen Seestädten, nach der Ebene Jesreel und Aegypten. Dazu kam in der Perserzeit noch die Strasse über das aufblühende Tadmor nach dem Euphrat. Die Aramäer erscheinen auch vorzugsweise als die Kaufleute des Perserreiches.

